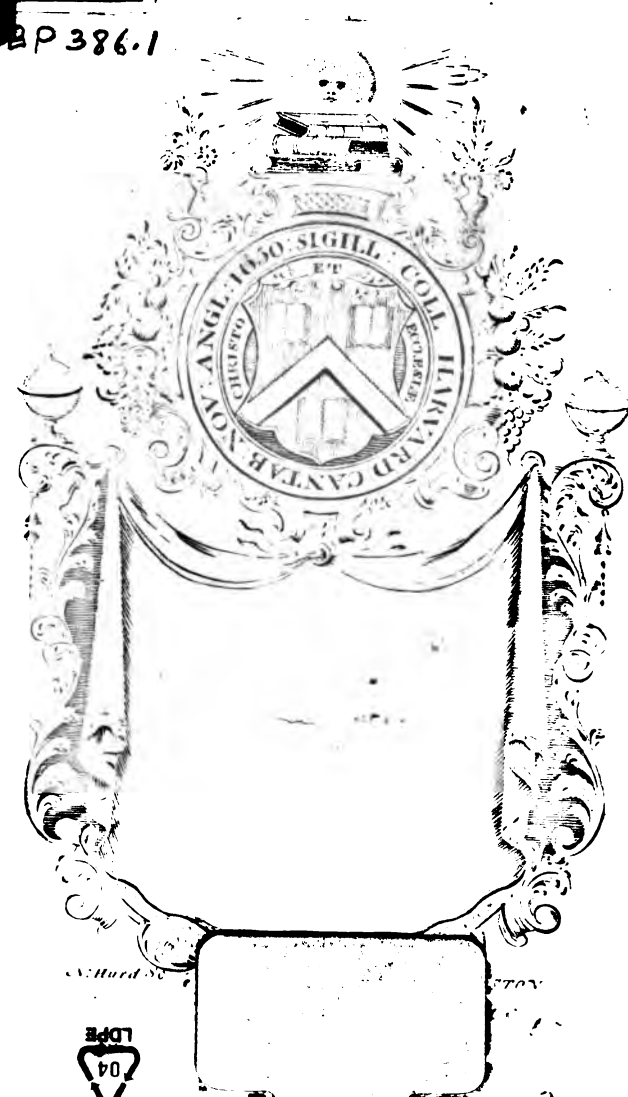
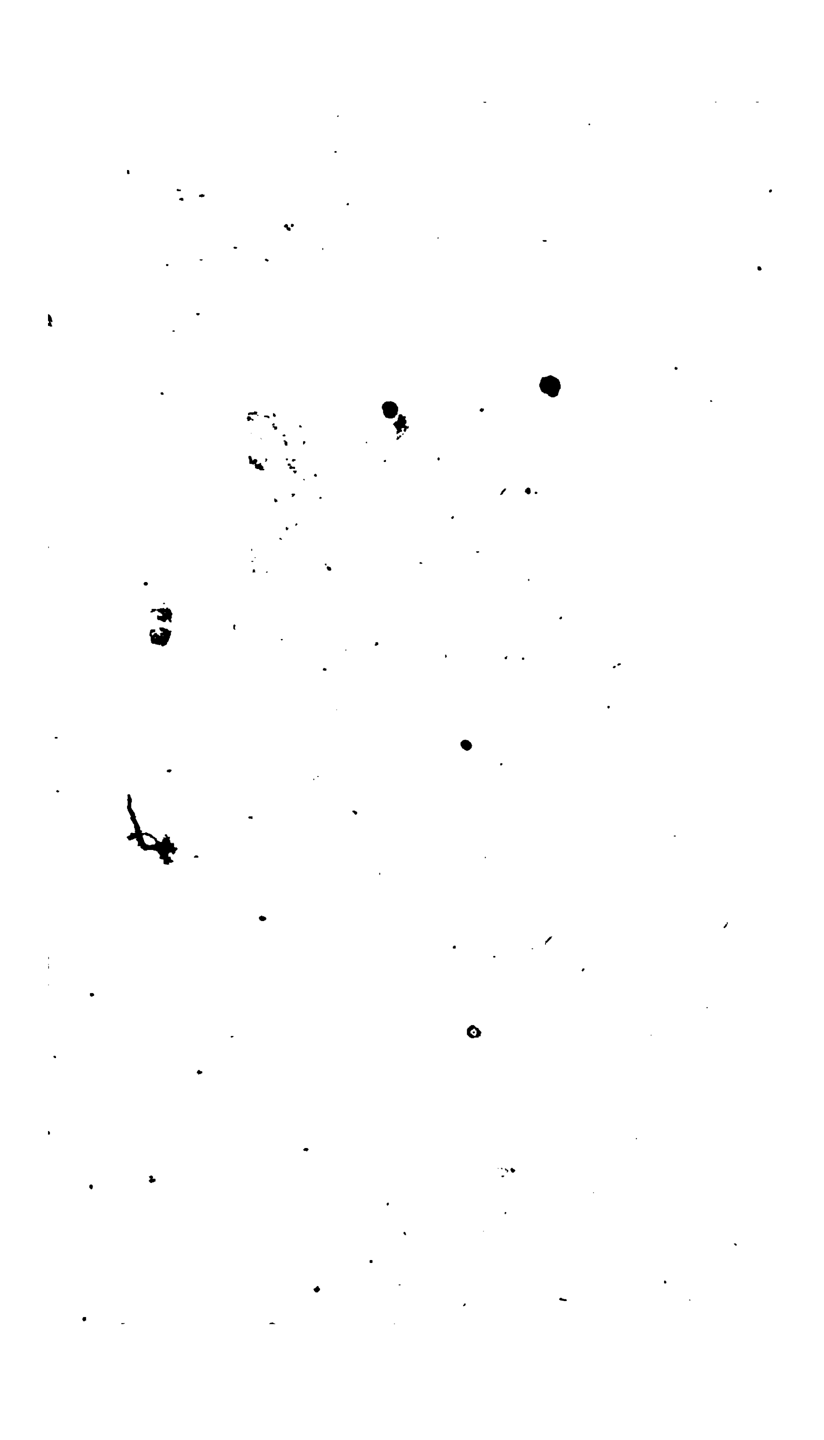
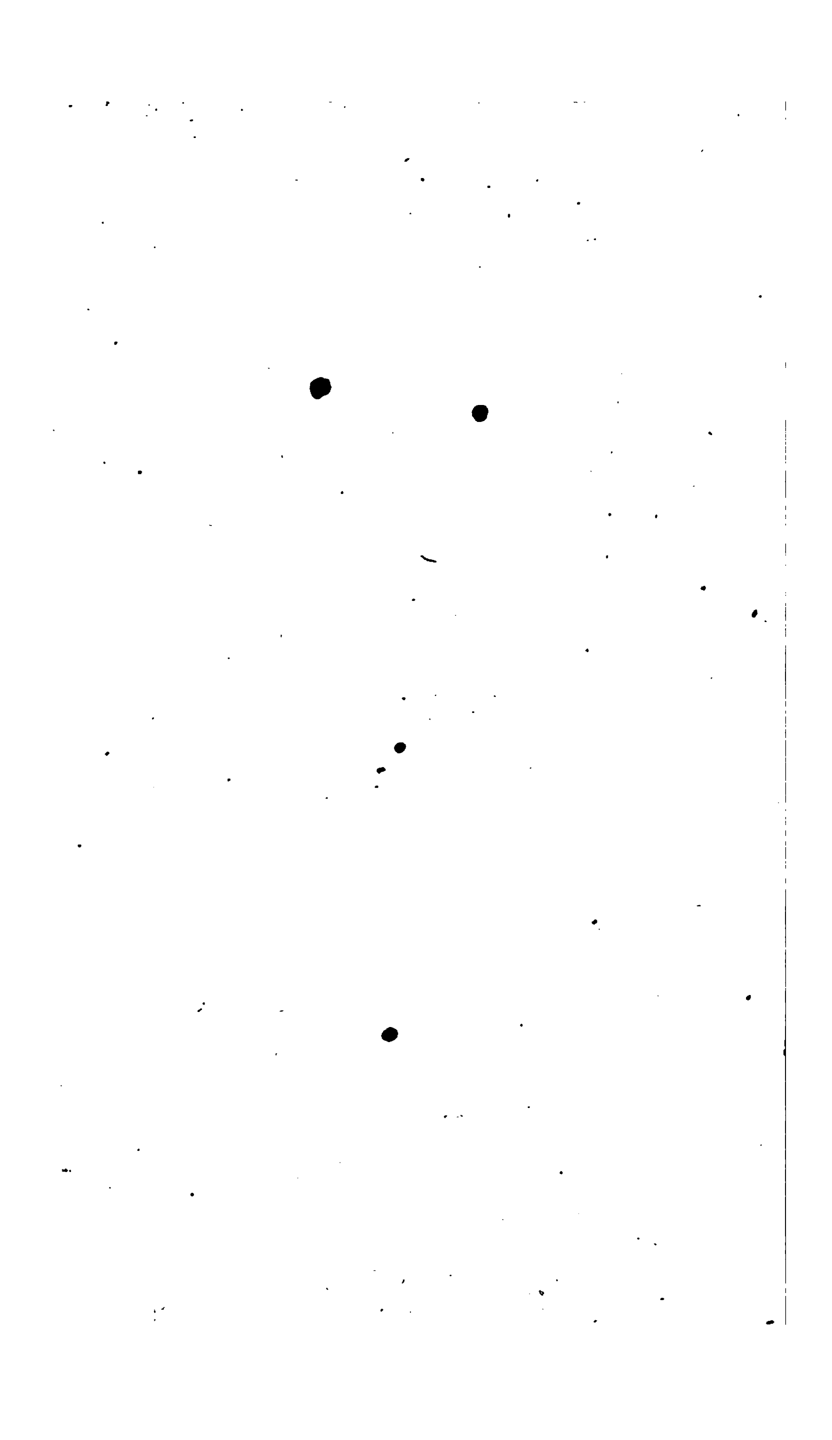
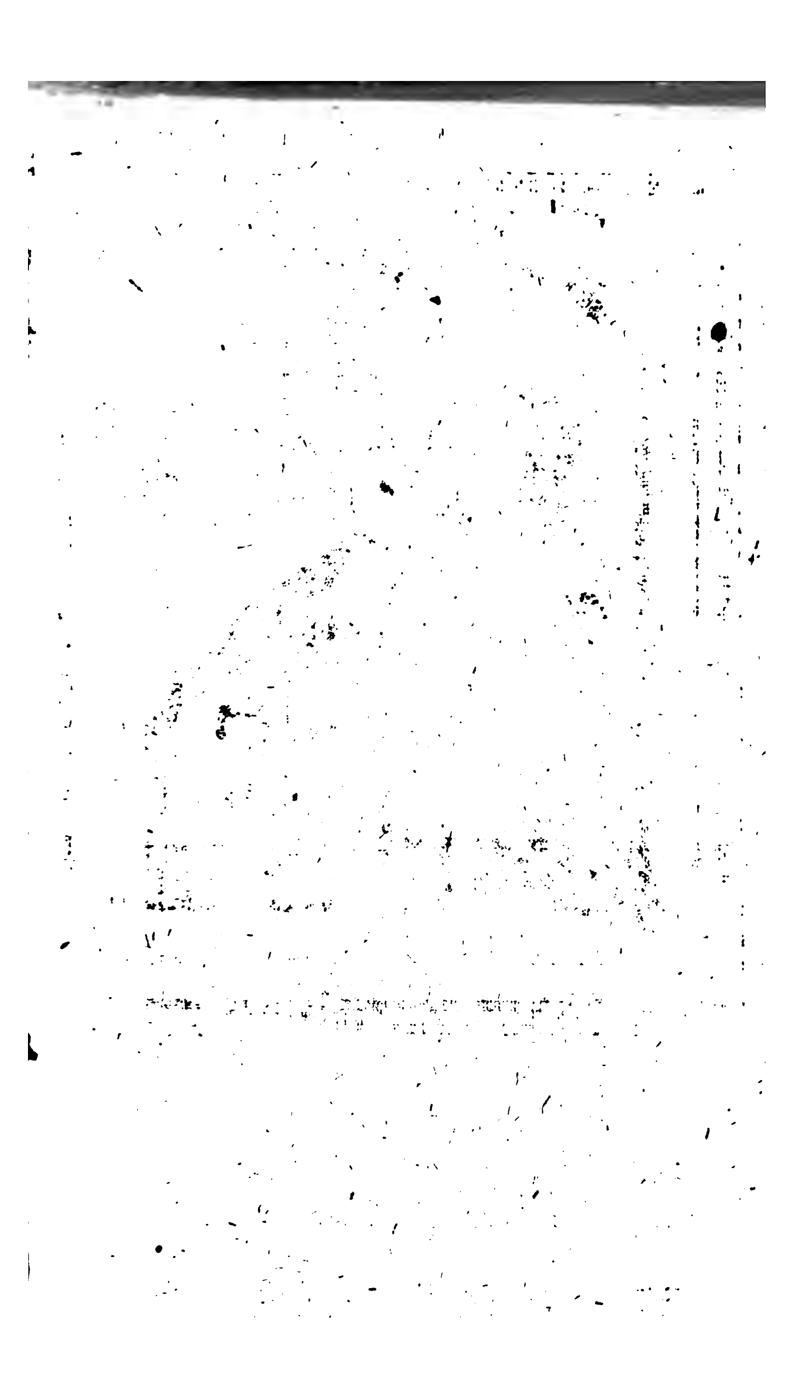

LIBRARY
VQ F


SIGILL: COLL: HARVARD CANTAB: NOV: ANGL: 1650
CHRISTO ET ECCLESIAE








Joh. Jacob Zimmermann.
öffentlicher Lehrer der Got-
tesgelarheit zu Zürch.

Zuverläßige Nachrichten

von dem gegenwärtigen Zustande, Veränderung und Wachsthum der Wissenschaften.



Hundert ein u. achtzigster Theil.

Leipzig, 1755.
in Joh. Friedr. Gleditschens Buchhandlung.



I.

Della Litteratura Veneziana.

das ist:

Acht Bücher von dem Zustande der Wissenschafften zu Venedig, ausgefertigt von Marco Foscarini, Edeln des Raths daselbst und Procuratore. Erster Band, in Folio. V Alphabet 12 Bogen.

Es ist dieses prächtige und ansehnliche Werk überall mit großem Beyfall aufgenommen worden; verdient auch solchen, und wird sich jederzeit darinne erhalten. Denn es steckt voll artiger, seltener und wichtiger Nachrichten, die Geschichte der Wissenschafften in Venedig, und überhaupt in ganz Italien betreffend; daher sich Liebhaber solcher Art von Untersuchungen daran nicht werden satt lesen können. In gegenwärtigem ersten Bande stehen die vier ersten Bücher. Das erste davon hat die Aufschrifft: Leggi oder Gesetze, und handelt von dem Ursprunge und Fort-

gange der Gesetze, auch der damit verknüpften Rechtsgelahrheit zu Venedig. Das zweyte heist Cronache, und gehet die ältern und neuern Chroniken der Stadt Venedig durch, die noch in Handschrifften verborgen liegen und nie gedruckt worden. Das dritte, Istoria Veneziana genannt, beleuchtet und beurtheilet die gedruckten Historicos dieses Staats, insonderheit die einheimischen, alsdenn diejenigen, welche von dem Staate dessen Geschichte zu beschreiben gedungen worden sind; und endlich führt es diejenigen Venetianer auf, welche sich um ausländische Geschichte verdient gemacht haben. Die Größe des Werkes und die Menge der reitzenden Nachrichten, von denen die einen den andern den Werth streitig machen, verursacht, daß wir es nur eilfertig durchlauffen und vieles beträchtliche überschlagen werden. Dasjenige, was ausgezogen und beygebracht werden soll, ist so beschaffen, daß es von dem was wir nicht berühret, einen Begriff machen und belehren kan, was man in demselben zu suchen habe.

Das erste Buch betrifft die Rechte und die Rechtsgelahrheit. Hier wird also von den Assisis hierosolymitanis oder demjenigen Rechte gesprochen, welches unter den Franken wehrend deren Herrschaft im gelobten Lande, im XII. und XIII. Säculo statt hatte, und daran auch die mit ihnen Gewerbe treibenden und unter ihnen wohnenden Venetianer Theil

nah=

nahmen. Ferner von den Usanze di Romania, das ist denenjenigen Gesetzen und Verfügungen, welche von den Franken, die zu Anfangs des XIII. Säculi Constantinopel eroberten, und das griechische Reich auf eine geraume Zeit zerstörten, getroffen wurden. Weil die Venetianer hauptsächlich die Hand in diesem großen Spiele hatten, so führten sie auch ihre Landsgesetze zu Constantinopel, und in den von ihnen eroberten Theilen des griechischen Reiches ein; doch so, daß sie solche nach der Art des Volkes und den sonst daselbst üblichen Herkommen und Gesetzen bildeten. P. 14 sq. wird erwiesen, daß die Venetianer schon in der Mitte des XI. Säculi ein eignes, von dem rhodischen und barcellonischen unterschiedenes Seerecht gehabt haben; dessen Geschichte der Verfasser kürtzlich entwirft. P. 17 sq. wird die Geschichte der Stadtgesetze vorgetragen, wie und von wem sie nach und nach vermehret, verbessert und in gegenwärtige Verfassung gebracht worden sind. P. 24. wird P. Bembi Vorgeben widerlegt, als habe der nürnbergische Rath einen Gesandten nach Venedig geschickt, und um Mittheilung der dortigen Gesetze Ansuchung thun laßen, auch selbige erhalten. Der Verf. aber zeiget, daß weder ein Gesandter deswegen nach Venedig gekommen, noch die Nürnberger mehr begehrt oder erhalten haben, als die Vormundschaftsgesetze. P. 27. fängt die Abhandlung von den Verdiensten der Ve-

netianer um das jus civile und canonicum an. Es werden diejenigen welche in einem oder beyden geschickt gewest, aus den ältesten Zeiten hervorgezogen; ingleichen diejenigen Venetianer namhaft gemacht, welche in denen Zeiten, da es aufkam, daß jede italienische Stadt ihren Podesta aus einer fremden holte, ausser dem Vaterlande solche Würde hin und wieder geführet haben. P. 37. wird untersucht, auf was für einer öffentlichen Schule die jungen Venetianer sich der Rechtsgelahrheit beflißen. Der Verfasser hält dafür, sie hätten solche zu Constantinopel erlernet, weil sich nicht allein daselbst bis auf den Einbruch der Türken, viel berühmte griechische Rechtsgelehrten aufgehalten, sondern auch die Venetianer insonderheit viel beträchtliche Freyheiten genossen, welche, nach des Verfassers Gewohnheit, die Ausführung und den Erweiß der in dem Texte vorgetragenen Sätze in die Anmerkungen zu verlegen, in denselben angegeben werden. Unterdessen aber giebt der Verf. doch zu, daß auch reiche Leute ihre Kinder mögen nach Paris geschickt haben, welches geschehen seyn muß, weil man eine Bulle vom Pabst Honorius III und vom Jahr 1219. an den Patriarchen zu Grado hat, darinne verbothen wird, das Recht zu Paris zu studiren. Andere die sich nicht so weit von Hause entfernen konnten, gingen nach Ravenna, bis zuletzt im XIII. Säculo die beyden Universitäten zu Bologna und Padua, der andern Ruhm

und

und Zulauf an sich brachten. P. 41. wird die gemeine Sage widerlegt, nach welcher der zu Anfange des XIV Säculi berühmte Rechtsgelehrte, Richardus Malombra, der den Doge Dandolo zum Doctor juris gemacht, der erste unter den sogenannten Consultori del Publico, oder den rechtsgelehrten Beysitzern im Rathe gewest seyn soll; da man lange zuvor schon im XIII. Säculo (*) dergleichen Beysitzer findet. P. 46. erweist, daß das Anno 1447. geschehene Verboth, daß kein venetianischer von Adel das Recht öffentlich lehren solle, müsse aufgehoben worden, oder unter der Hand abgekommen seyn, weil man unterschiedene unter den Professoribus Juris zu Padua aus den edelsten Häusern des Staats fände. P. 51. werden die Fehler bemerkt und verbessert welche verschiedene Gelehrten in Ansehung des Bischoffs zu Gurk, Hieronymi Balbi begangen. Es geschiecht solches bey Gelegenheit der Erzehlung dererjenigen Venetianer, welche einzelne, das Recht betreffende Puncte in Schriften abgehandelt haben.

Pag. 61. stehen die Ursachen, warum seit dem XVI. Säculo die alte Jurisprudenz zu Venedig nicht so eifrig mehr wie sonst getrie-

(*) Das ist ein altes römisches Herkommen. Die Prätores hatten ihre Assessores, die sie in zweifelhaften Aussprüchen um Rath fragten. Die neuern oder christlichen Griechen haben sie in allen ihren Gerichten beybehalten, und solche παρέδρους genennet.

ben worden. Es kam damals das Griechische und Lateinische empor: Man fing an, sich eines reinern und zierlichern Vortrages zu befleißigen und den Grund und Sinn der Gesetze in der Geschichte und den alten Gebräuchen aufzusuchen. Das muste freilich die alte Rechtsgelahrheit, welche ohne dergleichen Hülfsmittel, aus eignem Kopfe, vermittelst einer guten Gabe von Spitzfindigkeit, in einem ungekünstelten und ungestalten Vortrage, die Gesetze ausgelegt hatte, verächtlich machen; zumal da man mehr nach den Landesgesetzen als nach dem römischen Rechte zu verfahren pflegte, und, wie in allen freyen Staaten, die Klagesachen mehr mündlich als mit der Feder abgethan wurden. Man ließ aber darum die durch den Alciatus auf einen bessern Fuß gesetzte Jurisprudenz nicht liegen: vielmehr hat man deren Aufnehmen dem Staate zu Venedig insonderheit zu danken, welcher die aus Griechenland flüchtenden Gelehrten, in der Mitten und zu Ende des XV. Säculi, und zugleich mit ihnen unter andern Büchern die sie mit sich brachten, auch die Basilica und andere griechische Auszüge aus den alten Jctis aufnahm. Bey der Gelegenheit kommt der Verfasser auf den ansehnlichen vom Cardinal Bessarion dem Staate geschenkten Vorrath von griechischen Handschriften, und untersucht zugleich die Wahrheit einer Sage, womit sich die Gelehrten seit geraumer Zeit tragen, als habe der spanische Abgesandte

Kai-

Kaiser Carl des V. zu Venedig, Don Diego Urtado Mendoza, der bessarionischen Bibliothek viel entwandt und dasselbe mit sich nach Spanien genommen. Es wird solches als eine eitle Verläumdung geleugnet, weil aus den noch vorhandenen eigenhändigen Verzeichnissen der vermachten Bücher des Cardinals, und deren Vergleichung mit dem gegenwärtigen Vorrathe erhelle, daß ausser einem einzigen Codice, der von Leonis Allatii Erben nicht wieder eingeschickt worden, nichts mangle. Mendoza habe ganze Schiffe voll v. griechischen geschriebenen Büchern vom türkischen Kaiser geschenkt bekommen, und solche nach Venedig, von da aber weiter nach Spanien bringen laßen. Auch habe er sich zu Venedig Schreiber gehalten, die aus Bessarions Codicibus ihm Abschriften machen müssen; ab'r entwendet habe er nichts. Bey der Gelegenheit werden allerhand Nachrichten, die bessarionische Bibliothek, die aus derselben ans Licht gestellten Bücher, und die Gewohnheit damaliger Zeiten, da die italienischen Herren und Staaten sich alte Manuscripte zur Abschrift von einander ausbathen und erhielten, und endlich diejenigen betreffend, welche aus andern Landen nach Venedig gekommen, von dasiger Bibliothek Gebrauch zu machen, beygebracht. Weil dieser erste Abschnitt eigentlich den Rechten gewidmet ist, so gehören insbesondere hieher Viglius von Zwichem und Gregorius Haloander, deren jener in der Ab-

sicht des Theophili paraphrasin zu collationiren, dieser aber wegen der Novellen nach Venedig gereiset.

Von p. 85. biß zu Ende des ersten Buches, das ist biß pag. 104. wird von dem berühmten Fra Paolo Sarpi gehandelt, und viel merkwürdiges von ihm beygebracht. So wird z. E. untersucht: ob die anscheinend unmäßigen Lobeserhebungen die man ihm beygelegt, gegründet oder Schmeicheleyen gewest? wie weit er es ausser dem Jure canonico, darinne seine Stärke bestand, in andern Wissenschaften, als der Physic, Mathematick u.s.w. gebracht habe? Denn man hat ihn für den Erfinder des Thermometri, des Umlaufes des Blutes, der Staticæ sanctorianæ und anderer Dinge mehr machen wollen. Pag. 87. wird gewiesen, daß er Anno 1588. bey Gelegenheit der Erörterung der Freyheiten der gallicanischen Kirche, auf dem Reichstage zu Bloys angefangen, sich auf das geistliche Recht zu legen. Pag. 88. werden Fabricius und der P. Richard Simon widerlegt, welche das Buch de Beneficiis seinem wahren Verfasser dem P. Paul haben nehmen, und solches dem P. Fulgentio Micanzio zuwenden wollen; weil in gedachtem Werke des Pabstes Urbani VIII. gedacht wird, der doch erst nach dem Absterben des P. Paul Sarpi zu solcher Würde gelanget. Es wird aber erwiesen, daß diese verdächtige Stelle ein Zusatz von fremder Hand, und in der noch vor-

han-

handen seyenden Urschrift nicht anzutreffen sey. Pag. 91. wird ihm das Buch Squitrinio della liberta originaria di Venezia, welches vor 100 Jahren Aufsehen machte und mehr als einem Verfasser muthmaslich beygelegt wurde, abgesprochen; und zwar aus dem Grunde, weil man einen eigenhändigen Aufsatz einer angefangenen Widerlegung desselben vom P. Paul hat, und überdem der Verfasser gedachter Schrift seine Urkunde in den Grundsätzen des venetianischen Staates allzusehr bloßgegeben. Pag. 94. wird von Dominico Molino, einem wegen seiner Gelehrsamkeit berühmten Rathsherrn gesprochen, von dem die Rede geht, er habe an einigen dem P. Paul beygemessenen Schriften mehr Antheil als dieser. Pag. 96. kommt der Verfasser auf P. Sarpi Briefe, an auswärtige Gelehrte, worunter die an den le Chasseur die meisten und wichtigsten sind, und meistentheils das Jus Canonicum betreffen. Man hat auch italienische Briefe die auf Veranstaltung des Dan. Dolci, nicht zu Verona, wie auf dem Titel steht, sondern zu Genev herausgekommen. Sie sind den Gelehrten nicht gar zu richtig vorgekommen. Hr. Foscarini hält dafür, ursprünglich rührten zwar solche Briefe vom Sarpi her, sie wären aber von ihm lateinisch geschrieben worden, hernach habe sie ein des Italienischen nicht recht kundiger Franzose übersetzt, und mit seinen Zusätzen verfälschet. Solches erweist er ins

sonderheit aus der Ungleichheit des Ausdruckes, die sich in diesen Briefen und den übrigen italienischen Aufsätzen des Serviten hervorthut. Pag. 98. kommt der Verfasser auf die Schriften, mit welchen elende Schriftsteller unter der Aufschrift eines so berühmten Namens, als Sarpi ist, Ruhm haben erjagen wollen. Dahin gehören die italienische Uebersetzung und Anmerkungen zu einem englischen Buche des Eduin Sandis, von dem Zustande der Kirche in Westen; davon Jo. Diodati der Urheber seyn mag. Anderer Schriften mehr zu geschweigen, die unter Sarpi Namen öffentlich oder im Dunkeln herum wandeln. Endlich wird das erste Buch mit den Namen der vertrauten Freunde des Sarpi beschlossen. Daß aber der Verfasser den Anfang des XVII. Säculi nicht überschreitet, ist seinem Vorsatze und durchgängigen Aufführung gemäß. Von alten Zeiten kan man viel sagen, dessen sich niemand annimt. Die neuste Geschichte aber läst sich ohne Anstoß weder schreiben, noch lesen. Jedoch so sehr dergleichen Vorsicht den gegenwärtigen nützlich und nöthig ist; so sehr benachtheilt sie die Nachkömmlinge und die Geschichte.

Das zweyte Buch handelt von den Chroniken des Staats zu Venedig, die noch nie gedruckt worden. Man hält gemeiniglich des Doge Andreas Dandolo Annales für das älteste Buch von der Art. Doch man hat noch ältere, vornemlich den Anonymum Gra

den

denſem, der im Jahr 1045. aufhört, und vom Ughelli bey Gelegenheit des Patriarchatus aquilejensis oft citirt wird. Ein paar Stellen haben die Gelehrten auf die Gedanken gebracht, Joannes Sagorninus ſey der Verfaſſer. Er iſt es aber nicht. Hier wird untersucht, ob Dandolo alles aus ihm genommen habe? Das Beſte an ihm iſt, daß er eine vollſtändige Liſte der aquilejanischen Patriarchen ertheilet, und die wahren alten Namen der 12 Inſeln, welche heut zu Tage die Stadt Venedig ausmachen, von denen pag. 109. gehandelt wird, angiebt. In eben dieſelben Zeiten gehören Zeno, Abbas Lidenſis und Dominicus Rinus, der eine Erzehlung von den damaligen Gebräuchen bey Erwehlung eines Dogen hinterlaßen. Zum Jahre 1200 gehört der ſogenannte Anonymus Altinenſis. Sein vorzügliches beſteht darinne, daß er ein richtiges Verzeichniß der Biſchöffe von Torſello, Udine, Grado, und der Patriarchen von Aquileja giebt, ſich auch bey den Sachen von Udine am meiſten aufhält. Unter die alten Chroniſten gehören auch Fortunatus archidiaconus Gradenſis und Marſilius Georgius, der Anno 1242. als Bailo in Syrien ſtand. Er muſte auf Befehl des Staates die Geſchichte, ſo ſich ein Jahrhundert zuvor biß auf ſeine Zeiten daſelbſt zugetragen hatten, verzeichnen, hat aber weiter nichts gethan, als alte Denkmale geſammlet, die andern in Ordnung gebracht, und daraus

einen

einen zusammenhangenden Vortrag verfertigt. Wenige Jahre darauf setzte Petrus Justiniani seine beliebte und hochgeschätzte venetianische Geschichte in lateinischer Sprache auf. Pag. 116 sqq. werden die Geschichtschreiber durchgegangen, auf die sich Dandolo beruft, welche hier zu wiederholen zu weitläuftig fallen würde. P. 119. wird bemerkt, daß der ungenannte Verfasser der Abhandlung de auctoribus ab Andrea Dandulo laudatis in Chronico veneto, welche im XXV. Tomo Scriptorum rerum italicar. Muratorii steht, den Martinus Sanutus Torselli, den ältern, übergangen, aus dem doch Dandolo vieles genommen (*). Pag. 121. werden die Händel der Franken, und insonderheit des Doge Henrich Dandolo mit dem Kaiser Alexio berührt. Pag. 122. will er den so genannten monachum paravinum, der vom Hetzelin gute Nachrichten ertheilet hat, zu einen Venetianer machen. Pag. 125. kommt der Verfasser auf den Doge Dandolo selbst, dessen Aufrichtigkeit, Unpartheiligkeit und Sorgfalt alles mit Urkunden zu belegen, der Verfasser sehr rühmet. Er geht biß auf das Jahr 1282. und hat auſ-

ser

(*) Es steht dieses Marini Sanuti Geschichte der Kriege der Franken mit den Sarazenen und Tür en im gelobten Lande, in des Bongarsii gestis Dei per Francos, und ist, ob sie gleich im barbarischen Latein geschrieben worden, dennoch nechst dem Wilhelmo Tyrio die wichtigste, glaubwürdigste und vollständigste unter allen ihrer Art.

ser der größern Chronik, darinne er auch ausländische Sachen mitgenommen, einen kleinen Auszug daraus gemacht, und die fremden Dinge und alle Urkunden weggelaßen. Es wird von ihm auch noch ein Werk unter dem Namen Oceanus historicus angeführt, welches aber nach des Verfassers Erachten nichts anders als die größere völlige Geschichte in vier Büchern ist.

Pag. 132. kommt der Verfasser auf die Geschichtschreiber, die nach Dandolo gearbeitet haben, nemlich die beyden Großkanzler Benintendi de' Ravignani und Rafael Caresini. Doch wird über den Mangel gelehrter und geschickter Geschichtschreiber die ganzen drey Säcula hindurch bis auf Sabellicum geklagt, der sich auch selbst überall muß vorwerfen laßen, daß er die venetianischen Geschichte mehr befleckt und verwirrt, als beschrieben habe. Es fehlt zwar nicht an Chroniken besagte Zeit hindurch. Man hat deren eine große Menge: aber ihr Vortrag ist pöbelhaftig und leer von politischer Klugheit; ihre Wahl der Geschichte ohne Geschmack, ihr Ansehen unzureichend; und aus dem gesammten Haufen kan man nicht eine rechtschaffene Geschichte zusammen bringen. Doch sind sie nicht zu entbehren, ob es gleich viel Mühe kostet, aus ihnen die verwirrt vorgetragenen und einander widersprechenden Nachrichten zu entwickeln und zu berichtigen. Hätte sich Sabellicus nicht für dem barbarischen Lateine sol-

cher Geschichtschreiber, und für der Mühe sie zu untersuchen gescheuet; so würde er etwas klügers zu Markte gebracht haben. Nachdem man aber die Zärtlichkeit und den Eckel gegen den rauhen Vortrag der mittlern Zeiten abgelegt, und die Deutschen zuerst, alsdenn auch die Franzosen angefangen, Scriptores rerum ans Licht zu stellen; so haben endlich auch die Italiener und unter ihnen die Venetianer, wiewohl etwas späte, diesen Beyspielen nachgefolget. Von p. 141. biß p. 150. findet man eine Nachricht von den Scriptoribus rerum venetarum, die das XIV. und XV. Säculum betreffen. Pag. 151. wird von dem berühmten Codice Trivigiano Nachricht gegeben, welches eine Sammlung von 270 Stück alter venetianischer Urkunden vom Jahr 700 bis 1394. ist; und zugleich wird der gemeine Irrthum widerlegt, als hätten die öftern Feuersbrünste und die Sorglosigkeit in Verwahrung öffentlicher Schriften, einen unersetzlichen Verlust und allgemeinen Mangel derselben verursacht. Pag. 161. werden aus dem XVI. Säculo Barbarus Arianus, Augustinus de Augustinis, und einigen zu Folge auch Daniel Barbarus als venetianische Geschichtschreiber angeführt. Doch in Ansehung des letztern zweifelt der Verfasser, ob dasjenige Werk wirklich von ihm sey, das man ihm zuzuschreiben pflegt. Es geht bis Anno 1501, um welche Zeit Foscarini das Ende der alten Geschichte setzet. Er gesteht,

daß

daß die sogenannte Chronica Danielis Barbari so vollständig als irgend eine alte sey; daß sie in einem reinern und zierlichern Vortrage abgefaßet worden; daß sie sorgfältig Zeit, Ort und Menschen benenne; daß sie insonderheit den sehr dunkeln Zeitpunct von 1296. an, in ein gutes Licht setze, die Geschichte der Welfsen und Weibelinger, die sich um die Zeit auch in Venedig, doch ohne Nachtheil der gemeinen Ruhe einschlichen, berühret; daß sie die Personen nach dem Exempel der alten Redner auftreten und ihre Meinungen aus dem Belangen des Staates behaupten laße; daß sie den Leser auf die Ursachen, Gründe und Absichten der Handlungen führe; mit einem Worte, der Roheit der vorigen Zeiten so unähnlich, als dem Witze und der Gelehrsamkeit des angegebenen Verfassers ähnlich sehe. Nur stößt sich Herr Foscarini daran, daß Daniel Barbarus, so viel man von ihm weiß, sich nie mit dergleichen Arbeit beschäftiget hat, noch auch seine ganz verschiedenen Studien ihm Zeit mögen gelaßen haben, an Ausarbeitung einer venetianischen Geschichte zu denken.

Nunmehr kommt der Veerfaßer p. 168. auf diejenigen noch ungedruckten Schriften, in denen einzelne Stücke der venetianischen Geschichte vorgetragen werden. Allhier stehen Anfangs diejenigen, welche von venetianischen Heiligen, von Gräbern, Klöstern, Kirchen und deren Vorstehern, Bischöffen und Geistlichen Nachricht gegeben. Pag. 176.

werden diejenigen erwehnt, welche ohne Ordnung der Zeit oder Zusammenhang zu beobachten, venetianische Merkwürdigkeiten unter gewisse Titel gebracht, u. p. 177. diejenigen welche venetianische Tagebücher gemacht haben. Pag. 181. geht der Verfasser die venetianischen Adelsbücher durch; insonderheit aber hält er sich p. 185. bey Marco Barbaro auf, der das richtigste und vollständigste in dieser Art geliefert. Auf die edlen venetianischen Häuser kommen p. 188. die Register und Stammbücher der berühmten venetianischen Bürgerhäuser. Pag. 190. thut der Verfasser einen Vorschlag, wie aus dem reichen Vorrathe venetianischer Geschichtbücher, eine vollständige, zuverläßige und kunstmäßig ausgearbeitete Geschichte könne zusammengebracht werden; das Urtheil das er daselbst von den vier vornehmsten venetianisch. Geschichtschreibern fällt, ist folgendes: Dandolo ist wegen seines Alterthums hoch zu schätzen, Monaci wegen seiner Nachrichten von Candia, Sanudo weil er am vollständigsten ist, und Morosini, weil er vieles nachgeholt hat, das seine Vorgänger überschlagen. Aber hinwiederum sind beym ersten die Nachrichten zu kurz, zu allgemein, und nicht genugsam bestimmt. Der zweyte ist nicht recht in den Zeiten richtig, hat auch nicht allemal aus den besten Quellen geschöpft. Eben dieses hat man auch am dritten auszusetzen: und der vierte leistet dir Gewehr solcher Nachrichten, die ihm eigen

eigen sind, nicht, indem er seine Gewehrleute verschweiget. Mit den drey erstern kan man bald fertig werden. Dem Dandolo geben die häufigen und gelehrten Anmerkungen, womit man ihn in den neuern Zeiten ausgeziehrt hat, ein grosses Licht. Zu Berichtigung der Zeitrechnung des zweyten gehört mehr Fleiß als Wissenschaft. Die gemeinen ungegründeten Sagen, die sich beym dritten häufig finden, auszumerzen, darf man nur gute Geschichtschreiber zu Rathe ziehn. Aber des vierten eigene Nachrichten zu prüfen, will schon was mehrers sagen.

Pag. 198. bleibt der Verfasser bey den venetianischen Geschichtschreibern der sogenannten heiligen Kriege, daran die Venetianer einen sehr grossen Antheil hatten, stehen. Pag. 200. berührt er die Verdienste der Venetianer um das sechzigjährige fränkische Reich zu Constantinopel, davon man keine bessern Nachrichten als vom Villeharduino und dessen Ausleger dem Du Cange hat. Doch verhehlet er p. 201. nicht, was er an dem letztern auszusetzen findet. Pag. 202. schreitet er zu den langwierigen und blutigen Kriegen der Venetianer mit den Genuesern fort, und bemerket, daß man ausser dem ersten, dem siebenden und dem letzten Kriege, wenig von den übrigen bey venetianischen Schriftstellern aufgezeichnet finde. Er giebt davon die Ursache an, und berichtet weiter, daß Nicephorus Gregoras den fünften Krieg, der von Anno

 1349

1349 an, ganzer fünf Jahr währte, in einer eignen noch zur Zeit ungedruckten griechischen Geschichte beschrieben habe, die viel merkwürdiges enthalte, und in der bessarionischen Bibliothek aufbehalten werde. Mit p. 203. tritt die Verwickelung der venetianischen Geschichte mit der ottomannischen auf. Doch klaget der Verfasser, daß die einheimischen Geschichtsbücher gar wenig davon berichten, sich aber um desto mehr bey den Unruhen in der Lombardey aufhalten, welche p. 208. vorgenommen werden. Es würde zu weitläuftig fallen, die wichtigen Begebenheiten die der Verfasser berührt, anzugeben, und die Urtheile die er von jedem Schriftsteller fället, worinne solcher geirret, oder etwas vorzügliches habe, zu wiederholen. Wir müssen uns begnügen, nur den Hauptinhalt des Werkes kürzlich anzuzeigen, und dessen Spuren zu verfolgen. Liebhaber nicht nur der gelehrten, sondern auch der bürgerlichen Geschichte, werden mit ihm zufrieden seyn. Der Endzweck des Verfassers geht überhaupt dahin, demjenigen, der die venetianischen Geschichte möchte gründlich untersuchen oder auch beschreiben wollen, die Quellen anzuzeigen, aus welchen er schöpfen müsse; darunter er insonderheit die Schriftsteller anderer ital. Staaten, die mit dem venetianischen im Kriege oder Frieden und Bündniß gestanden, anpreiset. Pag. 211. tringt er auf die geographische Kenntniß, und bringt unterschiedenes von der alten Beschaffenheit

senheit der Sümpfe bey, in welchen Venedig liegt, ingleichen von dem alten Bisthume Olivola und den übrigen des gesammten Aestuarii. Pag. 222. wird denenjenigen ihr Irrthum benommen, welche dafür halten, die Einrichtung des venetianischen Staates und ihre Gesetze, wären auf einmal durch eines Menschen klugen Rath und Angeben entstanden, da sie doch vielmehr die Zeit und Erfahrung zum Erfinder haben, und allmählig, ohne daß man sagen kan, wenn und wie, die gegenwärtige Vollkommenheit und Gestalt erhalten haben. Pag. 225. erwehnt er einige Sammlungen alter Verordnungen und Gesetze, und zeiget deren Nutzen in den Geschichten an. Zuletzt giebt er den venetianischen Geschichtsforschern die Lehre, ausländischen Scribenten nicht völlig zu trauen, iedoch solche nicht ganz aus den Augen zu setzen, indem sie vielmals zufälliger Weise wichtige Dinge sagen, die man bey einheimischen vergeblich sucht. Er ermahnet sie p. 226. die von den meisten venetianischen Historicis so sehr verabsäumte gelehrten Geschichte nicht zu vergessen, weil dieselbe von dem Ursprunge und den Schicksalen vieler Künste und Erfindungen, welche in das allgemeine Beste auf eine sichtbare Weise wirken, Nachricht giebt. Hiermit beschliesset der Verfasser das zweyte Buch.

Im dritten Buche wird zwar der Inhalt des zweyten nur fortgesetzt; iedoch mit einigem Unterschiede. In jenem wurde nur von

Chroniken, das ist solchen Geschichtsbüchern gesprochen, welche ungelehrte Leute auf eine etwas rohe Art zusammen getragen haben. Das dritte aber handelt von denenjenigen, welche in aufgeklärten Zeiten, mit mehrerer Kunst und größerm Vorrathe von Gelehrsamkeit, Fleiße und Hülfsmitteln, meistentheils auctoritate publica, als in Pflicht und Sold genommene Staatsgeschichtschreiber, die venetianischen Geschichte in einer zierlichen und kunstmäßigen Schreibart vorgetragen haben. Die ersten die in diesem Stücke einen Versuch machten, waren (p. 227) Paul Vergerius, Ludovicus Foscarini und Porcellus Napolitanus (*). Pag. 229 wird von dem Ursprunge des Amtes eines Historiographi veneti und der gemeinschaftlichen Bestrebung des Flavii Blondi, Georgii Trapezuntini, Philippi Perleonis und Joannis Mariä Philelphi nach demselben gesprochen. Allem Ansehen nach würde Blondus dasselbe davon getragen haben, wenn ihn sein Ende nicht übereilt. Der erste Historiographus war also Marcus Antonius Sabellicus, der aber, weil er sich genöthigt, sahe seine Arbeit in einer Zeit von 15 Monathen zu Stande zu bringen, und zu dem die guten Qvellen weder wuste noch zur Hand

(*) Wenn wir dergleichen Namen nennen, so kan der Leser ohne weitere Erinnerung versichert seyn, daß der Verfasser in den weitläuftigen Anmerkungen viel schöne Nachrichten aus der Gelehrten Geschichte beygebracht habe.

Hand hatte, sondern sich an einigen wenigen unangesehenen und unzuverläßigen Chroniken begnügen ließ, nothwendig etwas schlechtes und übereiltes hervorbringen muste. Dennoch aber ist er mehr als 200 Jahre hindurch bey den Ausländern in dem Ansehen des besten venetianischen Geschichtschreibers gestanden. P. 234. wird von Coriolano Lippico Dalmata Nachricht gegeben, dessen Buch de bello asiatico Sabellicus fleißig gebraucht hat. Pag. 237. wird von Sabellici übrigen historischen Büchern auch nicht gar vortheilhaftig gesprochen. Ob nun gleich Sabellicus der erste öffentliche Geschichtschreiber gewest, so ist er darum doch nicht der erste, der die venetianischen Geschichte in einem reinen Vortrage abgehandelt hat.

Pag. 251. wird von Andrea Novagero geredet, der des Sabellici Nachfolger in dem Amte eines öffentlichen Geschichtschreibers war, auch lange Zeit an der venetianischen Geschichte arbeite, aber auf seinem Todbette seine Arbeit ins Feuer warff; daher man nicht sagen kan, wie sie beschaffen gewest sey. Hierauf folgte Petrus Bembus welcher die venetianische neuere Geschichte von der Zeit an, wo Sabellicus aufhört, bis 1517. erstlich lateinisch beschrieben, alsdenn aber selbst italienisch übersetzet hat. Ist an derselben auszusetzen, daß sie zu trocken ist; so entschuldigt ihn der Verfasser damit, daß Bembus als ein Geistlicher, in die geheimen politischen

Absichten keine Einsicht, noch auch Zugang zu den Archiven gehabt habe folglich alles aus den Nachrichten gemeiner Leute nehmen müssen. Pag. 254. wird untersucht: ob Daniel Barbarus zwischen Bembo und Ludovico Contareno das Amt eines Historiographi veneti geführt habe? Es kan allerdings wohl seyn, daß Barbarus sich dazu bestellen laßen. Man hat noch einen italienischen Aufsatz von ihm, darinne er die Geschichte der zwey nechsten Jahre nach dem Beschluße der bembischen Geschichte vorgetragen. Doch wird er das Amt nicht lange verwaltet haben, weil er in den geistlichen Stand trat, und der Staat in der Bestallung des Ludovici Contareni zu erkennen giebt, daß man seit langer Zeit keinen Historiographum gehabt habe. Contarenus starb zu zeitig, ehe er seinen vorhabenden Aufsatz ausarbeiten konnte. Dessen Nachfolger Philippus Paruta sahe sich also genöthigt, seine Geschichte da anzufangen, wo sie Bembus gelaßen hatte. Am Paruta schätzt man insonderheit die ausnehmende Geschicklichkeit hoch, die feinsten politischen Lehren in seine Erzehlungen einzustreuen. Nicht weniger aber bewundert der Verfasser an ihm dieses, daß, ob er gleich ausländische mit den venetianischen verwickelte Sachen mit nimmt, er dennoch die letztern nie aus den Augen läst, sondern alles auf dieselben, als den Hauptpunct kehret und wendet. Auf den Paruta folgte Andreas Morosini; und auf diesen

Ja-

Jacobus Marcellus. Jenes Arbeit, welche bis Anno 1615. geht, ist hoch zu schätzen, ob sie gleich erst nach seinem Tode, und nicht völlig ausgearbeitet herauskam. Dieser aber machte es endlich eben so, wie es Navagerus hundert Jahr zuvor gemacht hatte. Er führte das Amt eines Historiographi von 1637. bis 1650. da er verstarb. Weil der Verfasser sich vorgenommen, die neuern Zeiten nicht zu berühren, so sucht man die Nachrichten von den neuern Historiographis hier vergebens.

Pag. 260. macht der Verfasser eine wichtige Anmerkung über die häufigen Reden die man in den venetianischen Historicis findet. Es ist ein langer und ewiger Streit wegen der Reden, ob man solche in die Geschichte einflechten dürfe, und ob die alten griechischen und lateinis. Geschichtschreiber wegen des öftern Gebrauches derselben, welcher unwahrscheinlich, allzu schulmeistermäßig und gekünstelt ist, zu tadeln sind. Sie haben ihre Feinde und Vertheidiger gefunden. Der Verfasser will mit den Alten nichts zu thun haben, sondern begnüget sich nur die venetianischen Geschichtschreiber zu rechtfertigen. Es ist noch heut zu Tage der Gebrauch, daß in dem venetianischen Rathe alle Dinge von größerm Belange in Reden vorgetragen, untersucht und abgethan werden. Solche Reden schreiben die gegenwärtigen Staatsschreiber nach; oder die Herren Räthe die sie ablegen, setzen solche zu

Hause

Hause auf, entweder ehe sie solche halten, oder nachdem sie sie gehalten haben. Der Verfasser versichert von den meisten der Reden, welche man in den grösten venet. Historicis liest, daß sie nicht nach Belieben erdichtet sind, die Beredsamkeit und Einsicht des Schreibers sehen zu laßen, sondern in der That und beynahe mit eben den Worten gehalten worden. Doch will er allen dergleichen Reden das Wort nicht reden, sondern gesteht, daß einige derselben mögen erdichtet seyn: Z. E. diejenigen, welche damals sollen gehalten worden seyn, als man Anno 1206. berathschlagte, ob man den Staat von Venedig nach Constantinopel verlegen solle, welches in der Umfrage eine einzige Kugel soll hintertrieben haben. Der Verf. zeigt p. 262. daß an diesem Gerichte nichts sey. Pag. 263. vermahnt er, ausländischen Geschichtschreibern ja nicht zu trauen, wenn sie von venet. Sachen Nachricht geben und den dortigen Staatsmännern Reden in den Mund legen. Insonderheit sucht er in diesem Stücke den Guicciardini höchst verdächtig zu machen. Man findet unter andern eine Rede bey ihm, die Antonius Giustiniani Gesandter des Staats an Maximilianum I. 1509. da der Staat in den bedrängtesten Umständen war, vor dem Kaiser soll gehalten, und der Staat darinne sich zu einem jährlichen Tribut von 50000 Ducaten verstanden haben. Es mag mit der Sache wohl seine Richtigkeit haben. Unterdessen aber ist leicht

leicht zu erachten, daß ein Rathsherr von Venedig, der in dem Angesichte des Staates schreibt, und dessen Schrift durch die Censur muß, sich alle Mühe geben werde, das Andenken einer solchen Schmach auszulöschen, und denjenigen, der sie zuerst ausgebracht, heßlich anzuschwärzen. Wer dessen Gründe so wohl als mehr Umstände von einer für den venet. Staat so kützlichen Begebenheit wissen will, der kan pag. 264 sq. nachlesen.

Pag. 269. kommt er auf diejenigen Venetianer, welche die Geschichte ihres Vaterlandes aus eigenem Betrieb ohne öffentliche Bestallung entworfen haben. Der erste den er hierher rechnet, ist Andreas Mocenigo, der nicht nur den Krieg mit Bajazeth dem II. An. 1500. sondern auch insonderheit die berühmte Ligue de Cambray beschrieben hat. Es wird von diesem Werke und andern die eben denselben Gegenstand gehabt, als Coelius Rhodighinus, und in diesem Jahrhunderte der Abt de Bosc, gehandelt und geurtheilt. Pag. 274. wird von Petro Giustiniani, und pag. 275. von dem Horoscopo Veneto, wie auch der im XIV. und XV. Jahrhundert allgemeinen Schwachheit, nichts ohne Rath und Zuthun der Sterndeuter zu unternehmen, ingleichen von einigen damals angesehenen Sterndeutern gesprochen. Pag. 277. kommen Andreas Arimundus, Joannes Nicolaus Doglioni, Paulus Morosini pagna 278. der Cardinal Augustinus Valiero vor.

Mit

Mit p. 279. geht die Abhandlung von solchen venetianischen Geschichtschreibern an, welche einzelne Begebenheiten erläutert, z. E. Paulus Ramusius, der von der Eroberung der Stadt Constantinopel An. 1204. und dem daselbst angelegten fränkischen Reiche, geschrieben. Bey der Gelegenheit werden unterschiedene gute Nachrichten von Godofredi Villeharduini Werke, das Du Cange unter den Scriptoribus historiæ byzantinæ edirt hat, mitgetheilet. Pag. 283. werden noch mehr Schriftsteller benennet, welche ihre Feder mit eben derselben Geschichte beschäftigt haben. Gleichermaßen hat auch der Krieg wegen der Insel Cypern An. 1569. viel Federn rege gemacht p. 284. Pag. 288. findet man diejenigen, welche sich an den Krieg mit den Uscocchis, der in den Anfang des vorigen Jahrhunderts fällt, gehalten haben. Pag. 290. geht der Verfasser zu der Art von Schriften über, welche das Verfahren des Staates bey verschiedenen Gelegenheiten, wider die Beschuldigungen der Feinde zu rechtfertigen getrachtet. Pag. 294. nimmt er die Lebensbeschreibungen, Leichen- und Lobreden der Dogen und anderer zu Venedig berühmt gewesener Leute vor. Pag. 303. machen die Lebensbeschreibungen solcher Venetianer, welche wegen ihres guten Wandels in Ansehn und Ruff der Heiligkeit gerathen sind, einen eigenen Abschnitt aus. Pag. 305. wird insbesondere untersucht, wer der Verfasser derjenigen

gen Lebensbeschreibung Pauli Sarpi sey, welche man gemeinlich den F. Fulgentius Micanzius von Brescia beylegt. Der Verfasser spricht sie ihm ab, indem er glaubt in derselben Merkmale einer venetianischen Hand und eines Layen gefunden zu haben. Er läst sich in eine weitläuftige Untersuchung dieses Zweifels ein, und beweist seine Meinung umständlich. Der Endzweck dieser Untersuchung ist, den allzugroßen und allzuvortheilhaften Begriff den man aus besagter Lebensbeschreibung von des P. Paul Sarpi allgemeinen Gelehrsamkeit und überschwänglichen Einsicht in die tiefsten Geheimniße bisher gehabt hat, herunter zu setzen. Er beweist aus den vielen und heßlichen Schnitzern, die der Verfasser dieser Lebensbeschreibung begangen, daß sie von einem so gelehrten Manne, als der P. Micanzius war, nicht herkommen könne, sondern von einem Freunde des Sarpi aufgesetzt seyn müsse, der keine Kenntniß von den Wissenschäften gehabt, und nur vom Hörensagen eine übertriebene Hochachtung für seinen Freund geschöpft habe. Pag. 312. geräth er über diejenigen, welche gelehrter Venetianer Leben beschrieben haben. Er würde mehr in dieser Art haben beybringen können, wenn die Anlage seines Werkes ihm erlaubet, die neuern Zeiten zu berühren, da die Gelehrtengeschichte mit dem grösten Fleiße ist getrieben worden. Er zeigt bey der Gelegenheit mit vieler Einsicht die Mängel gemeiner Lebensbe-

schreibun-

schreibungen von Gelehrten an und weiset, worauf einer der ein solch Werk unternimt, insonderheit zu sehen habe. Pag. 319. wird der Urheber eines Briefes den man gemeiniglich dem Dantes Alighieri beylegt, zweifelhaft gemacht. In selbigem Briefe lautet es, als ob es damals um die Wissenschaften zu Venedig so wüste ausgesehen hätte, daß man nicht einmal den Nahmen der lateinischen Sprache hätte nennen hören. Von p. 324 an liest man Nachrichten von solchen Schriften, die das venetianische Staatswesen betreffen, und von Einheimischen herrühren. Pag. 332. treten die Ausländer auf, die ein gleiches gethan haben. Man kan leicht erachten, daß der Verfasser, da jene ihm nicht Genüge geben, an diesen noch vielmehr werde auszusetzen gefunden haben.

Mit p. 339. fängt das vierte Buch Istoria forestiera genannt an, und geht diejenigen Venetianer durch, welche sich mit Untersuchung und Beschreibung ausländischer Geschichte beschäftiget haben. Es giebt den andern sowohl an Grösse als an Menge seltener Nachrichten nichts nach. Wir sehen uns aber genöthiget, damit unsere Nachricht das Maaß nicht überschreiten möge, nur die Haupttheile desselben kürzlich anzugeben, ohne uns in Beybringung besonderer Proben und Anmerkungen einzulassen. Zuerst kommen also diejenigen Venetianer vor, welche die Kirchengeschichte sowohl des Alten, alsdann

auch

auch des N. Testaments erläutert, die Leben der Päbste, Concilia, sonderlich das tridentinische, geistliche Orden, Klöster, auswärtige Heiligen, Kirchengebräuche; ferner in der weltlichen Geschichte, die allgemeine weltl. sodann insbesondere die griechische, römische, die Kayserhistorie, die Alterthümer, Aufschriften, Münzen; weiter die neuere Geschichte von Italien, und dessen besondern Staaten, wie auch anderer ausserhalb den Alpen gelegener Länder, desgleichen der barbarischen Völker in irgend einem Theile der Welt, von dem sie etwas gelesen, oder den sie selbst betreten * oder befahren haben, die Geschichte einzelner auswärtiger so fürstlicher Personen als gelehrter Leute, und zuletzt öffentliche Gesandtschaften beschrieben haben: der eingestreuten Nachrichten von solchen, die Manuscripte in ieder Art, Münzen, Aufschriften gesammelt, alte Auctores ans Licht gestellt, durch Uebersetzungen spanischer und portugiesischer Reisebeschreibungen, den Zustand von beyden Indien unserm Europa bekannt gemacht, die türkischen Händel in ein

heller

* Da die Venetianer in den mittlern Zeiten den stärksten Handel in den Händen hatten, so ist leicht zu erachten, daß man bey ihnen viel Reisebeschreiber und Nachrichten von den entlegensten und unbekanntesten Landen damaliger Zeit, als der Tartarey, Rußland, Persien, China, rc. antreffen werde.

heller Licht gesetzt, Briefe an auswärtige geschrieben, oder von jenen erhalten haben, und noch unzählich mehr anderer wichtigen und angenehmen Nachrichten zu geschweigen, welche die enge Maaße unsers Raumes nicht leidet zu berühren. Es ist schade, daß ein so prächtig und folglich kostbares Buch in einer Sprache geschrieben ist, darinne es wenige lesen werden. Vielleicht aber hilft man diesem Uebel mit einer lateinischen Uebersetzung ab, welche schon der Cardinal Quirini gewünschet hat.

II.

Versuch einer critischen Geschichte der hebräischen Sprache, nebst einer Vorrede Hrn. Kanzler Pfaffens, herausgeben von M. Heinrich Wilhelm Clemm, Repetenden des hochfürstl. theol. Stipendii zu Tübingen. Heilbronn, 1753. in 8. 14 Bogen.

Nunmehro erhält die gelehrte Welt die Geschichte der hebräischen Sprache mit einer critischen Feder entworfen, wie uns solche der gelehrte Herr Verfasser vor einiger Zeit in einigen herausgegebenen Probebogen versprochen hatte. Er schreibt eine Geschichte. Ein Geschichtschreiber aber hat nicht nöthig, neue Erfindungen zu machen, sondern nur

das

dasjenige was schon gesagt ist, in gehöriger Ordnung, Deutlichkeit und Kürze vorzutragen. Diese drey Absichten hoffet Hr. Clemm beobachtet, und das in wenig Blättern ausgeführt zu haben, was Cappellus und Buxtorff nebst ihren Anhängern, in Folianten und Quartbänden weitläuftiger gezeigt und beschrieben. Doch verspricht er hierbey in verschiedenen Materien etwas mehr als Muthmaßungen, auch wohl neue Gründe, welche manchen streitigen Sätzen, dergleichen die samaritanische Zeitrechnung ist, ein Gewichte geben sollen. Wir wollen uns bemühen, dieses alles dem Leser kürzlich vor Augen zu legen.

Das erste Capitel handelt von den ältesten Buchstaben. Daß die Väter des menschlichen Geschlechts, welche sich auf den ebenen Feldern von Sinear niedergelassen, einerley Sprache, und zwar eben die erste und ursprüngliche, geredet haben, scheint wohl außer Zweifel zu seyn: allein das ist noch nicht völlig ausgemacht, ob man diese Sprache unter die verlohrnen zählen müsse; oder, wenn sie noch vorhanden seyn sollte, ob man sichere und zuverläßige Merkmale derselben anbringen könne. Es fehlt an alten Schriftstellern, welche mit Zuverläßigkeit gemeldet haben, ob die ursprüngliche Sprache in einigen alten Schriften aufbehalten worden. Daher muß man durch andere Gründe dieser verborgenen Wahrheit beyzukommen suchen.

Vielleicht läßt sich dieses aus alten Denkmalen, hieroglyphischen Figuren und andern Sinnbildern schließen. Denn da wir die Sprache der ersten Erfinder nicht mehr reden können, so müssen wir aus ihren Schriften, oder in Ermangelung derselben, aus ihren hinterlassenen Schildereyen klug werden. In den Zeichen des Thierkreises finden wir die Spuren der alleräl testen Schrift, oder vielmehr der ersten Mahlerey; und man kan, wenigstens aus dem Zeichen der Jungfrau urtheilen, daß sich diese Erfindung nicht vor die Egyptier, welche zu der Zeit, da die Sonne in die Jungfrau tritt, noch an keine Erndte gedenken konnten, sondern vor die noachischen Nachkommen zu Sinear am allerbesten schicke.

Aus diesen und andern hieroglyphischen Figuren, wie auch aus natürlichen Gründen, läßt sich schließen, daß man die Gedanken anfänglich gemahlet, und nachgehends erst geschrieben habe, als man bey Vermehrung des menschlichen Geschlechts, der vielen Zeichen die man auswendig lernen muste, müde war. Nur die Menge der Figuren, die Schwierigkeit die Verbindungswörter auszudrücken, die abgekürzten Lebensjahre der Menschen, die nach und nach erwachsenden größern Gesellschaften, und endlich der damit verbundene Handel und Wandel der Völker*, haben

* Aber sollten diese Ursachen nicht auch bey der ersten Welt die Nothwendigkeit einer Schreibart

haben erst die zweyte Welt die Nothwendigkeit einer Schreibekunst gelehrt.

Aus diesen Gründen urtheilet man, daß man bey der ersten Welt vor der Sündfluth keine schriftlichen Urkunden suchen dürfe; sondern daß die Geschichte derselben durch mündliche Fortpflanzung erhalten worden. Es ist möglich, die Geschichte ohne schriftliche Aufzeichnung derselben, der Nachkommenschaft aufzubehalten, wie man von den alten Deutschen und ihren Barden wissen will. Es ist möglich, daß die Alten ihre Geschichte in Lieder und Reime eingekleidet, und solche der Jugend vorgesungen haben. Aber wenn auch alles dieses wäre, so hat Moses doch seine Geschichte schreiben können, weil solches auf Eingeben des heil. Geistes geschehen ist. Auf die gewöhnlichen Einwürfe der Gelehrten antwortet Hr. Clemm: und wir müssen dem Leser das Urtheil überlassen, ob er sie völlig beantwortet habe *.

art erweisen? uns dünket dieses also. Kaum eine Ursache, und diese nicht einmal völlig, nehmlich die kurzen Lebensjahre der Menschen dürfen wir davon ausnehmen.

* Denn wenn man sagt, das Vorgeben derer, welche dem Adam die Erfindung der Schreibekunst zueignen, sey überhaupt ungegründet; so ist damit noch nichts bewiesen. Es ist allerdings ein großer Grad der Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß Adam, der erste Menschenredner, nach seiner grossen

Hierauf führet der Hr. Verfasser die Kennzeichen und Merkmale der ältesten Buchstaben an, da sich denn leichte ergiebt, daß solche vor allen andern Alphabeten dem hebräischen vorzüglich eigen sind. Warum die Hebräer von der rechten zur linken Hand schreiben, davon giebt man die Ursache an, weil von den ältesten Zeiten her die rechte Seite ein Zeichen der Würde gewest. Gnug, die hebräische Schreibart ist vermuthlich die älteste, weil deren Buchstaben einer regelmäßigen und dabey natürlichen Zeichnung am nächsten kommen. Die Zeiten zu bestimmen, wenn die ersten Schriften und Buchstaben aufgekommen sind, ist eben so schwer als den Erfinder anzugeben; doch kan man aus einigen Gründen darthun, daß solches nicht gar lange nach der babylonischen Sprachenverwirrung müsse geschehen seyn.

Das zweyte Capitel ist der Untersuchung der ältesten Sprache gewiedmet. Die Hauptfragen, die hier erörtert werden, sind folgende: Wie die erste Sprache entstanden ist, und

sen Fähigkeit und Vollkommenheit, auch der ersten Menschen-Schreiber gewest sey. Sollte das nicht so viel Wahrscheinlichkeit haben, als die aus so vielen Mahlereyen und Schildereyen herausgezogene und ersonnene Erfindung der Buchstaben, bey welchen man ohne dem noch keinen tüchtigen Grund antrifft. Denn man kan lernen mahlen ohne schreiben, und schreiben ohne mahlen.

und ob sie unmittelbar von Gott herkomme? ob die allerälteste Sprache noch übrig sey, oder ob sie verlohren gegangen? Auf das erste wird geantwortet, daß die Fähigkeit Adams, wie auch der öftere Umgang desselben mit Gott und mit den Engeln, die erste Sprache hervorgebracht habe, ohne daß man dabey seine Zuflucht zu einem Wunderwerke nehmen darf. Dieser paradiesischen Sprache kan man ohngefehr eine Dauer von zweytausend Jahren zuschreiben, ob sie wohl von Zeit zu Zeit mit einigen neuen Worten und Redensarten, nach Erforderung der Umstände bereichert worden. Wie es aber hernach bey der babylonischen Sprachverwirrung zugegangen, das ist eine schwerere Frage. Entweder ist die allerälteste Sprache bey jener grossen Zerstreuung unvermerkt gar verlohren gegangen, oder hat sich noch bey einigen zerstreuten Familien erhalten. Hier stellet der Herr Verfasser eine Untersuchung wider diejenigen an, welche die hebräische Sprache vor die älteste halten; ingleichen wider die, welche die alte syrische und chaldäische Mundart für die älteste ausgeben. Aus beyder ihren Haupt- und Nebengründen macht er nicht viel Wesens; untersucht aber endlich die dritte Hauptmeinung, nach welcher die älteste Sprache gar soll verlohren gegangen seyn.

Seine eigene bestehet in folgenden Sätzen: Sem hat ohnfehlbar die Sprache Adams noch geredet; wiewohl er vielleicht selbst zuerst nach

der Sündfluth, wegen der veränderten Gestalt der Erde u. s. f. manche neue Wörter und Redensarten mag gelernet haben. Jacob konnte seines Unterrichts wenigstens vierzig Jahr lang genießen. Wer wollte also zweifeln, ob ihm Sem die Sprache seiner Väter beygebracht habe? Es werden hiervon einige Beyspiele angeführet. Doch glaubt auch Herr Clemm, daß dem Adam nach seinem Falle viel Thiere, denen er vorher Namen gegeben, nicht mehr zu Gesichte gekommen; daher er vermuthlich ihre Namen vergessen habe. Auf gleiche Weise können viele Worte, die der ursprünglichen Sprache eigen waren, verlohren gegangen seyn, weil die Sachen und Gegenstände nach der Sündfluth nicht mehr da gewest sind, welche man in dem Paradiese sowohl, als bey dem noch ziemlich blühenden* Weltalter der Erzväter gesehen hatte.

Gleichwohl, da Jacob öfters reißen mußte, war ihm dieses Kleinod des Alterthums unbrauchbar, und es wird ihm damit gegangen seyn wie den heutigen zerstreuten Jüden, welche die Sprache desjenigen Volkes reden, unter welchem sie leben, die hebräische aber auch zur Noth verstehen. Oder es kan auch seyn, daß Jacob diese Sprache in ein besonder

Büch-

* Ist dieses Weltalter schon so blühend und reif gewest: warum sollte man demselben nicht auch die Vollkommenheit einer schriftlichen Erkenntniß der Buchstaben wahrscheinlicher Weise zuschreiben können?

Büchlein eingetragen, und sie seiner Nachkommenschaft, besonders in Sachen der Religion, bestens empfohlen habe. Auf solche Weise hat sich diese Sprache in Egypten erhalten können, bis endlich Moses auf Befehl Gottes, die Geschichte und Gesetze seines Volkes, in dieser heiligen Sprache geschrieben; alle Worte und Redensarten die sich vor seine Geschichte schickten, gebraucht, und nur in dem Falle, wo die ursprüngliche Sprache keine Worte vor seine Begriffe mehr hatte, die tauglichsten aus dem Cananäischen, Arabischen, Chaldäischen und Egyptischen entlehnet hat. Auf diese Weise ward die ursprüngliche Sprache in den fünf Büchern Mosis noch aufbehalten, ob gleich viele fremde und aus andern Sprachen entlehnte Wörter mit darinne stehen. Die Einwürfe welche man wider diese Meinung machen könnte, werden von dem Hrn. Verfasser sehr gelehrt beantwortet.

Das dritte Capitel handelt von den hebräisch geschriebenen fünf Büchern Mosis. Nach einer kurzen Einleitung von dem Ursprunge des Worts Ebräer und Erzehlung der samaritanischen Abschrift der fünf Bücher Mosis, werden die beyden Hauptgründe, welche einige Gelehrte zum Vortheil der samaritanischen Abschrift vorbringen, aufs genauste und schärffste untersucht, und so wohl gewiesen, daß die samaritanische Zeitrechnung und die alten jüdischen Münzen nichts gegen

den hebräischen Text beweisen; als auch die Nebengründe bey Seite geschaffet, die man hierbey anzuführen pflegt. Die Ausführung aber ist so weitläuftig und wichtig, daß wir sie unsern Lesern selbst bestens empfehlen müssen.

Die eigene Meinung des Hrn. Verfassers gehet zum Beschlusse dahin, daß, da die hebräischen Buchstaben vor Mose erfunden worden sind, nach der Zeit diese Buchstaben von den Hebräern, hebräische, und von den Assyrern, assyrische Buchstaben sind genennet worden. Zur Zeit der babylonischen Gefangenschaft fanden die Juden, daß die Chaldäer ebensolche Buchstaben, wie sie selbst hatten; und konnten also auch der Sprache bald Meister werden. Da sie nun hernach von Babel zurücke kamen, so mag allem Vermuthen nach, die Benennung der assyrischen Buchstaben aufgekommen seyn, weil die hebräische nach und nach, durch die Länge der Zeit und mancherley geschwinde Buchstaben-Züge der Schreiber, in etwas verändert worden. Ja, es scheinet, die Juden haben selbst schon vor ihrer Gefangenschaft das eigentliche Hebräische nicht mehr lesen können, indem bloß das alte Gesetzbuch in diesen ursprünglichen Buchstaben geschrieben worden. Bey dem Aufenthalte unter den Chaldäern aber hatten sie die besten Gelegenheit, die assyrischen oder chaldäische Buchstaben, die mit den alten hebräischen einerley waren, wiederum zu lernen, und konn-

konnten folglich bey ihrer Zurückkunft, als Esra die Bücher der heil. Schrift aufs neue abschreiben ließe, selbige desto besser und leichter verstehen. Von den Samaritern ist endlich gewiß, daß sie theils aus Unwissenheit, theils aus Neid und Praleren gegen die Juden, das Alterthum ihres Gesetzes haben rühmen müssen, und den hebräischen Text in Ansehung des Berges Garitzim, verfälschen können.

Das vierte Capitel handelt von den hebräischen Vocalbuchstaben und Accenten. Hr. Clemm nimmt sich vor, mit Capello das göttliche Ansehen der Puncte über den Hauffen zu stoßen, und es ist ihm lieb, daß er keiner Kirche zugethan sey, da man den göttlichen Ursprung der hebräischen Puncte unter die Glaubensartikel zehlet. Er entscheidet also die Frage: Ob man das göttliche Ansehen der hebräischen Puncte unter die Glaubensartikel rechnen könne? durch eine verneinende Antwort, glaubt auch, daß hierinne die Reformirten in der Schweitz selbst von ihren Hauptlehrern Zwinglio und Calvino abgehen, welche beyde einer andern Meinung zugethan gewest.

In Ansehung der hebräischen Puncte selbst, werden wir von ihrem göttlichen Ansehen, hernach aber von der Zeit der Erfindung, die Meinung des Herrn Verfassers mittheilen. Dreyerley Meinungen herrschen hiervon unter den Gelehrten. Einige halten die Figuren

ren der hebräischen Puncte so wohl göttlichen Ursprungs und Ansehns, als ihren Schall und Bedeutung: Andere sagen, nur die Bedeutung derselben sey von göttlichem Ansehen, die Figuren aber eine Frucht menschlicher Erfindung. Oder man nimmt an, es sey weder die Figur noch ihre Bedeutung von einigem Werthe, ja ein Critikverständiger könne nach Gutbefinden, nachdem es die Umstände erfordern, die Puncte ändern. In Ansehung der Zeit, wenn die Puncte aufgekommen seyn sollen, finden sich auch verschiedene Meinungen. Entweder, sagen einige, sie sind so alt als die Buchstaben selbst; oder sie haben ihr Daseyn dem Moses zu danken, oder dem Esra und der großen Synagoge, oder endlich den Masorethen nach der Zerstörung Jerusalems. Diese vierte Hauptmeinung theilet sich wieder in drey Nebenmeinungen. Denn es haben entweder die Gelehrten zu Tiberias, ohngefehr im vierten und fünften Jahrhunderte die heiligen Bücher, noch vor der grossen Zerstreuung, mit Puncten versehen: und dieses kan auf zweyerley Weise geschehen seyn; eines Theils, wenn die damals lebenden Masorethen die Puncte und ihre Figuren, selbst erfunden; andern Theils aber wenn sie selbige nur bestätiget und allgemein gemacht, weil es möglich gewest, daß schon vorher die Schulmeister bey Unterrichtung der Jugend, daran gedacht haben. Oder es sind die Juden, einer andern Nebenmeinung zu Folge, erst

erst nach Verfertigung des babylonischen Talmuds, zu den Zeiten des Caliphen Omars, nach der Aehnlichkeit des Alcorans, ein gleiches mit ihren heiligen Büchern vorzunehmen, veranlaßet worden. Oder es schreiben sich alle diese Fündlein von den Bemühungen der im eilften Jahrhunderte lebenden zwey jüdischen Sprachlehrer, des Aarons aus dem Stamm Asser, und des Moses aus dem Stamm Naphthali, als ihren ersten Urhebern her.

Alle diese Meinungen haben ihre Verehrer gefunden, welche hier genennet nebst deren Beweisen angeführet werden. Diese sind entweder theologisch oder historisch, in so ferne sie auf die Theopnevstie sehen oder nicht. Da sagen die Gottesgelehrten, die Deutlichkeit sey als eine Haupteigenschaft der heil. Schrift anzusehen, welche aber nothwendig umgestossen würde, wenn die Puncte nicht göttlich wären; ja daß ausdrückliche Sprüche des neuen Testaments die Puncte und ihr göttliches Ansehen behaupten. Hr. Clemm erinnert hierbey; es wäre zu wünschen, daß man entweder die Göttlichkeit der Puncte einmal unumstößlich bewiese, oder lieber den Satz annähme, die heilige Schrift sey vollkommen deutlich, wenn schon die Puncte und ihre Figuren eine menschliche Erfindung sind. Er glaubet, daß viel hieran gelegen sey, und daß man nothwendig das erstere völlig beweisen, oder wenn man dieses nicht bewerkstelligen kan, das zweyte zugeben müße. Man siehet aus den folgenden,

den, und man weiß es auch sonst schon, daß solches wegen der römisch Catholischen nöthig ist. Daher antwortet man mit Cappello, daß man sich eines Theils auf den ganzen Zusammenhang der Worte einlaßen müsse, aus dessen Beobachtung man allemal die wahre Lesart herausbringen könne; andern Theils aber auf die Exempel derer sehen solle die ohne Puncte so fertig lesen können, als ein anderer, der eine punctirte Schrift vor sich hat. Wollte man ausser andern Nebengründen sagen, daß wenigstens die Puncte eine Beyhülfe vor die Deutlichkeit der h. Schr. sind; so könte man setzen, daß alle hermeneutische Regeln u. Kunstgriffe eben diesen Dienst thun, u. das ihrige zur Deutlichkeit der heiligen Schrift sehr wohl beytragen. Dennoch aber läst sich niemand einfallen, ihr göttliches Ansehen daraus zu beweisen. So redet Hr. Clemm hier und im folgenden mit Cappello (*).

Der

(*) Es ist ein großer Unterschied unter den Puncten und unter den hermenevtischen Regeln. Jene gehören unumgänglich zum Lesen: diese nicht. Man kan hebräisch lesen, ohne das gelesene verstehen zu können. Die Puncte gehören unumgänglich zum Ausspruche und zur Rede Gottes; die Auslegung aber nicht. Es ist zu weitläuftig, daß man erst aus dem Zusammenhange soll klug werden, da man durch den kürzesten Weg, durch die Puncte kan lesen, und die heilige Schrift verstehen lernen. Das heist in Wahrheit erst die Finsterniß suchen

ehe

Der zweyte theologische Hauptbeweiß vor die Puncte wird aus Matth. V. 18. gemeiniglich genommen. Vier Haupterklärungen sind von diesem Spruche bekannt, unter welchen Hr. Clemm freylich keiner andern, als Herr Pfaffens seiner beytreten kan. Das vorhergehende und nachfolgende soll darthun, daß man diese Rede Christi auf eine metaphorische Art verstehen müsse. Denn der Heyland hat ohnfehlbar zu verstehen geben wollen, das Gesetz sey so unveränderlich, daß auch das kleineste Geboth seine Verbindlichkeit bis an das Ende der Welt behalten werde. Ist dieses, so muß die metaphorische Redensart deren sich Christus hier bedienet, das kleineste Geboth ausdrücken, und ihren Grund in der hebräischen oder griechischen Sprache haben, in welcher Matthäus geschrieben hat. Dieser Meinung pflichten auch andere würtenbergische Theologi bey, welches dem Herrn Verfasser ein nicht geringes Vergnügen erwecket, und den orthodoxen Theologen, wie er sie nennet, welche die Göttlichkeit der Puncte aus diesem Spruche mit erweisen wollen, ihre Rüstzeuge und Waffen aus den Händen spielet.

Hierauf folgen die historischen Gründe, welche man für die Göttlichkeit der Puncte anzuführen pfleget; da man sich nemlich auf das

ein=

ehe das Licht scheinet: erst die heil. Schrift auslegen, und hernach nach den Puncten lesen lernen.

einhellige Zeugniß der Juden und auf den Talmud berufet. Alsdann erscheinen die cappellischen Gegengründe wider das göttliche Ansehen der Puncte, und zwar erstlich der sogenannte Realbeweiß, von dem in Synagogen aufbehaltenen Gesetzbuche, welches ohne Puncte geschrieben ist; hernach aber der historische Beweiß aus den Zeugnissen der Juden, aus dem Talmud, aus der samaritanischen Abschrift und Uebersetzung, wie auch aus der griechischen Uebersetzung und aus den Targum (*).

Man

(*) Hr. Clemm fordert die Gelehrten bey den erwähnten Uebersetzungen auf, daß sie einen einzigen vernünftigen und bündigen Grund angeben sollen, aus welchem erhelle, warum sich diese Uebersetzer alle, ohne einige Ausnahme, bey ihren Uebersetzungen unpunctirter Texte bedienet haben, wenn die Puncte eines so alten und göttlichen Ursprunges sind. Unsere Gedanken von der ganzen Sache sind diese. Erstlich ist noch kein historischer Beweiß da, daß diese Uebersetzer alle unpunctirte Codices gehabt haben. Es ist dieses noch nicht historisch gewiß, weil uns die Historien dieser Uebersetzungen fehlen. Die Gründe aus der Sache sind nicht hinlänglich. Scheinen sie in etlichen Stellen andere Vocales angenommen zu haben, als wir in den punctirten Bibeln finden; so lesen sie im Gegentheil in vielen hundert und tausend Stellen so, wie es in den punctirten Bibeln stehet. Wer kan nun da die Ursache der Verschiedenheit aus der Göttlichkeit oder Ungöttlich-

Man könnte hier wider den Hrn. Clemm, ausserdem was Buxtorf erinnert, noch vielerley vorbringen. Eines mag genug seyn. Wenn man aus alle dem, was die Juden thun, Regel und Beweise nehmen wollte; so müste man viel ungeräumtes Zeug für göttlich, oder gut, oder erlaubt annehmen. Hr. Clemm giebt zu, daß die Juden punctirte Bibeln haben: aber es sind solche, die sie zum täglichen Gebrauche erwehlen, welche nicht so heilig sind, als das Gesetzbuch in Synagogen. Liegt hier nicht offenbahr eine thörigte Meinung und ein Aberglaube zum Grunde? Gottes Wort in Synagogen ist heiliger, als Gottes Wort ausser der Synagoge. Wie kan man mit Zuverläßigkeit aus solchen Dingen schliessen: die

he-

lichkeit der Puncte bey den alten Hebräern ausmachen und beweisen? Finden sie nicht auch Verschiedenheiten in Ansehung der Consonanten oder Buchstaben? Gesetzt aber alle diese Uebersetzer hätten keine punctirten Bibeln gehabt, oder nicht haben wollen, oder nicht haben können; ja, wenn wir auch keine vernünftige Ursache davon anführen könnten: sollte denn der Göttlichkeit der Vocalpuncte dadurch was abgehen, wenn solche aus andern Gründen erwiesen würde? Kan man von allen menschlichen Handlungen vernünftige und bündige Gründe angeben? Kan man also dergleichen in dem gegenwärtigen Falle von den Gelehrten verlangen? oder muß man deswegen die Göttlichkeit der Puncte Preiß geben?

hebräischen Vocalpuncte müssen nicht göttlich seyn, denn die abergläubischen Juden haben keinen Punct der Vocalen in ihrem Synagogengesetzbuche. Gleichwohl sollen einige andere Arten von Puncten in diesen Schulgesetzbüchern vorkommen. Also werden diese göttlich seyn müssen? Das sind alles offenbahre menschliche Erfindungen.

Doch wir wollen uns hier nicht aufhalten, sondern vielmehr bemerken, daß unser Herr Verfasser die Nebenbeweise und grammatikalischen Bedenklichkeiten des Cappellus vollends anführe, und auch von den Meinungen derjenigen rede, welche die Puncte ihrer Bedeutung nach, für göttlich ansehen, und nur die Figuren derselben einer bloß menschlichen Erfindung zuschreiben. Mitten unter diesen Erzählungen berichtet uns Herr Clemm, daß er die handschriftlichen Bibeln gesehen habe, welche in Berlin, wie bekannt, mit den sogenannten Matribus lectionis zu finden sind.

Da nun die Puncte nicht so alt sind, daß sie von Mose, Esra und seiner Versammlung herkommen; so möchte man wohl untersuchen, wenn die Vocalpuncte aufgekommen sind. Am sichersten ist es, wie Herr Clemm will, zu sagen, man wisse die eigentliche Zeit nicht, und man irre am wenigsten, wenn man den Anfang ihrer Erfindung nicht lange nach den Zeiten Christi setzet, und in den zehnden oder eilften Jahrhunderte ihre Vollendung sucht. Man kan auch annehmen, daß die

Ca-

Caräer, ohnerachtet ihrer Feindschaft mit den Rabbaniten, dennoch von diesen das Punctierwesen haben annehmen können; so, wie man weiß, daß die Christen von den Heyden die Philosophie gelernet haben (*).

Dieses soll man nun alles so hin glauben und annehmen, wie es uns Herr Clemm nach den cappellischen Grundsätzen; vorschreibt, ohne einen einigen, auch den allergeringsten historischen Beweiß anzuführen. Ist es wohl billig zu verlangen, daß man solche unbewiesene Dinge glauben soll? Wer hat denn die Puncte ersonnen? In welchem Codice hat man sie zuerst gefunden? Wer hat dieses Punctierwerk angefangen? Wer hat es vollendet? In welchem Theile der Welt ist solches geschehen? Warum hat man das Punctierwesen vorgenommen? Warum hat man bald zehnhundert Jahr damit zugebracht? Ist es denn ein so erstaunend schweres Werk gewest? u. s. f.

Doch wir wollen weiter keine Fragen aufwerfen, da uns Herr Clemm schon gemeldet, daß er diese gantze Sache nicht wisse, und al-

 les

(*) Das ist gar ein geringer Beweiß. Wenn man mit solchen Gleichnißen beweisen kan, so kommt man freylich am besten von der Sache. Allein es hält nicht Stich. Es wäre auch gewiß keine Kleinigkeit gewest, wenn die Caräer den Rabbaniten hätten beweisen können, daß diese falsch punctiret, und also die heilige Schrift verdrehet hätten.

les ganz ungewiß sey (*). Wir wollen viel-
mehr seiner critischen Historie vollends nach-
gehen, und unsere Leser belehren, daß die Ac-
cente gleiches Schicksaal bey unserm Hrn. Ver-
fasser haben, als die Vocales. Er nimmt
die Sache als einen richtigen Satz an, daß
die Accente eine blos menschliche Erfindung
seyn. Er vermeint, man könne leicht alle Zwei-
fe lheben, die in dergleichen streitigen Lehre vor-
fallen. Er raffet alles zusammen, was Ca-
pellus und andere seines gleichen, schon längst
vor ihm wider die Accente geschrieben haben.
Alles, was man von einer vernünftigen Ac-
centuation sagen kan, kommt seiner Meinung
nach, darauf an, daß die Accente, besonders
die größern, zufälliger Weise auch ihren gram-
maticalischen Nutzen haben können, in so
fern die Worte und Perioden recht abgesetzet
werden; da sie denn wie viel andere ma-
soretische Erfindungen, zum wahren Verstan-
de der heiligen Schrift, in manchen Orten
sehr dienlich sind. Am Ende tröstet endlich
Herr Clemm die Liebhaber der Göttlichkeit der
Puncte und erklärt sich, er laße es unausge-
macht, ob die Puncte göttlich oder bloß mensch-
lich sind. Vielleicht, sagt er, können die fol-
genden Zeiten hierinne ein mehrers aufklären.
So viel getraut er sich nur zu behaupten, daß
die

(*) So muß es freylich am Ende werden, daß
alles ungewiß aussiehet, und man keinen
Trost bey derjenigen Lehre findet, da man
die Göttlichkeit der Vocalpuncte untergräbt.

die Meinung des Cappellus im geringsten nicht gefährlich sey; daß man sich den Papisten allzubloß stelle, wenn man solche für einen Grundirrthum ausschreye, weil sie doch mehr Wahrscheinlichkeit vor sich habe, als die burtorfische und gemeine Lehre von den Puncten (*).

Noch etwas müssen wir aus dieser Schrift anführen, welches sonderbahr zu seyn scheinet. Der große Herr D. H. sagt dem Hr. Clemm ausdrücklich, Göttingen erkenne es für eine besondere Ehre, daß der erste Gelehrte in Deutschland, der die cappellische Meinung angenommen, ein Professor des dasigen damaligen Gymnasii, Namens Kohlhans, gewest. Herr Clemm aber antwortet darauf: Also muß es für die Universität Tübingen eine eben so große Ehre seyn, daß ihre mehresten Lehrer von den Zeiten der Reformation an, bis auf uns, in einer fast ununterbrochenen Zeitfolge sich wieder die abergläubische Verehrung der Puncte (*) und der Masora, erkläret haben. Das sind rechte Heldenthaten!

(*) Das ist sonderbahr. Die gemeine Meinung, daß die Puncte sowohl als die Consonantes, von den göttlichen Schreibern herkommen sollen, ist nicht so wahrscheinlich als die cappellische Lehre: und doch will man nicht ausmachen; ob die Puncte göttlich, oder bloß menschlich sind. Das heist, man will jene Wahrscheinlichkeit für keine größre Wahrscheinlichkeit annehmen, wenn sie es gleich ist. Was soll man hieraus machen?

(**) Es ist ein Unterschied unter einer abergläubischen Verehrung der Puncte, und einer

Uebrigens stimmen wir mit dem Hrn. Canzler Pfaff darinne überein, daß der Verfasser dieser Schrift keine Mühe und Fleiß gespahret, seine Abhandlung gelehrt zu schreiben.

ner vernünftigen Annehmung derselben, da man glaubt, daß Gott und die heil. Schreiber nicht allein durch Consonantes, sondern auch durch Vocales zugleich geredet, und also auch geschrieben haben. Sonst hätten sie ja kein Wort reden und aussprechen können: Sonst kommt ja auch die Schrift nicht von Gott, sondern nur die Buchstaben in der Schrift haben ihren Ursprung von denselben. Welches ist nun Gott anständiger, oder vor die Menschen vernünftiger zu glauben? Und was haben diese Punctbestreiter vor Vortheil, daß sie mit so vielem Zeitverlust, Arbeit und Schweiß diese Lehre so gerne anfechten? Wollen sie die Bibel etwa gerne durch und durch anders punctiren? Oder wollen sie nur bey etlichen Wörtern etwas critickmäßig verändern? Ist das letztere ihre Absicht, so kan keine critische Aenderung, wenn sie nicht verwegen und gefährlich heissen soll, ohne Zeugnisse der alten Handschriften geschehen. Dieses nehmen alle vernünftige Gottesgelehrten an, ohne daß sie an der Göttlichkeit der Puncte zu Rittern werden wollen. Will man aber nach seinem eigenen Dünkel gerne Puncte in der Bibel ändern, so heist dieses nicht critisch und kunstmäßig, sondern frech und unweißlich, ja ohne Vernunft Aenderungen vornehmen.

III.

III.

Annales Moslemici.

das ist:

Des Abulfedä Jahrbücher der Begebenheiten, die sich unter den muhammedanischen Völkern vom Jahre Christi 622. an, biß auf das Jahr 1329. zugetragen haben: Aus dem Arabischen ins Lateinische übersetzt, von Johann Jacob Reisken. 1754. in 4to II Alphabet.

Man möchte sich beynahe wundern, woher es komme, daß man sich mit Untersuchung der alten Monarchien so viel zu schaffen mache, davon doch wenig mehr als bloß ungewisse, verstümmelte Namen egyptischer, assyrischer, babylonischer, idumäischer, griechischer und anderer Regenten; wenig mehr als trockne und verworrene Nachrichten übrig sind, welche, je mehr man sie zu entwickeln sucht, sich desto fester zusammen schnüren. Man durchgrübelt kümmerlich die ersten und dunkelsten Weltzeiten, die doch nichts sonderbares, nichts großes, sondern nur das menschliche Geschlecht, wie es sich in seiner Rohheit auszubilden anfängt, und die Wissenschaften sowohl als die bürgerlichen Anstalten in ihren Keimen darstellen. Ohne Aufhören und Nutzen bauet man so viel leere,

chronologische Gerüste, gleichsam als so viel Schlößer auf Triebsande auf, deren immer eines durch seinen Einfall das nechst stehende zu Boden wirft. Sesostris, Osymanduas, Ninus, Semiramis, Danaus, Cadmus, mit ihrem ganzen Anhange der griechischen und barbarischen Mythologie, ermüden unsern Witz. Aber auf was Weise ein vorher unbekanntes und verachtetes, ein zur Ausführung so großer Dinge menschlichem Ansehn nach ganz ungeschicktes Volk, die Saracenen, in einer Zeit von nicht viel mehr als 100 Jahren, das römische, das mächtigste Reich der Welt verheeren, demüthigen und in die Enge treiben, den Leuchter des Evangelii von seiner Stelle stoßen, einen viel größern Theil der Welt, als je die Römer, bezwingen, die vereinigte Macht der christlichen Fürsten in den sogenannten heiligen Kriegen zwey hundert Jahre hindurch aushalten und endlich entkräften können: Alles das sieht man für etwas geringes und entbehrliches an. Wenigstens muß man von derjenigen Gleichgültigkeit so schließen, mit welcher man denen zu begegnen pflegt, die sich auf ein so unbebauetes Feld, als die saracenische Geschichte ist, wagen. Die Gottesgelehrten denken: Was gehen uns die draussen an. Wir haben genug mit der alten und neuern Kirchen- und Ketzergeschichte zu thun: und die Berichtigung der uralten Chronologie zu Rechtfertigung der mosaischen und anderer historischen

Bü-

Bücher des alten Bundes wider die Ungläubigen und Glaubensspötter, ist nichts kleines. Sie bedenken aber nicht, daß die christliche Kirchengeschichte ohne die muhammedanische Geschichte, ohne Kenntniß der arabischen Sprache, des heutigen Zustandes der Christen im Orient, des muhammedanischen Glaubens, der dem Christenthume viel abgeborgt hat, und endlich ohne Kenntniß der vielerley Secten und Spaltungen unter den muhammedanern selbst, die meistentheils aus der christl. u. sonderlich aus der scholast. Gottesgelarheit entstanden sind, unvollkommen sey und bleibe. Die Literatores finden an den alten Gebräuchen und Geschichten der Griechen und Römer genug zu klauben: Und in der That! wenn eine Geschichte ansehnlich und lesenswürdig ist, so ist es die römische. Ihre Geschichtschreiber übertreffen auch die arabischen in Ansehung des Vortrages bey weiten; ob gleich die Größe ihrer Siege den saracenischen vielleicht noch nachstehen muß. Aber sollte in einem nachdenkenden und weisheitsbegierigem Gemüthe, das sich mit Beschauung der wunderbaren Wege Gottes in Erhebung und Demüthigung der Völker, in Aufrichtung und Vertilgung der gewaltigsten Herrschaften belustiget; solte in einem solchen Gemüthe nicht ein edler Trieb rege werden zu erfahren, was in einer Zeit von 8 Jahrhunderten in dem weiten Umfange der Länder vorgegangen sey, welche die Saracenen vom atlantischen Meere

an biß ans schwarze, und gegen Morgen bis an China hin, eingenommen haben, und in welchen ehemals die Römer eine Stadt Carthago, eine Cleopatram, einen Antiochum, einen Tigranem und Mithridatem besiegen? Man gesteht der neuern und insonderheit der vaterländischen Geschichte willig einen Vorzug zu. Die Wichtigkeit und die Menge der Begebenheiten, die sie vorträgt, macht, daß sie uns zusehens über das Haupt wächst. Was uns am nächsten steht, das muß uns von Rechts wegen am meisten rühren; es läst sich auch am deutlichsten einsehen. Aber dem ohngeachtet solte es billig nicht gänzlich an Forschern der saracenischen Geschichte mangeln; wenn auch ihre Anzahl gegen die übrigen nur in dem Verhältnisse stände, in welchem die Beflissenen der römischen und griechischen Geschichte gegen diejenigen stehen, so sich um die neuere Staaten- und deutsche Reichsgeschichte verdient gemacht haben. Die muhammedanische Geschichte ist ohnstreitig in der Kette der allgemeinen Geschichte ein ansehnliches Glied. Und dieses mangelt noch in unsern Anweisungen zur Universalhistorie. Es wäre Schade, wenn es nie solte eingeschaltet werden.

Es wäre zu wünschen, daß diejenigen welche Muth genug, und nebst dem auch das Glück haben, einige der vorstoßenden Schwierigkeiten zu übersteigen, gehörig unterstützet wür-

würden. Ist eine Sprache schwehr und von weitem Umfange, so ist es die arabische. Sie erfordert einen eignen Menschen: Ja sie ist diejenige, deren sich die meisten morgenländischen Geschichtschreiber bedient haben. Arabische Bücher sind selten bey uns zu finden. Alcorane, Gebetbücher und dergleichen Dinge, kommen noch wohl mannichmal vor. Aber ein brauchbares Buch, ein geistreicher Dichter, ein lehrreicher Geschichtschreiber, sind hier zu Lande seltener als Edelgesteine. Ihrentwegen muß man nach Paris, nach Oxford, nach Leyden, nach Upsal reisen, an welchem letzten Orte die Sparvenfeldische Bibliothek eine schöne Sammlung von solchen arabischen Geschichtschreibern enthält, welche die Mohren in Spanien insonderheit betreffen. Aber solche Reise zu thun leiden nicht jedermanns Umstände. Und ist man auch an solchen Orten, so wird doch nicht alsobald einem jeden der Zutritt zu dergleichen Schätzen verstattet. Wird man endlich hinzugelaßen: Wie groß ist nicht die Erndte, u. wie wenig der Arbeiter? Man kan Jahr und Tag zubringen, ein einiges Manuscript abzuschreiben. Und wie weit ist man mit einem gefördert? Gesetzt man habe dabey nichts anders zu lernen; man dürfe nicht für sein Brodt sorgen: Wird nicht die Beschwehrlichkeit des Abschreibens und der daraus der Gesundheit erwachsende Schade auch den feurigsten träge machen? Wird die weite Aussicht seines Feldes und die Unmög-

lich,

lichkeit sein Verlangen völlig zu befriedigen, ihn nicht nöthigen von seinem Vorsatze abzustehn? Wird es ihm nicht gehen wie jenem Widerspenstigen, der sich wider seinen Oberherrn auflehnte, und von dem der arabische Dichter Almotanabbi sagt: **Er ist nicht der erste, den sein hoher Geist zu unmöglichen Unternehmungen antreibt. Er schürzet sich auf die See zu durchwaden. Aber sie ersäuft ihn schon am Ufer.** Gesetzt ferner, man habe mit kümmerlicher Mühe, mit Verlust der Gesundheit und mancher schönen Jahre, die man mit mehrerm Vergnügen hätte zubringen können, einen kleinen Vorrath von guten arabischen ungedruckten Büchern zusammen, und sich darüber blind und steif geschrieben: Was macht man damit? Ein Menschenfreund, ein guter Bürger vergnügt sich nicht allein an deren Beschauung und eignem Gebrauche; er stellet sie unter seinen Büchern darum nicht auf, damit sie einmal den Mäusen zur Speise werden sollen. Nein, ihr Besitz gereicht ihm zur Last, wenn er sie nicht auch andern mittheilen kan? Wer verlangt aber arabische Bücher? und welcher Buchhändler getrauet sich, auch nur Uebersetzungen von denselben, geschweige arabische Bücher selbst, zu verlegen? Wo hat man arab. Schriften, auch nur einen einzigen arab. Bogen auf einmal zu drucken? Man will der Zierlichkeit unserer arabischen Typen nicht gedenken. So lange man aber keine

arabischen Bücher und Druckereyen, keine Grammaticos, Lexica, Redner, Dichter, Geschichtschreiber öffentlich zu Kauffe hat, welche die Geheimnisse der Sprache aufschliessen, den Geist, die Sitten, die Art zu denken, die Thaten dieses Volkes in ihrem völligen Lichte darstellen; so lange wird ihr Name im Dunkeln und ihre Literatur im Stecken bleiben, wenn auch gleich alle Universitäten ihre Professores Linguä arabicä hätten. Sprachen laßen sich nicht wie Systemata Philosophiä erdenken. Sie wollen aus Büchern gelernt seyn. Aber solche vermittelst einer arabischen Druckerey herbey zu schaffen und allgemein zu machen, dazu gehört ein edles Herz und grosses Vermögen. Hätte man nur einige wenige gute arabische Bücher auch ohne Uebersetzung im Drucke; diese Literatur sollte bald auffkommen; und zugleich mit ihr die hebräische, die ohne jene unvollkommen bleibet. Es würden sich bald Leute finden, die begierig wären zu erfahren, was doch in diesen Büchern stände. Fänden sie dann allerhand Gutes, daran kein Zweifel ist; so würde man mit Uebersetzungen bald da seyn. So bald sich also arabische Aldi Manutii hervorthun werden, so bald werden sich auch Xylandri und Gelenii dazü finden.

Unser hochberühmter Hr. Professor Reiske, ob er sich gleich unglücklicher Weise in den Umständen nicht befindet, welche die Aufnahme der arabischen Literatur befördern, hat, da

er

er nicht so viel thun kan, als er zu thun verlangt, und in einer andern Zeitverfassung thun würde, dennoch so viel als sein Vermögen zuläst, unternommen, und es mit Hintansetzung aller besorglichen Folgen gewagt, eine Probe von einem arabischen Geschichtschreiber, der unter unsern und seinen eigenen Leuten in gutem Ansehn steht, ans Licht zu stellen. Seine Absicht dabey ist, die Begierde unserer Zeiten nach der muhammedanischen Geschichte rege zu machen, nach einer Geschichte, welche ob sie gleich in Ansehung ihrer Verfasser, der römischen nicht beykommt, dennoch derselben in Ansehung der Begebenheiten wenig nachgiebt. Hätte er der Klugheit mehr, als dem Edelmuthe folgen, mehr seine eignen, als die gemeinen Vortheile zu Rathe ziehen, sich mehr nach dem Geschmacke der itzigen Zeiten richten und der in den Wissenschaften herrschenden Mode mehr nachgeben, als sich selbiger unterwürfig machen wollen: so würde man von ihm keinen Abulfeda, keine saracenische Geschichte zu erwarten gehabt haben. Jedoch wer weiß, ob nicht die Vorsicht sich eines so seltenen, so feurigen Triebes bedienen will, in der Geschichte ein neues Licht aufzustecken?

Der Verfasser der arabischen Geschichte, davon wir den ersten Theil in der reiskischen lateinischen Uebersetzung vor uns haben, heist Abulfeda. Er war ein Fürst zu Hemat in Syrien und lebte im XIV Säculo. Man ken-

kennet seine Verdienste aus mehr als einer Probe. Unter andern Werken die er hinterlaßen, sind zweye bey uns am bekanntesten: Gegenwärtige arabische Geschichte und eine Erdbeschreibung. Keinem von beyden Werken hat es auch unter uns an Leuten gemangelt die sie gebraucht, und zum Theil ans Licht zu stellen versprochen haben. Diejenigen die solches in Ansehung der Erdbeschreibung zu thun willens gewest sind, verspricht Herr Reiske in der Vorrede zu deren Ausgabe zu nennen, wenn es je so weit kommen solte, selbige auszufertigen. Indessen nennet er zu Anfange der Vorrede dieser Probe der Geschichte, diejenigen welche in ihren Schriften dieselbe angezogen, oder einige Stücken aus derselben lateinisch mitgetheilt haben. Solche sind erstlich Marcus Dobelius Citero, ein Spanier, der aus einem Manuscripte der königlichen Bibliothek im Escurial, diejenigen Stellen welche die Geschichte der Saracenen in Sicilien und Napel betreffen, auszog, ins Lateinische übersetzte, und solche seine Uebersetzung dem Antonio de Amico nach Messana zuschickte, der sie zu Palermo Anno 1640 drucken ließ. Nach der Zeit hat Carusius diese Excerpta Sicula seiner Bibliothecâ Siculâ, und aus derselben Hr. Muratori dem ersten Theile seiner Scriptorum rerum Italicarum einverleibt. Nechst Dobelio hat Eduard Pocoke ein Paar Stücke, die er aus den Prolegomenis genommen, in sein Specimen Histo-

storiä Arabum eingerückt. Das eine enthält die Namen und Folge der arabischen Könige: Das andere aber die Ableitung der arab. Hauptstämme. Bey nahe um eben diese Zeiten schrieb D'Herbelot seine Bibliotheque Orientale (*). Er beruft sich auch hin und wieder auf den Abulfeda. Doch muthmaßet Herr Reiske, daß er nicht so wohl ihn, als seinen Abkürzer und Fortsetzer, den Ibn Schechnah zu Rathe gezogen habe. Maracci hat auch unterschiedenes aus dem Abulfeda in seiner Widerlegung des Alcorans angeführet. Am meisten aber haben sich in unsern Tagen um diesen arabischen Geschichtschreiber zwey gelehrte Männer verdient gemacht, wir meinen die Herrn Gagnier und Schultens. Jener gab das Leben Mahomeds in der Grundsprache nebst seiner lateinischen Uebersetzung und gelehrten Anmerkungen A. 1723. zu Oxford heraus. Es ist aber die Uebersetzung so beschaffen, daß sich Hr. Reiske genöthigt gefunden, eine neue zu verfertigen. Wir werden im Verfolge den Unterschied zwischen beyden in einigen Beyspielen zeigen. Hr. Schultens gab in seiner Sammlung arabischer Geschichtschreiber, welche das Leben und die Thaten des bekannten Saladins gepriesen, einige dahin gehörige aus dem Abulfeda ausgezogene Stellen,

(*) Man vernimmt, daß eine neue und vermehrte Ausgabe von diesem brauchbaren Buche zu Paris unter der Presse sey.

len, auch in beyden Sprachen, jedoch ohne Anmerkungen heraus. Die vorhabende reiskische Probe geht nicht bis auf so späte Zeiten. Wir können also nicht sagen, wie weit seine Uebersetzung dieses Stückes von der schultensischen abgehe. Solches wird sich zeigen, wenn der zweyte Band der reiskischen Arbeit ans Licht treten solte.

So ruhmwürdige Beyspiele munterten Hr. R. auf, ihnen nachzufolgen, und den ganzen Abulfeda der gelehrten Welt in die Hände zu geben. Herr Schultens selbst trieb ihn dazu an, und war ihm darinne sehr behülflich. Er verstattete ihm den Gebrauch des schönen Manuscripts vom Abulfeda, das sich auf der leydenschen Universitätsbibliothek befindet, in seinem eignen Hause: er war mit den vorgezeigten Proben seiner Uebersetzung zufrieden: Und nachdem Herr Reiske Holland verlaßen hatte, ermahnte er ihn schriftlich, sein Vorhaben durchzusetzen. Er preisete es einem holländischen Buchführer an, und wäre nicht eine Verdrieslichkeit darzwischen gekommen, so möchte die damals veranstaltete und öffentlich angekündigte Ausgabe, deren wir auch selbst in unsern Blättern gedacht haben (*), wirklich zu Stande gekommen seyn. Das Vornehmen zerschlug sich aber damals, als der Lehrer mit seinem ehemaligen Zuhörer zerfiel, ihn auch mit allzuharten und der Ehre ihres Verfassers selbst am meisten nachtheiligen Streitschriften verfolgte, und kurz darauf verstarb.

(*) 119. Theil, p. 844.

Indessen bekam Herr Reiske etwas ganz anders zu thun, das ihn an dem Abulfeda lange Zeit nicht gedenken ließ. Die Ausgabe des Constantini hat ihn einige Jahre beschäftiget. Nachdem er aber diese so weit zu Ende gebracht, als ihm verstattet wurde; so dachte er wieder an seinen Araber: Und da er keinen Verleger dazu finden konnte, entschloß er sich, seine Uebersetzung auf eigne Kosten drucken zu laßen, und damit er den Verlag bestreiten könnte, solche Stück-weise heraus zu geben. Hieraus ist nun der gegenwärtige Versuch entstanden. Hält ihn der Abgang desselben schadlos und setzt ihn in den Stand, ein mehrers zu wagen; oder findet sich ein Verleger der das ganze Werk auf billige Bedingungen übernimmt: So wird er die übrigen Theile nicht schuldig bleiben. Es ist aber seine Einrichtung folgende: Das ganze Werk möchte mit gegenwärtigem ersten Theile und der Erdbeschreibung, die von dem historischen Werke nicht kan getrennet werden, jedoch ohne die Anmerkungen, etwa vier mäßige Bände, so wie gegenwärtiger ist, das ist zusammen acht Alphabet ausmachen. Der zweyte Theil soll bis auf das Geburtsjahr Abulfedä gehn. Der dritte wird den Schluß des Werkes, Register dazu, genealogische, und des Hatschi Chalifä chronologische Tabellen enthalten. Den vierten soll die Erdbeschreibung des Abulfedä einnehmen.

Das ist der Grundriß des ganzen Werkes. Von des Hadtschi Chalifä chronologischen

Ta-

Tabellen kan man sich einen Begriff aus derjenigen Nachricht machen, welche ehemals der Abt Götze in dem 33. Stücke des dritten Bandes der Merkwürdigkeiten der königl. Bibliothek zu Dreßden p. 257. davon ertheilet hat. Es ist ein sehr wohl eingerichtetes, brauchbares und vollständiges Handbüchlein, darinne man mit einem male übersehen kan, was in jedem Jahre merkwürdiges unter den Muhammedanern vorgefallen ist.

Wir gedachten vorhin der Prolegomenorum der abulfedaischen Geschichte. Mit denselben hat es folgende Bewandniß. Abulfeda ist ein Chronist, so wie alle Geschichtschreiber in den mittlern Zeiten, sowohl Griechen als Lateiner zu seyn pflegen. Er fängt mit Erschaffung der Welt an, ist im Anfange aus der Maßen trocken und unvollständig, nimmt aber um desto mehr zu, je näher er seinen Zeiten kommt. Was kan man auch sonderbares in den alten Geschichten von einem Araber vermuthen, der die alten gelehrten Sprachen nicht verstand, die alten griechischen und lateinischen Schriftsteller nicht kannte noch zur Hand hatte, und nur aus den trüben Quellen der neuesten Griechen schöpfen konnte; wenn es nur noch aus diesen selbst und nicht aus noch schlechtern und entlegnern Pfützen geschehen ist. Er hat also seine Geschichte in sechs Theile auf eine gar unförmliche Weise eingetheilet. Denn die fünf ersten machen zusammen kaum einen zehnten Theil des ganzen aus. Im ersten erzehlt er die Geschichte der Israeliten, im zweyten

ten der Perser, im dritten der Griechen und Römer, im vierten der Araber vor Mahomed; und im fünften giebt er Nachricht von der Araber Abkunft und Stämmen, ingleichen von einigen gottesdienstlichen Anstalten der Juden, Christen, Magen, oder Feuerverehrer, u. s. w. Diese fünf Abschnitte können für eine Einleitung in das folgende angesehn werden. Daher hat Hr. R. auch den sechsten Abschnitt für das eigentliche Werk, die fünf vorhergehenden aber für Prolegomena angesehn, und solche also benennet. Weil er sich nun von diesen Prolegomenis nichts neues und wenig richtiges versprechen konnte, so hat er sie nicht einmal ganz gelesen, viel weniger solche übersetzen wollen. Das was an ihnen noch einigermaßen neu und für uns beträchtlich seyn oder zu Entdeckung unbekannter Nachrichten Hoffnung machen könnte, z. E. das Stück von den alten persianischen Königen, ingleichen das von den egyptischen, von den arabischen, von der Araber Stämmen und Umständen vor Mahomed: das alles ist zum Theil so beschaffen, daß es der allgemeinen Erwartung nicht würde Genüge leisten, wenn es ans Licht träte. Ueber dieses steht es auch mehrentheils schon beym D'Herbelot und Pocok. Man muß also die Wahl des Herrn Professoris billigen, daß er seine Uebersetzung nicht von den Zeiten, davon wir eine richtigere Kenntniß haben, als irgend ein Muhammedaner haben kan, sondern von denen angefangen hat, von welchen ein Muhammedaner allein zuverl. Nachricht geben kan.

Abul-

Abulfeda hat ausser den von dem Uebersetzer so genannten Prolegomenis, dem Werke auch eine Vorrede vorangesetzet, darinne er erstlich seine Qvellen angiebt; so dann von der Mißhelligkeit der alten Zeitrechner und deren Ursachen, hierauf von dem Unterscheide des hebräischen, samaritanischen und griechischen Pentateuchi, und endlich von der chronologischen Tabelle, worauf er den Unterschied der vornehmsten chronologischen Systematum entworfen hat, handelt. Den Anfang dieser Vorrede hat der Uebersetzer der seinigen, nebst einem Verzeichnisse dererjenigen Auctorum einverleibet, auf die Abulfeda sich hin und wieder beziehet, und solche doch nicht in der Vorrede an gehörigem Orte zugleich mit den andern genennet hat.

Abulfeda hat sein Gutes, er hat aber auch seine Mängel. Von beyden urtheilt der Uebersetzer bescheiden und uneingenommen. Sein Werk ist keine vollständige Geschichte, sondern nur ein kurzer Auszug. Es bleibt aber itzo, da die saracenische Geschichte bey uns erst aufkommen soll, ein Auszug nützlicher und nöthiger als ein großes Buch. An großen historischen Werken mangelt es den Arabern nicht. Zu deren Ausgabe kan mit der Zeit auch Rath werden, wenn die Begierde zu diesem Theile gelehrter Untersuchungen mehr wird angeflammet seyn. Indessen ist Abulfedä Arbeit unter den kurzen Auszügen der saracenischen Geschichte ohnstreitig das vornehmste. Er hat meistentheils eine gute Wahl in den Nachrich-

 ten

ten getroffen, und sich nur bey merkwürdigen Dingen aufgehalten. Kürze, Deutlichkeit und die nach den Jahren eingerichtete Erzählung preisen ihn an. Daß er Mahomeds und anderer bey seinen Glaubensgenossen im Ruffe der Heiligkeit stehenden Männer Wunderwerke anführt, das kommt mit seiner Person und Absicht überein. Ja unter den Gottesgelehrten werden viele seyn, denen durch die hier ertheilten Nachrichten von den muhammedanischen Heiligen und Ketzern, oder deren Ungereimtheiten, ein Dienst geschiehet. Damit ist der Uebersetzer nicht zufrieden, daß sein Autor die Sprüche der arabischen Dichter allzuverschwenderisch eingestreuet hat. Er leugnet nicht, daß viele derselben, sonderlich solche die von alten Dichtern herrühren, auch ausser ihrer Grundsprache schön sind. Aber viele, sonderlich die aus den neuern Zeiten, werden auch so gar Kennern der arabischen Sprache und Dichtkunst, gezwungen, frostig und kindisch vorkommen. Schade ist es, daß Abulfeda eben dieses kalte Feuer am meisten bewundert, und in seinen eignen Gedichten diesen Irrlichtern selbst nachgehet. Daß er sonderlich in den ersten Zeiten des saracenischen Reiches, da die Araber so große, so erstaunende Dinge thaten, allzukurz und trocken ist, daß er unterschiedene andere merkwürdige Dinge übergeht; das kan mit dem Wesen eines historischen Auszuges bestehen. Für die umständlichen Nachrichten von den rühmlichen Thaten der Fürsten seines Hauses in den

Kreutz-

Kreutzzügen, ist man ihm sehr verpflichtet. Ueberschreitet er darinne die Maße, verfällt er bey seiner eignen Lebensbeschreibung zu sehr ins kleine und in den Schein der Schmeicheley, so darf man das Muster eines vollkommenen Geschichtschreibers so wenig bey den Arabern, als bey den Chronisten der mittlern Zeiten suchen. Können ihn die Beyspiele seiner Zeitgenossen nicht rechtfertigen; benehmen ihm diese kleinen Fehler das Recht, einen Anspruch auf den Titel eines löblichen Geschichtschreibers zu machen: so ersetzet die Nutzbarkeit seiner Nachrichten diese Mängel; und die Schwierigkeit welche das menschliche Herz bey Ueberwindung seiner Eigenliebe findet, entschuldigt dessen Eitelkeit.

Abulfeda hat ausser dieser Geschichte und der Erdbeschreibung noch mehr große Werke verschiedener Art hinterlassen, die aber bey uns unbekannt sind. Der Uebersetzer führt aus dem Ibn Schechnah eine Stelle an, in welcher er zum Verfasser eines theologischen, ingleichen eines medicinischen Systematis, wie auch eines mathematischen Werkes gemacht wird. Die Handschrift, wornach diese Uebersetzung verfertigt worden, befindet sich in dem unschätzbaren Vorrathe orientalischer Handschriften, den Levinus Warner, ehemaliger holländischer Consul zu Constantinopel gesammelt, und der leydenschen Universitätsbibliothek vermacht hat. Diese Handschrift ist nicht allein fehlerfreyer als die bodlejanische, welcher Gagnier gefolgt ist: sondern sie

hat auch dieses vor allen andern die bekant sind, zum voraus, daß sie am weitesten geht, und in dem dritten Jahre vor des Verfassers Tode stehen bleibt, welches Ziel die andern bekannten Handschriften bey weiten nicht erreichen. Zu Paris hat man in der Bibliotheque de St. Germain ein Exemplar von dieser Geschichte, darinne mit Ausstreichen und Hinzusetzen so viel Veränderungen vorgenommen worden, daß man nicht anders schließen kan, als daß es dem Abulfeda selbst zugehöret habe, und von ihm eigenhändig sey verbessert worden. Ein dergleichen Exemplar von des Abulfeda Erdbeschreibung hat Herr Reiske zu Leyden unter Händen gehabt. Die Schreibart des Verfassers ist mittelmäßig, und für einen arabischen Geschichtschreiber noch so ziemlich deutlich. Doch klagt der Uebersetzer überhaupt über die verworrene Schreibart der Araber, die so beschaffen ist, daß derjenige wer sie von Wort zu Wort und in der Folge, wie sie ihre Gedanken vortragen, übersetzen wolte, nothwendig unverständlich werden müste. Daher hat er sich in Fügung der Perioden eine kleine Freyheit verstattet, die aber dem Sinne der Urschrift im geringsten nicht nachtheilig ist, und daher auch bey solchen, welche die Uebersetzung mit dem Grundtexte nicht zusammen halten können, jener Richtigkeit keinesweges verdächtig machen darf. Es ist allerdings schwehr, aus einer morgenländischen Sprache ins Lateinische so zu übersetzen, daß man beyder Eigenschaften Gnüge thut. Da

man

man aber aus viel schönen Proben weiß, daß der berühmte Herr Uebersetzer mit dem Arabischen auch die schönen Wissenschaften verbunden, und sich im Griechischen und Lateinischen wohl umgesehen hat; so wird man von dem Latein seiner Uebersetzung mehr vermuthen u. erhalten, als dessen Bescheidenheit verspricht.

Zu Ende der Vorrede folgt eine Erinnerung wegen der Art die er gewählet, solche arabische Buchstaben die im Lateinischen ihres gleichen nicht haben, dennoch mit lateinischer Schrift auszudrucken. Hierher gehört insonderheit das ج das so ausgesprochen wird, als die Italiener ihr g vor einem i. aussprechen. Er hat also diese Art zu schreiben gewählt, u. besagten Buchstaben jedesmal mit einem gj ausgedruckt, da schon andre ihm in diesem Stücke mit ihrem Exemp. vorgegangen waren. Wem ist das Wort Hegjrah nicht bekannt, welches gemeiniglich, wiewohl irrig, mit drey Sylben, gleich als ob es He-gi-rah hieße, ausgesprochen wird, da es doch nur mit zwey Sylben Hegj-rah, oder wie wir Deutschen es schreiben würden, Hetsch-rah, solte ausgesprochen werden. Daß man entweder das italienische gi nicht kannte, oder an dasselbige nicht gedachte, das hat dieses arabische Wort in unserer gemeinern Aussprache ganz verunstaltet: Und so ist es mit mehrern gegangen.

Nun ist noch übrig, daß wir die Gränzen dieses ersten Bandes der abulfedischen Geschichte bestimmen, und einige Proben derselben beybringen. Denn ein Lehrgebäude der

arabischen Geschichte aus derselben aufzubauen, leidet unser Vorhaben nicht. Abulfeda selbst hat zwar keine Abtheilung gemacht. Die Jahre laufen in einer ununterbrochenen Reihe nach einander fort. Allein der Uebersetzer muste mit dem Jahre 406. nach muhammedanischer Rechnung, oder mit dem Jahre Christi 1015. beschliessen, weil er den Theil nicht stärker als zwey Alphabet machen wolte. Er hebt mit dem Leben Mahomeds an. Was die Proben angelangt, so wollen wir solche auf eben gedachtes Leben des arabischen Prophetens einschränken, und in einigen Stellen desselben die gagnierische Uebersetzung mit der reiskischen zusammenhalten. Unsre Absicht gehet gar nicht dahin, den Ruhm des Vorgängers zu schmählern. Wir wollen nur den Verdiensten des Nachfolgers Gerechtigkeit wiederfahren laßen. Keine menschliche Arbeit ist vollkommen; und an den Fehlern die Gagnier im Uebersetzen begangen, ist gutentheils auch die fehlerhafte Abschrift schuld, die er vor sich hatte. Unsre Bemühung kan auch dazu dienen, daß man sich in Beurtheilung der arabischen Schriftsteller nicht übereilet, nicht ihnen die Schuld beymist, die an den Uebersetzern liegt, und sie nicht ohne hinreichenden Grund ungereimt nennet.

Gleich zu Anfange p. 3. wird ein erdichtetes Wunder, das sich bey Mahommeds Geburt soll zugetragen haben, erzehlt. Deswegen soll der damalige König in Persien einen Araber mit Namen Abdol Masih an einen arabischen

schen Wahrsager Satih genannt, abgeschickt haben, ihn um die Deutung des Gesichtes das der Hohepriester gesehen hatte, und der geschehenen Wunder zu bitten. Es würde zu weitläuftig fallen, das ganze Mährlein herzusetzen. Wir wollen uns also nur mit der in Reimen abgefaßten Antwort des mit dem Tode ringenden Wahrsagers begnügen. Sie lautet in der gagnierischen Uebersetzung also:

Abdol Masih camelo vectus glabro ad Satihum venit tum, quum ille ad fossam sepulcri pervenit. Misit te Sassanidarum rex sciscitatum de subita palatii concussione, de ignis sacri Persarum extinctione & visione al Mubadhani, in qua vidit camelum ferocem ab equo Arabico victum. quo tempore Tigris fluvius ruptis obicibus exundaret per regionem ipsius. O Abdol Masih, quandoquidem tam multa sese invicem secuta sunt accidentia, & ingruit ventus dispergens horrea, & exstinctus est ignis Persarum & effusæ sunt catarrhactæ cœlorum, & subsidit lacus Sawah, jam tandem non amplius Syria Satiho est infausta u. s. w. Die reiskische Uebersetzung giebt es also. Adest Abdol Masih super camelo per orbem terrarum itineratore ad Satihum, qui jam imminet oræ sepulcri. Rex Sasanidarum te misit ob concussionem palatii, & exspirationem flammæ, & visionem al Manbadzani, qui vidit camelos contumaces ducentes equitatum Arabicum, qui trajecto Tigride per terras se se dispergebat. O Abdol Masih, quando frequens erit ot

Ta-

Talawah * & comparebit dominus al Harawæ ** & exstinguetur ignis Persidis (seu Magorum) *** & exundabit torrens as Samawah **** & evanescet lacus Sawah: tunc nusquam erit amplius Syria Satiho Syria *****
P. 11. wird erzehlt, daß Mahomed einst seine nächsten Anverwandten zu sich zu Gaste, und bey der Gelegenheit, zu Annehmung seiner neuen Lehre eingeladen, auch denjenigen von ihnen aufgefodert habe, der sein Bruder, Abgeordneter und Wezir, das ist, Gehülfe seyn wolle. Hierauf wird gesagt, es habe keiner geantwortet. Der einzige Ali, ein Knabe von ohngefehr 10 Jahren, habe sich erklärt: Egomet ita faciam. Ego ipse dentes illis excutiam, oculos eruam, ventrem dissecabo, crura mutilabo. Ego, o propheta dei, ero Wezirus tuus. So lautet es in der gagnierischen Uebersetzung: In der reiskischen aber wie folget: Conticescebant omnes; (verba sunt Alii, qui hæc narrat:)

* Das ist das in einer Art von Gesängen abgefaßte Herbeten des Alcorans, das dem jüd. Gesange der Torah ähnlich ist. Er will sagen: Wenn man den Alcoran lesen und herbeten will.

** Harawah hies das Pferd, worauf der berühmte arabische Held Chaled, der Sohn al Walid, das Schrecken der Christen in Syrien und die Ruthe Gottes auf ihren Rücken, zu reiten pflegte. Er will also sagen: Wenn Chaled, der Sohn al Walid, sich hervorthun wird.

*** Das geschahe bey Zerstörung des persianischen Reiches unter der Regier. des Chalifen Omars.

**** So heisset die zwischen Syrien und Chaldäa gelegne große Wüste.

***** Das ist: So wird Satih, der in Syrien lebte, nicht mehr seyn.

rat:) ego vero, quamvis omnium & annis essem recentissimus, & adspectu turpissimus, quippe qui plus quam ullus alius & lippiebam * & ventre tumebam, & cruribus fultus ibam gracillimis, ideoque tacere & latitare debuissem: attamen; O propheta, ajebam, tibi ego legatus ero. Pag. 13. redet der Muhammed den Omar, seinen bisher gewesenen abgesagten Feind, der sich aber nunmehr zu ihm schlug, in der alten Uebersetzung also an: Quid venit tecum impedimenti, o fili Al Chettabi? aut quid cessas, donec super te corruat impluvium domus: In der neuern aber lautet es folgender Gestalt: quid te huc tulit, o fili Al Chattabi! annon desistes deo refragari, donec te invadat clades humo affligens: Pag. 15. wird erzehlt, mit was für Schimpf, Schande und Gefahr Muhammed aus Thajeff, wo er sein neues Evangelium predigen wollte, sey verjagt worden. In der englischen Ausgabe heist es also: Quibus auditis apostolus dei ab eis discessit. attamen illi, qui sinceriores erant ex optimis inter Thakifitas, quamvis stultiores ipsi & servi eorum adversus eum inimicitiam exercerent, nihilominus ipsum benigne tractarunt, & incolumem præstiterunt, donec tandem in illum congregati homines usque ad murum civitatis vi compulerunt. Postquam autem ab illo abstitere stultiores illi Thakifitæ, dixit apostolus dei: o deus,

* Man weiß vom Ali, daß er mit Entzündungen an den Augen immer geplagt, überdem auch kurz v. Person u. unförmlich dick gewest sey

deus, tibi attributuri sunt debilitatem virium mearum industriæque meæ paucitatem, & ignominiam meam inter homines. O misericordium misericordissime, tu es dominus imbecillium, tu es dominus meus. quoad illum, qui modo ad me ita locutus est, ne propter ea in me sit iracundia tua. ille enim voluit audire me. Die neue Uebersetzung giebt diese Stelle also: Surgebat itaque propheta de consessu relinquens illos, & de salute hujus urbis jam plane desperans, parumque aberat, quin ibi periret. Nam Thacafitæ, stulta & rabiosa plebe, mancipiisque, quasi canum grege in ipsum immissis, qui eum convitiis & clamoribus, si cuti furem aut fatuum, prosequerentur, cogebant, crescente turba & tumultu, saluti suæ consulere, seque ad villulam vel hortulum proximum subducere. Ibi dilapsa insana plebe, sic orabat Muhammed ex tuto & solus ad deum. Mi deus, queror ad te mearum virium debilitatem; quam sint meæ machinationes impares atque inutiles, quam contemtus ego sim ad homines. O tu, qui misericordia omnes vincis, dominus eorum, qui impotentibus oppressi succumbunt; tu es etiam dominus et adjutor meus adversus omnes, quotquot ægre mihi faciunt. Tu mihi duntaxat nolim succenseas, cæterorum nil curo. P. 29. wird die unmenschliche Wuth der Henda, welches die Gemahlin des Abi Sofjans, des damaligen Heerführers der Feinde des Mahommeds, und Mutter des nachmaligen Chalifen

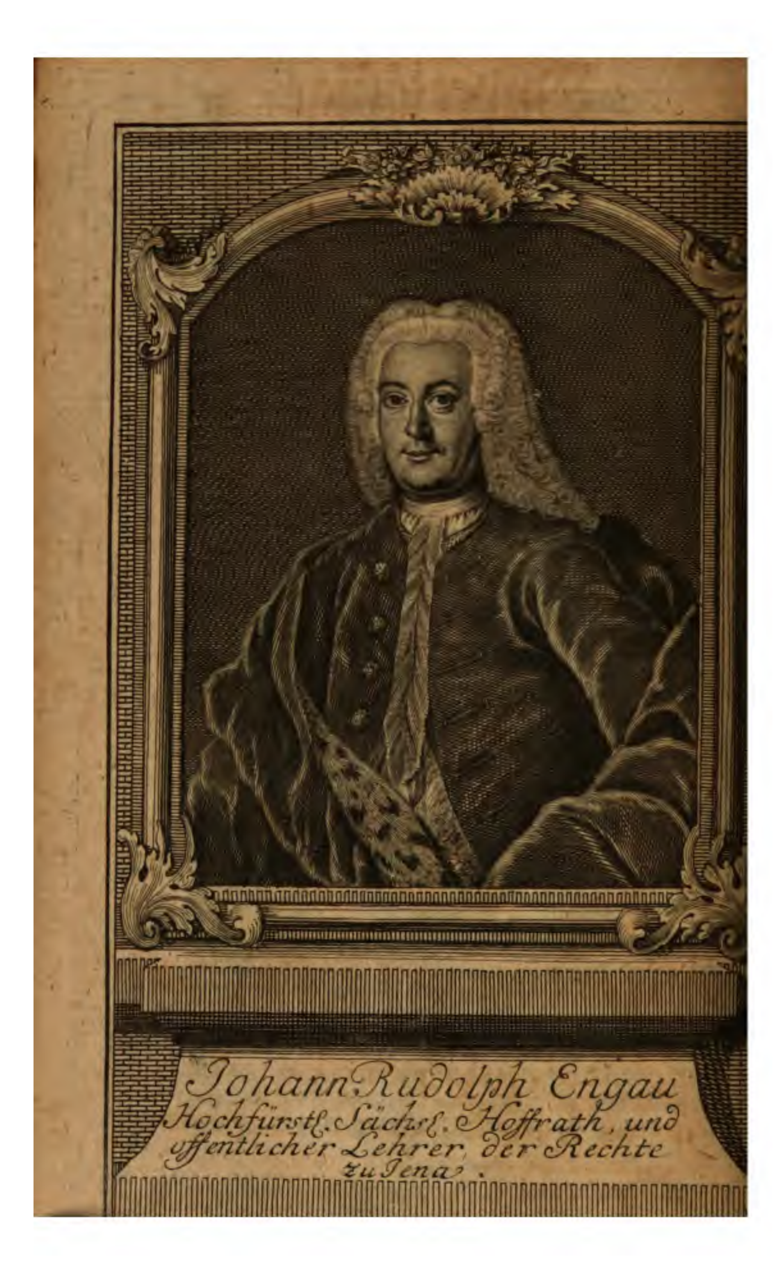
Moa-

Moawiah war, in der englischen Ausgabe so beschrieben: Quin etiam Henda partem jecinoris Hamzæ eviscerati mandebat, quamvis id facinoris ei illicitum esset. In der neuen aber lautet die Stelle so: Henda ferro scrutata jecur Hamzæ visceribus eruebat & mandebat, ore volutans, ut si quis grossam tenacem bucellam volutet, sed præ cruditate & duritie deglutire non poterat: Pag. 33, wird erzehlt, daß Muhammeds Leute wider ihn gemurret, weil er sich von dem Feinde in seinem Lager belagern ließ und kein Treffen wagen wollte. Unter andern soll einer mit Namen Matab sich haben verlauten laßen: Promittebat nobis Mohammed fore, ut Kesræ & Cæsaris thesauros devoraremus: & jam nobis instat dies, quo ipsemet de vita sua securus non est, adeo ut ad locum excrementorum, (fossam, ubi venter exonerari solet) confugere coactus sit. So lautet es in Gagniers Uebersetz. dieser aufrührischen Rede: in der neuen aber, wie folget: Si veræ Muhammedis essent promissiones, dudum thesauros Cosrois & Cæsaris ventre mersissemus. nunc autem quis est nostrum, qui solus extra castra cacatum ire audeat? P. 37. wird erzehlt, daß Orwah der Gesandte der Coraischiten an den Mohammed, dieses Bart gestreichelt habe, welches eine Art von Höflichkeit und Liebkosung bey den Arabern ist. Solches habe den damals gegenwärtigen Mogairah so verdrossen, daß er dem Orwah anbefohlen, wo ihm seine Hand lieb sey, selbige von des Propheten Bart zurück zu halten. Hierauf habe Orwah gesagt: Neque te dilacero,

neque tibi injuriam infero. So hat es Hr. Gagnier übersetzt. Nach der neuen Uebersetzung aber spricht Orwah also: Proh, scævum te atque immitem! pag. 48. wird von der Niederlage der Hawazeniten gesprochen. Diese hatten unter andern einen in seiner Jugend gewesenen braven Soldaten, aber damals über hundertjährigen blinden, doch ehrwürdigen Greiß, den Doreid bey sich, cujus nihil amplius supererat, heist es in der englischen Ausgabe, præter σκελετὸν, seu cadaver adhuc anima rationali præditum. Ajebat autem tremens: o utinam cum illa (anima) essem excisus, mallem cum ipsa jacere sepultus. In der neuen aber redet der Geschichtschreiber also: Aderat Doraid, ultimæ senex ætatis, centenario major, quem aliam ob caussam secum non trahebant, quam ut ipsum, fortem olim clarique nominis ducem, consulerent, & ex ejus consilio res suas feliciter & auspicato gererent. Is eo tempore dicebat notum hunc iambum, senio suo & imbecillitati ingemiscens; O utinam essem in hac expeditione juvenculus (quasi camelus) quo in ea possem tolutim gradi & celeriter discursitare. Es könnten unzählig mehr Vergleichungen angestellt werden, wenn die vorgelegten Proben nicht hinlänglich den Unterschied und den Wehrt beyder Uebersetzungen vor Augen stellten. Von diesem kleinen Stücke, wir meinen die Lebensbes. des arabischen Propheten, läst sich auf die Uebersetzung des übrigen, das vorhin in keiner Sprache gedruckt gewest ist, vortheilhaftig schließen. Wir wünschen dem hochberühmten Hrn. Professor zu Fortsetzung und Vollendung dieser so wichtigen und gemeinnützigen Arbeit von Herzen gute Gesundheit, Freunde, Gönner und Beförderer, welche ihn dabey unterstützen, auch dessen Verdiensten, die eine Zierde unserer hohen Schule sind, die so wohl verdiente Belohnung angedeien laßen.

Inhalt:




Johann Rudolph Engau
Hochfürstl. Sächsl. Hoffrath, und
öffentlicher Lehrer der Rechte
zu Jena.

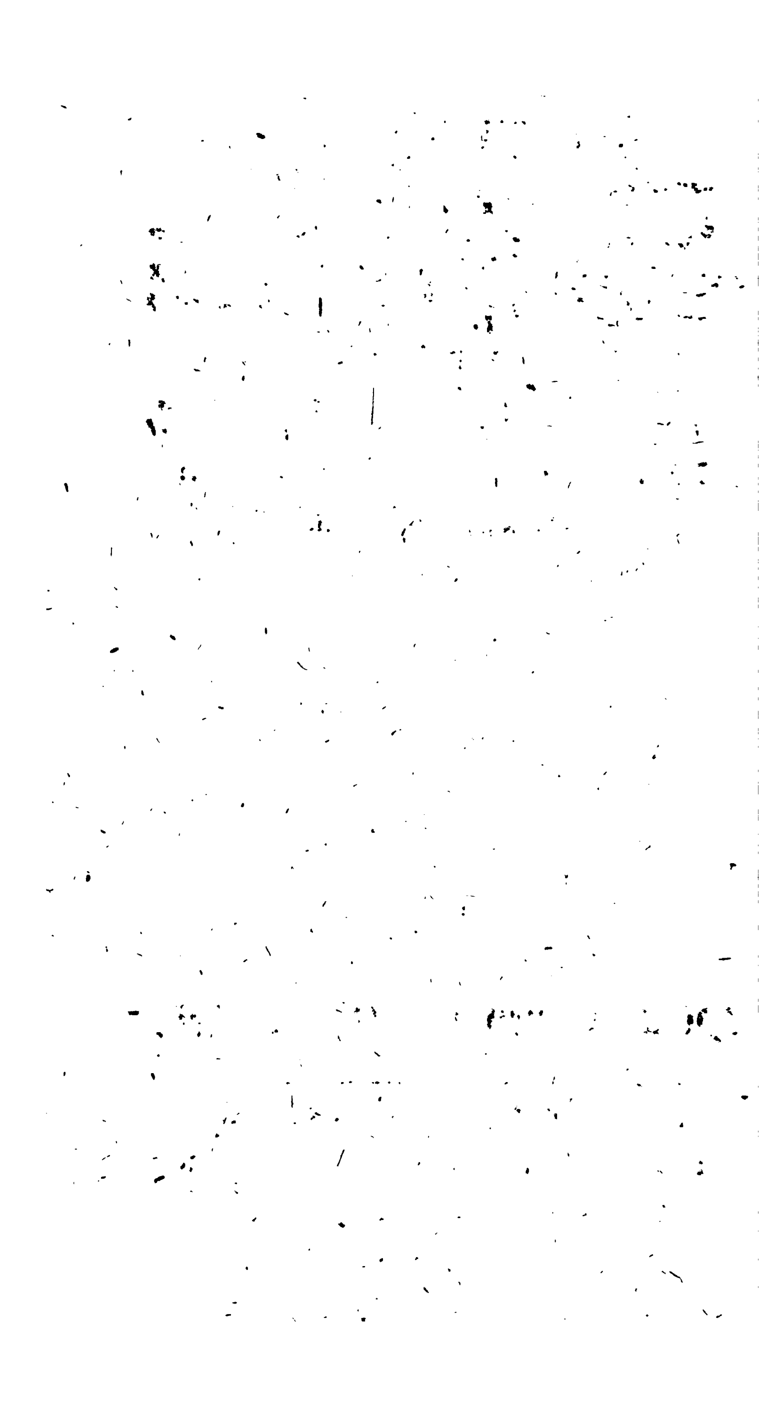
Zuverläßige Nachrichten

von dem
gegenwärtigen Zustande,
Veränderung und Wachsthum
der Wissenschaften.



Hundert zwey u. achtzigster Theil.

Leipzig, 1755.
in Joh. Friedr. Gleditschens Buchhandlung.





I.

Miscellanea Sacra.

das ist:

David Millii Sammlung einiger philologischen Auslegungen über das 54ste Cap. Jesaia, auch 121 und 122 Psalme, nebst zwo academischen Abhandlungen. Amsterdam, 1754. II Alph. 9 Bog. in 4to.

Der Herr Verfasser, welcher als öffentlicher Lehrer der Gottesgelahrheit wie auch der morgenländischen Sprachen und Alterthümer, bey der hohen Schule zu Utrecht stehet, ist bereits aus seinen wohlgerathenen Schriften bekannter, als daß wir ihn erst den Kennern der schönen Wissenschaften anpreisen sollten. In gegenwärtiger Sammlung findet man überzeugende Proben seiner weitläuftigen Gelehrsamkeit. Dieselbe besteht aus sieben besondern Abhandlungen, welche theils philologische Erklärungen, theils etliche academische Reden in sich fassen, die wir nach ihrer Ordnung beschreiben wollen.

F 2 Die

Die erste philologische Anmerkung hat das 54 Cap. des Propheten Jesaias zu ihrem Gegenstande. Der Herr Verfasser erzählet von dem 1ten bis 8ten §. die verschiedenen Gedanken der Ausleger, so wohl der jüdischen als christlichen Kirche; welche darinne, obschon mit einem gewissen Unterschiede, übereinstimmen, daß diese Weissagung von dem glückseligen Zustande und Ausbreitung der Kirche zu den Zeiten des Weltheylandes handele. Doch darinne äussert sich eine Schwierigkeit, wer eigentlich unter dem Bilde der unfruchtbaren, betrübten und verstoßenen Weibesperson zu verstehen sey. Der Herr Verfasser trägt seine Meinung in den nachfolgenden Abschnitten vor, und behauptet mit vieler Scharfsinnigkeit, daß man unter solcher Person am allerfüglichsten die Sara, als ein Vorbild der christlichen Kirche, welche damals in der patriarchalischen Kirche verborgen gelegen, annehmen könne. Diese gottselige Ehegattin des Abrahams war unfruchtbar und darüber sehr betrübt; Gott aber segnete sie in ihren hohen Jahren, daß sie dem Abraham einen Sohn den Isaac gebar, durch welchen sich die wahre Gemeinde Gottes ausbreitete, bis der Meßias selbst aus dessen Geschlechte gebohren wurde. Diese Auslegung wird durch die Worte des Apostels Paulus, Gal. 4, 22. u. f. w. unterstützet, und mit vielen Gründen wahrscheinlich gemacht, daß der Prophet auf diese Person sein Augenmerk gerichtet habe.

Hier-

Hierauf gehet der Herr Verfasser auf die prophetischen Worte selbst, welche er Stück vor Stück erklärt und mit schönen Anmerkungen bereichert. Die Unfruchtbarkeit der Sara und die wundervolle Geburth des Isaacs, welche die heil. Bothen, Johannes der Täuffer Matth. 3, 9. und Paulus Röm. 4, 9. den Jüden zu ihrer Beschämung vorstellen, geben ihm Gelegenheit, eine Vergleichung zwischen der patriarchalischen und christlichen Kirche anzustellen. Die Glückseligkeit der ehemals unfruchtbaren erweiset sich durch die Geburth und den Anwachs so vieler Kinder, daß der Raum der kleinen Hütte viel zu enge ist. Hier wird ausführlich von den Wohnungen der ältesten Völker unter Hütten oder Zelten gehandelt, und das Geheimniß das darinne verborgen liegt, entwickelt. Einmal hat Gott die Gläubigen durch solche Pilgrimschaft erinnern wollen, daß wir hier keine bleibende Stadt haben, sondern die zukünftige suchen, Hebr. 11, v. 9. 10. Cap. 13. 14. Ferner hat Gott durch diese Wanderschaft den Zustand der christlichen Kirche vorstellen wollen, in wie ferne sie sich, ohne an einen beständigen Ort und Land zu binden, in alle Theile der Erde ausbreiten würde. Diese unverhoffte und bewundernswürdige Ausbreitung wird in dem 3ten Verse des Propheten, durch das Ausbrechen zur Linken und zur Rechten angezeiget. Die Anmerkungen über diese letzten Worte verdienen alle Aufmerksamkeit,

 indem

indem durch das Ausbrechen zur Linken und zur Rechten, nach vielen Stellen der heiligen Bücher und anderer Schriftsteller dargethan wird, daß man unter diesem Ausdrucke alle vier Weltlagen am füglichsten verstehen könne, da Gott dem Weltheylande die ganze Welt zu seinem Eigenthume gegeben hat *. In den folgenden wird mit vieler Gründlichkeit erwiesen, wie sehr die jüdischen Lehrer von dem Sinne des heil. Geistes abweichen, indem sie diese Verheißung von dem Besitze des Erbtheils, durch eine gewaltsame Einnahme mit gewaffneter Hand erklären; da doch die Ausbreitung der Kirche Christi, durch göttliche Ueberzeugung, durch Wahrheit und Liebe erfolgen sollte; dahero sie von der Besitznehmung des Landes Canaan zu Zeiten Josua, gar sehr unterschieden seyn würde **.

In

* Die Erfüllung dieser Weissagung erblicken wir in der Aussendung der Apostel Jesu in alle Welt. Wilh. Cave zeigt aus der Geschichte der heil. Apostel, wie sich diese Bothen in alle Welt zerstreuet, und die Lehre Jesu verkündiget haben. Man kan zwar nicht sagen, daß sie sich nach der Meinung des Bellarmins gleichsam in die Welt getheilet haben: aber das ist gewiß, daß sie in allen Ländern das Werk des Herrn getrieben, davon man die wichtigsten Spuren und Ueberbleibsel findet.

** In der Anmerkung zu dem 31 §. gedenket der Herr Verfasser der Aufschrift, welche

Pro

In der Fortsetzung werden die Trostgründe welche Gott dieser verlaßenen Person, wegen ihrer bisherigen Unfruchtbarkeit und traurigen Schicksale mittheilet, von Wort zu Worte untersucht, auch die großen Vorzüge mit welcher sie Gott beehret, indem er sich ihren Mann, ihren Schöpfer und Erlöser nennt, sehr lebhaft vorgestellet, und die besondern Vorrechte eines Joels oder Erlösers, aus den Alterthümern gründlich erörtert. Hingegen scheinet uns die Erklärung der Worte: **ich habe dich einen kleinen Augenblick verlassen**, §. 76. etwas gezwungen zu seyn. Der Herr Verfasser hält davor, daß man diese Worte von der Zeit annehmen müsse, da die göttliche Verheißung unter dem Gesetze und dem Schatten des mosaischen Gottesdienstes verborgen gelegen. Dieser Vorhang habe die patriarchalische und jüdische Kirche verhindert, in das inwendige

 solcher

Procopius von dem Josua aufgezeichnet hat, daß sich in der africanischen Stadt Tingit eine Säule mit diesem Worten finden soll: Nos sumus profugi a facie Josuae Latronis filii Nave. Anton van Dalen hat sich in Epistol. ad Jansonium ab Almoloven, in lib. de origine Idololatriae, p. 749. viel Mühe gegeben, darzuthun, daß Suidas und Procopius nicht einstimmig sind, daß sie diese Säule nicht gesehen; auch sehr leichtgläubig gewest. Doch haben Huetius in Demonstrat. Evangel. p. 281. und Buddeus in Histor. Ecclesiast. V. T. p. 963. diese Aufschrift vor wahr gehalten.

solcher Gnadenverheißungen einzubringe
Unter den theuern Versicherungen welc
Gott seiner Kirche giebt, verdienet auch die
angemerket zu werden, da es in dem 9te
Verse heißt: Denn solches soll mir seyn, w
das Wasser Noah *. Hiermit will Gott an
zeigen, daß er zwar alle Wetter der Trübs
zeithero über diese Kirche ergehen lassen
gleichwie ehedem zu Zeiten Noah die ganz
Erde mit der Sündfluth bedecket worden
aber er werde sich gleichwohl seiner verlaßene
Kirche erinnern, wie er an Noah gedacht
den er in den Wassern der Sündfluth erhal-
ten, und ihm das Zeichen der Versöhnung
in den Wolken durch den Regenbogen gege-
ben habe. Diese tröstlichen Versicherungen
werden durch die Vergleichung mit den beweg-
lichen Bergen und der ewig daurenden Gna-
de

* Wir können hier nicht unerinnert lassen, daß Hr. D. Michaelis in Not. ad Codic. Hebraeum angemerket, man finde Codices, in welchen die Worte כי־מי wie die Wasser, ohne das zusammenbindende Makkeph stehen; da denn der Verstand ist: Wie in den Tagen Noah. Da nun die angezogenen Worte in dem 9ten Verse zweymal vorkommen; so würde die erste Lesungsart nicht ganz unrecht seyn, sondern die Rede beynahe flüssender machen. Es könnten demnach diese Worte also gegeben werden: Denn solches soll nur seyn, wie in den Tagen, oder zu den Zeiten Noah, da ich schwur, daß die Wasser Noah nicht mehr über den Erdboden gehen sollten.

de Gottes noch stärker gemacht: dabey denn der Herr Verfasser in sehr schöne und gründliche Anmerkungen ausschweifet. Besonders giebt er sich §. 91. u. s. w. alle Mühe, die Worte: **ich will deine Steine wie einen Schmuck legen** rc. zu erklären. Am meisten macht ihm das Wort פוך zu schaffen *, weil es fast nicht glaublich ist, daß so kleine Steine, als der Hyacinth, Beryll oder Carvuncel, zum Grunde eines großen Gebäudes gelegt werden können. Dahero hält er davor, daß diese Steine nach Art der Struckturarbeit in den Zimmern gebrauchet worden. Endlich hat Herr Mille noch eine mystische Auslegung über dieses Capitel beygefügt, in welcher viel schöne und erbauliche Gedanken vorkommen, obgleich nicht zu läugnen ist, daß einige nur bloße Muthmassungen und sinnreiche Anwendungen zu seyn scheinen.

Die andre Abhandlung des Herrn Verfassers beschäftiget sich mit der Auslegung des 121 Psalms, welche ziemlich stark gerathen ist. Bey der Ueberschrift dieses heil. Liedes:

* Uns wundert, daß der Herr Verfasser unter der Anzahl der Schriftsteller über diese Steine den so bekannten Joh. Braunius, de Vestitu Sacerdot. Hebraeor. Lib. II. Cap. XIV. p. 556. weggelassen, welcher von dem Worte פוך ausführlich handelt, und glaubet, daß man im Morgenlande die Stuben der Könige und Fürsten, zum Zierrathe mit solchen köstlichen Steinen ausgeleget habe.

Ein Lied im höhern Chor, gehet er von der Meinung andrer Ausleger ab, übersetzet sie, ein Lied von funfzehn Stuffen, und glaubet, daß man diesen und den nachfolgenden Psalm am Lauberhüttenfeste abgesungen, als man die 15 Stuffen von dem Vorhofe der Weiber zum Vorhofe der Männer hinaufgestiegen *. Der wesentliche Gegenstand dieses Liedes scheinet ihm dieser zu seyn, daß darinne eine tiefgebeugte Seele unter schweren Anfechtungen vorgestellet wird, die aber zu Gott ihre Zuflucht nimmt **. Das Aufhe-

* Das ist wohl ausgemacht, daß man diesen und die nachfolgenden Psalmen am Lauberhüttenfeste abgesungen. Aber zu den Zeiten Davids war der Tempel noch nicht. Dahero waren auch diese 15 Stuffen von dem Vorhofe der Weiber nicht zu finden: es müste denn diese Ueberschrift des heiligen Gedichtes nicht alt und authentik; sondern in den neuern Zeiten gemacht worden seyn: dahero die Meinung des Hrn. D. Sonntags und Hrn. D. Michaelis, von den musicalischen Instrumenten wohl vorzuziehen ist.

** Es kan dieses heilige Gedichte durch eine besondere Anwendung allerdings den Zustand einer bekümmerten Seele abbilden; doch scheinet uns die Erklärung der besten Ausleger viel natürlicher, daß der König David diesen Psalm entweder auf seinen eignen Zustand, da er sich vor Saul und Absalom auf den Bergen aufhalten und flüchtig seyn muste, oder weißagungsweise auf den Zustand der gefangnen Juden zu Babel gemacht habe.

Aufheben der Augen zu den Bergen führet auf die Gewohnheit der Juden, welche bey Verrichtung des Gebeths, in Abwesenheit oder auf den Reisen, ihre Augen gegen den Berg Zion und das Allerheiligste, wo Gott wohnte, zu richten pflegten. Es wird Gott als ein heiliger Wächter vorgebildet, welcher ein wachsames Auge über sein Volk und einen jeden Gläubigen habe, daher auch die Heyden den Jupiter ein Hüter und Wächter der ganzen Welt genennet haben, wie aus den Aufschriften des Alterthums erwiesen wird. Mit gleicher Scharfsinnigkeit werden §. 11. die Worte Davids: Daß dich des Tages die Sonne nicht steche, noch der Mond des Nachts ꝛc. beurtheilet. Das daselbst befindliche Wort יככה machet die meiste Schwierigkeit, wie man nehmlich von dem Monde sagen könne, daß er steche, brenne, verletze, welche Bedeutung in dem hebräischen Worte liegt. Jedoch es führt der Verfasser aus den besten Reisebeschreibungen Morgenlandes an, daß in gewissen Gegenden des Tages über die Sonnenstiche so unerträglich seyn, als des Nachts die anzügliche Kälte, welche bey hellen Mondenscheine gespüret wird. Ueber diese natürliche Erläuterung macht er noch eine besondere Auslegung,

habe. Denn diese huben ihre Augen auf zu dem heil. Berge Zion, und musten in ihrer Gefangenschaft allerhand Arten der Trübsale ertragen.

gung, darinne er seine angenommene Mei-
nung von dem Zustande einer angefochtenen
aber reichlich getrösteten Seele weiter aus-
führet.

Die dritte Abhandlung ist über den 122ten
Psalm, in welchem der gerührte Dichter
seine Freude über die heiligen Wohnungen
des Höchsten in dem Tempel zu Jerusalem zu
erkennen giebt. Da aber der Tempel erst un-
ter dem Könige Salomo gebauet ist und sei-
ne Schönheit erhalten hat, so urtheilet der
Herr Verfasser mit gutem Grunde, daß Da-
vid, als ein Prophet des Herrn, im Geiste
einen Blick auf dieses prächtige Gebäude ge-
than hat. Denn die Beschreibungen welche
er machet, können unmöglich von der Hütte
des Stiffts, wie sie zu Zeiten Davids gewest,
angenommen werden; ja der Abriß ist so
deutlich, als ob er den Tempel Salomonis
in seiner Vollkommenheit gesehen hätte. Da-
vid nennet ihn ein Haus des Herrn, weil
Gott in dem Allerheiligsten über dem Gna-
denstuhle wohnte. Es haben auch die Heyden
ihre Tempel Wohnungen der Götter genen-
net, wie aus verschiedenen Stellen erwiesen
wird. Die Worte: **Unsre Füße werden
stehen in den Thoren Jerusalems,** ge-
ben ihm Gelegenheit §. 10. 11. 12. solche dem
eigentlichen Verstande nach zu untersuchen,
und zu zeigen, daß hier nicht von dem Gebe-
the im Tempel, welches die Juden gemeini-
glich stehend verrichteten, sondern von den

Thoren

Thoren der Stadt Jerusalem die Rede sey, woselbst die Stühle zum Gerichte, nach alter Gewohnheit gesetzet worden. Kurz, Jerusalem würde sehr ansehnlich und volkreich werden, indem alle Stämme Israel dahin kommen solten, nicht allein die gottesdienstlichen Handlungen, sondern auch andere bürgerliche Geschäfte daselbst abzuwarten. Diese gemeinschaftliche Versammlung der zwölf Stämme in der Stadt Jerusalem veranlasset ihn, die feine Anmerkung zu machen, daß dadurch die Liebe und Eintracht unter ihnen angezeiget werde: daher auch die Griechen und Römer allgemeine Feyerlichkeiten angestellet haben, damit bey einer solchen Versammlung das Band der Liebe und Einigkeit desto fester gemacht würde. Mit gleicher Belesenheit redet er von den Stühlen des Gerichts, welche Gewohnheit er aus den jüdischen und heydnischen Alterthümern weitläuftig abhandelt §. 35. u. s. w. Der andere Theil dieses Gedichtes enthält eine Glückwünschung an die Stadt Jerusalem und ihre Einwohner, worinne ihnen Segen, Heyl und Friede angewünschet wird. Dieser Psalm wird abermals mit einer mystischen oder Geheimnißvollen Auslegung versehen, welche gute Gedanken in sich fasset.

Die vierte Abhandlung bestehet in einer theologischen Ausführung von der Verbindlichkeit eines Christen, das heil. Abendmahl zu genießen, von der Seite 329 bis 414.

Gleich

Gleich anfangs wird aus den Stellen der K
chenväter dargethan, daß die Christen der
sten Jahrhunderte aus brünstigem Eifer d
heil. Nachtmahl täglich gebrauchet haben;
denn der Herr Verfasser zugleich auf die me
würdige Stelle des plinianischen Briefes
den Kayser Trajan kommt, und erweisli
machet, daß das Sacrament dessen Plini
gedenket, kein Sacrament oder Eydschwu
sondern die Genießung des hochwürdigen Li
besmahls gewest sey, durch welche heili
Handlung sich die Christen zur Ausübung d
Liebe, Gottseligkeit und Christenpflichten un
ter einander verbunden haben*. Nach de
Zeit hat sich in dem andern und dritten Jah
hunderte eine große Lauligkeit und Verachtun
dieses heil. Sacraments eingefunden, da sic
die Hydroparastaten, Aquarier und Encrati
ten, aus übertriebener Mäßigung, des Wein
im heil. Nachtmahle enthalten haben; darau
denn viel Unordnung in der christlichen Kirch
erwachsen ist, wie der Verfasser mit den beste
Zeugnisse

* Der Herr Verfasser würde die Sache noch in
ein größeres Licht gesetzt haben, wenn e
nebst andern Schriftstellern über diesen
Brief, die schönen Disputationen des Hrn.
Just Henning Böhmers, de stato Christia-
norum die; ferner de confoederata Chri-
stianorum disciplina u. s. w. zur Hand ge-
habt. Denn daselbst findet man eine voll-
ständige und gründliche Erläuterung dieses
Briefes.

Zeugnissen der Kirchenlehrer erweiset *. Hierauf kommt er auf die neuern Zeiten, und bestreitet die Quacker, Inspiriten, Begeisterten, Gichtelianer und andere Verächter dieser heil. Liebesstifftung; theilet auch nach dieser Einleitung die Verächter in zwo Gattungen, in freche und boshafte Menschen, so dann aber in Unwissende und Schwachgläubige, welche sich aus vorgefaßter Meinung ihrer Unwürdigkeit, Schwachheit und anderer eiteln Vorstellungen, des heil. Abendmahls enthalten §. 8. Erstlich entkräftet er die Vorurtheile der boshaften Verächter, welche mit den Israeliten dieses süße Manna eine lose Speise nennen, ihm auch alle Kraft und Wirkung zur Erhaltung des geistlichen Lebens absprechen. Dagegen erweiset er die Unschätzbarkeit und Nutzbarkeit dieser himmlischen Speise mit den wichtigsten Gründen §. 9. u. s. w.

Nach-

* Wir bemerken hier einen kleinen Mangel, da der Herr Verfasser nicht angezeiget hat, aus was vor Ursachen diese angeführten Encratiten auf die Enthaltung des Weins im heil. Abendmahle verfallen sind. Der Herr Canzler von Mosheim hat diesen Umstand sehr schön ausgeführt und gezeiget, daß dieser Irrthum aus den platonischen Lehrsätzen, von der Enthaltung und Keuschmachung der Seele entstanden sey. Man lese dessen Comment. de turbata per recentiores Platonicos Ecclesia Christianorum. Sie ist an des Cudworts System angedrucket.

Nachmals wendet er sich zu den Schwachgläubigen in der Gemeine Christi, welche bald ihre Unrüchtigkeit, bald ihre Glaubens-Schwachheit vorschützen, deren Zweifel er aus dem Grunde hebet. In den 36 §. u. f. erörtert er die Gründe der Verbindlichkeit das heil. Nachtmahl zu geniessen; da er denn das Gesetz von der Geniessung des Osterlams mit der Einsetzung des heil. Nachtmahls verbindet, und so wohl die grossen Vortheile welche wir erhalten, als auch die Gefahr und den Verlust, in welchen wir uns durch Unterlaßung dieser grossen Pflicht setzen, in einer schönen Verbindung anzeiget. Die hin und wieder eingestreueten Anmerkungen unterhalten und vermehren die Begierde des Lesers.

Die fünfte Ausführung ist eine theologische Abhandlung von der Stiftshütte Mosis; dabey er sich vorgesetzet hat, die Irrthümer und die Fehler, welche einige in ihrer Beschreibung begangen haben, anzuzeigen und zu verbessern. Man muß dem Hrn. Verfasser die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er alle Stücke der Stiftshütte sorgfältig und vollständig durchgehet. In dem ersten Capitel preißet er die Meinung einiger Ausleger und Forscher der jüdischen Alterthümer von den 60 Säulen, und setzet die Schwierigkeiten welche sich dabey befinden, völlig auseinander. Von dem heil. Feuer gehet er von den Gedanken der andern ab, welche ge-

glaubet, daß dieses Feuer vom Himmel gefallen sey; wie auch die Heiden in ihren Tempeln dergleichen heiliges Feuer verwahret haben. Er thut mit ganz sichern Gründen dar, daß solches Feuer aus dem Allerheiligsten, nehmlich aus der Feuer- und Wolkensäule über dem Gnadenstuhle gekommen sey, und durch einen blitzenden Strahl das Opffer angezündet und verzehret habe. So erkläret er auch das Feuer, welches vom Herrn ausgefahren, und die Söhne Aaronis getödet hat. 2 B. Mos. 10, 2.* In dem andern Cap. gehet er auf die Beschreibung des heiligen Geräthes, betrachtet insonderheit den goldnen Leuchter mit den sieben Ampeln, und erinnert dabey, daß die Rabbinen angemerket, derselbe habe 40 Jahr vor der Zerstörung des andern Tempels nicht mehr brennen wollen, welches man als ein Zeichen eines bevorstehenden Unglücks angesehen. Nicht weniger betrachtet er die Gestalt des Leuchters, widerleget den Reland, welcher ihn in dem Triumphbogen des Vespasians ganz anders abgeschildert hat, und glaubet, daß die angebrachten Füße und andre Zierraden, ver-

 muth-

* Der erschreckliche Tod der beyden Söhne Aarons, des Nadabs und Abihu, welche fremdes Feuer vor den Herrn gebracht, hat den Auslegern viele Schwierigkeit verursachet. Es ist aber diese Geschichte sehr schön vom Hrn. D. Sonntag in Dissert. de conflagratione Nadab et Abihu erläutert worden.

muthlich eine bloße Erfindung der Künstler gewest. Indessen stellet er allerhand nützliche Betrachtungen dabey an, welche den Stellen Apoc. 2, 5. und 2. Timoth. 1, 6. einiges Licht in der Erklärung geben können. In dem dritten Cap. unterhält er die Leser mit der Betrachtung des Allerheiligsten, der Lade des Bundes und ihrer Heiligthümer *. Er glaubt, daß zu den Zeiten Mosis keine Heiligthümer in der Bundeslade aufbehalten worden, wie solche Paulus Hebr. 9, 4. beschreibet: zu den Zeiten Salomons aber die Tafeln des Zeugnißes darinne befindlich gewest, da die übrigen Stücke in dem Allerheiligsten bey der Lade des Bundes verwahret worden, wie einige Ausleger aus 1. Reg. 8. 9. 2 Chronic. 5, 10. nicht ohne Grund schliessen wollen.

Als ein Anhang zu diesem Werke erscheinen noch zwo academische Reden, die der Herr Verfasser bey dem Antritte seiner öffentlichen Lehr-

* Der Herr Verfasser würde bey dieser Ausführung sehr wohl gethan haben, wenn er zugleich die unrichtige Meinung Johann Spencers in dem Werke de Legib. Hebræor. Ritualib. Lib. III. Diss. V. de origine arcae foederis, p. 745. widerlegen wollen, dabey er sehr viel nützliches sagen, und die Herrlichkeit Gottes bey der Bundeslade retten können. Denn ohne diese Betrachtung wird man nicht in das innere der göttlichen Absichten und Geheimniße, bey Verfertigung der Bundeslade eindringen können.

schränkter gehalten hat, welche 90 Seiten einnehmen. Die erste handelt von den Schicksalen der Auslegungswissenschaft. Nachdem er die Nothwendigkeit und Nutzbarkeit der Auslegungskunst kürzlich angepriesen, zeiget er, wie sehr sie nach den Zeiten der Propheten verderbet worden. Die jüdischen, besonders die meischnischen und cabbalistischen Ausleger sind von den rechten Erklärungsregeln und von dem wahren Sinne des heil. Geistes abgegangen. Einige, als der Abarbanel und Kimchi haben sich noch hin und wieder an den buchstäblichen Verstand gehalten: andre hingegen, als Bechai, Gerson u. s. f. sind auf die allegorische und mystische Auslegung verfallen. Unter den christlichen Schriftforschern verdienen Origenes, Eusebius Cäsariensis und Basilius M. die vornehmste Stelle: hingegen Hieronymus und Augustinus sind in den heiligen Sprachen nicht sonderlich geübt gewesen. Nachhero haben sich in den neuern Zeiten Thomas Aquinas und Petrus Lombardus gefunden, welche aber die heil. Schrift mehr verdunkelt als aufgekläret. Endlich hat Nicolaus de Lyra sich Mühe gegeben, diesen Mangel zu verbessern; wie er denn wirklich grosse Dienste gethan. Zur Zeit der Kirchenreinigung haben Reuchlin, D. Luther, Brentius und andre in den Sprachen erfahrne Gottesgelehrte, weit gründlichere Schriftauslegungen geliefert. Doch leget der Verfasser auch dem Calvin, Beza, Münster,

Cocceji, Alting, Gatacker ihr billiges Lob bey. In den neuern Zeiten rühmet er als gute Schriftausleger den Chemnitius, Tarnov, Schmid, Salom. Glassius, Geier und Pfeiffer. Hingegen entdeckt er die Mängel der römischcatholischen Ausleger, als des Estius, des Emanuel Sa, des Cornelius a Lapide, und des Richard Simons freymüthig.

Die andre academische Rede handelt von der Gelehrten Gottesfurcht. Die Absicht des Hrn. Verfassers geht dahin, darzuthun; daß eine wahre Gottesfurcht und rechtschaffenes Wesen in Christo, mit der Gelehrsamkeit in wahrer Verbindung stehen, keinesweges aber die Wissenschaften hindern oder gar aufheben. Nachdem er die Abwege angezeiget, durch welche sich oft große Gelehrte verleiten lassen, von den Fußtapffen der wahren Gottseligkeit abzuweichen; so erweiset er, wie die Erkenntniß göttlicher und natürlicher Dinge, ja wie die Wissenschaften überhaupt eine schöne Anleitung zur ungeheuchelten Gottesfurcht und dem thätigen Christenthume seyn können. Hingegen bestreitet er die Irrthümer und Vorurtheile derjenigen, welche nicht dem Leitfaden der göttlichen Weisheit folgen, und daher ihren Verstand mehr verfinstern als aufheitern, ihren Willen aber mehr verderben als verbessern: daher sie denn auf allerhand Irrwege welche zum Verderben führen, unvermerkt gerathen. Wir erblicken

blicken auf allen Blättern die Spuren eines rühmlichen Eifers, nach welchem sich der Hr. Verfasser angelegen seyn läßt, den Gelehrten aller Stände die schöne Bildung der Gottseligkeit tief in das Herze zu prägen.

II.

De secta Elpisticorum variorum Opuscula.

§. I.

Sammlung einiger Abhandlungen verschiedener Verfasser von der Secte der Elpistiker, ans Licht gestellt von M. Joh. Christian Leuschner, der Schule zu Hirschberg Prorector. Leipzig, 1755. in 4. 10 Bogen.

Beym Plutarchus Quæstion. Convival. IV, 4. wird der Elpisticorum, einer so genannten philosophischen Secte gedacht. Niemand aber kan sich erinnern, irgendswo in den Ueberresten des Alterthums etwas von diesen Leuten gelesen zu haben. Man darf sich daher nicht wundern, wenn diese Stelle die Aufmerksamkeit der Nachforscher der gelehrten Geschichte geschärft hat. Drey gelehrte und verdiente Männer haben sich bemühet, genauere Nachricht von diesen Leuten einzuziehen und mitzutheilen. Herr D. Heumann machte dazu in seinen Actis philosophicis den

Anfang. Seine kurze Abhandlung suchet wahrscheinlich zu machen, daß unter dem Nahmen der Elpistiker die Christen verstanden werden, und daß man ihnen diesen Nahmen wegen ihrer Hoffnung auf eine künftige Glückseligkeit, die nicht jedermann in den Sinn wollte, spottweise beygeleget. Herr Brucker machte sich nach jenem an eben diese Untersuchung, und bemühte sich in einer weitläuftigen wohlgerathenen Schrift darzuthun, daß der Nahme der Elpistiker keine Christen, sondern eine heidnische philosophische Secte, und zwar eine solche Secte, die unter einem andern Nahmen bey uns bekannter wäre, angedeutet habe; da sich denn unter allen bekannten Secten keine fände, der dieser Nahme besser zukäme, als die Stoiker. In der Hauptsache kommt mit ihm unser Herr D. Jöcher überein. Nur glaubt er, daß sich dieser Nahme besser auf die Cyniker als auf die Stoiker schicke. Die Stelle beym Stobäus, wo es heist, Diogenes habe auf die Frage, was das ἀκρότατον, das äusserste im menschlichen Leben sey, geantwortet: die Hoffnung: giebt seiner Muthmaßung ein großes Gewichte. Sie läst sich auch mit Herr Bruckers seiner gar leicht vereinigen, da die Stoiker von den Cynikern entsprossen sind.

Die Aufsätze dieser drey gelehrten Männer hat der wohl verdiente und geschickte Herr Prorector Leuschner nun zusammen drucken lassen, und sie mit seiner eignen Abhandlung von eben

eben dieser Sache; wie auch einer andern die schon vorher gedruckt worden, begleitet. Wir wollen von beyden nähere Nachricht ertheilen.

In der ersten Abhandlung tritt der Herr Prorector überhaupt dem Hrn. D. Heumann bey, und versteht unter den Elpisticis, Christen; setzet aber den Gründen des göttingischen Philologi noch einige andre von seiner eignen Erfindung bey. Alle beruhen auf der ungemein großen Hochachtung der Christen für die Hoffnung. Sie rechnen sie zu den einen Christen ausmachenden und ihm unentbährlichen Eigenschaften. **Nun aber,** sagt Paulus 1 Corinth. 13, 13. **bleibt Glaube, Hoffnung und Liebe** **rc.** ingleichen **wenn wir nur allein in diesem Leben auf Christum hoffeten. u. s. w.** Sie haben **Glauben und Hoffnung** nie von einander getrennet. So wohl die Apostel, als die Kirchenväter, dringen auf beyde gleichmäßig. Plutarchus kan die Christen gar wohl gekannt haben. Weder die Stoiker, noch die Cyniker haben allein die Hoffnung gepriesen, sondern es haben schon die alten Dichter vor ihnen viel aus derselben gemacht. Die Redensart Plutarchi ἡ ἐλπὶς συνεκτικώτατον τοῦ βίου kommt mit Diogenis ἀκρότατον τῶν κατὰ βίον nicht überein. Keine Heiden können unter einem von der Hoffnung entlehnten Namen verstanden werden, weil sie nach Pauli Zeugniß, Leute ohne Hoffnung waren. Der Christen Grund

 und

und Unterschiedszeichen ist die Lehre von einem zukünftigen Leben. Paulus bekennet Act. 23, 6. daß er **wegen der Hoffnung und Auferstehung der Todten gerichtet werde.** Endlich hat auch schon vorlängst Gerhard Johann Voßius unter den Elpisticis die Christen verstanden.

Das sind ohngefehr Herr M. Leuschners Gründe für seine Meinung. Es wird diesem so bescheidenen als gelehrten Manne nicht misfallen, wenn wir unser Bedenken darüber äussern. Ueberhaupt nimmt uns Wunder, daß man die Christen an einem Orte suchen wollen, wo sich nur dunkle Spuhren von ihnen zeigen, und daß man sich so viel Mühe gegeben, eine Meinung zu behaupten, welcher die Stelle Plutarchi, wenn man sie genau ansieht, augenscheinlich widerspricht. Wenn man den Lehrsatz, welchen Plutarchus den Elpisticis beylegt, mit dem Lehrsatze der Christen aufmerksam zusammen hält, so wird man solche wohl nicht mit jenen vermengen. Was sagt dann Plutarch von den Elpisticis? *οἱ προσαγορευθέντες ἐλπιστικοὶ φιλόσοφοι συνεκτικώτατον εἶναι τοῦ βίου τὸ ἐλπίζειν ἀποφαίνονται, τῷ ἀπούσης ἐλπίδος, καὶ οὐχ ἡδυνούσης, οὐκ ἄνεκτον εἶναι τὸν βίον.* So muß diese in den Ausgaben mangelhafte Stelle gelesen werden. "**Die sogenannten Elpistici,** sagt er, **ein Geschlecht von Philosophen, halten das Hoffen für das wichtigste und hauptsächlichste im menschlichen Leben;** weil

das

das Leben unerträglich seyn würde, wenn die Hoffnung mangelte, wenn die Hoffnung es nicht anmuthig machte. Welcher Christ hat je so irrdisch gesinnt, so profan von der Hoffnung gedacht, daß er ihren Gebrauch nur auf den kurzen Umfang des gegenwärtigen Lebens einschränkte? Wer kan aber leugnen, daß die Elpistici solches gethan haben? Klingt nicht Pauli Spruch: Hofften wir allein in diesem Leben auf Christum, so wären wir die elendesten Creaturen, ganz anders als der Elpisticorum ihr Wahlspruch: Die Hoffnung ist das Band und die Stütze des Lebens. Sie macht uns das Leben angenehm. Empfänden wir unter unsern Regungen keine Hoffnung, so wäre das Leben unerträglich. Dergleichen Reden stehn wohl einem Heiden, aber keinem Christen an. Die Christen hoffen auf Christum, auf eine künftige Herrlichkeit. Aber die Hoffnung der Elpistiker, wie sie Plutarch vorstellt, siehet ganz anders aus. Sie weiß von einem dergleichen Ziele nichts. Ihr Gesicht trägt so weit nicht. Man erwäge nur die beyden Worte συνεκτικώτατον und βίος wohl, so wird man finden, daß dieses nur von dem gegenwärtigen Leben, von den alltäglichen, vergänglichen, abwechselnden Umständen, darinne sich der Mensch auf der Welt befindet, zu verstehen sey, und nicht weiter reiche; jenes aber mit Diogenis ἀκροτάτῳ sehr wohl übereinstimme. τὰ συνέχοντα und συνέκτικα

sind

sind Dinge, worauf es hauptsächlich ankommt; Dinge, welche andre in ihrem Wesen und Art erhalten, und solche durch ihrem Verfall auch aufheben und zernichten, τὰ ἄκρα, die obersten äussersten Enden, von denen das übrige gleichsam abhängt.

Nun kommen wir auf den Anhang gegenwärtiger Sammlung. Er besteht in einer Abhandlung von der Stelle Procopii, da es heist, es hätten in der Gegend von Tanger zwey Säulen mit folgender Aufschrift in phönizischer Sprache gestanden: **Hier sind wir, die wir entflohen sind vor dem Angesichte** ιησȣ τȣ λῃςȣ υἱȣ Ναυῆ, **Jesu oder Josua, des Straßenräubers, des Sohns Navi.** Man hat das Zeugniß von einem so merkwürdigen Denkmahle, dessen doch kein einziger anderer Schriftsteller erwehnet, verdächtig machen wollen. Die Absicht dieser Schrift geht dahin, die Gültigkeit des Zeugnisses, aus dem gutem Ansehen worinne Procopius steht, zu erweisen; und sodann die Richtigkeit der Schreibart Ναυῆ zu retten. Daß Procopius ein fleißiger, kluger, ehrlicher und glaubwürdiger Geschichtschreiber sey, wird mit vieler Gelehrten Zeugnissen dargethan. Die Heftigkeit und Erbitterung, die er in der Historia anecdota blicken laßen, schadet seiner übrigen Geschichte nicht. Gesetzt, er wäre in jener der Wahrheit zuweilen zu nahe getreten, so folgt daraus noch nicht, daß er auch in dieser mit Unwahrheit umgehe. Er ist glaub-

lich, Procopius habe die Säule selbst gesehen. Er hat keine Ursache gehabt, etwas zu erdichten, oder Mährgen zu schreiben *. Evagrius hat eben das berichtet **. Man stößt sich ferner an das Wort Ναυῆ. Harduin hat daraus erweisen wollen, daß diese Aufschrift untergeschoben sey, weil des Josua Vater in der Schrift nicht Ναυῆ, sondern Nun hieße. Clericus hat diesen Zweifel damit heben wollen, daß er die Schuld auf die Abschreiber lege, die ein H mit einem N gar leicht verwechseln können, da die beyde Buchstaben in den griechischen Handschriften einander so ähnlich sehen, daß man sie vielmals nicht unterscheiden könne. Diesem zu Folge sölte auf der Säule Ναυῆ und nicht Ναυῆ gestanden haben. Nun giebt der Herr Verfasser wohl zu, daß sich ein solches Versehn einmal habe zutragen können. Aber da auch bey den 70 Dollmetschern überall der Name Ναυῆ vorkomme, so müsse solches kein Schreibfehler seyn. Herr Cassel war auf die Muthmaßung gerathen, die Septuaginta müsten in ihren hebräischen Exemplaren nicht נון wie wir, sondern

* Aber das wäre gewiß die einzige Fabel nicht, die uns Procopius aufheften will. Er lebte zu einer Zeit, da Dumheit, Ungelährheit und Fabelsucht ungemein überhand nahmen, und von Leuten unterstützt wurden, die beym Betruge ihre Rechnung fanden.

** Aber der hat es aus dem Procopio genommen.

dern נוי gelesen haben. Auch diese Meinung verwirft Herr Leuschner darum, weil man keine Ursache ersehen könne, warum just in der Septuagintavirali und den tingitanischen Säulen sollte נוי ausgedruckt worden seyn, wo in unsern Bibeln נון gelesen wird *. Zu dem müste auch die lateinische Uebersetzung es nicht mit Nävi sondern mit Nave gegeben haben, weil das η durch ein e, nicht aber durch ein i ausgedruckt wurde **. Er hält also dafür, die LXX hätten zwar auch נון so wie wir, in ihren Codicibus gehabt; sich aber bey diesem Namen eben derjenigen Freyheit bedienet, deren sie sich bey viel andern fremden Namen angemaßet, welche sie nach ihrer Mundart verdrehet.

Wir stehen fast an, unsre Gedanken von einer solchen Kleinigkeit zu entdecken. Alle drey Muthmaßungen können wahr seyn; doch nicht zugleich. Es kan aber auch noch eine andre vorgebracht werden, welche die Schreibart unserer

* Daß die Urheber der LXXviralis an vielen Orten ganz andre Lesarten vor sich gehabt, als wir heut zu Tage haben, ist viel zu bekannt und augenscheinlich, als daß man es erst erweisen solte.

** Das geschieht nicht allezeit. So viel Beyspiele man hat, daß das griechische η mit einem lateinischen e ausgedruckt, oder auch gar im Griechischen selbst in ein ε verwandelt wird; so viel kan man im Gegentheil Exempel aufweisen, wo es mit einem i gegeben, und in ein griechisch Jota verwandelt worden.

serer hebräischen Bibeln נון, mit der Schreibart Ναυῆ welche Procopius und die Kirchenväter von der Septuagintavirali entlehnt haben, mit einander vereinigt, und beyde bey Ehren erhält. Wie soll das geschehen? Es geht ganz natürlich zu. Josephus nennt den Josua Vater weder Nun noch Ναυῆ, sondern Ναύηv. Was folgt daraus? Dieses, daß die heutige Punctation anders sey, als sie ehedem gewesen ist, und daß man sonst nicht נון sondern נָוֶן gelesen habe. Hundert und mehr Exempel finden sich in unserer heutigen Punctation der hebräischen Bibel, welche beweisen, daß diejenigen Juden von denen dieselbe herrührt, nicht völlig Hebräisch verstanden und sich geirrt haben. So ist es z. E. unstreitig, daß die Alten nicht כוש Cusch, sondern כָוַשׁ Cawasch ausgesprochen haben. Nimmt man nun an, daß ehedem Navin ist ausgesprochen worden, und bedenket ferner, daß die Abschreiber griechischer Bücher gewohnt sind, das ν finale entweder gar weg zu laßen, oder es mit einem oben über dem Buchstaben gesetzten Circumflex anzudeuten, welchen Unkundige für einen Circumflex ansehen, da er doch in der That ein Nun ist: so findet sich bey der ganzen Sache keine Schwierigkeit mehr. Um sich zu überzeugen, daß die Copisten das Nun finale auslaßen, darf man nur die in Kupfer gestochene Probe des leipziger Manuscripts von Constantini Ceremoniali nachsehen, da zweymal καταστείσασιν, nemlich in

der

der dritten und eilften Zeile, nicht weit vom Ende aber κατὰ κεχίστειαν, wie es eigentlich heißen soll, vorkommt. In eben demselben Codice ist das Nun finale von den nominibus substantivis neutris öfters weggelaßen, als ausgedruckt. Z. E. ξύλο, an statt ξύλον, u. s. w. So ist es auch eben daselbst gar oft, zumal am Ende der Zeilen, wenn es an sich selbst nicht hinlänglich war den leeren Raum auszufüllen, durch einen langen Circumflex ersetzt worden. In Montfaucons Paläographie wird man ähnliche Beyspiele in größerer Menge antreffen. Doch ist wohl die ganze Sache so vieles Schreibens werth?

III.

Michaels Hrn. von Montagne Versuche, nebst des Verfassers Leben, nach der neuesten Ausgabe des Herrn Peter Coste ins Deutsche übersetzt. Zweyter Theil. Leipzig, 1754. 8v. 2 Alphab. 13 und 1 halber Bogen.

Wir erfüllen unser gethanes Versprechen, und wollen nunmehr von dem zweyten Theile der Versuche welcher vor einiger Zeit erschienen, Nachricht geben.

Die der deutschen Uebersetzung beygefügte Vorrede enthält Erinnerungen wegen zweyer von dem Montagne in diesem Theile vorgetragenen

gener etwas anstößiger Sätze. Montagne schreibt den Thieren Vernunft und Freyheit, ja eine noch vollkommnere Vernunft und Freyheit zu, als die Menschen besitzen. Man erinnert dawider folgendes. Erstlich scheint es zwar, als ob man aus der Aehnlichkeit zwischen dem Bau der thierischen und menschlichen Körper, besonders in Betrachtung des Gehirns, zuverläßig schlüßen könne, daß die Thiere beseelt sind: Denn wir haben keinen andern Grund als eben diese Aehnlichkeit, warum wir andern Menschen, nicht weniger als uns, Seelen zuschreiben. Allein man muß bedenken, daß die Struktur des Gehirns der Thiere, von der Struktur des menschlichen in vielen Stücken abgeht; daß es ungewiß ist, welche Theile des Gehirns zum vernünftigen Denken unentbehrlich sind. Denn man hat sehr oft die Zwirbeldrüse, den Sitz der cartesianischen Seele*, versteinert gefunden: und in

* Es ist schwer einzusehen, warum Cartes der Seele, die nach seinem System nicht in den Körper wirkt, lieber ihren Aufenthalt in dem Gehirne, als irgendswo anders, in oder ausser dem Körper angewiesen hat. Würde eine Seele, die sich die Dinge in der Welt nach der Lage eines gewissen Körpers vorstellet, nach des Cartes und des Herrn von Leibnitz Lehrgebäude nicht eben so wohl die Seele eben dieses Körpers genannt werden können, wenn sie tausend Meilen davon wäre, als wenn sie sich in ihm befände?

in den Schriften der französischen Akademie der Wundarzeney wird ein Fall erzählt, da das kleine Gehirnlein durch ein Geschwüre so gequetschet worden, daß es nur einen Messerrücken dicke geblieben, ohne daß eine Sinnlosigkeit oder der Tod erfolgt: anderer Fälle nicht zu gedenken, welche in dem angeführten Werke vorkommen und aus welchen wenigstens so viel erhellet, daß alle Theile des Gehirns, die Hirnschwiele ausgenommen, durch Vereyterungen verlohren gehen können, ohne daß das Denkungsvermögen dadurch gehemmet wird. Wenn man dieses erwäget, so sieht man leicht, daß die Menschen wahrscheinlicher Seelen haben, als die Thiere und folglich von der Vernunft der Thiere nicht eher geredet werden kan, bis es ausgemacht ist, daß sie Seelen haben. 2) Sind alle Handlungen der Thiere, die man ihre Vernünftigkeit zu beweisen anführt, so beschaffen, daß ein dreyjähriges Kind, dem man doch sicherlich den Gebrauch der Vernunft noch nicht zuschreibt, dieselben ebenfalls thun könnte. Dazu kömmt noch, daß Handlungen die in Ansehung des äusserlichen einander vollkommen ähnlich sind, ganz verschiedene Qvellen, einmal die Vernunft, und ein andermal den sinnlichen Trieb haben können. Ja welches nicht weniger in Betrachtung gezogen zu werden verdient, die Vernunft gelangt bey den meisten Menschen bis in ein hohes Alter täglich stufenweise zu mehrerer Vollkommenheit: Da

hingegen bey den Thieren, allem Ansehen nach, eine beständige Einförmigkeit in ihrem Bezeigen ist, und sich kein dergleichen Wachsthum zeiget. Wenn also nicht dargethan wird, daß die Thiere Vernunft haben; so haben sie auch gewiß keine Freyheit. Mangelt ihnen aber, die Freyheit; so können sie auch der Gottheit welche höchst frey ist, weil sie die höchste Vernunft besitzt, nicht näher als die Menschen kommen, wie Montagne vorgiebt.

Der andere Satz des Verfassers, welcher in der Vorrede bestritten wird, ist dieser: **Die Menschen haben von keinem Dinge eine gewisse Erkänntniß.** Montagne hatte dieses zu beweisen, verschiedene Gründe angeführt. Erstlich beruft er sich darauf, daß die Weltweisen zu allen Zeiten wegen der wichtigsten Dinge, als wegen der Natur Gottes und der menschlichen Seele, wegen des höchsten Gutes u. s. f. sehr verschiedener Meinung gewest sind. Man antwortet darauf, 1) daß es denenjenigen welche die Gewißheit der menschlichen Erkenntniß über den Haufen werfen wollen, nicht anständig ist, sich auf die Geschichte zu berufen, weil die historische Gewißheit, und zumal der philosophischen Historie, mit der Gewißheit einer Demonstration in keine Vergleichung kömmt. Viele den alten Weltweisen beygelegte Lehrsätze klingen so widersinnig, daß man mit gutem Grunde vermuthen kan, man habe diese Männer entweder sehr übel verstanden, oder ihre Rede aus besondern

Absichten verdrehet. 2) Gesetzt, daß die alte Weltweisen zum Theil auf wunderliche Meinungen verfallen wären; so kan doch die Gewißheit der menschlichen Erkenntniß dadurch noch nicht umgeworfen werden. Denn diejenigen Fragen, worüber sie sich nicht haben vergleichen können, sind die allerschwersten in der ganzen Weltweisheit. Wie kan man also daraus, daß die alten Weltweisen verschiedentlich, z. E. von dem höchsten Gute geurtheilet haben, schlüßen, es sey ungewiß, ob zweymal zwey viere ist? Ferner ist es noch gar nicht ausgemacht, daß diejenigen Weltweisen, auf deren mit einander streitende Lehrsätze sich Montagne beruft, gerade die grösten Geister gewest sind. Wenn man aber dieses nicht voraussetzt; so sieht jedermann die Schwäche des Schlußes ein: Einige Menschen haben von verschiedenen Gegenständen ganz entgegengesetzte Meinungen gehegt; also kan kein Mensch wegen eines Gegenstandes zu einer wahren Erkenntniß gelangen. Endlich werden über die übrigen von dem Montagne zur Vertheidigung der Zweifler vorgebrachten Gründe überhaupt noch einige Betrachtungen beygefügt. Montagne sagt, es ist ungewiß, ob der Mensch alle natürliche Sinne hat: und wenn er sie nicht hat, so würde sich ein anderes Wesen, welches alle hätte, ieden sinnlichen Gegenstand ganz anders vorstellen: Also wäre ja des Menschen Erkenntniß falsch. Man läugnet hier die Folge, und behauptet,

daß

daß ein höherer Grad der Deutlichkeit in einer Vorstellung, die Vorstellung überhaupt nicht gewisser macht, und daß z. E. ein Bauer von der rothen Farbe eines Körpers eben so gewiß seyn kan, als ein Newton; obgleich des ersten Begriff bloß klar ist, des andern seiner aber einige Deutlichkeit hat. Wenn sich Montagne weiter darauf beruft, daß sich verschiedene Menschen von einerley Sache ganz verschiedene Vorstellungen machen, und daß selbst ein Mensch sich zu verschiedenen Zeiten, eine Sache bald so, bald wieder ganz anders vorstellet: So erinnert man dawider, daß die Wahrheit einer sinnlichen Empfindung überhaupt darinne besteht, daß sie der besondern Einrichtung des sinnlichen Werkzeuges, und dem Mittel durch welches sich der Körper selbst, oder gewisse Ausflüsse derselben, oder endlich eine von demselben in andern um uns befindlichen Körpern erregte Bewegung, den sinnlichen Werkzeugen nähern, gemäß ist; gleichwie das Kennzeichen der Wahrheit einer Empfindung, in der Uebereinstimmung mit unsern übrigen Empfindungen und den Empfindungen anderer Menschen besteht. Also können ganz entgegen gesetzte Vorstellungen von einerley Sache sämmtlich wahr seyn, aber unter verschiedenen Umständen: Daher denn dieser Einwurf des Verfassers den Skepticismus noch nicht bestätiget. Schlüßlich wird noch gedacht, daß wider einen Zweifler, der nicht einmal den Satz des Widerspruchs zu-

 giebt,

giebt, nicht disputirt werden kan, und daß jeder Mensch, der nach Absichten in der Welt leben will, nothwendig entweder bey dem Menschen eine Fähigkeit zur Erkenntniß der Wahrheit voraussetzen, oder daß Daseyn eines unendlichen Wesens zum Grunde legen müsse. Denn wenn die Welt das Werk der Gottheit ist, die eine unendliche Weisheit besitzt; so kan sie dem Menschen die Sinnen und übrigen Seelenkräfte nicht umsonst gegeben haben; und der Mensch macht sich glücklich, wenn er dieselben so viel ihm möglich ist, zur Erkenntniß des Guten braucht. So viel mag von der Vorrede genug seyn. Wir schreiten zum Werke selbst.

Das XII. Hauptst. des II. Buches, welches in diesem II Theile der deutschen Uebersetzung den Anfang macht, hat den Titel: **Schutzschrift für Raimond von Sebonde.** Dieser **Raimond von Sebonde** ist ein Spanier, der im vierzehnten Jahrhunderte zu Thoulouse die Arzneykunst getrieben, und ein Buch verfertiget hat, welches die Aufschrift führt: Theologia naturalis, siue Liber creaturarum Magistri Raimondi de Sebonde, so von dem Montagne auf Verlangen seines Vaters, ins Französische übersetzet, auch nach desselbem Ableben in dieser Sprache von ihm zum Drucke befördert worden. In ietztgedachtem Buche hatte der Verfasser die Glaubenslehren der Christen wider die Ungläubigen durch Vernunftschlüße darzuthun gesucht.

suchen. Montagne vertheidiget daher dieses Vornehmen wider diejenigen, welche es aus verschiedenen Ursachen mißbilligten.

In dem XIII. Hauptst. zeigt der Verfasser, wie man den Tod eines andern beurtheilen soll. Wenig Menschen sterben mit einer rechten Standhaftigkeit. Sie denken zu der Zeit, da ihnen der Tod schon sehr nahe ist, demselben noch zu entgehen; sie glauben noch immer ausser Gefahr zu seyn: Dieses ist die Ursache ihrer Gelaßenheit. Ja, man darf nicht einmal denenjenigen welche sich selbst das Leben genommen haben, ohne Unterschied den Ruhm der Standhaftigkeit beylegen. Man muß vorher in Erwegung ziehen, ob ihr Tod geschwind oder langsam gewest. Es ist etwas leichtes, sich bey gesunden Tagen das Leben zu nehmen. Selbst der feigeste Mensch, Heliogabel, machte mitten unter seinen Wollüsten Anstalten, sich im Falle der Noth selbst umzubringen; aber so weitläuftige Anstalten, daß sie seine Furchtsamkeit genugsam verriethen. Eben so haben auch viel andere bey dem Selbstmorde ihre Schwachheit und Furcht vor dem Tode deutlich an den Tag gelegt. Nur diejenigen welche ihren Tod lange vorher, und doch mit gesetztem Gemüthe und unverwandten Augen angesehn haben, ein Sokrates, ein Cato, ein Pomponius Attikus, ein Tullius Marcellinus, sind standhaft gestorben.

Das XIV. Hauptstück ist sehr kurz. Der Verfasser will in demselben durch Anführung

einiger Fälle, bey welchen die Erfahrung nicht mit unsern Vernunftschlüßen übereinzustimmen scheint, die Unzuverläßigkeit unserer Erkenntniß beweisen.

XV. Hauptst. Es ist eine gemeine Erfahrung, daß unsere Begierden durch die Schwierigkeiten, die wir bey deren Erfüllung finden, nur desto heftiger gemacht werden; welches auch die Ursache zu seyn scheint, warum die Schönen, Masken anlegen, und sich schamhaft anstellen: Desgleichen auch die Ursache, warum das Band der Ehe nicht fester geworden ist, nachdem man es unauflöslich gemacht hat.

Das XVI. Hauptst. handelt von der Ehre. Einige Weltweisen haben die Verachtung der Ehre angepriesen, und nicht ohne Grund: ob es gleich ohne Zweifel nichts unvernünftiges ist, die Ehre wegen einiger mit derselben verknüpften andern Vortheile zu suchen. Andere Weltweisen haben geglaubt, man könne die Ehre auch bloß ihrer selbst wegen suchen: und diese Meinung hat den meisten Beyfall gefunden. So viel ist gewiß, daß die Tugend eine wichtige Sache seyn würde, wenn sie ihren Werth einzig und allein von der Ehre hätte; weil die Ehre öfters bloß ein Geschenke des Zufalls ist. Denn ohne Zweifel liegen tausend schöne Handlungen in einer ewigen Vergessenheit. Die Tugend verdient ihrer selbst wegen Hochachtung, das Urtheil der Menschen mag ausfallen wie es will. Wenn sich ein Weiser ja, um den Beyfall der Welt bemüht;

müht; so geschieht es, weil er sich nach der Schwachheit der Menschen bequemt, die sich bloß durch Vorurtheile beherrschen laßen.

XVII. Hauptst. Nach einem kurzen Eingange, in welchem Montagne zeigt, daß man sich durch die Furcht in Hochmuth zu verfallen nicht abhalten laßen darf, von sich selbst zu reden, giebt er dem Leser eine Abschilderung von seiner Person und Sitten. Er hatte eine gewisse Mine, welche man gleich von Jugend auf für stolz ansahe. Indessen war er doch vom Hochmuthe sehr weit entfernt. Gleichwie er überhaupt geneigt war, die Sachen welche ihm zugehörten, herunter zu setzen; so war er auch insbesondere mit seinen Schriften nicht wohl zufrieden und erkannte selbst, daß seine Schreibart rau, unregelmäßig und dunkel sey. Er redete und schrieb nicht rein Französisch, weil ihm die gasconische, seine Landessprache, stark anhieng. Von Person war er klein, aber stark und untersetzt; halb sanguinischen und halb melancholischen Temperaments; munter, und konnte etwas ausstehen, wenn es mit seinem guten Willen geschahe. Uebrigens war er mit seinem Zustande zufrieden, von Natur zärtlich und saumselig, ein Feind von vielen Ueberlegungen bey den Geschäften, von Verbindlichkeit und allem Zwange. Dem Ehrgeitze war er sehr abgeneigt: Theils weil es allezeit ungewiß ist, ob derselbe erfüllet wird; theils weil das Jahrhundert in welchem er lebte, gar nicht nach seinem Sin-

ne geartet war, und weder Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit, noch Freymüthigkeit und Offenherzigkeit, Eigenschaften, deren er sich am meisten befleißigte, nach Würden schätzte, sondern nur auf Verstellung und Heucheley hielt, vor welchen Lastern Montagne den grösten Abscheu hatte. Sein Gedächtniß war ungemein schwach; so gar, daß er, wie er sich ausdrückt, drey Stunden Zeit brauchte, drey Verse auswendig zu lernen, und nicht einmal die Namen seiner Bedienten ohne Mühe behalten konnte. Dieser Fehler hatte große Unbequemlichkeiten für ihn, und unter andern diese, daß er in seinen Gesprächen sehr kurz und trocken seyn muste. Ferner war er in den geringsten Dingen und Haushaltungsgeschäften unwissend, und wuste wider die Gewohnheit der Leute von seinem Stande, nicht einmal mit Hunden, Pferden und Falken umzugehen. Bey Geschäften war er unschlüßig, und daher in politischen Sachen nicht sehr zur Veränderung geneigt, ob er gleich für sein Jahrhundert gar nicht eingenommen war. Dieses sind ungefähr die Hauptzüge, die Montagne von seinem Charakter giebt, worauf er zum Ende des Hauptst. noch sein Urtheil von einigen zu seiner Zeit im Kriege und in der Gelehrsamkeit berühmten Männern anführt, und dabey auch des Fräuleins von Gournay, die er nach der damaligen Gewohnheit aus besonderer Hochachtung an Kindesstatt angenommen, mit vieler Hochachtung gedenket.

XIIX. Hauptst. Zu Anfange entschuldiget sich Montagne, daß er so oft in seinem Buche von sich selbst redet, und sagt, er thäte es in der Absicht, einem Nachbar, einem Anverwandten, einem Freunde, vielleicht durch eine ungeheuchelte Abschilderung von seinen Sitten ein Vergnügen zu machen; ausser dem aber auch noch deswegen, um sich selbst desto besser kennen zu lernen. Er versichert dabey, daß er sich der Wahrheit aufs strengste beflissen, und klagt, daß die Wahrheit zu seiner Zeit unter seinen Landesleuten sehr in Verachtung sey, und auch schon vor Alters gewesen seyn müsse, weil bereits Salvian ein Schriftsteller aus dem IV. Jahrhunderte, gesagt hat, Lügen und Meyneid würden bey den Franzosen nicht für Laster, sondern für besondere Redensarten gehalten. Bey dieser Gelegenheit untersucht er, warum es für die gröste Beleidigung gehalten werde, wenn man einen Lügen straft; und erinnert zu Ende, daß die Römer und Griechen auf ihre Ehre nicht so zärtlich gesehen, als zu seiner Zeit geschahe.

Das XIX. Hauptst. handelt von der Gewissensfreyheit. Der Verfasser klagt, daß selbst die ersten Christen ihren Religionseyfer zuweilen allzuweit getrieben haben. Ein Beweiß davon ist dieses, daß sie, als sie die Macht in die Hände bekommen, die heidnischen Bücher, in welchen etwas wider ihre Religion war, verbrannt haben. Den andern findet Montagne darinne, daß sie diejenigen Kaiser,

welche sich den Christen entweder günstig bezeiget, oder doch ihnen keinen Schaden gethan haben, wenn sie auch noch so lasterhaft gewest, sehr gerühmt, und hingegen andere, welche sich bey ihren vielen lobenswürdigen Eigenschaften den Christen abgeneigt bezeigt, wider die Wahrheit geschmähet haben.

XX. Hauptst. Die Menschen geniessen kein Vergnügen vollkommen rein: Der Schmerz und die Wollust stehen in einer wahren Verwandschaft: Und der Mensch würde wirklich unter der Wollust erliegen müßen, wenn er stets eine reine, eine beständige, eine recht empfindliche genöße. Eben dergleichen Vermischung findet man auch in dem sittlichen Felde. Das sittliche Gute und Böse sind bey jedem Menschen immer vermischt; Die gerechtesten Gesetze sind auf gewissen Seiten ungerecht: Und selbst ein vollkommen reiner und geläuterter Verstand ist in dem gemeinen Leben und bey Geschäften öfters mehr nachtheilig, als zuträglich.

Das XXI. Hauptst. ist wider den Müßiggang der Regenten gerichtet. Ein Regent muß, wie Vespasian sagte, stehend sterben: Er muß sein Kriegesheer selbst anführen: Ja, er muß seinem Volke und Vaterlande sogar durch seinen Tod zu nützen suchen, wovon der Verfasser ein merkwürdiges Beyspiel in dem Bezeigen eines Königs von Fez, Mulay Moluck, anführt, welcher in der berühmten Schlacht mit dem portugiesischen Könige Sebastian,

in

in welcher auf einmal drey Könige blieben, umkam.

In dem XXI Hauptst. findet man verschiedene Umstände von den Posten: Z. E. daß Cyrus sich derselben zuerst bedient hat; daß sich Cecina der Schwalben bedient, seinen Leuten von seinen Umständen Nachricht zu geben, indem er ihnen die Federn mit einer verabredeten Farbe bestrichen, und sie so wieder nach ihren Nestern fliegen laßen; daß man die Tauben zuweilen zu Brieftragen abgerichtet; daß man in Peru stationenweise Leute gehalten, welche die Reisenden auf dem Rücken in größter Geschwindigkeit an die verlangten Oerter getragen.

XXII. Hauptst. Gleichwie ein Mensch öfters gezwungen ist, schlimme Mittel zu einem guten Endzwecke zu gebrauchen; so geht es auch mit ganzen Staaten, welche eben solchen Zufällen unterworfen sind. So haben viele Völker für nöthig erachtet, immerfort Kriege zu führen, um sich einer übergroßen Menge müßiger und unruhiger Leute zu entledigen: Und so hat man zu Rom die Kampfspiele eingeführt, um die dasige Jugend zur Verachtung des Todes zu gewöhnen.

In dem XXIII. Hauptst. schildert der Verfasser kürzlich die römische Größe ab, welche sich besonders darinne zeigt, daß Cäsar noch als ein bloßer römischer Bürger, Königreiche verschenken konnte; daß einmal ein mächtiger König durch ein einziges Schreiben vom römi-

römischen Rathe, alle seine Eroberungen fahren zu laßen vermocht wurde, und daß die Römer den überwundenen Kriegern zuweilen die ihnen abgenommenen Reiche wiedergegeben, um, wie Tacitus sagt, auch Könige unter ihren Sclaven zu haben.

Das XXV. Hauptst. enthält ein paar Beyspiele, da Leute, die sich zum Scheine krank gestellt, hernach die vorher verstellte Krankheit wirklich bekommen haben. Ferner wird darinne eines Mannes gedacht, der im Schlafe blind geworden; und einer Stocknärrin der Gemahlin des Seneca, welche, als sie blind wurde, in der ersten Meinung blieb, das Haus wäre verfinstert worden, worüber Montagne einige Betrachtungen macht.

XXVI. Hauptst. Von dem Daumen. Unter einigen alten Völkern ist der Gebrauch gewest, daß ihre Könige, wenn sie ein festes Bündniß machen wollen, sich in die Daumen gestochen, und einander das Blut daraus ausgesauget haben. In Rom war das Einschlagen des Daumes ein Zeichen der Gewogenheit, hingegen das Auswärtsbeugen ein Zeichen des Haßes. u. s. w.

XXVII. Hauptst. Die Grausamkeit ist eine Tochter der Feigheit, wie eine fast allgemeine Erfahrung lehrt. Daher ist es sehr wahrscheinlich, daß einer, der seinem Feinde das Leben nimmt, und sich also vor aller Beleidigung von dessen Seite sicher stellt, es nur deswegen thut, weil er sich vor ihm fürchtet;

wie

wie denn auch die Zweykämpfe, zumal wenn man nach der zu des Montagne Zeiten noch üblichen Gewohnheit, drey bis vier Beystände mit nahm, mehr Furcht als Herzhaftigkeit verrieth.

Das XXVIII. Hauptst. enthält verschiedene kurze Betrachtungen über das Sprichwort: **Alles hat seine Zeit.**

In dem XXIX. Hauptst. wird von der Tapferkeit geredet: und da die Menschen niemals beständig nach einerley Maasregeln handeln, und man also einen Menschen nach seinen alltäglichen Handlungen, nicht aber nach denen, die er einmal durch eine besondere Gelegenheit in Bewegung gebracht hat, schätzen muß; so behauptet der Verfasser, daß man auch die Tapferkeit auf diesen Fuß beurtheilen müsse; und beweiset diesen Satz durch verschiedene Beyspiele, da Leute zuweilen Dinge gethan haben, welche den grösten Heldenmuth voraussetzen würden, wenn man nicht wüste, daß sie nur in der Hitze geschehen wären.

In dem XXX. Hauptst. beschreibt der Verfasser ein Kind welches 2 Leiber hatte; und erinnert dabey, daß nach seiner Meinung die so genannten Mißgeburten, von Anbeginn präformirte Körper sind.

Das XXXI. handelt vom Zorne. Zu Anfange bezeigt der Verfasser seinen Unwillen über das Verfahren vieler Eltern, welche ihren Kindern im Zorne aufs unbarmherzigste begegnen, und sie dadurch öfters in der noch zarten Jugend zu Krüppeln machen, oder tum

schla-

römischen Rathe, alle seine Eroberungen fahren zu laßen vermocht wurde, und daß die Römer den überwundenen Kriegern zuweilen die ihnen abgenommenen Reiche wiedergegeben, um, wie Tacitus sagt, auch Könige unter ihren Sclaven zu haben.

Das XXV. Hauptst. enthält ein paar Beyspiele, da Leute, die sich zum Scheine krank gestellt, hernach die vorher verstellte Krankheit wirklich bekommen haben. Ferner wird darinne eines Mannes gedacht, der im Schlafe blind geworden; und einer Stocknärrin der Gemahlin des Seneca, welche, als sie blind wurde, in der ersten Meinung blieb, das Haus wäre verfinstert worden, worüber Montagne einige Betrachtungen macht.

XXVI. Hauptst. Von dem Daumen. Unter einigen alten Völkern ist der Gebrauch gewest, daß ihre Könige, wenn sie ein festes Bündniß machen wollen, sich in die Daumen gestochen, und einander das Blut daraus ausgesauget haben. In Rom war das Einschlagen des Daumes ein Zeichen der Gewogenheit, hingegen das Auswärtsbeugen ein Zeichen des Haßes. u. s. w.

XXVII. Hauptst. Die Grausamkeit ist eine Tochter der Feigheit, wie eine fast allgemeine Erfahrung lehrt. Daher ist es sehr wahrscheinlich, daß einer, der seinem Feinde das Leben nimmt, und sich also vor aller Beleidigung von dessen Seite sicher stellt, es nur deswegen thut, weil er sich vor ihm fürchtet;

wie

wie denn auch die Zweykämpfe, zumal wenn man nach der zu des Montagne Zeiten noch üblichen Gewohnheit, drey bis vier Beystände mit nahm, mehr Furcht als Herzhaftigkeit verrieth.

Das XXVIII. Hauptst. enthält verschiedene kurze Betrachtungen über das Sprichwort: Alles hat seine Zeit.

In dem XXIX. Hauptst. wird von der Tapferkeit geredet: und da die Menschen niemals beständig nach einerley Maasregeln handeln, und man also einen Menschen nach seinen alltäglichen Handlungen, nicht aber nach denen, die er einmal durch eine besondere Gelegenheit in Bewegung gebracht hat, schätzen muß; so behauptet der Verfasser, daß man auch die Tapferkeit auf diesen Fuß beurtheilen müsse; und beweiset diesen Satz durch verschiedene Beyspiele, da Leute zuweilen Dinge gethan haben, welche den grösten Heldenmuth voraussetzen würden, wenn man nicht wüste, daß sie nur in der Hitze geschehen wären.

In dem XXX. Hauptst. beschreibt der Verfasser ein Kind welches 2 Leiber hatte; und erinnert dabey, daß nach seiner Meinung die so genannten Mißgeburten, von Anbeginn präformirte Körper sind.

Das XXXI. handelt vom Zorne. Zu Anfange bezeigt der Verfasser seinen Unwillen über das Verfahren vieler Eltern, welche ihren Kindern im Zorne aufs unbarmherzigste begegnen, und sie dadurch öfters in der noch zarten Jugend zu Krüppeln machen, oder tum

schla=

schlagen; und pflichtet des Aristoteles und Plutarchs Meinung bey, daß die Erziehung der Kinder nicht den Eltern, sondern der Obrigkeit, wie zu Sparta geschahe, überlassen werden solte. Hierauf zeigt der Verfasser noch ferner, daß der Zorn eine Leidenschaft ist, welche große Eigenliebe voraussetzt; und daß es, wenn man ja von dem Zorne übereilt wird, besser ist, denselben auszulaßen als in sich zu fressen; ertheilt auch zum Schluße denenjenigen, welche sich leicht über ihr Gesinde erzürnen, einen Rath.

Das XXXII. Hauptst. besteht in einer Vertheidigung des Seneca und Plutarchs. Die Vertheidigung des Seneca ist kurz, u. wider den Dio gerichtet, welcher eine sehr nachtheilige Abschilderung von diesem Weltweisen gemacht hat. Dieser setzt Montagne entgegen, daß Dio öfters bey andern Gelegenheiten sehr unvernünftig geurtheilet hat, und daß also auch sein Urtheil von dem Seneca verdächtig wäre, wenn er auch nicht, wie er doch wirklich gethan hat, an einem andern Orte von dem Seneca mit vielem Ruhme geredet hätte, worinne Tacitus und andere mit ihm übereinstimmen, deren Nachrichten dem Seneca sehr vortheilhaft sind. Plutarch hingegen wird umständlicher gegen den Johann Bodin vertheidiget, welcher demselben dreyerley vorwirft: 1) Daß er bey gewissen Gelegenheiten seine Unwissenheit verrathen. 2) Daß er unglaubliche und gänzlich erdichtete Sachen niedergeschrie-

schrieben. 3) Daß er sich zwar, wo er Römer mit Römern, und Griechen mit Griechen verglichen, billig bezeigt, aber bey Vergleichung der Römer mit Griechen eine übele Wahl getroffen.

Das XXXIII. Hauptst. hat die Aufschrift: **Geschichte des Spurina.** Der Verfasser macht den Anfang mit einer ziemlich weitläuftigen Betrachtung über die Stärke der Liebe, redet von den verschiedenen Mitteln, wodurch einige dieselbe zu mildern gesucht haben, und beweiset durch Cäsars und zwey anderer Eroberer, Mahomets II. und Ladislaus Königs in Neapel Beyspiele, daß der Ehrgeiz ein stärkerer Affekt, als die Liebe ist. Er schildert bey dieser Gelegenheit durch eine neue Ausschweifung Cäsars Charakter ab, und führt besondere Beyspiele von desselben Mässigkeit und Sanftmuth gegen seine Feinde, zugleich aber auch von desselben ungezähmten Ehrgeitze an. Endlich kommt er auf den Spurina, der sich nach des Valerius Maximus Berichte, als ein noch junger Mensch, das Gesicht selbst zerschnitten und zerfetzt, um niemanden durch seine ausnehmende Schönheit lüstern zu machen. Montagne lobt seine Absicht, will aber die dazu gebrauchten Mittel keinesweges billigen.

In dem XXXIV. Hauptst. sind Betrachtungen über des Julius Cäsars Art Krieg zu führen, die bekanntermaßen ziemlich ausserordentlich war. Denn Cäsar machte die An-

zahl der Feinde gegen seine Soldaten nicht kleiner als sie sich wirklich befand, sondern gab öfters ihr Kriegesheer für stärker aus, als dasselbe in der That war: Eine Maxime, die von den heute zu Tage gebräuchlichen sehr abweichet. Er verlangte von seinen Soldaten einen blinden Gehorsam und bestimmte öfters einen Ort zum Lager, wo er gleichwohl nicht blieb, sondern das Heer, zumal wenn es recht übel Wetter war, öfters weiter marschieren ließ; war auch ausserdem zuweilen sehr strenge gegen seine Soldaten. Hingegen ließ er ihnen in andern Stücken große Freyheiten und forderte nichts als Tapferkeit von ihnen; sahe es gerne, wenn sie sich putzten und kostbares Gewehr führten, und nannte sie, wenn er sie, wie er besonders vor Lieferung eines Treffens gewohnt war, anredete, seinen Kameraden; welches aber August wieder aufhub und sich gegen seine Kriegsleute des Namens Soldaten bediente. Ferner war Cäsar in seinen Kriegsunternehmungen ungemein geschwinde, nahm alles selbst in Augenschein, und wolte lieber durch List als Gewalt siegen; setzte sich aber dem ungeachtet, wenn es die Umstände erforderten, kühnlich der grösten Gefahr aus. Diese Eigenschaften erwarben ihm auch so große Liebe bey den Seinigen, dergleichen schwerlich je ein anderer Feldherr besessen hat, wie man aus verschiedenen von dem Verfasser angeführten Beyspielen genugsam urtheilen kan.

In

In dem XXXV. Hauptst. redet Montagne, dem die Aufführung derer Weiber welche die Liebe gegen ihre Männer, erst nach derselben Tode an den Tag legen, nicht gefallen wollte, von dreyen, die ihre Männer bis auf den Tod geliebet haben. Die erste ist eine ungenannte, deren der jüngere Plinius in seinen Briefen B. VI. Brief 24. gedenkt, welche ihrem Manne, der ein ihrer Meinung nach unheilbares aber sehr schmerzhaftes Geschwür hatte, den Rath ertheilte, sich selbst das Leben zu nehmen, und ihm, um ihn zu diesem Entschluße desto eher zu bewegen, in dem Tode Gesellschaft leistete. Die zweyte ist die bekannte Arria; des Pätus Ehegattin, die, als ihr Mann nicht Herzhaftigkeit genug bezeigte sich selbst zu ermorden, um der Grausamkeit des Kaisers Claudius zu entgehen, sich selbst mit einem Dolche einen tödlichen Stoß in den Leib gab, und eben diesen Dolch ihrem Manne mit den Worten überreichte: **Mein lieber Pätus, es thut nicht wehe.** Die dritte ist des Seneca so zärtlich geliebte Gemahlin, Pompeia Paulina, die den bereits bejahrten Seneca, ob sie gleich noch sehr jung war, ehlichte, und sich zugleich mit ihrem Gemahle freywillig die Adern öffnen ließ, aber auf des Nero Befehl, da sie bereits halb todt war, verbunden und wider ihren Willen bey dem Leben erhalten wurde.

Das XXXVI. Hauptst. handelt von den berühmtesten Männern. Diese sind nach des Montagne

tagne Gedanken, Homer, Alexander der grosse, und Epaminondas, deren vorzügliche Eigenschaften hier sehr schön ins Licht gesetzet werden.

Das XXXVII. und letzte Hauptst. des zweyten Buchs sollte der Aufschrift gemäß, von der Aehnlichkeit der Kinder mit ihren Vätern handeln; und der Verfasser sagt wirklich etwas davon, nachdem er bey Gelegenheit seiner Kolik und Steinschmerzen, die, wie er spricht, sehr heftig waren, die er aber nichts desto weniger sehr geduldig ertrug, gemeldet, daß er die letztern von seinem Vater geerbt zu haben glaube. Indessen besteht dasselbe meist aus Betrachtungen, die den Arzeneygelehrten nicht gar vortheilhaft sind, und genugsam von seiner Verachtung gegen die Arzeneykunst zeigen, die er ebenfalls von seinen Vorfahren geerbt zu haben vorgiebt, und aufs beste zu vertheidigen sucht. Wir übergehen eine Menge spitziger Einfälle und spöttischer Histörchen, an denen es bey dieser Gelegenheit niemals fehlen kan; da die Arzeneykunst von einer gewissen Seite betrachtet, auch einem sehr mittelmäßigen Witze, sich lustig zu machen Anlaß geben kan.

In dem I. Hauptst. des III. Buchs handelt der Verfasser von dem Unterscheide zwischen dem Nützlichen und Erbaren, und bezeigt einen so großen Abscheu vor aller Falschheit, daß er es sehr mißbilliget, wenn Obrigkeiten Verbrecher durch die auf den Schein versprochene Gnade zum Geständnisse zu bringen suchen;

chen: Wie er dann auch aus eben dieser Ursache, nicht einmal die Neutralität bey innerlichen Unruhen für löblich achtet, weil man doch niemals bey dergleichen Fällen wirklich vollkommen gleichgültig ist.

Das II. Hauptst. enthält Betrachtungen über die Reue. Der Verfasser behauptet darinne, das Laster werde allezeit mit Reue, und die Tugend mit Zufriedenheit verknüpft, weil ein Tugendhafter sein eigner Richter ist, und sich in der Einsamkeit der Tugend nicht weniger befleißiget, als wenn er sich den Augen der Welt ausgesetzt findet, auch die Grösse des Geistes sich mehr in gemeinen und gewöhnlichen, als ungemeinen und ausserordentlichen Handlungen zeiget. Der Verfasser betrachtet hierauf die Reue näher und zeigt, daß dieselbe sehr selten vollkommen aufrichtig, und mit einem wahren Abscheu vor dem Laster verbunden, öfters aber auch in so fern unvernünftig ist, daß man Dinge bereuet, wegen derer man sich doch nichts vorzuwerfen hat, weil man das Seinige gethan und den Ausgang nicht in seiner Gewalt hat. Zu Ende redet er noch von der Eitelkeit einer Reue, die nichts als das Alter veranlaßet und schließt mit einer Betrachtung über die Tugend alter Leute.

In dem III. Hauptst. äussert Montagne seine Gedanken von dreyerley Umgange. Erstlich von dem gemeinen; in Ansehung dessen er etwas eigensinnig war, und sich nicht wohl in die

die Welt schicken konnte, weil er nur vertraute Freundschaften suchte; es aber für sehr nützlich hält, wenn jemand mit jederman umgehen und sich nach jedermann richten kan. Hernach redet er von dem Umgange mit dem schönen Geschlechte; welcher aufrichtig seyn soll, so daß man niemals von Liebe und Zärtlichkeit redet, wofern man dergleichen nicht wirklich empfindet. Montagne legt hiebey ein aufrichtiges Bekenntniß von seinen in der Jugend gepflogenen Liebeshändeln ab, welches man schwerlich von jemanden anders als ihm erwarten kan, und gesteht, daß er zwar dabey auf den Verstand gesehen, aber auch Schönheit gesucht habe: Und wenn er eins von beyden hätte entbähren sollen, lieber die Schönheit des Geistes als des Leibes würde gemisset haben. Endlich handelt er von dem Umgange mit Büchern, wobey er seine Bibliothek und Art zu studiren beschreibt.

Das IV. handelt von der Zerstreuung der Gedanken einer Sache, die öfters ein nützliches Mittel wider die Furcht vor dem Tode, wider die Rachgier, Liebe, und andere Leidenschaften ist; öfters aber auch, weil die Menschen dazu nur allzugeneigt sind, verhindert, daß man die wichtigsten Gegenstände mit gehöriger Aufmerksamkeit betrachtet.

Wir kommen endlich zu dem V. Hauptst. welches in dem II. Bande der deutschen Uebersetzung das letzte ist. Zu Anfange entschuldiget der Verfasser viel freye Ausdrücke, deren

rm er sich in diesem Hauptstücke bedienet hat, wiewohl auf eine Art die seiner Keuschheit nicht viel Ehre macht. Er giebt hierauf verschiedene Gründe an, warum er glaubt, daß aus der Ehe eine heftige Liebe verbannet werden soll, und macht dem zu Folge eine Beschreibung von einer guten Ehe nach seiner Art. Dieses giebt ihm Gelegenheit zu Betrachtungen über die Eifersucht und über die Unbilligkeit des männlichen Geschlechts gegen das weibliche. Die Männer schreiben ihren Weibern Gesetze vor, die sie selbst nicht zu erfüllen geneigt sind; und verlangen in dem Ehestande von eben denjenigen eine strenge Keuschheit, die sie in dem ledigen Stande auf alle Art zur Liebe zu reitzen getrachtet haben. Diese Gedanken sind ohne Zweifel sehr richtig. Allein die darauf folgenden werden bey keinem tugendhaften Gemüthe Beyfall finden. Montagne eifert ein wenig allzustark wider die Eifersucht, und scheinet denen Unordnungen welche unter seiner Nation nur allzusehr im Schwange gehen, gar zu nachdrücklich das Wort zu reden: ja das Misfallen welches er über die verblümten Ausdrücke bezeiget, die man des Wohlstandes halber von dem Liebeswerke zu brauchen gewohnt ist, muß uns bey einem Manne von seinem Charakter allerdings sehr befremdlich vorkommen. Der Verfasser mag sich immer entschuldigen, daß er sich in seinem Buche selbst abschildert und schreibet wie er denket. Et-

 was

was weniger Aufrichtigkeit in diesem Hauptstücke würde der Nutzbarkeit der Versuche gewiß nichts benommen haben.

So viel von dem Inhalte des zweyten Bandes der deutschen Uebersetzung: Von dem wir weiter nichts zu sagen für nöthig erachten, als daß derselbe mit dem ersten in allen Stücken überein kömmt. Von dem dritten Bande, welcher auch die Presse verlaßen, wollen wir mit nächsten Nachricht ertheilen.

IV.

Dissertationes de variis epochis &c.

das ist:

Herrn Ludwigs Du Four de Longuerue Abhandlungen von den verschiedenen Zeitrechnungen und Jahresgestalten bey den morgenländischen Völkern, u. s. w. Herausgegeben von Johann Dieterich Winkler, der heil. Schrift Doct. der Kirchen zu Hildesheim Superintendent u. Consistorialrath. Leipz. 1750. in 4to. 1 Alph.

Der berühmte Gelehrte von welchem diese nützliche Sammlung herrühret, hat die Welt von seinem Fleiße, brauchbare Nachrichten und Aufsätze, die nicht in aller Händen sind, durch den Druck allgemein zu machen, schon durch andre Proben über-

überzeuget. Man muß gestehen, daß er sich mit gegenwärtiger um die Liebhaber der alten, insonderheit aber der Kirchengeschichte ungemein verdient gemacht habe. Wer die gründliche Gelehrsamkeit des Abts de Longverue kennt, der muß die Hand welche so viel und wichtige Stücke von ihm in diesem Bande vom Untergange errettet und mitgetheilet hat, mit Dankbarkeit verehren. Zugleich aber wird es ihm nahe gehn, daß noch viel andre ungedruckte Aufsätze von eben demselben Verfasser, welche nach der Vorrede angegeben sind, nicht eben das Glück gehabt haben, sondern ihr noch zweifelhaftes, doch wie wir hoffen, für die Gelehrsamkeit günstiges Schicksal erwarten müssen.

Es ist zwar diese Sammlung von Schriften des Hrn. Abts Longverue an sich für wenig Leser. Mit Untersuchung und Berichtigung alter Zeitrechnungen, womit der erste Theil dieser Sammlung umgeht, machen sich nur tiefsinnige Nachgrübler alter Denkmale zu schaffen. Die alte Kirchengeschichte, in welche der zweyte Theil der Sammlung einschlägt, ist zwar theils anmuthiger, theils gemeiner als jener. Jedoch findet auch diese Art von Beschäftigung nicht allzuviel Liebhaber. Damit nun das tief aus dem Grunde hergeholte welches in den longveruischen Schriften herrscht und nothwendig vielmals trocken und verwickelt seyn muß, die Leser nicht abschrecken möchte, so hat Hr. D. Wink-

ler für gut gefunden, den dritten und vierten Theil desto anmüthiger, und allerhand Arten von Lesern beliebt zu machen. Man darf so wenig seiner guten Wahl das gebührende Lob absprechen, als zweifeln, daß er seinen End-zweck erreichen sollte. Was aber das für Stücke sind, woraus die ganze Sammlung bestehe, das werden wir bald anzeigen, wenn wir vorher von der Vorrede gemeldet haben, daß deren Verfasser Herr Doct. Winkler, von des Abts Longverue Lebensumständen und Schriften, desgleichen, wie er zu gegenwärtiger Sammlung gekommen sey, Nachricht ertheile. Es kamen ihm zwey Abschriften der longveruischen Abhandlungen zu Handen: Die eine rührte von Hrn. Joh. Hermann Weissenbruch, und die andre von Hrn. La Crose her. Die übrigen Stücke welche den letzten und schwächsten Theil dieser Sammlung ausmachen, hat dem Hrn. Herausgeber die Feder und Bibliothek seines sel. Hrn. Vaters hinterlassen.

Die Sachen welche der Abt v. Longverue in dem ersten Theile dieser Sammlung vorträgt, sind nicht von solcher Beschaffenheit, daß sie sich in die Kürze bringen ließen. Denn chronologische Untersuchungen sind eines Auszugs nicht wohl fähig. Wir werden uns daher bloß mit Anführung der Titel begnügen, um zu sehen, ob der Innhalt der Stücke des zweyten Theils sich füglicher Auszugsweise wolle vortragen lassen.

Der

Der erste Theil enthält also Abhandlungen von den verschiedenen Zeitzielen (epochis) und Jahresarten, deren sich einige morgenländische Völker bedient haben. Norisii Buch de epochis Syro - Macedonum wird durchgängig nach der Strenge geprüft und öfters widerlegt. Der Verfasser läßt sich durch kein Ansehen weder einzelner Personen noch seiner Kirche schrecken, sondern greift die eingewurzelten historischen Irrthümer beherzt an, und rottet sie aus. Auch Lehrern unserer Kirche giebt er wider seine Glaubensgenossen Recht, wenn ihm diese nicht auf dem rechten Weg zu seyn scheinen. Das erste Capitel handelt de anno solari Macedonum, und erweiset, daß die Macedonier schon unter Philippo, dem Vater Alexandri M. und nicht allererst unter dessen Sohne, das Sonnenjahr eingeführt haben. Das zweyte Capitel redet de aeris duabus ab Alexandro ductis. Die Egyptier rechneten ihre Jahre nach Alexandro M. und diese Rechnung ging von dessen Todestage an. Die Morgenländer aber rechneten zwar auch nach Alexandern: allein ihre Rechnung fängt 12 Jahr später als jene an, und ist nichts destoweniger die gebräuchlichste. Das dritte Capitel handelt de epocha urbis Antiochenæ, & ejusdem mensibus. Die Antiochener bedienten sich verschiedner Epochen, davon aber einige selten vorkommen. Die gemeinste ist die, so vom Jahre V. C. 705 anhebt, und Cäsarea genennt wird, weil

Julius

Julius Cäsar damals der Stadt die αὐτονομίαν oder Freyheit verstattete. Das Jahr dieser Epoche fing sich mit dem Monath Dius an. Man findet auf den antiochenischen Münzen auch eine epocham Augusteam welche vom Jahr V. C. 724 angeht, in welchem Augustus durch Asien und Syrien nach Egypten zog, und dieses Land einnahm. Das vierte Capitel redet von der epocha Laodiceæ ad mare. Diese fängt mit dem Herbst A. V. C. 706 an. Das fünfte Capitel beschreibt die epocham Gazensium. Diese war doppelt. Eine, die vom Jahre V. C. 691 angeht, da Pompejus der Stadt Gaza die Freyheit ertheilte. Die andre vom Jahr Christi 131, in welchem der Kayser Hadrian Palästinam von der Abhängigkeit von Syrien loß, und zu einer eignen Pflege oder Provinz machte. Toinard hatte die letztere Jahrrechnung zuerst auf den Münzen wahrgenommen, muste sich aber vom Cardinal Noris widersprechen lassen. Der Abt Longuerue vertheidigt also seinen Landsmann wider diesen. Das sechste und letzte Capitel betrachtet das Jahr der alten Perser: und zuletzt kommt noch als ein Anhang p. 198. ein Stück aus einem Schreiben des Abts Longuerue an den Herrn Allix vor, welches zum dritten Capitel obiger Abhandlungen, das ist zum antiochenischen Jahre gehöret.

Der zweyte Theil der longueruischen Schriften enthält vier Stücke. Das erste betrifft

den

den heil. Justinus Martyr, das zweyte aber den Athenagoras: das dritte bestimmt die Zeit, wenn die Ketzerey des Montani entstanden ist: und das vierte thut ein gleiches in Ansehung der Ketzereyen des Valentini, Cerdonis und Marcionis.

Justinus war zu Samaria gebohren, aber nicht von samaritanischen, sondern griechischen Eltern; wie er selbst damit bezeuget, daß er sich ἀπερίτμητον einen unbeschnittnen nennet. Eusebius hat sich also geirrt, wenn er berichtet, Justinus sey von den Samaritanern zu den Christen übergegangen. Seine Bekehrung geschahe zu Ephesus, wo er auch die bekannte Unterredung mit dem Juden Tryphone hielt. In den ersten Jahren seiner Bekehrung bemühte er sich in einer verloren gegangnen Schrift, auf die er aber sich in seiner ersten Verantwortung beruft, die falschen Beschuldigungen von den Christen abzulehnen. Anno Chr. 134. musten die Christen, und allem Ansehn nach auch Justinus mit ihnen in derjenigen Verfolgung viel leiden, zu welcher der Aufstand der Juden unter Anführung des Betrügers Bar Kokeba Gelegenheit gab. Justinus erwehnt ihrer einige mal. Um dieselbe Zeit mag er sich in Egypten aufgehalten haben. Er berichtet selbst, man habe ihm zu Alexandrien die Zellen der 70 Tollmetscher gewiesen. Hiemit und mit einigen andern Dingen hat er seine Leichtgläubigkeit und Unkunde in den Geschichten an den Tag gelegt.

Als

Als er An. 138 nach Rom kam, sahe er einen Altar mit der Aufschrift: Semoni Sanco Deo fidio. Diese heidnische Gottheit sahe er für den Simon Magus an. Er hat viel wegen eines so groben Fehlers leiden müssen. Daß er sich auf die Bücher der Sibyllen und des Hystaspis Magi beruft, und selbige den Schriften der Propheten an die Seite setzt, bringt seiner Einsicht keine Ehre. Bey Heyden machte ihn eine solche Einfalt lächerlich: und bey Christen bringt sie ihn in den Verdacht, daß er sich die von den Gnostikern und andern damaligen Ketzern untergeschobnen, Bücher für ächt habe aufheften lassen. Der Leser wird unerinnert die wohlgegründete Vermuthung machen, daß der Herr Abt Longverue von allen diesen Dingen Anlaß nehme, gelehrte Anmerkungen über die Bücher der Sibyllen, den Hystaspes, den Semonem Sancum u. s. w. zu machen, die wir vorbeygehen müssen. Als in eben demselben Jahre 138. der Kayser Adrianus starb, erhub sich unter dessen Nachfolger dem Antonino Pio eine neue Verfolgung wider die Christen. Dieses veranlaßte Justinum, die Vertheidigungsschrift für seine Glaubensgenoßen zu übergeben, welche an den Kayser Antoninum Pium und dessen beyde angenommene Söhne, den M. Aurelium Antoninum Philosophum und Lucium Verum gerichtet ist. In der Aufschrift stimmen die Codices nicht mit einander überein. Der Herr Abt aber hält es mit denenjenigen, welche

welche λαχὼν φιλοσόφε, nicht aber φιλοσόφω, lesen *). Justinus richtete mit seiner zwar wohlgemeinten, aber nicht überall gründlichen Schrift wenig aus **; zumal da er unter andern seichten Gründen sich auf die Schatzung die unter Quirinio vorginge, berief. Selbigen nennt er den ersten Landpfleger von Judäa und verräth damit seine Unkunde in der römischen Geschichte. Nicht lange hernach begab er sich wieder nach Ephesus, etwa um das Jahr 140, und schrieb daselbst seine Unterredung mit dem Tryphon. Das war ein Jude, der sich sonst zu Corinth aufhielt; aber, wie es heist, wegen des letzten Krieges hatte flüchten müssen. Es wird der Krieg gemeint, in welchem die Römer An. 139. die aufrührischen Juden demüthigten. Ohngefehr um diese Zeit schrieb auch Justinus seine Ermahnung an die Griechen, und ein Werk de monarchia Dei: doch glaubt der Herr Abt, daß dasjenige welches man unter eben dieser Auf-

* Eben diese Meinung vertheidigt er auch p. 243. aufs neue und noch umständlicher.

** Es ist nicht glaublich, daß die römischen Kayser ie dergleichen Schutzschriften gelesen oder zu Gesichte bekommen haben. Daher darf man sich auch nicht wundern, wenn solche nichts ausgerichtet. Eben so ging es, da sich das Blatt wandte, den Heiden. Libanius hat viel Reden an den Kayser Theodosius geschrieben, darinne er thut, als ob er ihn gegenwärtig anredete, welche aber nie vor gedachten Kayser gelanget sind.

Aufschrift unter Justini Werken hat, nicht von ihm sey. Er muthmaßet ferner, daß sich derselbe ums Jahr 146, oder 147. wieder nach Rom gewendet, und daselbst gelehrt habe. Zu seinen Schülern gehört der berühmte Tatianus. Hier bekam er unter andern an Crescente, einem heidnischen Philosopho, einen heftigen Feind, der es auch dahin brachte, daß Justinus den Märtyrtod ausstehen muste. Clemens gab ihm beym Präfecto urbis Urbico an. Das muß Lollius Urbicus gewest seyn, und sein Ende wird etwa ins Jahr 150 fallen. Es irrt sich also Epiphanius, wenn er berichtet, Justinus sey unter dem Präfecto Rustico hingerichtet worden. Das müste unter dem Kayser Hadriano geschehen seyn. Allein er hat ja alle seine Schriften unter Antonino Pio verfertigt. Auch irrt sich Epiphanius darinne, daß er Justini Ende in das dreyßigste Jahr seines Alters setzt; da er doch wenigstens das funfzigste muß erreichet haben. Zwar pflichten Epiphanio, Eusebius und Simeon Metaphrastes bey. Jedoch es ist des letztern Glaubwürdigkeit in gar schlechtem Ansehn; und jenem giebt der Herr Abt die gröbsten Fehler schuld. Er behauptet, Eusebius habe die Geschichte der Antoninorum gar nicht inne gehabt, sondern solche gänzlich verwirret. Endlich widerspreche sich Eusebius in seiner Kirchengeschichte und in dem Chronico selbst. Im letztern setze er Justini Tod ins 13 Jahr Antonini Pii: und darinne habe er auch

Recht.

Recht. Was für eine Marter Justino angethan worden, das kan man nicht eigentlich bestimmen. Auch irren sich diejenigen, die dafür halten, daß er sein Blut zu Megalopoli in Arcadien vergossen; da doch solches zu Rom geschehen ist.

Nun kommt Hr. Longuerue auf den Athenagoras. Von diesem hat man zwey Schriften übrig, eine πρεσβείαν, legationem * pro Christianis; und eine Abhandlung von der Auferstehung der Todten. Ein so vortrefflicher Kirchenlehrer ist dem ohngeacht den Alten ganz unbekannt gewest. Kein einziger bis auf den Epiphanius, erwehnt ihn: Und auch diese Stelle, die seiner gedenket, war von den Abschreibern so verunstaltet worden, daß man den Athenagoras an ihr nicht erkennen konnte. Philippus Sidetes berichtet zwar allerhand von ihm, das aber meist unrichtig ist, und mit dessen Widerlegung sich ein guter Theil dieser Abhandlung beschäftigt. Erstlich wird mit Socratis Zeugniße dargethan, daß schon die Alten sein Werk für fehlerhaft und unbrauchbar gehalten haben. Sodann werden die unrichtigen Berichte Sideta vom Athenagora geprüfet und widerlegt. Sidetas giebt vor, Athenagoras habe auf der Schule zu Alexandrien gelehrt: sein Schüler und hernachmals auch

* So wird das Wort πρεσβεία hier und an vielen andern Stellen ganz unrecht und unbequem übersetzt, da es füglichen mit intercessio, Fürbitte könnte gegeben werden.

auch sein Nachfolger sey, Clemens Alexandrinus gewest: diesem wäre Pantänus, und diesem Origenes nachgefolget. Eusebius hingegen macht Pantänum zum Lehrer und Vorgänger Clementis, und zum Vorfahrer Origenis, ohne des Athenagoras zu gedenken. Mit Epiphanio stimmt Clemens selbst in seinen Hypothesibus überein; und man bemühet sich, dem Hrn. Abt de Longuerue zu Folge, umsonst, ihm besagtes Buch streitig zu machen. Sidetes macht Pantänum zu einen Pythagoreer, da er doch nach dem Eusebio, ein Stoiker war. Sidetes giebt den Athenagoras ohne hinlänglichen Grund für einen Athenienser aus: Aber Sidetes ist kein Mann von einem so großen Ansehn, daß man lediglich auf sein Wort trauen sollte. Da auch auf des einzigen Sidetä Zeugniße die Sage beruhet, es habe Athenagoras in dem Vorsatze den christlichen Glauben zu widerlegen, die heilige Schrift gelesen, sey aber darüber selbst bekehrt worden: so muß man sich allerdings Bedenken machen, ihm blindlings Glauben beyzumessen. Man weiß also vom Athenagoras mehr nicht zuverläßig, als daß er unter dem Kayser M. Aurelio Antonino gelebt habe. Man sollte auf die Gedanken kommen, er hätte eine Spur seines Alters in den Worten hinterlaßen, wo er sagt, von Homero bis auf seine Zeiten wären vierhundert Jahr verstrichen. Allein das ist entweder ein Schreibe- oder ein Gedächtnißfehler, oder der gute Vater war in der Zeitrechnung nicht wohl beschlagen. Denn der an-

gesetzte

gesetzte Zeitraum fällt weit vor Christi Geburth hinaus. Die Aufschrift seiner Vorbittsrede belehret uns richtiger von seinem Alter. Sie ist den Kaysern Marco Aurelio Antonino und Lucio Aurelio Commodo, Armeniacis, Sarmaticis, et, quod maximum, philosophis zugeschrieben. Diese Aufschrift macht nicht geringe Schwierigkeit. Daß unter dem Worte Armeniacis, M. Aurel. Antoninus Philosophus der Verf. der bekannten Bücher ad se angedeutet werde, ist ausser allen Zweifel: aber ob das Wort Sarmaticis seinen Amtsgenoßen, angenommenen Bruder u. Schwiegersohn, L. Verum andeute; oder ob es sein rechter Sohn der Commodus sey, darüber wird gestritten. Der Abt hält es mit Baronio und Petavio, welche für den letztern sprechen. L. Verus ist nie Sarmaticus genennt worden. Die Gelehrten von der Gegenparthey wusten das wohl: und darum haben sie das Wort Sarmaticis für untergeschoben ausgegeben, und solches als einen fremden Zusatz ausgemerzt wissen wollen. Allein der Herr Abt sagt: daß eine Stelle der Meinung eines andern im Wege steht, das giebt ihm darum noch kein Recht, selbige zu verstümmeln. Zudem ist mit dem einzigen Worte Sarmaticis die Schwierigkeit noch nicht völlig gehoben. Man hätte zu gleicher Zeit auch den Ausdruck & quod maximum philosophis auslöschen müssen, da es bekannt ist, daß L. Verus ein in Wollüsten ersoffener Herr gewest, der sich um Tugend und Philosophie wenig bekümmert hat. Es ist an dem, der Lobspruch

schickt sich so wenig für Commodum als L Verum. Die Schwierigkeit ist von beyden Theilen gleich groß. Herr de Longuerue aber legt den Ausdruck als ein Compliment aus. Er sagt: Athenagoras hat es gewust, daß er dem Kayser Antonino einen Gefallen thue, wenn er dessen Sohn Commodum, der damals noch ein Kind war, lobe. Der gute Vater wünschte aus seinem Sohne einen löblichen Fürsten zu ziehen, obgleich mit der Zeit ein Unthier daraus geworden ist. Und wenn auch der Vater dem Sohne seine Unart abgemerckt, so hat er doch solche zu verbergen gesucht, und einen Gefallen bezeigt, wenn man denselben als einen liebenswürdigen Prinzen gelobet. Athenagoras hat sich darnach gerichtet, und nichts anders gethan, als was Julius Pollux in der Zuschrift seines Lexici an den Commodum gethan hat*. Ferner dringet der Hr. Abt darauf, daß L. Verus nie den Nahmen Commodi geführt habe, nachdem er jenen angenommen, und daß der Nahme Commodi allezeit dem Sohne des M. Aurelii Antonini Philosophi beygelegt worden. Es sey wohl an dem, daß Commodus des Lucii Veri eigentlicher Geschlechtsnahme gewest. Allein nachdem er den letztern Nahmen angenommen, habe er sich jenes eben sowohl enthalten, als M. Aurelius sich des Nahmens Veri

* Ist der bestrittene Ausdruck eine Liebkosung; so kan der eine Theil sich ihn nicht mehr und nicht weniger zu Nutze machen als der andre.

Veri begeben hat, nachdem er den Nahmen M. Aurelii Antonini angenommen; ob ihn gleich einige Schriftsteller, als Galenus, sein Leibarzt, öfters Verum nennen *. Der Hr. Abt geht weiter und sucht in dem Werke selbst einige Beweise seines Satzes auf. Er meint einen überzeugenden in den Worten zu finden, da es heist: Wir (Christen) bitten für eure Herrschaft, ἵνα παῖς παρὰ πατρὸς κατὰ τὸ δικαιότατον διαδέχηται τὴν βασιλείαν. Der Hr. Abt glaubt, Athenagoras habe in diesen Worten den Commodus angedeutet **.

 Nach

* Sonderlich thun das die Griechen. Ist es aber angegangen, daß man dem M. Aurelio seinen Geschlechtsnahmen beygeleget, ob er gleich in öffentlichen Denkmalen bey dem angenommenen muste genennt werden: war es denn wohl unmöglich, daß man den Lucium Verum in einer Schrift, die von einer besondern Person in ihrem eignen Nahmen ist aufgesetzt worden, bey seinem angebohrnen Nahmen Commodus nennte?

** Das Gespinste von Schlüssen, §. 8. p. 246 und 247, ist so fein und weit gedehnt, daß wir es dem Leser weder vorlegen können, noch wollen. Es ist eine Spinneweb, die der geringste Luftstreich zerreißen kan. Die Stelle beweist für keinen von beyden Theilen etwas, und will mehr nicht sagen als dieses: Wir bitten Gott, daß er die Herrschaft auf eure Nachkommen in ununterbrochner Folge kommen, und diese auf die gerechteste Weise Herren der Welt werden lasse. Παῖς παρὰ πατρὸς ist eine gewöhnliche griechische Redensart, die eben nicht nothwendig zum voraus setzt, daß derjenige, zu dem sie gesagt wird,

Nach diesem zieht er eine andre Stelle a
die mehr auf sich zu haben scheint, wo es heiß
Ihr könnet das himmlische Königreic
nach euch ermessen. Gleichwie euc
Vater und Sohne, alles unterthan is
nachdem ihr die Oberherrschaft aus de
Höhe erhalten habt; so ist auch dem
einigen Gotte und dem von ihm ausge-
gangenen nur denkbaren und untheil-
baren Worte, dem Sohne, alles un-
terthan. Diese Worte müssen zwey Perso-
nen angehen, davon die eine der rechte Vater,
und die andre der rechte Sohn war. Wollte
man das Wort Sohn auf L. Verum, als
den Schwiegersohn M. Aurelii deuten, so
würde die Vergleichung hinfallen. Zudem
wird Lucius Verus überall Marci Bru-
der, nicht aber Sohn oder Schwiegersohn
genennt. Daß diese Schrift an L. Verum
nicht könne gerichtet gewest seyn, beweist der
Verfasser auch aus den Worten ἡ σύμπασα
οἰκουμένη τῇ ὑμετέρα συνέσει βαθείας εἰρήνης
ἀπολαύει, das ganze römische Reich ge-
nießet unter eurer weisen Regierung ei-
ne sichere Ruhe. Es war aber zu L. Veri
Leb-

wird, schon wirklich Kinder haben müsse.
Hätte Athenagoras von Commodo sprechen
wollen, so hätte er nicht παῖς παρὰ πατρὸς,
sondern wenigstens ὁ παῖς παρὰ τῦ πατρὸς sa-
gen müssen. Und alsdenn wäre der Wunsch
der Christen viel zu eingeschrenkt, als daß
er den Kayser eben so sehr hätte einnehmen
sollen, als der Wunsch, den die gemeine
Lesart enthält, zu thun vermochte.

Lebzeiten, der An. 170. starb, kein Friede im Reiche, sondern es kam solcher erst sechs oder sieben Jahr hernach zu Stande. Endlich benimmt der Verfasser dem Gegentheil auch den Beweis, welchen er in der Stelle von dem bekannten Philosopho Peregrino, der sich A. C. 169. selbst verbrannte, gefunden zu haben vermeinet. Er zeigt, daß man in besagter Stelle nicht die geringste Spur finde, welche einen auf die Vermuthung bringen könne, als habe Athenagoras in eben dem Jahre geschrieben, da sich gedachte Begebenheit zutrug.

Die dritte Abhandlung suchet zu zeigen, daß Epiphanius sich geirrt habe, wenn er den Ursprung der Ketzerey des Montani in das Jahr Christi 90 setzet, und daß solche vielmehr im Jahr Christi 140 oder um solche Zeit entstanden sey. Die Beweise sind folgende: Apollonius, der ein eigenes Werk wider die Secte der Montanisten geschrieben, gedenket eines Thrasea als seines Zeitgenossen; von welchem man weiß, daß er unter den M. Antonino den Märtyrertod ausgestanden hat. Folglich muß er noch bey Lebzeiten dieses Kaysers, der An. 180 gestorben ist) geschrieben haben. Eben dieser Apollonius gedenket des Montani, des Alexandri und der Prisca, als solcher die damals noch am Leben wären. Er bezeuget ferner, daß vom Anfange der montanischen Ketzerey an bis auf die Zeit darinne er sein Buch wider solche aufgesetzet, vierzig Jahre verstrichen seyn. Folglich muß der Betrüger Montanus seine Schwermereyen um das Jahr 140 auszustreuen

zustreuen angefangen haben. Der Verfasser erweiset solches ferner aus einer Muthmaßung Blondelli, die er annimmt und bestätiget. Blondell hatte gemuthmaßet, Montanus müsse der Verfasser der bekannten sibyllinischen Weissagungen seyn. Solches wird aus dem ungemeinen Lobe, womit Phrygien, Montani Vaterland erhoben wird, sehr wahrscheinlich. Daselbst kam seine Schwermerey zuerst auf, und breitete sich auch am meisten aus. Ihre Anhänger hießen auch Phryges, Cataphryges und Pepuzani. Nun aber sind diese Carmina Sibyllina erst nach Adriani Tode, der An. 138 erfolgte, zu einer Zeit, da drey Regenten, ein Kayser und zwey Cäsares das römische Reich verwalteten, geschmiedet worden. Das trifft in die ersten Jahre Titi Antonini Pii. Man nahm diese Carmina überall unter den Christen mit so großem Beyfalle auf, als die Heiden ihnen mit Spott und Verachtung begegneten. Justinus berief sich in seiner ersten Schutzschrift die er An. 139 darstellte, darauf. Die Rechtgläubigen waren damals noch nicht so behutsam, und von so feinem Geschmacke, daß sie sich nicht hätten die thörichtesten Träume der unsinnigsten Ketzer zu Nutze machen sollen. Die gallische Kirche nahm sich des Montani und seines Haufens mit Eifer an und suchte sie, wiewohl vergebens, mit den Rechtgläubigen auszusöhnen. Der damalige Bischoff zu Rom, Soter, schrieb wider sie: Tertullianus dargegen vertheidigte sie. Bey der Gelegenheit geräth der Verfasser auf die Untersuchung der

der Lebenszeit des Pabstes Soter. Eusebius giebt vor, er habe unter der Regierung des Kaysers M. Aurelii den römischen Stuhl besessen. Herr de Longverue aber erweiset, daß er ihm unter dem Kayser T. Aurelio Pio als jenes Vorfahren vorgestanden habe. Denn Tertullianus, der mit dem Soter zu gleicher Zeit lebte, bezeuget, daß Soteris Nachfolger Eleutherius, unter dem ältern Antonino zum römischen Stuhle gelanget sey. Solches erhellet auch aus folgenden. Als nach des ältern Antonini Tode, Pest und ausländische Kriege das römische Reich verwüsteten, so schoben die Heiden die Schuld solcher Landplagen auf die Christen und ihre unmenschlichen Missethaten, fingen auch eine neue Verfolgung wider sie an. Sie vermengten aber die Rechtgläubigen mit den Montanisten und andern ihres Gelichters, Dieses waren unruhige Menschen, die viel von zukünftigen Dingen, von einer baldigen Verheerung der Stadt Rom, von einem gänzlichen Umsturze des römischen Reiches schwatzten, und sich mit viel Offenbarungen trugen. Die Christen thaten also ihr möglichstes, diese unbillige Bezüchtigung von sich abzulehnen, und schrieben aus den Morgenländern an Eleutherium nach Rom, ersuchten ihn auch, sich ins Mittel zu schlagen, die Heiden in Ansehung des wahren Urhebers der Unruhen eines bessern zu belehren, und der Verfolgung damit Einhalt zu thun. Lucianus, oder wer der Verfasser des Philopatridis ist, hat sich in demselben auch über das montani-

sche Unwesen aufgehalten. Dieses führt den Verfasser auf die Untersuchung der Zeit, in welcher der Philopatris ist verfertigt worden. Einige setzen ihn in Neronis, andre in Trajani Zeiten. Aber daß er in die Zeiten M. Aurelii und L. Veri gehöre, und nach dem Jahre 165 geschrieben sey, erhellet aus Erwehnung des parthischen Sieges, und zum Theil auch des Artemidori Schrift, der wenigstens unter Antonino Pio muß geschrieben haben. Es ist zwar an dem: Trypho der in besagtem Werkgen des Philopatridis redend eingeführt wird, soll von dem Apostel Paulo getauft worden seyn. Aber eine kleine Unrichtigkeit in Ansehung der Zeitrechnung darf man einem Heiden so wenig verübeln, als dem Socrati und den morgenländischen Kirchen; deren jener von Polycarpo dem Jünger Johannis vorgiebt, er sey unter Gordiano gestorben; diese aber behaupten, er habe unter Decio den Märtyrertod ausgestanden. Ferner soll nach Asterii Zeugnisse Maximilla, die falsche Prophetin unter den Betrügern die Montanus um sich hatte, am letzten aus der Welt gegangen seyn. Von ihrem Tode an, sagt Asterius, bis auf diesen Tag sind 13 Jahre verflossen, und ist dennoch kein Krieg entstanden. Sie hatte nehmlich schreckliche Dinge von Empörungen der Völker geweissaget. Diese Worte kan niemand zu Zeiten Septimii Severi, die voller Unruhe und Blutvergießens waren, aber wohl in den ruhigen Zeiten Commodi geschrieben haben. Wir achten es nicht für nöthig,

des

des Verfassers weitläuftigen Erweiß zu wiederholen, daß man unter Commodi Regierung von keinen, wenigstens keinen erheblichen Kriegen oder Verfolgung der Christen gehört habe. Den Beschluß dieser Abhandlung machet ein Erweiß, daß Eusebius der römischen Geschichte sehr unkundig gewest, und sonderlich in der Geschichte der Antoninorum eine greuliche Verwirrung angerichtet habe; mithin gar nicht der Mann sey, dessen Ausspruch man ohne Ausnahme dem Zeugniße anderer, denen die historische Wahrheit beypflichtet, vorziehen solle.

Die vierte und letzte Abhandlung suchet die Zeit, in welcher die Ketzereyen des Valentini, Cerdonis und Marcionis aufgekommen sind, zu berichtigen. Es ist dieses in der Kirchengeschichte ein wichtiger Punct. Der Verfasser behauptet, Valentinus sey unter diesen Ketzern der älteste; nach ihm komme Cerdon; und dieses Nachfolger sey Marcio gewest. Valentinus müsse schon einige Zeit vor der Regierung des Kaysers Adriani seine schädlichen Lehren ausgesäet haben, weil er sich für einen Zuhörer des Theodadä, eines Jüngers des Apostels Pauli ausgegeben habe. Nun sey zwar sein Vorgeben ohne Grund; er habe aber doch solches nicht wider alle Wahrscheinlichkeit der Zeit und Umstände von sich rühmen können. Pamelius in seinen Anmerkungen über Tertulliani Buch adversus Valentinianos hält davor, Epiphanius habe seine Nachrichten von Valentino aus dem Philastrio genommen. Diese Meinung widerlegt der Hr. Abt de Longuerue. Er

thut

thut solches mit einem Zeugniße Augustini, der Epiphanium für weit gelehrter und gründlicher hält als Philastrium, ob er gleich das große Werk Epiphanii Panarium genannt, selbst nicht, sondern nur dessen kurzen Auszug gehabt hat. Zudem ist Epiphanius nicht jünger als Philastrius, und es ist ganz widersprechend, daß jener der ein Bischoff in Cypern war, in welcher Insel Valentinus seine Schwermereyen ausgebrütet hat, seine Nachrichten von ihm dem Philastrio, einem Bischoffe von Brixia, dem folglich wegen Entfernung des Ortes die Umstände unmöglich so genau bekannt seyn konten, abgeborgt habe. Zu gleicher Zeit mit dem Valentino hielt sich auch der Cerdo zu Rom auf. Er kam dahin zur Zeit des Bischoffs Hygini. Eine Zeit lang hielt er es mit den Rechtgläubigen: unter der Hand aber streute er doch seine Irrthümer aus; daher man genöthigt ward, ihn von der Gemeine auszuschließen. Mittlerweile kam Marcion aus dem Ponto nach Rom. Er war von Sinope gebürtig, allwo er eine Jungfrau beschlief. Sein Vater, der des Ortes Bischoff war, that ihn dieserwegen in den Bann, und wolte ihn auf keinerley Weise wieder in den Schooß der Kirche aufnehmen. Marcion ging deswegen nach Rom, in Hoffnung daselbst dasjenige zu erhalten, was man ihm zu Hause versagte. Aber sein Vater hatte schon vorgebauet. Er hatte nach Rom geschrieben und gebeten, seinen Sohn abzuweisen. Marcion kam zu einer Zeit nach Rom, da eben der Bischoff Hyginus gestorben war. Er ließ sich also damit nicht begnügen, daß er verlangte, ihn in die Gemeinde aufzunehmen, sondern er wolte auch Bischoff werden. Weil man ihm aber sowohl dieses als jenes versagte, so schlug er sich zu dem Cerdo, dessen Lehrsätze er fortsetzte und weiter ausbreitete, als dieser kurz darauf Rom verließ. Es irret sich also Philastrius, wenn er vorgiebt, Marcion habe sich von Ephesus, wo ihn der Evangelist Johannes der Ketzerey überführt, nach Rom gewendet. Denn Marcion kam als ein Rechtgläubiger

lange

lange nach Johannis Hintritte nach Rom. Aber Philastrius vermengt den Marcion mit dem Cerinthus. Eben so ist es dem Tertulliano gegangen, welcher dasjenige dem Valentino beylegt, was sich mit dem Marcione zugetragen hat. Auch ist Petavii Meinung ohne Grund, welcher der marcionischen Ketzerey einen doppelten Ursprung beylegt. Zuerst will er, daß sich solche im Ponto und Asien unter dem Kayser Adriano hervorgethan habe; sodann soll sie zu Rom zu Antonini Zeiten weiter um sich gegriffen haben. Aber das fällt von sich selbst weg, wenn man Irenäi Zeugniß gelten läst; wie man es denn nothwendig gelten lassen muß, daß Marcion erst nach Absterben Hygini, das ist unter Adriano Aug. ein Ketzer geworden sey. Dem Berichte von Marcionis Unzucht schadet dieses nicht, daß Tertullianus ihn einen castratorem carnis nennt. Das geschiehet nur in Ansehung seiner Lehre, welche allen Umgang beyder Geschlechter mit einander verdammet. Daß Marcionis Anhang schon unter Adriano groß müsse gewest seyn, beweist der Herr Abt aus der ersten Schutzschrift Justini, in welcher desselben, und zwar als eines schon alten, aber annoch lebenden Ketzers gedacht wird. Nun aber hat Justinus An. 139. diese seine erste Schutzschrift aufgesetzt, wie schon oben in der ersten Abhandlung erwiesen worden, und hier aufs neue mit Beantwortung eines Einwurfes bestätigt wird. Es kommt solcher Einwurf darauf an. Justinus rechnet von der Geburth Christi bis auf seine Zeiten 150 Jahr. Folglich muß man denken, er habe sein Buch A. 150 geschrieben. Allein Justinus wuste damals von der aera dionysiana noch nichts: und einen Irrthum in der Zeitrechnung kan man einem sonst frommen und redlichen Manne zu gute halten, der seine Unkunde in der Geschichte, wie mit andern also auch damit bloß gegeben, daß er Ptolemäum Philadelphum und Herodem in einen Zeitraum setzet. Tertullianus behauptet zwar auch an mehr als einem Orte, Marcionis Ketzerey sey unter Antonino

Pio

Pio entstanden. Allein er gesteht auch selbst mit ausdrücklichen Worten, daß er niemals untersucht habe, in welchem Jahre diese Pest aus dem stinkenden schwarzen Meere ausgebrochen sey. Zudem hat Tertullianus mehr als einmal wider die Zeitrechnung verstoßen. Von Christi Geburth bis zum Anfange der Regierung Antonini Pii (das ist A. 137.) rechnet er 120 Jahre. Den Marcion macht er zu einen Lehrmeister sowohl des Valentini als des Apellä, wider den klaren Ausspruch Irenäi, dem man mehr zu trauen hat als Tertulliano. Irenäus sagt, Marcion sey auf den Cerdo gefolgt, und seine Lehre habe sich unter Aniceto dem zehnten römischen Bischoffe ausgebreitet. Nun hat Marcion schon vor An. 139 gelehrt, weil Justinus seiner erwehnt, der im besagten Jahre geschrieben hat. Folglich muß Anicetus noch vor dieser Zeit den Stuhl zu Rom bestiegen haben. Der Verfasser gestehet gerne, daß seine Meinung von der gemeinen chronologia pontificia gar weit abgehe. Aber hingegen behauptet er, daß solches mit Recht geschehe, weil diese höchst unrichtig sey. Daß Anicetus schon unter Adriano müsse römischer Bischoff gewest seyn, beweist er ferner daraus. Irenäus sagt, Polycarpus sey einst von Ephesus zum Aniceto gekommen. Nun ist nicht zu vermuthen, daß Polycarpus seine Gemeinde zur Zeit der Verfolgung, die sich gleich zu Anfange der Regierung Antonini Pii wider die Christen erhub, werde verlassen haben: Folglich muß solches noch zu Adriani Zeiten geschehen seyn.

Wir glauben den Nutzen und Werth dieser Abhandlungen, den Liebhaern der Kirchengeschichte des zweyten Seculi nicht besser anpreisen zu können, als wenn wir die in nicht wenig Stücken neuen und ungemeinen Lehrsätze ihres gelehrten Verfassers angezeiget. Dieses hat uns wieder Vermuthen genöthiget, etwas weitläuftig zu seyn. Wir werden also bey Anzeige des Inhalts

halts der beyden noch übrigen Theile dieser Sammlung um desto kürzer verfahren; zumal da die Menge und Verschiedenheit der Sachen die im dritten vorkommen, eines Auszuges nicht wohl fähig ist.

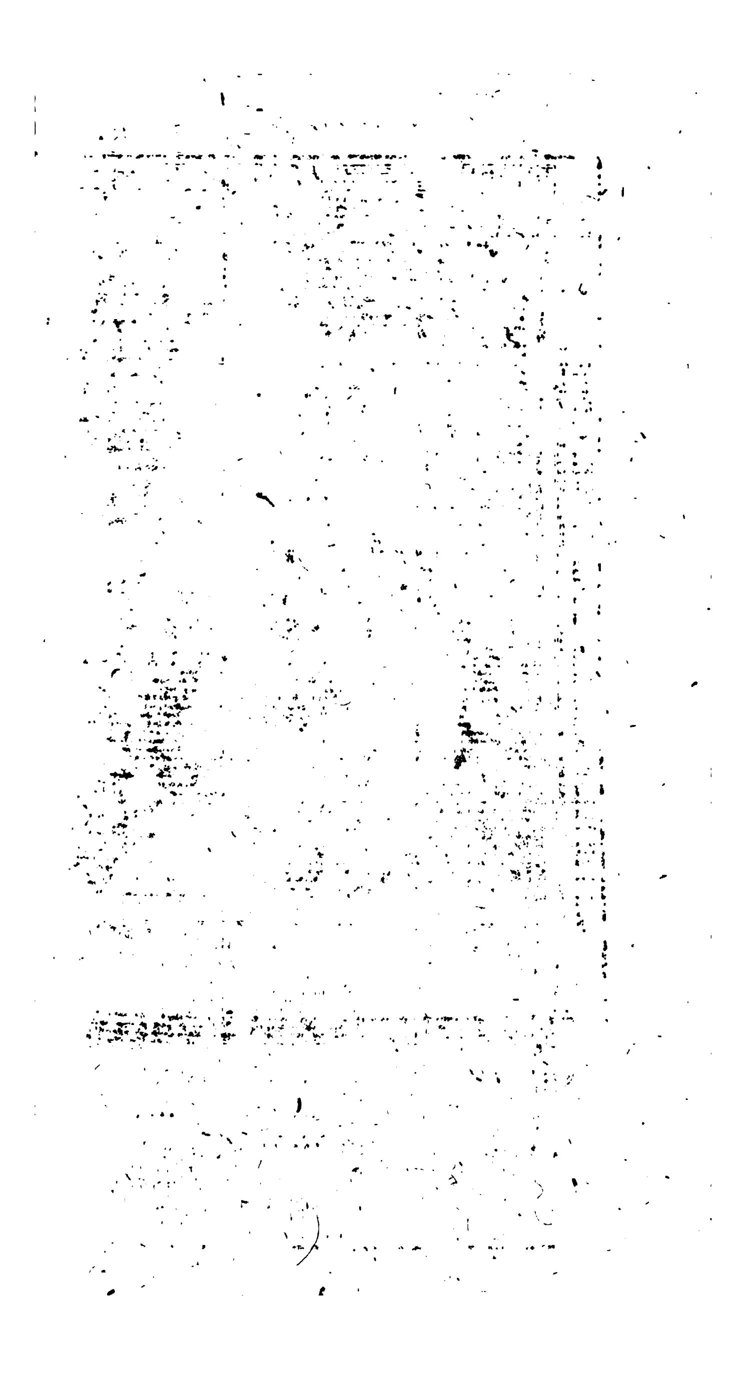
Es besteht der dritte Theil meistentheils in Briefen Ludovici Piques, eines berühmten und in den morgenländischen Sprachen ungemein erfahrnen Doctoris Sorbonnici. Zweye davon sind an Thomam Eduardum, einen Engländer gerichtet, welcher zur Ausgabe verschiedner coptischen Bücher Hoffnung gemacht hatte. Die Antwort Eduardi auf den ersten liest man p. 286. Alle dreye betreffen das Coptische. Eduard klagt sehr, daß ihm niemand unter die Arme greiffen und seine Anstalten befördern wolle. Das ist kein Wunder. Reiche Leute wissen wohl, was sie mit dem Gelde anfangen sollen; aber nicht was ihnen das Coptische helfe. Man erweise ihnen erst auf eine sinnliche Art, daß das Coptische und Arabische samt ihrem Geschwister, der Pflegung des Leibes und der Befriedigung der Lüste vorzuziehen sey; so wird sich diese ewige Klage bald legen. Es wär ein großes Wunder, wenn die orientalische Literatur empor käme. Es kan geschehen, aber nicht eher, als bis ein groß. Vermögen und eine große Wissenschaft der Sprachen bey vielen zusammentrifft. Wenn sich diese Zeit einstellen werde, das mögen die apocalyptischen Zeitrechner ausfündig machen. Wir gehen weiter. Der vierte Brief ist von Andreas Acoluthen. Er betrifft die von ihm versprochene Ausgabe des Alcorans mit der persianischen und türkischen Uebersetzung, die armenische Uebersetzung der Bibel, und viel andre Dinge mehr. Das fünfte Schreiben ist von Piquesio an Petr. Allix, darinne jener diesen ersucht, sich nach gewissen Aufgaben die er ihm ertheilet, welche in die coptische Literatur einschlagen, bey dem Herrn Eduard zu erkundigen. Die vorigen Schreiben

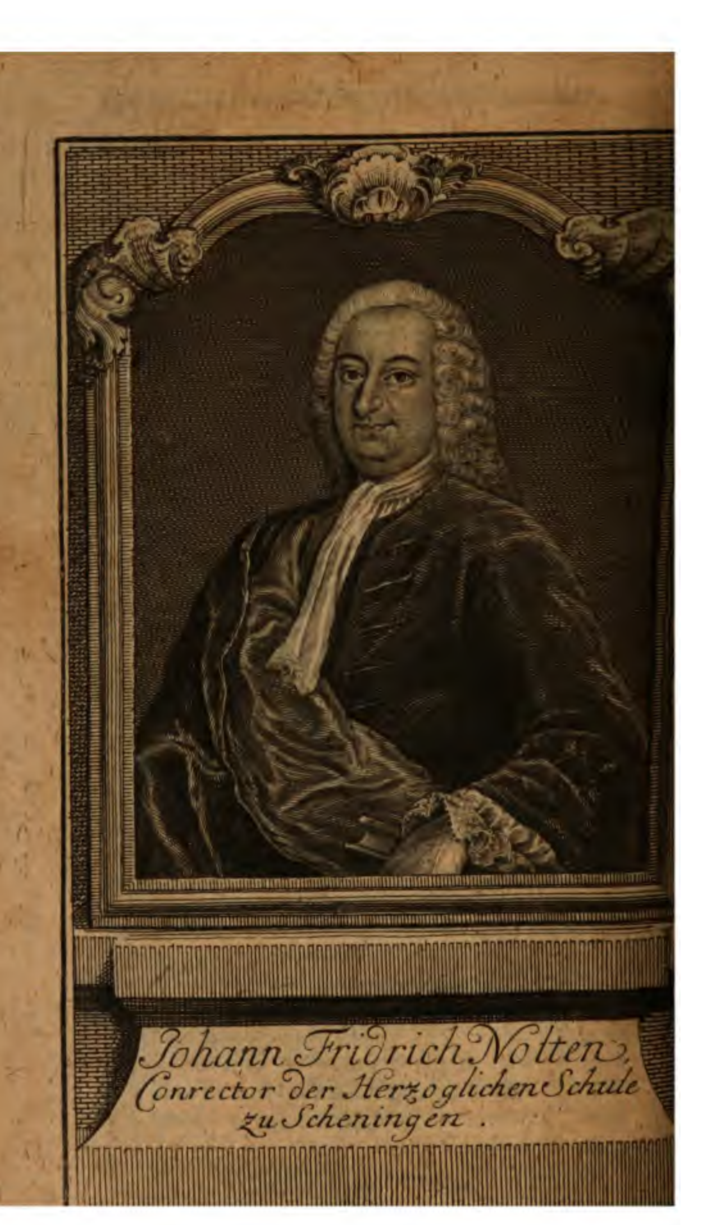
waren

waren lateinisch; dieses aber nebst den folgenden ist in französischer Sprache abgefaßt. Unter N. VI. liest man von p. 308 bis 333 Auszüge aus Piquesii Briefen an Hiob Ludolffen. Sie sind voller artigen und seltenen Untersuchungen und Nachrichten aus allerhand Arten von Wissenschaften, insonderheit aber aus den morgenländischen. Zu einem Auszuge mangelt uns der Raum. Wer die weitläuftige Gelehrsamkeit beyder so großen Männer kennet, der kan sich leicht von dem Gegenstande und dem Wehrte ihres Briefwechsels einen Begriff machen. N. VII. ist ein Auszug aus einem Schreiben des Hrn. Piques an den bekannten französischen Consul zu Alcairo, den Hrn. Maillet. Auch dieses Stücke zeugt so wie die übrigen, von dem ungemeinen Geiste des Verfassers, der ihn angetrieben, neue Entdeckungen in den seltensten Sprachen, und von den entlegensten Völkern zu machen. Dieses Schreiben betrifft bloß egyptische Dinge.

Der vierte und letzte Theil enthält eine Nachricht von einer Gesahdschaft, welche der Kayser von Abyßinien An. 1675. an die Holländer nach Batavia, und diese hinwiederum an ihn schickten. Sie ist aus Hiob Ludolffs, Melchior Leydekkers, der damals Companieprediger zu Batavia war, und andrer Briefen gezogen, und guten Theils in holländischer Sprache abgefast. Man lernt aus derselben viel gute Nachrichten, die man nicht leicht wo anders findet, von dem damaligen Zustande des christlichen Glaubens, des Staates und der Handlung in Abyßinien.

Inhalt:




Johann Fridrich Nolten,
Conrector der Herzoglichen Schule
zu Scheningen.

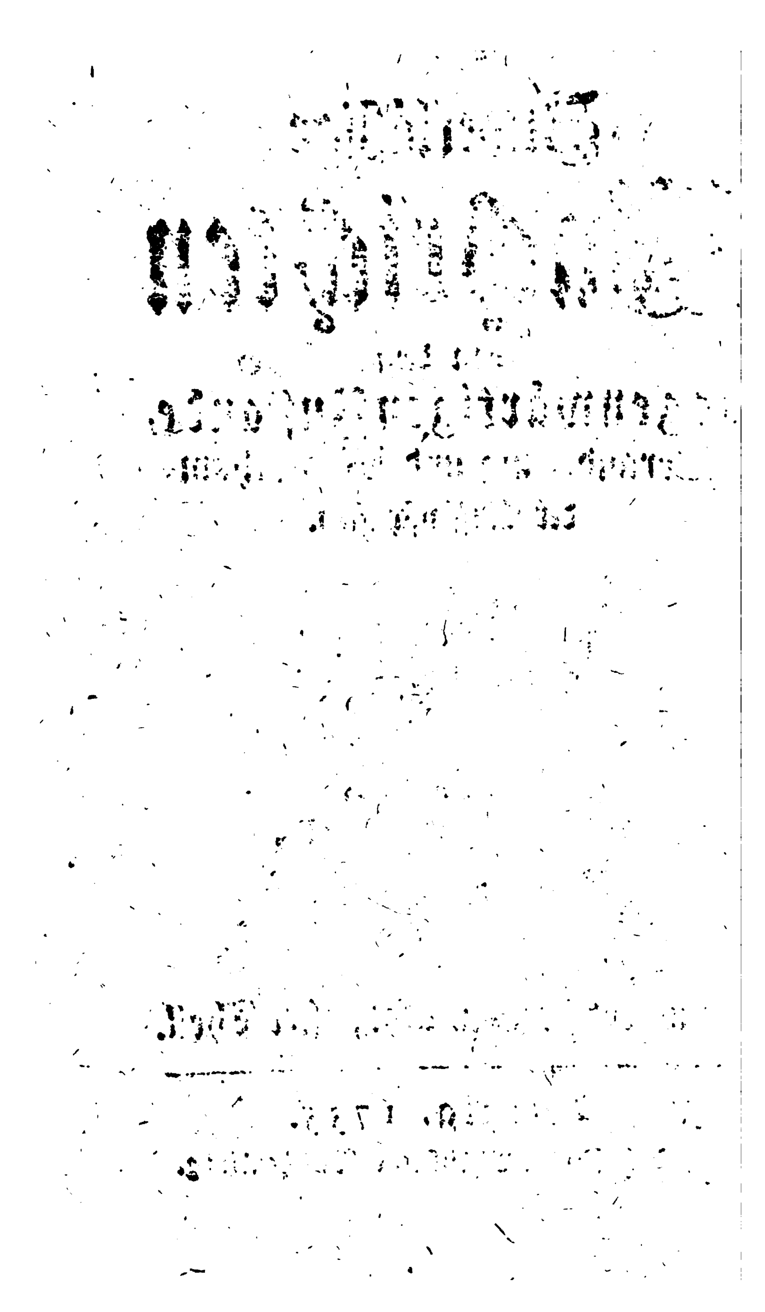
Zuverläßige Nachrichten

von dem
gegenwärtigen Zustande,
Veränderung und Wachsthum
der Wissenschaften.



Hundert drey u. achtzigster Theil.

Leipzig, 1755.
in Joh. Friedr. Gleditschens Buchhandlung.





I.

Thesaurus ecclesiasticæ antiquitatis & sacræ ac profanæ eruditionis.

d. i.

Schatz kirchlicher Alterthümer, darinne die Abhandlungen welche Johann Bolland und andere Jesuiten von Actis Sanctorum einverleibet, zusammen mitgetheilet werden. Venedig 1749 - 1751. VII Alph. 15 Bogen, nebst 75 Kupfertafeln. in groß Fol. 3 Volumina.

Da die Buchhändler zu Venedig, Coleti und Albrizzi sich entschlossen, die Geschichte der Heiligen, welche die Jesuiten in acht und dreyßig Voluminibus herausgegeben, auflegen zu lassen; so erinnerte man sie, es würde den Liebhabern der geistlichen und überhaupt aller Geschichte ein großer Gefalle geschehen, wenn sie die einzeln Abhandlungen, oder wie sie selbst reden, die præfationes, tractatus, exegeses, diatribas præliminares ac

 vetera

vetera monumenta historiam illustrant welche Bolland und seine Nachfolger einze an verschiedenen Orten dieses großen Werk zu dessen Erleuterung eingeschaltet, zusamm brächten, und solche in einigen Bänden beso ders lieferten. Sie fanden diesen Vorschl für gut: und man erhält also in denen dr Bänden die wir für uns haben, den Ke der Actorum Sanctorum, wobey man übe hoben ist, sich dieses kostbare, beschwerlic Werk selbst anzuschaffen, solches auch g wohl entbehren kan, indem die Abhandlu gen welche man hier zusammen erhält, doc das beste und brauchbarste des Buches sin Wir werden hoffentlich unsern Lesern eine Gefallen erweisen, wenn wir ihnen den gesam ten Inhalt dieser drey Voll. vorlegen.

Im ersten Bande befinden sich anfangs ei nige Vorreden und besondere Abhandlunge des P. Bollands, in welchen er von den Nutzen der Kirchengeschichte handelt. E zeiget, wie fleißig und aufmerksam man i den ersten Jahrhunderten, in Aufzeichnung des Lebens und Märtyrertodes der Heiligen gewest, und wie löblich es sey, daß man in den nachfolgenden Zeiten diese kurze Entwürfe er weitert, und der Finsterniß entrissen habe. Doch ist er Cap. 3. S. 24. u.s.f. so beschei den und gestehet, daß die Geschichte der Hei ligen überaus vielen Veränderungen und Ver fälschungen unterworfen gewest, woran die Ketzer und Feinde der christlichen Kirche den

gröſten

größten Antheil gehabt. Denn eines Theils suchten sie hierunter ihre Irrthümer zu verbergen, andern Theils aber auf eine boshafte Art das Lob der heiligen Märtyrer zu verdunkeln. Dieses Verfahren giebt uns die Erinnerung; um so viel mehr Vorsichtigkeit anzuwenden, da unsere Augen ohne andere Beyhülfe, in eine so weite Ferne sehen müssen. Doch glaubt er, daß die römische Kirche alle mögliche Sorgfalt angewendet, und ein so wichtiges Geschäfte, als die Beschreibung der Heiligen ist, den alleraufrichtigsten und gelehrtesten Leuten aufgegeben habe: wobey es sehr rühmlich ist, daß er Cap. 3. Seite 32. öffentlich bekennet, alles was er geschrieben, habe kein andres Gewichte und Ansehen, als die Glaubwürdigkeit einer Geschichte, welche sich weder auf eine göttliche Offenbarung, noch auch auf das Ansehn des römischen Stuhls gründet. Wir erblicken ferner in den ersten Blättern einige kleine Vorreden, wie auch die Lebensbeschreibung des Johann Bollands. Die Vorrede zum 2ten Theile der Act. S. darinne von dem Martyrologio Ven. Bedæ, ex octo Antiquis MSS. cum Auctario Flori gehandelt wird, ist lesenswürdig, und setzet das Märtyrerregister des Beda durch diese Beyträge in größeres Licht. Denn des Beda Verzeichniß der heil. Blutzeugen ist sehr kurz, und enthält oftmals in einem Monate nur wenige Nahmen einiger Märtyrer, ohne andre Umstände dabey anzumerken, welche

 doch

doch den Tod solcher Blutzeugen Christi vo
andern schätzbar machen. So gedenket B
da *, daß der heil. Antonius den 16 Jan
in Egypten beygesetzt worden: Desgleicher
daß den 1 Febr. der Sterbetag der heil. Br
gitta ** einfalle. Florus merket an, daß di
Brigitta in Schottland den Nahmen eine
Heiligen durch ihre Gottseligkeit und Wunde
erlanget habe. Doch ist auch nicht zu leugnen
daß des Florus, Usuardus und Ado Anmer
kungen, hin und wieder nach Einfalt und Un
wissenheit schmecken. Zum Beweise diene
die Anmerkung bey dem Märtyrertode de
heil.

* Der heil. Athanasius hat das Leben des heil
Antonius mit vieler Lebaftigkeit beschrie
ben; was aber nachhero mit der ehrwürdi
gen Gesellschaft des heil. Antonius vorge
gangen ist, das hat unser Herr Prof. Kappe
in einer gelehrten academischen Abhandlung,
de Antonianis, & Fratribus S. Antonii, voll
ständig vorgetragen.

** Der Nahme der heil. Brigitta ist in der
Kirchengeschichte der mittlern Zeit sehr be-
rühmt; wiewohl man noch darinne nicht über-
einstimmet, ob es nicht mehr als eine heil.
Brigitta gegeben habe. Die Brigitta deren
Beda gedenket, ist ohnstreitig in Schottland
gewest. Hingegen hat sich auch eine heilige
Brigitta in den nördlichen Ländern, beson-
ders in Schweden gefunden. Es müste
denn seyn, daß sie sich als eine Lehrerin nach
Schweden gewendet habe, davon man des Hrn.
D. Chladenii Dissert. de Brigittæ Suecicæ
Revelationibus, nachlesen kan.

sal. Polycarpus *), Bischoffs zu Smyrna, zu Seite 121 stehet: daß aus seiner eröffneten Seite eine Taube geflogen sey.

Die Vorrede zum 3ten Theile der Act. S. enthält theils eine Betrachtung über die Zeitrechnung des Theophanes, theils eine schöne Einleitung in das Geschlechtregister der Könige der Franken, von dem ersten Stamme der drey Dagoberte. Von der Chronologie des Theophanes wird mit vieler Gründlichkeit erwiesen, daß sie sehr unvollkommen und mangelhaft sey. Die Grundlage hat Georgius Syncellus gemacht. Der erste Theil ist noch ziemlich gut, der andre aber so unvollständig, daß man hin und wieder überaus große Lücken findet.

* Die Worte des Sendschreibens der Gemeine zu Smyrna lauten bey dem Coteler. P. P. Apostolic. Vol. II. p. 200 also: ἐξῆλθε περιστερὰ, καὶ πλῆθος αἵματος: es flog eine Taube und heftiges Blut aus seiner Seite. Cotelerius hat dabey angemerket, daß weder Eusebius noch Rufinus dieses Wunders gedenken. Mohne in Var. S. Tom. I. Prolegomen. und D. Ittig in Histor. Eccles. Sec. II. p. 288 halten davor, daß man ἐν ἀριστερᾷ, aus der linken Seite, in welche man diese Wunde gemacht, lesen müsse. Thom. Smith in Explicat. Apotheos. p. 60. und Hr. D. Heumann in Bibl. Bremens. Tom. III. p. 429. sind der Meinung, daß ein Abschreiber, aus Absicht diesen Märtyrer noch ansehnlicher zu machen, eine Taube an den Rand gemahlet habe; gleichwie etwa bey heidnischen Vergötterungen, ein aufsteigender Adler vorgestellet wird.

findet. In dem Geschlechtsregister der D
goberte entdecket der Hr. Verfasser ebenfa
ansehnliche Fehler, die Gregorius Tu
nensis und Fredegarius in ihren Chronik
begangen haben, welche er verbessert. Na
seiner Zeitrechnung fällt die Regierung d
Königs Dagobert des Ersten ins Jahr 62
S. 167. Wir können nicht unterlassen, d
schöne Anmerkung welche er hier machet, a
zuführen, daß man nehmlich in eben diese
Zeitpuncte den Ursprung des Wapens d
Könige von Frankreich suchen müsse. Den
da unter der Regierung des Dagobert d
drey zertheilten Königreiche, als das burgun
dische, das austrasische und neustrische mit ein
ander vereiniget worden; hat man drey Spi
tzen von einer Ruthe oder Blumen, welch
man iridem, lilium coeleste, und in alte
deutscher Sprache Lisch oder Lischlum ge
nannt, in das königl. Wapen gesetzet. Di
Franzosen nennen dieses Wapen Fleur de
Lis, die Deutschen aber Lisch oder Lilien. Da
sich solche Lilien an der Spitze des Stengels
ausbreiten, so hat man durch solche Bildung
das glückliche Wachsthum dieser drey König-
reiche andeuten wollen. In den nachfolgen-
den 3ten und 4ten Cap. S. 168. wird die Ge-
schichte dieser Dagoberte weiter aus einander
gesetzet, und erwiesen, daß solches königl. Ge-
schlechte unter den Carolus Martellus ganz in
Verfall gekommen sey. Doch scheint ihm
glaublich, daß die Ueberbleibsel des heiligen

Dago-

Dagoberts welche zu Lüttich im Kloster des heil. Laurentius aufbehalten werden, zu diesem Geschlechte gehören, ohnerachtet deren Geschichte überaus zweifelhaft und abergläubisch ist.

In der Fortsetzung findet sich ein kurzes Verzeichniß der römischen Päbste, sammt einer Einleitung in den Sterbetage unsers Heylandes. S. 177. u. s. f. Der Verfasser suchet die verschiedenen Stellen, welche sich in den römischen Jahrbüchern, nicht weniger beym Tertullianus und Augustinus finden, auf eine leichte Art mit der jüdischen Zeitrechnung zu vereinigen. Nach dieser Rechnung fällt die Feria Quinta Paschae der Juden, in den 14ten Tag des Monats Nisan, welcher der 24 Martius nach christl. Rechnung ist. Folglich hat Christus am 24 Mart. des Pascha mit seinen Jüngern gehalten, und den 25ten dieses Monats am Stamme des Kreuzes das Erlösungswerk vollendet. Nach dieser kurzen Abhandlung gehet der Verfasser auf die Geschichte der Päbste, welche bis ins Jahr 353. den Stuhl Petri besessen haben, S. 189. Den Anfang machet, nach der allgemeinen Rechnung der römisch-catholischen Geschichtschreiber, der heil. Apostel Petrus, als Stiffter des päbstlichen Stuhles zu Rom, nachdem er vorher der Kirche zu Antiochien als Bischoff vorgestanden hatte. Die Stifftung des päbstlichen Stuhls fällt ins Jahr 40.

nach christlicher Zeitrechnung*. Diesem folget Linus, ein Italiäner von Geburth. Es findet sich in der Reihe der Nachfolger, kein Unterschied zwischen den römischen Bischöffen welche der Joh. Pearson geliefert hat.

Hierauf folget S. 217. u. s. w. eine weitläuftige Einleitung, die alten Schenkungsbriefe des römischen Stuhls gültig zu machen. Die Absicht ist, die Gnaden- und Schenkungsbriefe der alten Kayser und Könige an den päbstlichen Stahl, in ihrem Werthe aufrecht zu erhalten; woran diesem freylich sehr viel gelegen ist. Man suchet also dem Schenkungsbriefe des Kaysers Constantin des Großen ** eine neue Stärke und Gültigkeit zu

* Es ist bekannt, daß alle römischen Geschichtschreiber, Baronius, Bellarmin, besonders aber Foggini in Exercitat. de Divi Petri Roman. Itinere, & Episcopatu. p. 101. seq. den Apostel Petrus zum ersten Bischoffe zu Rom machen. Wenn man aber erweget, daß es ganz offenbar sey, daß der heil. Apostel Paulus, dessen Brief an die Römer vorhanden ist, viel eher als Petrus zu Rom gewesen; so folget, daß jenem vielmehr solche Ehre zuzueignen sey. Man kan davon dasjenige nachlesen, was Casaubonus in Exercitat. XIII. ad Annal. Baron. p. 228. Sam. Basnage in Exercitat. Historico Critic. Exercit. IV. p. 258. Pearson in op. posthum. p. 27. und D. Ittig in Histor. Ecclesiast. Sec. I. Cap. IV. p. 228. darüber geschrieben haben.

** Marquard Freher und D. Andr. Schmid, haben, die Ungültigkeit des Schenkungsbriefs

zu geben. Allein es werden die Kennzeichen, die man vor die Gültigkeit solcher alten Urkunden angeführet, bey Leuten von guter Einsicht in die Alterthümer, wohl wenig Eingang finden. Indessen suchet man doch diesen alten und vermoderten Urkunden eine feine Farbe zu geben.

Nechst dem erscheinet ein Sterberegister der Griechen und Moscowiter, welches in Versen, aber sehr kurz abgefasset ist, S. 281. ꝛc. Z. E. es heist vom ersten Tage des Februarii:

Ἐν Φεβρουαρίοιο Τρύφων πρωτομῆς θάνε πρώτῃ.

Der erste Tag des Februar hat dem Tryphon den Kopf durchs Schwerdt genommen.

Und so geht dieses Sterberegister alle übrigen Tage und Monate durch *.

Die Seite 345. u. s. w. angeführte Beschreibung des Johann Phocas von dem Heilande, verdienet keine sonderliche Aufmerksamkeit, da sie nach der Verwüstung des gelobten Landes entworfen ist **. Hingegen ist die

briefs des Kaysers Constantini M. sehr bündig erwiesen: dahero es unnöthig ist, diesen Satz zu bestreiten.

* Wenn man die Kalendaria Eccles. Universal. welche der Hr. Abt Assemann 1751 herausgegeben hat, zu Hülfe nimmt, so werden die Menæa Græcorum sowohl als diese Tagebücher ein merkliches Licht bekommen.

** Wenn man das gelobte Land in seiner alten Lage betrachtet, so findet man in Relands Palæsti-

nach christlicher Zeitrechnung*. Diesem folget Linus, ein Italiäner von Geburth. Es findet sich in der Reihe der Nachfolger, kein Unterschied zwischen den römischen Bischöffen welche der Joh. Pearson geliefert hat.

Hierauf folget S. 217. u. s. w. eine weitläuftige Einleitung, die alten Schenkungsbriefe des römischen Stuhls gültig zu machen. Die Absicht ist, die Gnaden- und Schenkungsbriefe der alten Kayser und Könige an den päbstlichen Stuhl, in ihrem Werthe aufrecht zu erhalten; woran diesem freylich sehr viel gelegen ist. Man suchet also dem Schenkungsbriefe des Kaysers Constantin des Großen ** eine neue Stärke und Gültigkeit zu

* Es ist bekannt, daß alle römischen Geschichtschreiber, Baronius, Bellarmin, besonders aber Foggini in Exercitat. de Divi Petri Roman. Itinere, & Episcopatu. p. 101. seq. den Apostel Petrus zum ersten Bischoffe zu Rom machen. Wenn man aber erweget, daß es ganz offenbar sey, daß der heil. Apostel Paulus, dessen Brief an die Römer vorhanden ist, viel eher als Petrus zu Rom gewesen; so folget, daß jenem vielmehr solche Ehre zuzueignen sey. Man kan davon dasjenige nachlesen, was Casaubonus in Exercitat. XIII. ad Annal. Baron. p. 228. Sam. Basnage in Exercitat. Historico Critic. Exercit. IV. p. 258. Pearson in op. posthum. p. 27. und D. Ittig in Histor. Ecclesiast. Sec. I. Cap. IV. p. 228. darüber geschrieben haben.

** Marquard Freher und D. Andr. Schmid, haben, die Ungültigkeit des Schenkungsbriefs

zu geben. Allein es werden die Kennzeichen, die man vor die Gültigkeit solcher alten Urkunden angeführet, bey Leuten von guter Einsicht in die Alterthümer, wohl wenig Eingang finden. Indessen suchet man doch diesen alten und vermoderten Urkunden eine feine Farbe zu geben.

Nechst dem erscheinet ein Sterberegister der Griechen und Moscowiter, welches in Versen, aber sehr kurz abgefasset ist. S. 281. 2c. Z. E. es heist vom ersten Tage des Februarii:

Εν Φεβρυαριοιο Τρύφων προτομῆς θάνε πρώτη.

Der erste Tag des Februar hat dem Tryphon den Kopf durchs Schwerdt genommen.

Und so geht dieses Sterberegister alle übrigen Tage und Monate durch *.

Die Seite 345. u. s. w. angeführte Beschreibung des Johann Phocas von dem Heilande, verdienet keine sonderliche Aufmerksamkeit, da sie nach der Verwüstung des gelobten Landes entworfen ist **. Hingegen ist die

briefs des Kaysers Constantini M. sehr bündig erwiesen: dahero es unnöthig ist, diesen Satz zu bestreiten.

* Wenn man die Kalendaria Eccles. Universal. welche der Hr. Abt Assemann 1751 herausgegeben hat, zu Hülfe nimmt, so werden die Menæa Græcorum sowohl als diese Tagebücher ein merkliches Licht bekommen.

** Wenn man das gelobte Land in seiner alten Lage betrachtet, so findet man in Relands Palæsti-

die nachfolgende starke Ausführung von den griechischen Bischöffen und Patriarchen zu Jerusalem desto beträchtlicher, und begreift die Geschichte von 91 Patriarchen in ihrem Zusammenhange, bis auf das Jahr 1076, da Jerusalem von den Türken erobert worden. S. 265. u. f. f. Die hin und wieder eingestreuten besondern Abhandlungen sind allerdings lesenswürdig. Man hat auch der Stadt Jerusalem zum Andenken des Heilandes, auf der Kirchenversammlung zu Nicäa die Ehre angethan, den Bischoff von Jerusalem oder Aelia, wie es nachhero geheißen, in die Zahl der größern Bischöffe, als des römischen rc. aufzunehmen. Der Apostel Jacobus, den man den Bruder des Herrn geheißen, soll der Stiffter dieses Bischofthums seyn, und man verehret annoch den Lehrstuhl, welchen er nach einiger Meinung besessen. Er hat gar ansehnliche Nachfolger zurücke gelassen, unter welchen der heil. Macarius, Cyrillus, Anastasius, Nicephorus und Euthymius vorzüglich aus ihren Schriften bekannt sind. In der 8ten Anmerkung, Seite 297. stehet eine schöne Nachricht von traurigen Schicksalen dieses patriarchalischen Sitzes, wie er im Jahr 636 von dem saracenischen Feldherrn Humar eingenommen, und endlich

Palæstina die beste Nachricht. Von dem andern Zustand dieses heil. Landes giebt Adrichom. in Theatro Terr. S. und Brocardus die beste Beschreibung.

endlich 1200. von dem türkischen Califen Omar erobert worden. Man findet die Freyheitsbriefe, welche dieser Calife den Patriarchen gegeben hat, welche ihn auch annoch zu statten kommen. Der Herr Verfasser gehet weiter auf die Patriarchen welche zur Zeit der lateinischen Regierung, im heil. Lande den bischöfflichen Stuhl bekleidet haben, aber nicht Griechen, sondern Lateiner von Geburth gewesen sind, weil damals die Päbste die Sorgfalt über diesen Theil der morgenländischen Kirchen übernommen haben. Doch sind unter dieser kurzen Regierung mehr nicht, als 22 Patriarchen gewest, indem nach der Eroberung Jerusalems, dieses Patriarchat eine andere Gestalt bekommen hat. S. 313.

Darauf kommt S. 357. rc. eine weitläuftige Nachricht des Pat. Henschens von den ehemaligen Bischöffen in Tongern und Utrecht. Nach einer nützlichen Untersuchung des Nahmens und Alterthums der Stadt Tongern wird erwiesen, daß dieses Bißthum ehedem in solchem Glanze gewest, daß es dem Erzstiffte Trier nichts nachgegeben. Aus der ältern Zeit führet er 10 Bischöffe an, unter welchen der heil. Servatius der vornehmste ist. Alsdenn handelt er von den Bischöffen zu Utrecht, und bringet viel Urkunden bey, welche zur Bestätigung dieses bischöfflichen Sitzes das ihrige beytragen. Von S. 393. an erscheinet eine chronologische Erzählung der Bi-

schöffe

schöffe in Mayland, welche aber nur bis auf das Jahr 1344 gehet. Der erste ist der heil. Anatalon, welchen, den alten Nachrichten nach, der Apostel Barnabas soll eingesetzt haben. Es ist nicht nöthig, von den Leben dieser Bischöffe, deren an der Zahl 98 sind, ein mehrers zu sagen, da uns Ughelli in der Italia sacra davon etwas vollständiges geliefert hat.

Die letzte Abhandlung bestehet in einer lesenswürdigen Nachricht von den Legibus Palatinis, oder der Höfordnung Jacobi II. Königes in Arragonien und Majorca. S. 421. Die Kenner der politischen Wissenschaften, wie auch die Rechtsgelehrten erblicken in dieser Ausführung viel nützlich- und angenehmes. Dieser König führet den Nahmen als König von Majorca, weil sein Großvater Jacobus I. diese Insel im Jahr 1230. den Türken abgenommen hat. Die Gesetze selbsten zeigen von der großen Einsicht dieses Königes. Er leget darinne zum Grunde, daß ein König nur tüchtigen und geschickten Männern Aemter anvertrauen, und diese gleichsam nach den Kräften eines jeden einrichten müsse. In der königl. Hofordnung zeigen sich viel Nahmen und Stücke des Alterthums. Z. E. Es wird in dieser Hofordnung gesetzet, daß allezeit 3 bis 4 Scutiferi, oder Mundschenken am Hofe seyn sollen, und zwar einer von hohen Adel, die andern aber von gutem Stande und feinem Ansehen: Welche Einrichtung man auch in unsern Tagen an

den-

den meisten königl. und kayserlichen Höfen beobachtet. Und so findet man von allen Hofämtern eine sehr schöne Nachricht. Doch beschäftiget er sich auch in der Fortsetzung, S. 466. u. s. w. mit Bestellung der Civilämter, und giebt allen Räthen des hohen und niedrigen Collegien solche weise Vorschriften, die einen Staat allerdings blühend, glückseelig und glänzend machen können.

Der ganze andre Theil dieses schätzbaren Werkes enthält eine Sammlung viel schöner Abhandlungen, welche zur neuen Kirchengeschichte, besonders aber zu Erleuterung der päbstlichen Geschichte gehören: Und der P. Daniel Papebroch eignet sich fast diesen ganzen Band zu. Die erste Abhandlung heist: Chronologisch-historische Untersuchung der Geschichte der römischen Päbste, sammt einer vorläufigen Einleitung in diese historische Beschreibung. Den Anfang machen verschiedene kleine Abtheilungen, welche zu der Kirchengeschichte der ältern Zeit gehören, und als eine kurze Einleitung anzusehen sind. Die erste ist eine Abhandlung von dem Geschlechtsregister Christi. S. 8. ꝛc. Der P. Papebroch meinet, Joseph habe die Maria nach den jüdischen Gesetzen, als eine Blutsfreundin nehmen müssen. Die beyfälligen Gedanken, von dem Gelübde der Keuschheit der Maria und des Josephs, schmecken nach den Grundsätzen der römischen Kirche. Die andre Ausführung hat das ganze Leben unsers Heilan-

des zum Gegenstande, und gehet von S. 18 bis 53. Sie betrachtet alle merkwürdigen Lebensumstände des Hrn. Jesu, und suchet die Zweifel welche sich hin und wieder finden zu heben; wodurch diese Abhandlung um so viel schätzbarer wird. Zum Beweise diene die Anmerkung bey der Geburtsgeschichte Jesu, da er ziemlich wahrscheinlich machet, daß die Weisen aus Morgenlande nicht den 13ten Tag nach der Geburth Christi, wie einige glauben, sondern das folgende Jahr am Geburthstage des Weltheilandes zu Bethlehem angekommen, auch das Kind Jesu nicht in einer Krippe und Stalle, sondern in einem ordentlichen Wohnhause gefunden: Wie denn auch die ganze morgenländische Kirche dieser Meinung ist. S. 44. *. Die Zeit der Taufe Christi

* Diese Meinung erhält dadurch einige Wahrscheinlichkeit, weil Matth. 2, 7. stehet, der König Herodes habe fleißig bey den Weisen geforschet, wenn der Stern erschienen wäre? Wenn man nun nach der gelehrtesten Männer Auslegung glaubet, daß diese Weisen eben nicht aus Mohrenlande, sondern aus Persien gewest, wie ihr Nahme solches mit sich bringet; so würde zu ihrer Ankunft ein großer Zwischenraum erfordert, indem sie eine so weite Reise in wenig Tagen nicht zurücke legen können. Dazu kommt, daß Herodes alle Kinder, welche zweyjährig und drunter waren, töden lassen. Wann er geglaubet, daß das Kind Jesu nur wenig Tage alt gewesen, so hätte er nicht Ursache gehabt,

Christi im Jordan und seines Sterbetages macht ihm gleiche Beschäftigung, wegen welcher man in der Zeitrechnung nicht vollkommen einig ist. Inzwischen hat der P. Papebroch die grösten Schwierigkeiten, so weit es möglich ist, aus einander gesetzet *.

M 2 Nach

habt, auch Kinder von 2 Jahren umbringen zu lassen. Es hat auch vermuthlich die Vorsehung Gottes diese Ankunft der Weisen später geschehen lassen, damit das Kind Jesu zu einem gesetztern Alter gelangen möchte, die Flucht nach Egypten anzutreten. So stimmt auch die Erzählung des Flav. Josephus von dem Tode Herodes damit völlig überein, indem sonst sein entsetzliches Ende beynahe 2 Jahr eher erfolget wäre. Jedoch man suchet diesen Einwurf dadurch zu heben, daß vielleicht der Stern der Weisen aus Morgenlande, bey der Verkündigung der Empfängniß der Jungfrau Maria erschienen sey: mithin bliebe allezeit noch so viel Zeit übrig, daß die Weisen gleich nach der Geburth Christi zu Bethlehem erscheinen können.

* Es ist nicht zu leugnen, daß sich, wenn man die Geburths-Lebens- und Leidensgeschichte unsers Erlösers, nach der Zeitrechnung betrachtet, hier und da erhebliche Schwierigkeiten finden, welche aber grösten Theils aus der verschiedenen Jahresrechnung der Juden, Griechen und Römer entstehen. Es haben sich aber verschiedene gelehrte Männer alle Mühe gegeben diese Geschichte nach chronologischer Art abzuhandeln. Des Scaliger, des Calvisii, des Petavius und

Strauchs

Nach dieser vorausgeschickten Abhandlung folget das Verzeichniß der römischen Päbste, mit chronologischen und historischen Anmerkungen. Die Geschichte der Päbste desto angenehmer und lesenswürdiger zu machen, hat der Hr. Verfasser noch 49 Nebenabhandlungen angefüget, welche von S. 53 bis 534 gehen. Den Beschluß machet des Nicolai Rayäi Tractatus de Acoluthia Officii Canonici pro Ecclesiis orientalibus. Wir müssen aber hier im voraus erinnern, daß man eben keine vollständige Lebensgeschichte der römischen Päbste in dieser Abhandlung suchen müsse; sondern es hat dem P. Papebroch gefallen, nur einige Lebensumstände durch beträchtliche Zusätze zu erweitern, und in größeres Licht zu setzen. Wollte man aber den Platinam, den Anastasium, den Pagi und Ciaconium, welche die Geschichte der Päbste geliefert haben, zur Hand nehmen; so würde man das historische und nutzbare auf eine angenehme Art mit einander verbinden. Der Apostel Petrus steht als erster Pabst zu Rom oben an. S. 76, u. s. w. Alles, was zu dessen Lebensgeschichten gehöret, findet man in vier besondere chronologische Abhandlungen abgetheilet.

Strauchs nicht zu gedenken, kan man besonders von dieser Zeitrechnung nachlesen: Langii lib. de Annis Christi: Vossium in Dissert. de Annis Jesu Christi s. Anno Christi Natali, p. 65. und Thom. Vincent. Monessium de Annis Christi. Romæ 1741.

theilet. Die erste redet von dem, was sich mit Petro von der Himmelfahrt Christi an, bis zu seinem Märtyrertode zu Rom zugetragen hat. Nach dieser Zeitrechnung hat der Apostel Petrus 7 Jahr als Bischoff zu Antiochien, und 25 Jahr als Bischoff zu Rom gesessen. Nach der Zeitrechnung fällt der Tod dieses großen Apostels ins 10te Jahr der Regierung des Kaysers Nero, und ins Jahr Christi 65. Die andre handelt von dem bischöfflichen Sitze Petri zu Antiochien, und erweiset, daß er im 2ten Jahre des Kaysers Claudius nach Rom gekommen sey. Da ihm aber damals Simon der Zauberer, welcher bey dem Kayser in großem Ansehen war, widerstand, wandte er sich wieder nach Syrien. Besonders will man das große Ansehen dieses Simon, aus einer gefundenen Ehrensäule die ihm der Kayser setzen lassen, herleiten, welcher Beweis aber auf sehr feuchtem Grunde steht *. Die dritte beschäftiget sich mit dem obersten

* Tertullianus hat uns eine sehr zerstimmelte Aufschrift: Semoni Sanco Deo Fidio aufbehalten, womit man eben des Simon Magus Vergötterung zu Rom beweisen will. Fogginus Exercit. XII. p. 263. de D. Petri Itin. & Episcop. Rom. läßt zwar diese Aufschrift gelten; glaubt aber, daß sie nicht von der Gnade des Kaysers, sondern den Anhängern des Simons herrühre; wie man denn damals sehr geringen Leuten dergleichen Ehrensäulen zu setzen pflegte. Valesius, Span-

Bischoffe zu Rom, dem heil. Petrus. S. 80. Man räumet zwar ein, daß Paulus zu gleicher Zeit zu Rom gewest, und in Gesellschaft Petri die Märtyrerkrone erhalten habe: allein dieser große Apostel heist hier nur ein Neben- oder Unterbischoff. Die vierte zeiget, daß Petrus noch vor seinem Tode drey Bischöffe, als Vicarien und Nachfolger ernennet und eingeweyhet habe, welche Licius, St. Clemens und St. Cletus heißen. S. 83. Es gehöret aber ein starker catholischer Glaube dazu, wenn man sagen will, der Apostel Petrus habe damals eine solche Macht in Kirchensachen zu Rom besessen. Die 5te redet von dem Pabste Clemens; die 6te setzet die Chronologie der ersten Päbste auf festen Fuß; und die 7te untersucht, ob zwischen den Päbsten Pontianus und Anterus, der Cyriacus Ursulanus regieret habe. Die 8te betrachtet die Sterbetage der ersten Päbste nach dem hieronymianischen Märtyrerregister; die 9te die Zeit, Ort und Art des Märtyrertodes des Pabsts Cornelius; die 10te die Kirche des heil. Felix, welche nun dem Pancratius heilig ist: die 11te den Fall u. die Buße des Pabsts Mar-

hem, Millesius und Ittig untersuchen diese Inschrift weiter, und setzen sie beynahe in Zweifel. Man vergleiche hiermit dasjenige, was wir in dem vorhergehenden Theile dieser Nachrichten aus einer Schrift des P. von Longverue beygebracht.

Marcellinus. S. 122. *: die 12te die Geschichte des Pabsts Silvester bey der Heilung des Kaysers Constantinus M. vom Aussatze: die 13te die Tafel des nur gedachten Pabsts, auf welcher der Ablaß stehet: die 14te die Bildniße Constantinus M. und seiner Mutter Helena: die 15te die Frage: ob Felix II. wirklicher Pabst oder nur Vicarius gewest? die 16te zeiget, daß dieser Pabst als ein Märtyrer gestorben sey: die 17te betrachtet den Tod des heil. Damasus: die 18te redet von einigen Anschlägen Johannis I.: die 19te von den Zwistigkeiten zwischen den Päbsten Silverius und Vigilius: die 20te von eben diesem Handel **: die 21te von einem merkwürdigen Bilde zu Rom, welches man dem Pabst Benedictus I. zueignet, auf welchem der heil. Benedictus zwischen dem heil. Petrus und Paulus stehet: die 22te von den Bildnissen des heil. Gregorius: die 23te von dem Pabst Agathon: die 24te von dem Vorrechte des Exarchä zu Ravenna bey der päbstlichen

M 4 Wahl:

* Der Herr Verfasser suchet den Fall des Marcellins, da er auf Befehl des Kaysers Diocletian den Göttern geräuchert hat, gänzlich zu leugnen. Doch der Platina in vita Marcellini p. 69. setzet diese Sache ausser Zweifel.

** Diese ganze Streitigkeit und Irrung hat Herr Prof. Gottlieb Wernsdorff zu Danzig gründlich untersuchet in Dissert. de Silverio & Vigilio PP. MM. & potissimum in hunc lato anathemate. Witteb. 1739.

Wahl; die 25te von der besondern Rechnungs-art zur Zeit des Pabsts Gregorius III. und Theodericus, Königs der Franken: die 26te von dem königlichen Titel welchen der Pabst Zacharias dem andern Stamme der Könige der Franken beygeleget hat; die 27te von der Reichsfolge der andern Linie im königlichen Hause Frankreich, bis endlich die Krone an die dritte Linie gekommen ist: die 28te von den Bildnissen des Kaysers Carolus M. und des Pabsts Leo: die 29te von einigen Reliquien, welche der Pabst Sergius II. in die Kirche des heil. Silvesters unter versprochenem Ablaße geleget hat: die 30te von dem Gebrauche der sclavonischen Sprache in den gottesdienstlichen Handlungen. Es wird zugleich der Satz vertheidiget, daß die Päbste mit gutem Rechte erlaubet haben, in China die Landessprache bey dem Gottesdienste zu gebrauchen. Die 31te handelt von des Formosus Apostelamte in der Bulgarey: die 32te von der Reichsfolge und Chronologie der Könige und Kayser in Italien, nach dem Tode Carl des fetten: die 33te von der Vertreibung des Pabst Sergius und dessen Wiedereinsetzung: die 34te von des Pabsts Benedictus V. Regierung, Vertreibung und Begräbniße, das Kranzius nach Hamburg gelegt hat, welche Meinung bestritten wird. Die 35te beschäftiget sich mit dem Ursprunge und Fortgange der Heiligsprechung, welche man in der Canonisation des heil. Ulrichs, Bischoffs

Bischoffs zu Augspurg im Jahr 982 zu suchen hat *; die 36te behauptet, daß Gregorius VI. rechtmäßiger Pabst gewest und nicht abgesetzet werden können: die 37te redet von dem Begräbniße des Pabsts Clemens II. zu Bamberg, und von den Vorrechten, welche er dem dasigen Bischoffe verliehen hat: die 38te von etlichen Veränderungen in den päbstlichen Bullen: die 39te von der Gesandschaft des Pabsts Stephanus IX. wegen der Investitur: die 40te von der eigentlichen Gestalt des heil. Pallii und anderer päbstlichen Zierraden, als der Mütze u. d. g. Die Fortsetzung dieser chronologischen Beschreibung der Päbste geht von Gelasius II. bis auf Innocentius XI. S. 327. u. s. f. Die 41te Abhandlung redet von den Weissagungen welche man dem Bischoffe Malachias und dem Abt Joachim beygeleget hat: die 42te von der Kirchengeschichte des Baronius, welche hier aufhöret; die 43te von der Feyerlichkeit des Fronleichnamfestes, wie sie auf

* Die Heiligsprechung, oder Canonisation in der römischen Kirche ist nicht so alt, als man vorgiebt, sondern der Anfang fällt ins 10te Jahrhundert, und es ist der heil. Ulrich der erste, welchen man diese Ehre erwiesen. Der Herr du Pin in Histor. Auct. Ecclesiastic. Tom. VIII. p. 65. handelt ausführlich davon. Es ist dieser Gebrauch von den Heiden entlehnet. Die Ceremonien der Canonisation kan man beym Casalius Ver. Christian. Sacror. Rit. Cap. LXVIII. p. 281. nachlesen.

Befehl des Pabsts Urbanus einzurichten ist: die 44te von dem Begräbniße des Pabst Clemens. Die 45te untersuchet die Frage: ob Petrus de Corbaria an dem Buche von der Nachfolge Christi Antheil habe, welches man dem Thomas a Kempis beyleget. Die 46te entscheidet die Streitfragen über einige Heilige, z. E. die heil. Ursula von Parma; die heil. Catharina von Siena ꝛc. S. 431. Die 47te handelt von dem Gebrauche der Geburthsrechnung Christi in der päbstl. Kanzeley: die 48te von der gerechten Erlaubniß des Pabst Paulus, daß die gottesdienstlichen Handlungen in der chinesischen Sprache verrichtet werden dürffen: die 49te von der Gelindigkeit und Mäßigung, welche die Mißionarien bey ihrer Predigt der christl. Religion, in China zu gebrauchen haben. Diese gar zu große Mäßigung der Mißionarien in China hat unter den vernünftigen Catholicken viel Aufsehens gemacht: denn die Jesuiten sind darinne so weit gegangen, daß sie die heydnische und christliche Religion auf eine schändliche Art mit einander vereiniget *.

Ueberdieses

** Es ist unglaublich, wie weit die Jesuiten in dem Bekehrungswerke der Chineser gegangen sind, indem sie nichts als Christen den Nahmen nach gemacht, und ihnen alle Arten der schändlichsten Abgötterey und Laster verstattet haben. Gleichwohl hat man dieses Bekehrungswerk am päbstlichen Hofe immer gebilliget. Man lese hiervon des Basnage Traité des Prejugez faux & legitimes. Liv. V. Chap. II. p. 771.

Ueberdieses hat der Verfasser noch allerhand schöne, gelehrte und lesungswürdige Abhandlungen mit eingestreuet, welche wir nicht insgesammt anführen können. Was noch endlich die Abhandlung des Kaynäi von dem hohen Amte der griechischen Kirche in Morgenlande betrifft, so findet man von S. 441. bis 509. gar feine Nachricht von der Art des Singens bey ihren Messen, und demjenigen was die Zeit und die Messen selbst anlanget. Wir können aber diese Stücke um so viel eher übergehen, da uns Goar in dem Rituali Græcorum den ganzen Gottesdienst der griechischen Kirche ausführlich beschrieben hat. Diesem ist Heineccius in seiner Historie von dem Zustande der alten und neuern griechischen Kirche nachgegangen, aus welchen Quellen man eine nähere Nachricht von den heil. Handlungen der griechischen Kirche schöpffen kan.

Das übrige folget künftig.

II.

Herrn Mich. Christoph Hanovs, Prof. der Weltweisheit u. Bibliothekarii an dem academischen Gymnasio zu Danzig, Seltenheiten der Natur und Oeconomie, nebst deren kurzen Beschreibung und Erörterung, aus den danziger Erfahrungen und Nachrichten zu mehrern Nutzen und Vergnügen

gen herausgegeben, von Joh. Daniel Titius, der Weltw. Magister. Erster Band. Leipzig, 1753. 8. 1 Alph. 17 und einen halben Bogen.

Die in dieser Sammlung enthaltenen Abhandlungen des berühmten Hrn. Prof. Hanovs, dessen so gründliche als weitläuftige Gelehrsamkeit bereits aus viel andern Schriften bekannt ist, waren ehedem, wie der Herr Herausgeber in der Vorrede meldet, in den danziger Wochenblättern, die von dem Jahre 1739 unter dem Titel: Danziger Erfahrungen und Nachrichten erschienen, auf Verlangen einiger Freunde des Hrn. Prof. auch zum Theile unbekannter Liebhaber, gelegentlich eingerücket worden. Je wenigern diese Nachrichten ausser Preussen in die Hand gekommen seyn werden, und ie angenehmer die in diesem Werke herrschende Abwechselung gemeinnutziger Beobachtungen und Untersuchungen ist; desto mehr Ursache hat man dem Hrn. M. Titius, einem nahen Vetter des Hrn. Professors, verbunden zu seyn, welcher sich die Mühe gegeben, einen beträchtlichen Theil der in obgedachten Erfahrungen enthaltenen, und unter viel andern gleichsam vergrabenen und zerstreuten Nachrichten Aufsätze zu sammeln, in eine gewisse Ordnung zu bringen, und unter seiner Aufsicht in zween Bänden zum Drucke zu befördern. Wir be-

gnügen

gnügen uns dießmal, aus dem ersten Bande einen Auszug zu machen, und wünschen den dritten Band nachfolgen zu sehen, wozu uns in der Vorrede, wenn die zween ersten, wie wir nicht zweifeln, Beyfall finden, Hoffnung gemachet wird.

Das Werk selbst ist besserer Ordnung wegen in verschiedene Theile getheilet. Der 1ste Theil fasset die bey den Thieren beobachteten Seltenheiten in sich. Desselben 1ste Classe handelt von den Erdthieren, und das 1ste Hauptstück welches wieder aus verschiedenen Abschnitten besteht, die wir nunmehr der Ordnung nach durchgehen wollen, hat den Menschen zum Gegenstande.

I. Abschnitt. Die aus vielen Jahren zusamengezogenen Geburts- und Sterbesummen haben verschiedenen Nutzen. 1) Man erkennet daraus die Wirkungen der Pest, Seuchen, Belagerungen und anderer solcher traurigen Zufälle. So sind in Danzig von 1601. bis 1750, auf 100000 mehr begraben als getauft, welches mehr als ¼ derer daselbst Begrabenen ausmacht, und ohne Zweifel von ietztgedachten Ursachen herzuleiten ist. 2) Man kan vermittelst derselben einen ziemlich zuverläßigen Ueberschlag machen, wieviel Fremde sich binnen einer gewissen Zeit an einem Orte wohnhaft niederlassen. So sind in Danzig vom Jahre 1601. bis 1700. mehr begraben als getauft 69302: und vom Jahre 1700. bis 1751. findet man deren 18160, zusammen

874826.

874826. Gesetzt es wären einige noch ungetaufte binnen dieser Zeit daselbst begraben, und nicht alle getaufte richtig in dem Taufverzeichnisse angegeben worden: so wird doch die Anzahl derselben von der Anzahl derer indessen von Fremden in dieser Stadt gebohrnen Kinder ohne Zweifel weit übertroffen: und überdieses sterben sehr viele von wirklichen Einwohnern in Danzig erzeugte Kinder ausser Danzig. Der Hr. Verfasser nimmt also an, daß von den 215814 von 1600 bis 1701 daselbst getauften Kindern, nur ⅛ ausser Danzig begraben ist; und folgert daraus, daß unter den daselbst gestorbenen 285116 Menschen, wenigstens ⅓ Fremde sind. 3) Läßt sich aus solchen Verzeichnissen die Auf- und Abnahme der Städte beurtheilen, welches Staatsleuten Gelegenheit geben kan, im Falle der Abnahme auf dienliche Mittel zu denken, derselben abzuhelfen. Danzig hat in dem ietzigen Jahrhunderte einen Abgang an Einwohnern erlitten. Denn itzt werden selten über 2000 jährlich getauft oder begraben: da sich doch um die Mitte des vorigen Jahrhundertes die Anzahl beyder auf 2500, ja im Jahre 1646 gar bis auf 2879 belaufen hat. 4) Zeigt sich hieraus, daß sich, nach Ausschliessung derer durch Pest und Seuchen hingerissenen, die Anzahl der Menschen noch immerfort vermehret. Z. E. in Danzig sind von 1701 bis 1750, 96691 getauft, und 113081 gestorben. Zieht man nun wegen der Pest die 1709 und 1710

daselbst regiert hat, und wegen der 1734 ausgestandener Belagerung etwa 28000 von den daselbst begrabenen ab: so findet man, daß in diesen 49 Jahren auf 12000 mehr gebohren als gestorben sind. 5) Man kan ferner die Anzahl der Einwohner einer Stadt hiedurch wahrscheinlich ausmachen. Man setzt nehmlich, daß sich die Anzahl der in einem Jahre Verstorbenen, zu der Anzahl der Lebendigen verhält wie 1 zu 30.; nimmt hierauf 10, 20 oder 30 Jahre nach Belieben zusammen, um desto sicherer zu gehen, und multipliciret den zehnten, zwanzigsten oder dreyßigsten Theil der in diesen Jahren Begrabenen durch 30. Auf diese Art findet der Hr. Prof. daß sich die Einwohner in Danzig ungefähr auf 46000 erstrecken, welches, wie er selbst erinnert, für eine so große Stadt nicht viel ist. 6) Man kan hieraus ferner den Zustand verschiedener Städte mit einander vergleichen, wie auch überhaupt bestimmen, wie viel zu dem Unterhalte aller Einwohner einer Stadt auf eine gewisse Zeit nöthig ist: davon das erste sehr nützlich, das andere zuweilen sehr nothwendig seyn kan. 7) Läßt sich hieraus ungefähr finden, wie viel Menschen zu einer Zeit auf der Erde leben. 8) Erkennet man durch dergleichen Rechnungen, wie oft die Einwohner einer Stadt alle hundert Jahre aussterben. Z. E. Gesetzt Danzig habe 46000 Einwohner. Nun sind von 1601 bis 1700 darinne gestorben 285116. Also stirbt Danzig in hun-

dert Jahren sechsmal aus. Ja wenn man auch die 69302, um welche in dieser Zeit die Anzahl der Begrabenen, die Anzahl der Getauften übersteigt, abziehet, weil dieser Ueberschuß guten Theils von Seuchen und Pest herrühren mag: so würden doch die Einwohner dieser Stadt 4½mal aussterben. Nimmt man aber, wie obgedacht, an, daß jährlich die Anzahl der Begrabenen $\frac{1}{28}$. der Lebendigen ist: so sterben die Einwohner in hundert Jahren 3½ mal aus. Folglich müste Danzig 64744 Einwohner haben.

Der II. Abschnitt enthält eine zuverläßige Nachricht, wie viel von 1601 bis 1700 in Danzig jährlich getauft und begraben sind; und der III. Abschn. ausser dem Verzeichnisse derer von 1701 bis 1750 jährlich getauften und begrabenen, die Anzahl der während dieser Zeit darinne verehlichten Paare.

In dem IV. Abschnitte findet man einen monathlichen danziger Sterbezettel von 1699 bis 1738. nebst Anmerkungen darüber. In solchen wird beobachtet, daß vermöge dieses Sterbezettels überhaupt zwar in den Herbst- Winter- und Frühlingsmonathen die meisten sterben; daß aber doch dieser Ueberschuß vor den Sommermonathen so beträchtlich nicht ist: woraus man schließet, daß in Danzig das ganze Jahr eine ziemlich gleichmäßige Luft seyn muß. Hingegen werden auch in eben den erstgedachten Monathen wieder die meisten Kinder gebohren: vermuthlich weil die mei-

sten

sten Leute in dem May, Junius und October Hochzeit machen.

Der V. Abschnitt besteht aus einem mit Anmerkungen begleitetem Verzeichniße der von 1739 bis 1750. monathlich in Danzig Getauften und Begrabenen, wie auch der verehlichten Paare. Der Herr Verfasser zeigt aus demselben, daß die Anzahl der Einwohner seit 12 Jahren ziemlich abgenommen, und erinnert beyläufig, daß die vorhergefundene Anzahl der danziger Einwohner 46000, weil sie sich nur auf die lutherischen Kirchenbücher gründet, wenn man auch andere, daselbst wohnhafte Religionsverwandten mit in Betrachtung ziehen will, ungefähr um 5000 vermehret werden muß. Dieses wären also zusammen etwa 51000. Wir wollen der Bequemlichkeit wegen 50000 annehmen. Nun findet sich, daß in 6 Jahren, wenn man die Mittelzahl nimmt, die Anzahl der getauften Knaben 987, und der Mägdchen 922 ist, wo der Unterscheid 65 ungefähr $\frac{1}{30}$ der Summe beyder beträgt. Hieraus läst sich die Anzahl der Einwohner beyderley Geschlechts bestimmen. Denn $\frac{50000}{30} = 1666$. Also sind $25000 - 1666 = 3334$ weiblichen und $25000 + 1666 = 26666$ männlichen Geschlechts in Danzig. Nimmt man nun an, daß unter diesen 26666 nur $\frac{1}{3}$ erwachsene Personen sind; so hat Danzig gegen 9000 erwachsene Einwohner männlichen Geschlechts. Der Herr Verfasser macht bey diesem Abschnitte noch

eine Anmerkung über den Nutzen der aufge=
zeichneten neugetrauten Ehepaare. Er zeigt,
daß sich ungefähr die Anzahl derselben zu der
Anzahl der jährlich getauften Kinder wie 1
zu 4 verhält, wie auch Derham Phys. Theol.
B. IV. Hauptst. 9. Anmerk. 7. beobachtet
hat: wodurch man ebenfalls wieder die Men=
ge der Einwohner eines Orts ziemlich zuver=
läßig bestimmen kan, wenn man annimmt,
daß sich die Anzahl der jährlich neugetauften
Kinder, zu der Anzahl der sämtlichen Einwoh=
ner wie 1 zu 25 verhält, welches Verhältniß
gemeiniglich zum Grunde gesetzt wird. Zu
Ende dieses Abschnittes wird noch eine Erin=
nerung wider den Hrn. Probst Süßmilch ge=
macht, welcher in seiner Schrift, die den Ti=
tel führet: **Göttliche Ordnung in des menschlichen Geschlechts Veränderun=
gen**, Cap. 8. §. 102. die Frage aufgeworfen
hatte: warum man sich bey dergleichen Be=
rechnungen der Einwohner einer Stadt, nicht
lieber der Begrabenen als der Getauften be=
diene? Die Antwort ist, es geschehe deswe=
gen, weil in Ansehung der Anzahl der Ver=
storbenen die Seuchen und Pest viele Verän=
derungen machen, die hingegen in Ansehung
der Getauften, wie die Erfahrung lehrt,
nicht beträchtlich sind. Dazu kömmt noch,
daß das Verhältniß der jährlich Begrabenen
zu den Lebenden, auf dem Lande weit kleiner
als in den Städten ist. Denn auf dem Lan=
de muß man dieses Verhältniß 1 : 40 oder

1:45; in den Städten aber obgedachter massen wie 1:25 oder 1:30 annehmen: und Gegentheils weichen die Verhältniße der Getauften gegen die Lebenden, auf dem Lande und in den Städten nicht so merklich von einander ab. Was der Hr. Prof. sonst noch wider erstgedachten Hrn. Probsts Berechnung der danziger Einwohner einwendet, wollen wir der Kürze wegen übergehen.

In dem VI. Abschnitte folgt ein Aufsatz derer von 1656 bis 1738 zu Elbingen in pohlnisch Preußen getauften und begrabenen Evangelischen, nebst Anmerkungen.

Der VII. Abschnitt begreift ein summarisches Verzeichniß derer in London von 1604 bis 1738 Getauften und Begrabenen, aus Maitlands History of London, ebenfalls mit Anmerkungen.

Der VIII. Abschnitt. In Breslau sind in demjenigen Theile der Stadt, der unter dem Magistrate steht, seit 1640 bis 1740 begraben 127713, und getauft 108982. Folglich sind 18731 mehr begraben als getauft worden. Setzt man nun, daß diejenigen welche in dem bischöfflichen Klostergebiete daselbst wohnen, ⅔ derer in dem weltlichen Gebiete wohnhaften ausmachen, nimt man die mittlere Zahl aus der hundertjährigen Summe der Gebohrnen = 1089, und setzt noch ⅔ dazu: so bekömmt man 1815. Allein die mittlere Zahl der in eben diesen 100 Jahren in Danzig getauften ist 2195. Folglich ist Danzig

überhaupt zu reden, volkreicher als Breslau. Doch in den letzten 12 Jahren findet sich die mittlere Zahl der Getauften in Danzig nur 1790 bis 1800, die Vorstädte nicht mitgerechnet. In so fern sind also beyde Städte in Ansehung der Anzahl der Einwohner ziemlich gleich zu achten. Ausser dem sterben in Danzig weniger als gebohren werden, da es hingegen in Breslau umgekehrt ist. In Leipzig hat in dem vorigen Jahrhunderte etliche mal die Pest regiert. Man kan also aus dem von 1630 bis 1730 bekannt gemachten Verzeichniße der daselbst begrabenen, getauften und getraueten nichts zuverläßiges schliessen. Von 1724 bis 1739 sind daselbst nach der Mittelzahl 280 Paar getrauet worden, 1860 getauft, 1060, oder das ungewöhnliche bey Seite gesetzet, 1000 gestorben. Unter den Verstörbenen ist nach der Mittelzahl gerechnet die Helfte aus der Vorstadt. Unter den Getauften aber sind jährlich gegen 100 unehliche Kinder.

IX. Abschnitt. Anfangs findet man den Inhalt eines im Jahre 1740. auf Befehl des Königes in Frankreich in das ganze Königreich durch die Academie der Wissenschaften französisch und deutsch ausgegangenen Patentes, in welchem Anweisung gegeben wird, wie man vermeinten Ertrunkenen zu Hülfe kommen kan. Man soll solche unglückliche Menschen nicht auf den Kopf stellen, oder an den Füßen aufhängen, wie gemeiniglich

meiniglich zu geschehen pflegt, weil man selten in ihren Magen so viel Wasser gefunden hat, als wenn sie nach Willkühr einen mäßigen Trunk gethan hätten; und weil überhaupt dergleichen Verfahren eher den Tod befördern kan, da es so gar einem gesunden Körper gefährlich ist und solchen in Unordnung bringt. Weil aber doch zuweilen der ins Wasser gestürzte allzuviel Wasser in den Leib bekömmt; so muß man ihn mit einer Feder in dem Schlunde kützeln und ein Brechen bey ihm zu erregen suchen, vorher aber ihn fleißig hin und her rollen; wozu sich einige solcher Fässer bedienen, welche an beyden Enden offen sind, damit sie den Körper bequemer darinne rütteln können. Das vornehmste ist, daß man einem solchen Menschen die nassen Kleider abzieht oder abschneidet; ihn in ein warmes Bette bringt, wärmet, reibet, noch immerfort rüttelt und schüttelt; ihn zuweilen auch aufrichtet, und nachdem er etwas stark geschüttelt worden, gemachsam ohne Gefahr niederfallen läßt. Man muß auch durch eingeblasenen Schnupftaback, oder durch Kützeln mit einer Feder in der Nase, auch vermittelst des flüchtigen Urinsalzes, Schlagwassers u. s. w. wo möglich, ein Niesen zu erregen, und mit einem Worte die innern festen Theile und die Muskeln auf alle Art in Bewegung zu setzen suchen. Man kan ihn in eben dieser Absicht, Brandewein oder sonst ein hitziges Getränke

eingießen. In dessen Ermangelung aber hat zuweilen auch warmer Urin, desgleichen ein andermal mit Pfeffer abgekochter Eßig, gute Dienste gethan: Gleichwie andere wieder zum Leben gebracht worden sind, wenn man ihnen warmen Othem oder Tabakrauch durch den Mund in den Magen geblasen hat. Und bey noch andern ist der Erfolg nach Wunsche gewest, wenn man ihnen dienliche Klystire gesetzt, oder welches jederzeit als das kräftigste Mittel befunden worden, wenn man durch eine Tabakspfeife Tabaksrauch in den Mastdarm gebracht hat. Wenn man aber einen Barbier in der Nähe hat, kan man auch eine Ader, besonders die Drosselader, und wenn endlich nichts anders helfen will, die Luftröhre unter dem dritten Ringe, nach den Regeln der Kunst öffnen und Luft in die Lunge blasen lassen. Der Hr. Professor macht hierüber verschiedene Anmerkungen, und erinnert sonderlich, daß das Einblasen der Luft durch die Nase und den Mund allenfalls durch einen Handblasebalg geschehen müsse, wenn das schlechte Einblasen nicht hilft. Derham führt in seiner Physico-Theologie viele Beyspiele an, da man erstickte Hunde, Hüner u. s. f. hiedurch wieder lebendig gemacht hat *.

Der

* Sonst pflegt man auch einem solchen Menschen einen Spiegel für den Mund zu halten, um zu sehen, ob der Spiegel anläuft, und also noch Luft geschöpfet wird. Indessen

Der IX. Abschnitt handelt von der zuweilen verstörten Einbildung wachender und dem Ansehen nach gesunder Leute. Die Gelegenheit hiezu scheint der Zufall eines Predigers gegeben zu haben, welcher, nachdem er im Februar eine Reise gethan, ungeacht er seine Verrichtungen ordentlich verwaltet, einmal des Abends eine schöne Instrumental- und Vocalmusik zu hören vermeynt; ein andermal darauf sich eingebildet, als wenn er vor der Thüre eine Frau nebst einem Knaben ein Lied so schön singen hörte, daß er selbst das Lied zu singen angefangen. Man zohe in Besorgung übler Folgen einen Arzt zu Rathe, welcher einen Aderlaß und dienliche Arzeneyen verordnete: worauf sich diese Zufälle, welche der Prediger selbst einer Erkältung zuschrieb, verloren. Der Herr Prof. erkläret dieses folgendergestalt: Die Vorstellungen der Seele sind mit gewissen Bewegungen in dem Gehirne begleitet, woran sie sich eben so gewöhnet, wie sie mit den Gedanken Worte, und mit den Worten gewisse Gedanken zu verknüpfen gewohnt ist. Wenn also dergleichen Bewegungen, aus was für Ursachen es auch sey, in dem Gehirne entstehen; so erfolgen in der Seele so gleich eben die Vorstellungen, die sie jederzeit damit vorher vereinigt hatte. Nun hängen die Fäserchen der Nerven mit

 un-

sen findet man doch Exempel, da Leute wirklich gelebt haben, ob man sie gleich nach diesem Kennzeichen für todt gehalten hat.

unzähligen andern zusammen, und entsprin- gen sämmtlich aus dem Gehirne. Ereignen sich also in dem Körper solche Veränderungen welche die Bewegungen des Gehirns in Unordnung bringen; so werden die Vorstellungen der Seele ebenfalls in ihrer Ordnung gestöret, und folglich auch die äusserlichen Handlungen ganz anders als vorher bestimmt, bis die Seele ihren Irrthum gewahr wird. Betreffen die erstgedachten unordentlichen Bewegungen, nur wenige und nicht sehr beträchtliche Gefäschen des Gehirnes; so wird auch die Ordnung im Denken nicht völlig, sondern nur etwas wenig gestöret, wie bey dem ersterwähnten Prediger. Und es ist kein Zweifel, daß bey diesem nur die innern Werkzeuge des Gehörs etwas gelitten, weil sich die Unordnnng der Vorstellungen nur bey dem Gehöre gezeigt hat: da hingegen die Schuld ein andermal an den innern Werkzeugen eines andern Sinnes liegen kan. Diese Zufälle können durch allerley Ursachen veranlasset werden. Bald rühren sie von einer Vollblütigkeit her, in welchem Falle das Aderlassen hilft; bald von Erkältungen und Verstopfungen der Gefäße, wofür öffnende und verdünnende Arzeneyen gebraucht werden müssen; bald von einer innern Verletzung der Gefäschen durch Gewüchse und Geschwüre, welchen schwer abzuhelfen ist; bald von großer Wallung des Blutes; bald wieder von etwas andern: gleichwie bekanntermaßen die Ver-

stopfung

stopfung der Gefäschen im Zwerchfelle und die darauf folgende Entzündung, schon eine Kaserey veranlassen.

Der XI. Abschnitt ist wider die zum Theile noch in Preussen übliche Hexenverbrennung gerichtet.

Der XII. Abschn. Der Hr. Prof. erwachete einmal des Nachts gegen Morgen, und glaubte, er höre eine Kutsche in den Hof vor sein Haus kommen, stille halten, und bald darauf, als ob einer ausgestiegen wäre, die Kutschthüre züschlagen. Er ließ den andern Tag nachfragen, ob wirklich des Nachts eine Kutsche in den Hof gekommen wäre, und erfuhr, daß sich dieses nicht so befände, daß aber noch verschiedene Leute sich ebenfalls darnach hätten erkundigen lassen. Die Ursache hievon ist, wie er glaubt, daher zu leiten: Es gieng der Wind damals ziemlich stark, und zwar stoßweise. Dieses mag die erste Vorstellung beym Aufwachen gewest seyn; und vielleicht hat auch eben der Wind das Aufwachen verursachet, wenn nicht etwa ein Traum von einer Kutsche dazu Anlaß gegeben. Hernach ist vielleicht in der warmen Stube etwas Holz geplatzet, dergleichen er bey vollem Wachen noch einmal hörte, und welches bey bevorstehender Veränderung des Wetters etwas gewöhnliches ist. Dieses sind die Empfindungen gewest, welche der Seele zu einem falschen Urtheile Gelegenheit gegeben: und zwar um desto mehr, weil der Herr Prof. an den

kurzvergangenen Weyhnachtsfeyertagen des Nachts viel Kutschen fahren gehört, und das Sausen des Windes, weil er vorher auf einem Ohre gelegen, durch das Klingen des Ohres vermehrt worden.

Der XIII. Abschn. Gemeiniglich hält man es für dienlich, die erfrornen Gliedmaßen mit Schnee zu reiben. Der Hr. Prof. räth anstatt des Reibens, wodurch ein solches fühlloses Glied leicht verletzet oder abgebrochen werden kan, lieber den Schnee schlecht weg aufzulegen, und führt dabey an, daß ein Edelmann in dem großen Winter des Jahres 1740 seinen Knecht, weil er denselben auf den Schlitten so erstarrt gesehen, daß er ihn für todt gehalten, in den Schnee vergraben, in der Absicht, ihn auf dem Rückwege wieder mit zu nehmen und begraben zu lassen; denselben aber auf der Rückreise in dem Wirthshause gefunden, wohin er sich, nachdem er zu sich selbst gekommen, begeben hatte. Ob das bekannte Jägermittel für erfrorne Glieder, da man nehmlich das noch warme Gehirne einer Krahe, auf die Hacke darinne der Frost befindlich ist, legen muß, bewährt sey, ohne daß die Einbildung etwas dabey thut, läst der Hr. Prof. dahin gestellet seyn: sagt aber, daß sich viele Danziger in gedachtem Winter desselben bedient. Hingegen rühmt er zum Schlusse die gute Wirkung, welche eine Mixtur, die im Jahre 1740 in Leipzig, nebst einer kurzen Beschreibung der Frostbeulen und erfrornen

frornen Glieder ausgegeben worden, vielfälti gethan hat.

Der XIV. Abschnitt giebt von einigen neuern Exempeln ausserordentlich alter Leute Nachricht.

Der XV. Abschnitt handelt von wunderlichen Geburten. 1) Im Junius 1742 starb eine junge Frau in Kindesnöthen, und ward noch eben den Tag gewaschen, angezogen und in den Sarg gelegt. Den Tag darauf fanden ihr Ehemann und ihre Mutter, als sie den Sarg besahen, nicht allein viel Blut, sondern auch ein todtes von ihr gegangenes Kind darinne, welches im Gesichte sehr übel zerkratzet war. Sie baten sich daher eine Besichtigung von der Obrigkeit aus, weil die Hebamme wegen einer Verwahrlosung in Verdacht kam; und die Aerzte fanden dabey den Hirnschedel und Gaumen des Kindes ganz zertrümmert; die Wöchnerin aber vom kalten Brande ganz schwarz, auch ihren Leib nach bereits abgegangener Frucht höher, als er in der Schwangerschaft gewest war. Also ist das Kind ohne Zweifel schon in der Mutter Leibe gestorben. Die Frage ist: Wie hat ein todtes Kind von einer ebenfalls todten Mutter gebohren werden können? Der Hr. Professor glaubt, das Kind sey, da man seine todte Mutter abgewaschen und hin und her getragen, in eine bequemere Lage gekommen; worauf die durch innere Entzündung verursachte heftige Ausdehnung des Mutterleibes, vermittelst

der

der treibenden Luftkraft, das Kind hätte her aus drängen können *: wenn anders nicht de Gebährerin vielleicht äußerlich unmerklichen Leben, die Geburth befördert habe. Dieser bisher erzählten Fall hat der verstorbene D. Kulmus in einer besondern Diss. de partu post obitum matris edito abgehandelt. 2) Im Jahre 1740 ist ebenfalls in Danzig ein sonst vollkommenes Kind, ohne Hirnschale und Gehirne gebohren worden, welches D. Kulmus ebenfalls in einer eignen Dissert. beschrieben. 3) Im Jahr 1744 ist eben daselbst ein Kind mit einer doppelten Nase auf die Welt gekommen, welches übrigens nichts ungestalltes gehabt. Die eine Nase hat nur ein Nasenloch gehabt, und etwas nach der linken Seite zu gestanden: die andere aber, in welcher das zweyte Nasenloch war, stund dem rechten Auge etwas näher, und war etwas größer als die erste, auch nicht völlig angewachsen wie jene, sondern konnte in die Höhe nach der Stirne zu gehoben werden. Die Mutter konnte sich nicht erinnern, daß sie sich an etwas

* Bey dieser Erklärung scheint eine kleine Schwierigkeit übrig zu seyn. Bey der Entzündung geschwellen die Wände der Mutter, und also wird die Höhlung derselben enger und das Kind fortgetrieben. So viel ist gewiß. Allein wird nicht durch diese Entzündung auch auf der andern Seite der Muttermund und die Scheide ebenfalls desto enger? Und wird also das Kind nicht desto grössern Widerstand finden?

was versehen hätte. Ein grosses Wunder! 4) Im Jahre 1747 ist daselbst eine unzeitige Frucht weiblichen Geschlechts von einer Frau gegangen, bey der die weibliche Ruthe so stark heraus gewachsen gewest, daß sie einer männlichen ähnlich gesehen, und die Oeffnung der Schaam bedeckt *. Der Herr Prof. wirft die Frage dabey auf: Was wohl die Ursache solcher Misgeburten sey? will aber nicht entscheiden, ob schon die Grundbildung eine ungewöhnliche Conformation hat, oder ob dieselbe von andern nach der Empfängniß sich ereignenden Zufällen herrühret. Zum Schlusse erinnert er, daß es rathsam seyn würde, wenn ein solches Kind leben bliebe, durch Unterbinden oder Ablösen dieses Theils, wenn er allzugroß wäre, allen besorglichen Unbequemlichkeiten vorzubeugen.

In dem XVI. Abschnitte kommen allerley Merkwürdigkeiten und besondere Zufälle an dem Menschen vor. 1) In Danzig ist ein vornehmer Herr gewesen, der 350 Pfund, und in Dirschau ein ansehnlicher Mann, der 492 Pfund schwer befunden worden, da sonst ein Mensch wenig über 150 oder 160 Pfund hat. 2) Im Jahr 1747 ist von einer armen Frau ein Stein gegangen, welcher Anfangs 4 und ein halb Loth, hernach, da er trocken geworden, 1¼ Unzen Apotheker-Gewicht gehabt. Er ist länglicht

* Dieses ist bey den Abyssinern etwas durchgängig gewöhnliches, bey denen die weibliche Ruthe natürlicher Weise sehr groß wird.

länglicht rund, fast elliptischer Figur, u[nd]
wie ein gutes Hühnerey gewest. Derjeni[ge]
Arzt welcher diese Frau im Lazarethe vorh[er]
unter seinen Händen gehabt, hat den Her[rn]
Prof. versichert, daß dieser Stein nicht [in]
der Harnblase gewest, sondern vermuthli[ch]
durch das Drücken des Unterleibes den Or[t]
der Blase, wo er angewachsen war, durchge-
rieben habe, herausgefallen, und endlich durch
einen Schnitt in die Mutterscheide herausge-
zogen worden seyn müsse. 3) Einem Ge-
lehrten in Danzig war in dem Munde an
dem obern Kinnbacken an der rechten Seite,
wo die Backenzähne angehen, auswärts durch
das Zahnfleisch ohne sonderliche Schmerzen
ein etwas spitziger Knochen herausgewachsen,
der innerhalb etlichen Monathen immer zuge-
nommen hatte; aber endlich, weil er das Re-
den hinderte, auf das Andrücken des Fingers
an die Kinnlade, losbrach. Dieser Auswachs
war 1½ Linie dicke, und 3½ Linie lang, hatte
verschiedene auswärts gehende Spitzen, war
durchaus löcherich, und hatte nur kleine zarte
Röhrchen, dadurch er die Nahrung an sich
gezogen, daher er auch leicht abzubrechen ge-
west. 4) Im Jahre 1743 hat ein dasiger
Gelehrter einen kleinen Tofstein ausgehustet,
der, als er trocken war, in der Länge beynahe
4 pariser Linien, und in der Breite 1½ Linie be-
trug. Gedachter gelehrte Mann hatte sich
vorher in einem schwindsüchtigen Zustande be-
funden: der aber, so bald der Stein weg war,
leidli-

leidlicher wurde. Man warf etwas von diesem Steine in das Feuer, und fand, daß er wenig verbrennliches enthielt *. 5). Die Bandwürmer (Tœniæ) haben ausser den vielen Beschwerungen, welche sie denenjenigen die dergleichen in sich haben, verursachen, eine diesen Leuten sehr nachtheilige Eigenschaft, daß sie sich wie die so genannten Polypen vermehren, und in den Fugen der Ringe, aus welchen sie zusammengesetzt sind, leicht von einander gehen. Daher kömmt es, daß nie ein solcher Wurm ganz von dem Menschen abgeführet wird, und daß das zurückgebliebene Stück in kurzer Zeit seine vorige Grösse erlangt **. Der Herr Prof. meldet, daß D. Herrenschwand zu Morat im Bernischen laut eines

* Der Hr. Prof. meint, daß schon im Brodte und Wasser genugsamer Vorrath zu Erzeugung der Steine in dem menschlichen Leibe vorhanden sey, weil, was das Brodt belangt, sich viel Sand von den Mühlsteinen abriebe, und in das Mehl komme. Ich habe mich bey anderer Gelegenheit bey Müllern befragt, ob auch die Mühlsteine bey dem Mahlen einen beträchtlichen Abgang litten; da ich denn denselben, nach den mir von ihnen angegebenen Umständen, sehr geringe befunden. Doch alle Steine sind nicht von gleicher Härte.

** Man findet von diesen Bandwürmern eine eigne Dissertation in Hrn. Linnäus Amœnitat. Acad. T. II. welche auch der Hr. Professor anführt. Daselbst werden 4 Arten von Bandwürmern angegeben.

eines von ihm Anno 1743 an den D. Tronchin in Amsterdam geschriebenen Briefes, eine Arzeney besitzet, welche diese Art von Würmern abführet. Bald darauf hat D. Cramer in Genf gemeldet, daß er mit dieser Arzeney bereits funfzehn Personen glücklich curirt habe: und D. Tronchin hat ebenfalls zwo Personen in Amsterdam damit geholfen. Indessen hat doch D. Herrenschwand, welcher glaubt, es gäbe nur zwo Arten dieser Würmer, eine mit kurzen, die andere mit langen Ringen, selbst gestanden, daß sein Pulver bey den letztern keine so allgemeine Wirkung thue, als bey den erstern. Dem Hrn. Prof. kömmt dieses bedenklich vor, weil einerley Wurm an einem Ende längere und breitere, an dem andern aber kürzere und schmälere Ringe hat. 6) Im Jahre 1744 ist einem Menschen ein einer Spanne langes Stück von dem Schienbeine, weil es der Beinfraß durchlöchert, ausgenommen worden. Im Jahre 1751 hat man bey Oeffnung einer Frau, die an einem innerlichen Gewächse gestorben, dasselbe 16 Pfund schwer befunden. 7) Im Jahre 1745 hat sich ein Bauerknecht Abends auf dem gemlitzer Felde, um sich das Leben zu nehmen, die Gurgel halb durch, und ein kleines Loch in den Schlund geschnitten. Er hat hierauf die Wunde verbunden, ist die Nacht in der Irre herumgegangen, Morgens nach Stüblau in die Bethstunde, und Nachmittags um 4 Uhr nach Großzinder gekommen, wo er gebeichtet und

das heil. Abendmahl empfangen. Er hat die Rede und Verstand bis an den Abend behalten, ist aber früh um 4 Uhr gestorben, ohne Zweifel weil er von keinem Wundarzte verbunden worden. Bey Gelegenheit wird gedacht, daß ein anderer Bauer sich 2 Jahre vorher mit einem Scheermesser die Gurgel durchschnitten, aber glücklich geheilet worden *.

Der XVI. Abschnitt zeigt wie es möglich ist, daß von Leuten, die gleiches Alters sind, oder welches einerley ist, welche zu einer Zeit gebohren sind, den Unterscheid der Mittagslinie nicht in Betrachtung gezogen, dennoch einer wirklich mehr Tage leben kan, als der andere.

Der XVII. Abschnitt lehrt wie die Stärke des Einblasens eines Menschen zu bestimmen ist. Der Hr. Verf. hat Glasröhren genommen die an dem einen Ende zu waren, die Luft darinne gelassen, etwas Quecksilber hineingethan, und Acht gehabt, wie weit das Quecksilber die Luft zusammen drücket. Er hat hierauf den Athem mit Gewalt hineingestoßen, und Acht gegeben, wie viel mehr die Luft nunmehr zusammengepresset würde. Auf diese Art hat er befunden, daß das Einblasen ungefähr so viel als 6 Zoll hoch Quecksilber betrug.

Der

* Von glücklich geheilten Gurgel- und Schlundwunden findet man sehr erstaunliche Fälle in den Memoires de l'Academie de Chirurgie, die nunmehr auch deutsch übersetzet sind.

Der XVIII. Abschnitt handelt von der tödlichen Kraft der Schwefeldämpfe. Der Herr Prof. führt die Versuche an, welche D. Langvisch in Engelland mit einem Hunde angestellt, im Jahre 1746 aber durch den Druck bekannt gemacht, welche seit der Zeit von verschiedenen andern nachgemacht und beschrieben worden: weswegen wir uns dabey nicht lange aufhalten wollen. Man sieht aus diesen Versuchen, daß die Schwefeldämpfe, 1) wenn sie bloß an den Leib des Hundes kommen, unschädlich sind: ja das Ungeziefer, das er an sich hat, tödten. 2) Daß, wenn auch der Kopf mit Schwefeldampfe umgeben ist, von welchem aber nichts in die Luftröhre kömmt, der Hund zwar blind wird, aber den Gebrauch der übrigen Sinne nicht verlieret. 3) Wenn sie mit Gewalt in das Gedärme, oder in die Höhle des Bauchs, oder endlich durch eine gemachte Oeffnung in die Höhle der Brust gebracht werden, jedesmal zwar heftigen Schmerz, und in dem ersten Falle insbesondere einen Durchlauf, in dem andern eine gänzliche Betäubung, und in dem dritten schweres Athemholen, keinmal aber den Tod verursachet. 4) Wenn sie aber in die Lunge selbst gekommen, in der ersten Minute den Hund getödet: und zwar desto geschwinder, je mehr Luft man durch einen Blasebalg zugleich mit hinein geblasen. Doct. Langvisch öffnete nach des Hundes Tode die Lunge, und fand, daß das Blut in derselben Aederchen nicht

geronnen

geronnen war, eben so wie es auch nicht geronn, wenn er den Dampf unmittelbar in ein Blutgefäße bließ: ob es gleich auch in diesem Falle den Hund eben so wohl als die in eine Ader geblasene Luft tödete. Er folgert hieraus, die Wirkung des Schwefels bestehe darinne, daß der saure in ihm enthaltene Geist, die Nerven der Lunge angreift und entkräftet, so daß die Bewegung der Lunge aufhören muß.

Wir kommen nunmehr auf das II. Hauptstück der 1sten Classe, welches verschiedene Bemerkungen an vierfüßigen und andern großen Thieren enthält.

In dem I. Abschnitte wird ein leichtes Mittel kollernde Pferde zu bändigen, wie auch die Brämsen und andere große Fliegen im Sommer von den Pferden abzuhalten, vorgeschlagen.

Der II. Abschnitt handelt von der Hornviehseuche, die sich sonderlich 1749 in Preussen geäussert. Zuerst wird mit guten Gründen erwiesen, daß bey solchen Krankheiten des Viehes, wirklich etwas ansteckendes ist, welches sich durch die Ausdünstungen fortpflanzet. Daher wird angerathen, daß ein solches Stück Vieh vornehmlich, so bald man einige Krankheit an ihm spürt, von dem noch gesunden abgesondert, und der Stall wo es gestanden, so viel möglich gereiniget und ausgeräuchert werden soll; wie auch, daß sich diejenigen Leute welche um das kranke Vieh sind, weder dem

noch gesunden, noch auch denenjenigen welche das Gesunde füttern, so viel möglich nähern sollen; desgleichen daß man das gesunde nicht an solche Oerter führe, wo das Kranke vorher geweidet, oder wo das gefallene Vieh durchgeschleppet worden ist. Der Hr. Prof. theilet hierauf einige Hülfsmittel mit, welche in verschiedenen Ländern gut befunden worden: die wir hier, weil dergleichen in vielen deutschen Monathsschriften bekannt gemacht worden sind, übergehen. Wir wollen hiebey nur noch zwey von dem Hrn. Prof. angeführte Umstände beobachten. 1) Im Jahre 1746 hatte das Vieh meist an solchen niedrigen Orten, die im Wasser gestanden, weiden, und daher selbst in das Wasser gehen müssen: worauf das folgende Frühjahr eine Seuche entstund. Als bey dieser Gelegenheit verschiedene Stücke geöffnet worden, hat man, wie der Herr Prof. auf glaubwürdige Nachricht erzählet, in der Leber an der inwendigen Seite, dem Ansehen nach große Geschwüre gefunden, in welchem man aber bey fernerer Untersuchung, ordentliche und ganz gemeine Schnecken angetroffen, die Theils noch gelebet: in den Adern der Leber aber sind ebenfalls lebendige Grasigel gewest (welche etwas breiter als die so genannten Blutigel sind, derer sich die Barbierer bedienen). Diese Thiere sind, wie man dabey aus verschiedenen Gründen erinnert, wohl nicht die Ursache der Seuche gewest. Denn in dem Dorfe, wo dieses beobachtet

worden,

worden, ist nur einem einzigen Manne sein Vieh gefallen; und eine Frau, deren Kuh das ganze Jahr mit dessen Viehe geweidet, hat derselben täglich ein Quartier scharfen Biereßig nebst einer Hand voll Salz eingegossen, worauf die Igel durch die Nase und Schnauze weggegangen sind, und die Kuh erhalten worden ist. Die Igel haben, wie der Hr. Prof. dabey anmerket, als sie noch etwas klein gewest, gar wohl durch die Leber- und Gallengänge dringen können: weil dieselben bey einem Ochsen wie Strohhälmer und noch stärker sind. Die Schnecken aber müssen, wenn die Beobachtung ihre Richtigkeit hat, nebst ihren Häusern sehr klein gewest seyn, als sie in die Leber geführet worden *. Das andere

* Man sollte beym ersten Anblicke kaum glauben, daß Igel und Schnecken einen solchen Grad der Hitze ausstehen könnten, als sich in den Blutgefäßen und Eingeweyden eines grossen Thieres befindet. Swammerdam (Bibel der Natur S. 281.) hält es für ungegründet, daß aus verschluckten Eyern, in den Därmen der Thiere Würmer entstehen sollten; wofern es nicht etwa Eyer von solchen Würmern wären, die jederzeit in den Därmen anderer Thiere leben. Seine Hauptgründe sind: 1) daß die Hitze der Därme andern Würmern unerträglich seyn würde, 2) daß jedes Thier nur eine bestimmte Lebensart hat, und folglich eine so große Veränderung der Nahrung nicht würde aushalten können. Indessen scheint es noch schwerer,

welches wir anführen wollen, ist dieses, daß das gramen arundinaceum oder Schafsheu, welches die Pferde fressen, zwar den Kühen schädlich, aber wie dem Hrn. Prof. ein gelehrter Geistlicher gemeldet, nicht an und für sich tödlich ist. Den Kühen werden die Zähne davon wackelnd, und fallen mit der Zeit gar aus: wodurch sie endlich verhungern müssen. Allein die Zähne werden wieder fest, wenn man sie mit einem in Eßig getauchten Lappen reibet und eindrückt. Ja die Kühe können dergleichen Gras ohne allen Schaden fressen, wenn man ihnen das Maul mit Salze ausreibet, und einen Pekelhering in den Hals steckt.

Der III. Abschnitt giebt von einigen ausserordentlich großen vierfüßigen Thieren Nachricht.

In dem IV. Abschnitte folgt eine Beschreibung der grösten Schlange in Indien. Wir würden dem Leser wenig dienen, wenn wir diese und andere in folgenden vorkommende Beschreibungen verstümmeln, und durch allzugroße Weitläuftigkeit die Gränzen eines Auszugs überschreiten wollten. Wir begnügen uns also dieselben mit ein paar Worten anzuzeigen.

In dem V. Abschnitte wird eine einfache Art von Mäusefallen beschrieben, die in einem Ziegelsteine, oder einem mit einem Gewichte

schwerer, daß bey bereits aus den Eyern gekrochenen Schnecken und Igeln dergleichen möglich wäre.

wichte beschwerten Brete besteht, so durch drey in Gestalt einer liegenden Viere c ⊣ a zusammengefügte Hölzerchen unterstützt wird, wo a b die Spitze, a d die Gegenstütze, und c d der Spies, an welchem der Fraß ist, vorstellet. Zu Ende beschreibt der Hr. Prof. eine weise Maus. Da diese Art von Mäusefallen bey unsern Hauswirthen sehr gebräuchlich, und die weisen Mäuse auch ziemlich gemein sind, wird es nicht nöthig seyn, hievon umständlich zu reden.

In dem VI. Abschnitte endlich findet man eine Beschreibung zweyer grünen Eidexen.

Das III. Hauptstück begreift die an Vögeln beobachteten Seltenheiten in sich; und in dem I. Abschnitte wird aus den Zeitungen von einem An. 1723 in Amerika geschossenen zweyköpfigten Adler Nachricht ertheilet. Der Hr. Prof. glaubt, daß vielleicht eine solche Misgeburt ehedem zu dem römisch-kayserlichen Wapen Gelegenheit gegeben haben könne.

Der II. Abschnitt enthält drey Seltenheiten. Der Anfang macht eine Nachricht von einem mit Federn bewachsenen Gänsemagen. Diese Federn saßen in einem Stücke Fett, welches an dem Magen angesessen, waren nicht sehr befiedert, und stacken gar nicht fest: die Kiele waren weich und dünne, und etwa 2 Linien lang. Auf diese folget die Beschreibung zweer andern ähnlichen Federgewächse ebenfalls aus einer Gans: davon das erste $6\frac{3}{4}$ Zoll

lang und ½ Pfund schwer, das andere ½ Zoll lang und 2½ Loth schwer war. Beyde sind, wie der Herr Prof. vermuthet, an dem Gedärme angewachsen gewest, aber so leichte, daß man dieses bey dem Ausnehmen nicht wahrgenommen hat. Den Schluß dieses Abschnitts macht die Beschreibung eines ungemein großen Gänseeyes, in welchem ein anderes vollkommenes Ey gestecket hat. Das große Ey war 5 Pariser Zolle und 4 Linien lang, 3 Zoll und 10 Linien dicke; das inwendige aber war 3 Zoll und 3 Linien lang, und ungefähr 2 Zoll und 2 Linien dicke.

In dem III. Abschnitte findet man Nachricht von der Nahrung des Auerhans im Winter. Man hat nehmlich in dem Magen eines solchen Vogels ausser wohl 1000 kleinen Steinchen, welche zusammen ungefähr 3½ Loth wogen, einen Vorrath von Hälmerchen gefunden, welche, wie das Vergrösserungsglas zeigte, Stengel von den Kräutern zu seyn schienen, deren Saamen er gefressen hatte. Die Steinchen dienen ohne Zweifel zu Beförderung der Verdauung, wie bey den gemeinen Hühnern: wie dann überhaupt der Magen der Hüner dicker und stärker als das Herz ist. In dem Kropfe hat der Hr. Prof. Ansätze zu den Blüten der Haselsträuche gefunden, und nach anderer Leute Berichte, trifft man in dem Magen des Auerhahns zuweilen wirkliche Baumknospen an.

In

In dem IV. Abschnitte wird untersucht, warum der Grünitz (loxia) im Jenner und Februar heckt, welches sonst kein Vogel bey uns thut. Die Ursache ist, weil dieser Vogel zu gedachter Zeit an den reifen Kernen der Fichten und Tannenzapfen die bequemste Nahrung für seine Jungen findet, und vermuthlich eine so große Hitze hat, das solche auch im kalten Winter zum Brüten hinlänglich ist.

In dem V. Abschnitte werden bey Gelegenheit einer dem Hrn. Prof. zugeschickten Fledermaus, deren Ohren so groß waren, daß sie Hörnern glichen, die Ohren dieser Art von Fledermäusen welche deren 4 haben, beschrieben. Den VI. Abschn. macht die Beschreibung eines kleinen Vögelchens aus, welches noch keine ganze Drachme wog, und der Hr. Prof. unter die Goldhändchen rechnet: Und in dem VII. Abschn. wird eine kurze Nachricht von den Augen und Ohren der Eulen mitgetheilet.

In dem VIII. findet man eine Sammlung von allerhand an Hünern beobachteter Seltenheiten. Darunter ist eine wälsche Henne, die einen so großen Kropf gehabt, daß eine ganze Schüssel Haber darinne gewest.

In dem IV. Hauptst. in welchem das, was der Hr. Prof. an den Insecten bemerket, enthalten ist, finden wir zuerst Beschreibungen von verschiedenen derselben, deren Inhalt wir aus obgedachten Ursachen nur kurz anführen wollen. Es handelt also der I. Abschn. von

den Heuschrecken: Der II. Abschn. von einem Schrootwurme (gryllotalpa): Der III. Abschn. von verschiedenen Käfern: als einem langhörnichen Maykäfer, einem Mehlwurme und dem durch die Verwandlung daraus entstandenen Käfer: Der IV. Abschn. von verschiedenen seltenen Raupen, ihren Puppen und den daraus hervorgekommenen Schmetterlingen: Der V. Abschn. von einem bisher von niemand beschriebenen Pfahlwurme oder Scolopendra, den Swammerdam Julus nennt: Der VI. Abschn. von der Art, wie die Hummeln und Wespen hecken, und einem besonders großen Wespenneste: Der VII. Abschn. von seltenen Spinnen, und besonders einer so genannten Scorpionspinne.

In dem VIII. Abschn. wird der Ursprung des in der Luft ziehenden so genannten Sommers untersucht.

In dem IX. Abschn. giebt der Hr. Prof. von einer Art weiser Fliegen Nachricht, welche widerkäuen: Desgleichen von einer neuen Art Fliegen, die er in einem Gallapfel gefunden, und die von denen in harten Gallnüssen befindlichen unterschieden sind.

In dem X. Abschn. folgt eine kurze Beschreibung eines in den Därmen eines Lammes gefundenen Bandwurms.

In dem XI. Abschn. wird erstlich eine Ochsenlaus von ungewöhnlicher Größe beschrieben. Hernach bestätiget der Hr. Prof. durch seine eigne Erfahrung, daß die Holzläuse,

welche

welche der gemeine Mann Todtenuhren nennt, nach seinem starken Winter nicht so häufig wie vorher zu sehen sind, welches auch Derham schon angemerket. Zum Schlusse beschreibt er eine Art von Blattwürmern, die man in großer Menge auf einem Kirschbaume gefunden hat.

In dem XII. Abschn. theilt der Hr. Prof. seine Beobachtungen von Schneewürmern, die man im Jahr 1751 zu Ende des Hornungs bey Danzig gefunden, und welche von denen anderwärts beschriebenen verschieden sind, mit.

Wir eilen zu der 2ten Classe des 1sten Bandes, welche die an Wasserthieren gemachten Beobachtungen enthält.

In dem I. Abschn. wird ein 21 Schuh langer Unterkinnbacken eines Wallfisches, in dem II. Abschn. aber ein gestrandeter Schwerdtfisch beschrieben. Der Hr. Prof. erinnert hiebey, es sey gar nicht wahrscheinlich, daß dieser Fisch sich seines Schwerdtes andere Fische anzuspiessen, oder auch Kähne und Bote zu durchbohren, bediene; weil beydes nicht mit der Beschaffenheit des Schwerdtes, und das erste nicht mit dem Baue seines Maules übereinkömmt. Er hält es also für wahrscheinlicher, daß ihm dasselbe zur Gegenwehre wider seine Feinde, welches etwa die Seehunde seyn mögen, gegeben ist. Die Länge des Fisches hat mit dem Schwerdte 8 Schuh betragen, und er ist sehr fett gewest, ob man gleich in seinem

nem Magen, so viel dem Hrn. Prof. gemeldet worden, nichts als eine grüne Materie gefunden hat, welche dem Meergrase geglichen. Dem Hrn. Prof. will es nicht wahrscheinlich dünken, daß der Fisch bloß von dieser Nahrung so fett werden könne *.

Die folgenden Abschnitte enthalten Beschreibungen verschiedener anderer Seethiere: Der III. eines jungen noch lebendigen Seehundes: Der IV. eines Fisches, der von seinem Herumspringen in dem Meere Tummler, von seiner schwarzbrauen Haut auf dem Rücken aber, von andern Braunfisch genannt wird. Der V. eines Meerrochens: Der VI. eines stachlichten so genannten Taschenkrebses, welcher von denen bey dem Jonston beschriebenen unterschieden ist. Der VII. Abschn. faßt Beobachtungen über verschiedene ungewöhnlich gebildete Krebsscheeren in sich.

In dem VIII. Abschn. werden Erfahrungen von den Krebssteinen oder so genannten Krebsaugen, mitgetheilet.

In dem IX. Abschnitte wird ein krebsschaliger Schachtwurm; in dem Xten eine weichschwänzige Dickmuschel oder Schlauchmuschel; in dem XIten eine große Art Teichmuscheln, die man um Danzig herum findet,

und

* Allein die Seekuh ist ebenfalls sehr fett, ungeacht sie nichts als so genannte Seeeychen frißt. Man lese des sel. Stellers Beschreibung derselben in dem letzten Bande der Comment. Petropolit.

und von welchen Hr. Lesser (Testaceo-Theol. §. 89. p. 407) nach der Zeit, da des Hrn. Prof. Aufsatz bereits fertig gewest, eine Erzehlung geliefert hat, beschrieben: dabey auch Nachricht von einer Art kleiner Miesmuscheln (mytuli.) und sehr kleiner Ammonshörner gegeben wird, die noch jetzo zu wachsen scheinen, und deren einfacher oder auch zwiefacher Schneckenumgang nicht über ½ Linie breit ist.

Der XII. Abschnitt handelt von einer besondern Art Belemniten: Der XIII. von der Lebensart der Wasserschnecken: Der XIV. von einem Meerfische, welcher Höckerlung genannt wird: Der XV. von einem Zwirnwurme oder einer Seta aquatica, wie ihn Aldrovand nennet. Der Hr. Prof. hat nicht befunden, daß die abgeschnittenen Stücke von diesem Wurme fortlebeten, wie Herr Lionnet beobachtet; wie er denn auch kein zwiespaltiges und keine stumpfe wegerecht liegende Kinnbacken gefunden, dergleichen Herr Linnäus demselben zuschreibt. In dem XVI. Abschn. wird Nachricht von einem unerhörten Winterfischzuge ertheilt, da einige Fischer bey der Weichselmünde den 27ten Jenner 1751 funfzig bis sechzig Tonnen Plötzen gefangen, und wohl sechsmal so viel, weil ihre Netze nicht mehrere fassen können, haben wegschwimmen lassen müssen. Der Hr. Prof. meint, daß diese Seeplötzen aus Furcht vor einem andern großen Raubfische nach dem Ufer zugeeilet. In dem XVII. Abschn. werden einige Fischrogen berechnet.

Ein

Ein 5 pariser Zoll langer und 2 Zoll dicker und breiter Karpfenrogen hatte ungefähr 933120 Eyer; und ein nicht gar zu großer Krebs 130 Eyer. In dem XVIII. Abschn. wird angeführt, daß dem Karpfen die Luft nicht entgeht, wenn man gleich seine Blase mit einer Nadel durchsticht: daß hingegen, wenn man die Blase mit einem Federmesser durchbohret, und der Fisch zu schwimmen anfängt, die Luft sichtlich durch die Wunde heraustritt; worauf der Fisch matt wird. Bey dieser Gelegenheit wird noch eine besonders gestaltete Karpfenblase beschrieben. In dem XIX. Abschn. findet man Nachricht von einigen um Danzig herum befindlichen Teichschwämmen, welche die meisten Kräuterkenner für eine Art der Spongia halten, und denen darinne nistenden Insecten. In dem XX. wird unter andern dasjenige, was Herr Trembley beobachtet hat, bestätiget, daß die jungen Polypen, so lange sie noch an ihrer Mutter angewachsen sind, ihre Nahrung durch die Röhre, vermittelst deren sie angewachsen sind, aus dem Leibe der Mutter erhalten, bis ihre Arme selbst stark genug werden, einen Raub zu halten.

In dem XXI. Abschn. folgen einige Nachrichten von dem so genannten Sturmfische; in dem XXII. von Wasserspinnen; und in dem XXIII. von Wasserkäfern. Der XXIV. und letzte aber enthält einige Ergänzungen zu der in dem V. Abschn. eingerückten Beschreibung des Meerrogens. So

So viel wird genug seyn, unsern Lesern einen so vortheilhaften Begriff von dem gegenwärtigen Werke zu machen, als es verdient. Von dem II. Theile, welcher ausser den an Pflanzen beobachteten Seltsamkeiten, viel andere nützliche Untersuchungen aus der Naturlehre enthält, wollen wir einandermal Nachricht mittheilen.

III.

Die persönliche Fürsprache des heiligen Geistes für die Gläubigen, vollständig abgehandelt von Heinrich Meene. Helmstädt, 1755. II Alph. 2 Bog. gr. 8.

Wir haben bey der Lehre von der Fürsprache des heiligen Geistes, eine ausführliche und gründliche Abhandlung noch zur Zeit vermisset. Es ist zwar bey verschiedenen homiletischen, polemischen und dogmatischen Gelegenheiten, von den Gottesgelehrten manches auf die Bahn gebracht und von dieser Sache erinnert worden; ja es hat Herr Meene, dessen Schrift wir vor uns haben, ohngefehr vor neun Jahren bereits etwas davon geliefert, welches aber nach seinem eignen Geständniße nur ein Grundriß gewest; wie solches der Augenschein selbst ausweiset, wenn man eine Abhandlung von einem halben, und hernach von zwey Alphabeten mit einander vergleichet. Die Ursachen der Verzögerung dieses

dieses Buches werden in der Vorrede angegeben, allwo auch verschiedene Censores der meenischen ehemaligen Arbeit ihre Abfertigung, und zwar wie es uns deucht, auf eine gründliche und bescheidene Art bekommen; ob wohl die Weitläuftigkeit der Gegner, auch den Verfasser oft weitläuftig gemacht hat. Doch wir lassen dieses ohne weitere Erzählung, an seinen Ort gestellet seyn, und begnügen uns, einen Auszug der meenischen gelehrten und vollständigen Arbeit zu liefern. Das ganze Buch ist in sechs Capitel getheilet. Das erste fasset einen historischen Vorbericht von der Fürsprache des heiligen Geistes in sich: und das zweyte handelt in fünf besondern Abschnitten, von den geoffenbarten Religionswahrheiten, welche in die Lehre von der Fürsprache des heil. Geistes einen besondern Einfluß haben. Hierauf folgt das dritte Hauptstück von der Natur und Beschaffenheit der persönlichen Fürsprache des heiligen Geistes für die Gläubigen; nach welchem in dem vierten Hauptstücke die Gründe für die eigentliche und förmliche Fürsprache desselben in drey verschiedenen Abschnitten vorgetragen sind. Alsdenn werden die Einwürfe wider die persönliche Fürsprache des heil. Geistes beantwortet. In dem fünften und sechsten Capitel wird der heilsame Gebrauch dieser Lehre erörtert. In dem Anhange befinden sich einige historische Zusätze zu dem ersten Capitel, von dessen besondrer Ausarbeitung wir unsern Lesern einige Nachricht ertheilen wollen.

Das

Das erste Hauptstück ist also historisch, und stellet eine unpartheyische Geschichte von der Fürsprache des heil. Geistes dar: und es hat allerdings seinen guten Nutzen, wenn dergleichen Glaubenswahrheiten auch ihrem historischen Umfange nach bekannt werden, damit man die Verschiedenheit der Meinungen unter den Gottesgelehrten einsehen und beurtheilen lerne. Die ganze Lehre von der Fürsprache des heil. Geistes gründet sich vornehmlich auf Röm. VIII, 26. 27. über welche paulinische Stelle viel Erklärungen zum Vorscheine gekommen sind. Einige haben in den ältern und neuern Zeiten durch den vertretenden Geist, ausserordentliche Lehrer verstehen wollen, denen in der ersten Kirche eine besondere Gabe für das Volk zu beten mitgetheilet worden, welches man bey Chrysostomo, Theophylacto und Oecumenio findet. Andere haben hier die erleuchtete Seele der Gläubigen, oder den Glauben in der Seele selbst, oder auch den Schutzengel eines Menschen gesucht. Doch diese Anzahl ist geringe. Weit stärker ist die Menge derjenigen, welche die Worte auf den heiligen Geist deuten; da denn auch einige hieher gehören, welche die Gottheit des heiligen Geistes, und zwar eben deswegen leugnen, weil sie daher das geringere Wesen desselben schließen, und den gefährlichen Irrthum rechtfertigen wollen, daß der heil. Geist nur eine sehr vortreffliche Creatur sey. Selbst die Jüden, die keine Drey-

einigkeit glauben, schreiben gleichwohl Gott das Beten zu, wie solches aus einigen Stellen ihrer Schriften erhellet. Von den Mahomedanern wollen einige vorgeben, obschon schon Reland daran zweifelt, daß sie auch einen Gott glauben, der für den Mahomed und seine Anhänger bete. Dahin gehöret auch die Grille jener Ketzer, welche Patripaßiani genennet werden.

Ganz anders verhält es sich mit der Auslegung der wahren Christen von der Fürsprache des heil. Geistes, welche sich auf den Satz von den drey Personen in der einigen Gottheit gründet. Unter diesen ist der Sohn ein Fürsprecher für die Menschen, und zwar im Stande der Erhöhung. Ob aber diese Fürbitte auf eine förmliche Art geschehe, darinne kommen die Gottesgelehrten nicht alle überein. Viele haben solche geleugnet und behauptet, daß die Fürbitte Jesu im Himmel nichts anders sey, als die fortwährende Kraft seiner Genugthuung u. der hohenpriesterlichen Fürbitte auf Erden. Doch jene Frage ist nicht so wichtig als diese: ob Jesus nicht nur als Mensch, sondern auch als Gott unser Fürsprecher sey, und für die Menschen bitte? Sehr viele unsrer Gottesgelehrten beantworten diese Frage mit ja, um sich dem Bellarmino und einigen andern papistischen Lehrern zu widersetzen, welche behaupten, daß Jesus nur als ein Mensch unser Mittler und Fürsprecher sey. Man hat also Ursache sich zu

verwun=

verwundern, daß einige neuere Scribenten hierinne ganz seltsame Gedanken geheget; und es giebt sich der Hr. Verfasser die Mühe, diejenigen zu nennen, welche unter den alten Kirchenvätern, unter den verstorbenen Gottesgelehrten, und unter den noch lebenden Schriftstellern, die Fürbitte des Sohnes Gottes vor seiner Menschheit, und also eine göttliche Fürbitte behauptet haben. Im folgenden werden einige Einwürfe beantwortet.

Wie nun bey der Fürbitte Christi die Gottesgelehrten nicht einerley Meinung sind; so geschiehet solches auch bey der Fürsprache des heiligen Geistes; da viel Gelehrte behaupten, daß der heil. Geist förmlich und unmittelbar für die Gläubigen bitte. Zu denselben gehört der Verfasser der syrischen Dollmetschung, Hermes in seinem Pastor, Irenäus, und wahrscheinlich auch Tatianus im zweyten Jahrhunderte: Novatianus aus dem dritten, und Basilius Magnus, nebst Gregorio Nazianzeno aus dem vierten Jahrhunderte. Unter den lateinischen Kirchenvätern rechnet man Ambrosium ganz gewiß, wie auch wahrscheinlicher Weise Didymum Alexandrinum aus dem vierten Seculo hieher. Es hat also Calov, und vor ihm Jacob Weller ohne Grund behauptet, daß der ganze Haufe der alten Kirchenlehrer, die Fürbitte des heil. Geistes nur als eine wirkende, einstimmig gelehret; welches doch nach den vorhergehenden Zeugnißen der Wahrheit nicht gemäß ist. Viele haben

 sich

sich über diese Lehre nicht erkläret: und also weiß man ihre Meinung eigentlich nicht. Freylich ist von allen rechtgläubigen Vätern bejahet worden, daß der heilige Geist die Gläubigen und Heiligen beten lehre; allein daraus folget nicht, daß sie alle seine förmliche Fürsprache verworfen haben. Beyde Wahrheiten streiten nicht mit einander; ja man kan das eine und das andere zugleich glauben, ohne sich zu widersprechen. Unter den Schullehrern und Papisten haben die förmliche Fürbitte des heil. Geistes Thomas Aquinas und Cornelius a Lapide angenommen. Nach einiger Meinung sind derselben auch Jacobus Tirinus, der Capucinermönch Heribert und der Cardinal Johannes Bona, zugethan gewest.

In der evangelisch-lutherischen Kirche kan man eine große Menge von Gottesgelehrten aufweisen, welche für die eigentliche Vertretung des heil. Geistes ein Zeugniß abgelegt haben. Hierher gehören aus dem sechzehnten Jahrhunderte Hieronymus Weller, Tilemannus Heßhusius, Johann Wigand, Cyriac Spangenberg, und nach einiger Meinung Johann Brentius. In dem sechzehnten und siebzehnten Seculo haben zugleich gelebet und diese Lehre angenommen Johann Wesenbeck, Stephan Gerlach, David Runge und Andreas Osiander. Aus dem siebzehnten Jahrhunderte behaupten die unmittelbare Fürsprache des heil. Geistes Johann Gerhard,

Just

Just Feuerborn, Christoph Scheibler, Joh. Friedrich König, Christ. Chemnitz, Dorscheus, Dannhauer, Joh. Ernst Gerhard, Abraham Hinkelmann, David Wendler, Joh. Adam Osiander und Andreas Christoph Schubarth. Unter denen die in diesem und folgenden Jahrhunderte zugleich gelebt, sind merkwürdig: Johann Deutschmann, Phil. Jacob Spener, Aegidius Strauch, Fr. Jul. Lütkens, George Michael Laurentius, Joh. Ge. Naumann, Gottfried Olearius, Joh. Wolfgang Jäger, Gerhard Meyer, Johann Alb. zum Felde, Fried. Ernst Kettner, Joh. Porst, Joh. Franc Buddeus, Friedrich Weise, Joh. Heinrich Läder, Joach. Weickhmann und Joh. Reinhard Rus.

Bey den noch lebenden Gottesgelehrten welche die besten Ausleger ihrer Worte seyn können, weil sie bis auf diese Stunde das Beste des Gnadenreiches Jesu auf Erden zu befördern trachten, sind nachfolgende Personen in der alphabetischen Ordnung zu merken: Joh. Friedrich Burg, Joh. H. Burgmann, Credner, Fr. Gedicke, Joh. Jacob Gottschald, Joh. Christoph Harenberg, Ge. Ludwig Oeder, Christoph Pfaffe, Elias Caspar Reichard, Samuel Seeland, Christoph Timotheus Seidel, Joh. von Stade, Friedrich Wagner, Joh. Gottlieb Wallpurger, Christoph Wolle, George Clemens von Finkh.

In der reformirten Kirche müssen diesen beygezählet werden, der englische Bischoff

Pearson, und wahrscheinlicher Weise auch Joh. Coccejus und Campegius Witringa. Es sind zwar ausser diesen noch einige vorhanden, welche von dieser Sache gelehret; sie haben aber ihre rechte Meinung nicht genugsam entdecket.

In den besondern Anmerkungen welche auf diesen historischen Bericht folgen, wird von dem Hrn. Verfasser angemerkt, daß die Gottesgelehrten die persönliche Fürsprache des heil. Geistes auf verschiedene Art benennen und ausdrücken. Sie nennen solche z. E. ein göttliches Fordern und Verlangen; eine Rede eines gleichen an seines gleichen; eine eigentliche und einer göttlichen Person geziemende Fürsprache, welche ein förmliches Gebeth anzeige; und man muß annehmen, daß der heil. Geist in eigner Person uns vertrete. Daher heißet diese Handlung eine besondere förmliche und unmittelbare Fürsprache u. s. w.

Dieser Lehre von der wirkenden Fürsprache des heil. Geistes sind beynahe auf allen lutherischen Universitäten Deutschlands einige Personen beygetreten: obschon einige ihre Gedanken manchmal geändert, auch viele durch das Vertreten des heil. Geistes, die wirkende und förmliche Fürsprache zugleich verstanden haben. Hierauf wird gezeiget, daß nicht alle Gottesgelehrten, welche diese Lehre annehmen, selbige mit Gründen bestätiget, sondern nur wenige solches gethan haben.

End-

Endlich wird auch in diesem historischen Vorberichte derjenigen Lehrer Meldung gethan, welche durch das Vertreten des heil. Geistes nur seine kräftigen Gnadenwirkungen bey den Gebethen der Gläubigen verstehen. Unter den Vätern gehören Origenes, Chrysostomus, Hieronymus und Augustinus hieher. Mehrere befinden sich unter den Papisten, welche hier nahmentlich erzählet werden; obschon auch einige unter denselben sind, welche die förmliche Fürsprache des heil. Geistes in der Absicht vertheidigen, damit sie den Satz von einem einigen Mittler zwischen Gott und den Menschen, desto besser umstoßen, und die Anrufung der Engel, Mariä und der Heiligen hierdurch rechtfertigen können. In unserer evangelischen Kirche befinden sich derer auch eine große Menge, welche allein bey den Gnadenwirkungen des heil. Geistes stehen bleiben. Unter diesen stehen Luther und Melanchthon oben an; zu denen noch Nic. Selneccer, Luc. Osiander, Aeg. Hunnius, Ge. Mylius, Fr. Balduin, P. Tarnov, Jac. Weller, Ge. Major, Nic. Henning, Conr. Hornejus, H. Müller, Abr. Calov, Fr. Rappolt, Joh. Andr. Quenstädt, Seb. Schmidt, Christ. Scriver, Jos. Schwarz, Michael Förtsch, Joh. Franc. Buddeus*,

 Joh.

* Wegen Buddei, der hier und auch vorher bey der gegenseitigen Meinung angeführet worden, hat sich Herr Meene in einer Anmerkung

Joh. Christ. Wolff und Joach. Lange, gehören. Unter den noch lebenden werden hiehe gerechnet Joh. Ge. Walch, von Moßheim Sieg. Jac. Baumgarten, Joh. Just Böhme, Schuberth und Dommerich*. Mit diesen stimmen die meisten Anhänger der reformirten Kirche überein, welche allein bey de wirkenden Fürsprache des h. Geistes bleiben.

Nach diesem historischen Vorberichte folget in dem zweyten Hauptstücke die Anzeig und völlige Ausführung derjenigen Religions Wahrheiten, welche in die Lehre von der Fürsprache des heil. Geistes einen besondern Einfluß haben. Diese sind folgende: 1) in dem einigen göttlichen Wesen werden drey unterschiedene Personen gefunden. 2) der dritte Zeuge im Himmel, der heil. Geist, gehet nicht allein von dem Vater, sondern auch von dem Sohne aus. 3) diese drey göttlichen Personen haben in dem unendlichen Rathe einen ewigen Bund des Friedens, zum Heile der Menschen mit einander gemacht. 4) Eine jede göttliche Person besorget, vermöge dieses göttlichen Bundes diejenigen Bemühungen und Geschäfte zur Beförderung unsrer Glückseligkeit, welche mit der Ordnung, die sich zwischen

merkung besonders gerechtfertiget, aus welcher ziemlich deutlich erhellet, daß dieser Gelehrte in den spätern Jahren seine erste Meinung verändert habe.

* Dieser letztere ist der hauptsächliche Gegner, mit dem hier Herr Meene, auch ohne Anführung seines Nahmens zu thun hat.

schen den drey Zeugen im Himmel findet, mit ihrem übernommenen Amte und mit den Bedürfnissen der Sünder weißlich übereinstimmen. 5) alle Menschen die solche Bemühungen an sich kräftig seyn lassen, werden ohne Einschränkung und Schmählerung der Allgegenwart Gottes, besondere Gnadenwohnungen des heil. Geistes, und zugleich des Vaters und des Sohnes. Dieses sind die Sätze, welche hier voraus gesetzet und in dem folgenden erläutert werden.

Daher wird in dem ersten Abschnitte dieses Hauptstückes von den dreyen Personen in der einigen Gottheit gehandelt, und zugleich anfangs von der Person und Persönlichkeit geredet, auch gewiesen, daß das Wort Person in der Lehre von dem dreyeinigen Gott ohne Grund verworfen werde.

Diese Lehre kan als ein Geheimniß völlig nicht begriffen werden, doch fasset sie nichts offenbar widersprechendes in sich. Auch kan dieses Geheimniß aus der Vernunft, als wahrscheinlich dargethan werden, weil Gott nehmlich unendlich, und folglich auch in seiner Einheit unbegreifflich ist: weil Gott ein höchst vollkommnes Wesen ist, und weil er das höchste Gut und die höchste Güte ist. Der beste Beweiß aber vor die Dreyeinigkeit wird aus der heil. Schrift genommen, dergleichen man an dem Befehle Christi bey der Taufhandlung bemerket. Die Redensart: in eines Nahmen etwas verrichten, ist von

großem Nachdrucke, und heist so viel: auf eines Befehl und Verheißung, durch die Kraft, mit Anrufung, zur Ehre und zum Dienste desselben etwas thun. Dieses kan man leicht auf die Taufe * anwenden, und dabey unwidersprechlich die drey Personen der Gottheit erkennen.

Im zweyten Abschnitte wird von dem Ausgange des heil. Geistes vom Vater und Sohne auf eine gründliche Art gehandelt. Da der Vater ein andrer als der Sohn, und der Sohn ein andrer als der Vater, und der heil. Geist ein andrer als der Vater und Sohn seyn soll; so muß bey allen drey Personen etwas gefunden werden, das eine jede unter denselben vor sich besonders hat, und von den übrigen nicht gesaget werden kan. Diesen Unterschied kan man unmöglich in den wesentlichen Eigenschaften und Vollkommenheiten der himmlischen Zeugen suchen, sondern er ist in gewissen persönlichen Verhältnißen anzutreffen, wohin uns die heil. Schrift weiset. Die Lehre von dem ewigen Ausgange des Geistes hat in der griechischen und lateinischen Kirche einen großen Streit verursachet: doch scheinet diese Redensart deren sich die Griechen

* Die Worte Christi: im Nahmen des Vaters, Sohnes und heil. Geistes taufen, findet man sehr kurz und bündig erkläret in Buddei catechetischer Theologie 2ten Theil, S. 569. da alles erschöpfet wird, was zu dieser Wahrheit gehöret.

chen bedienet haben, daß nehmlich der heilige Geist vom Vater durch den Sohn ausgehe, sehr erträglich zu seyn, und man würde daher keine gegründete Ursache nehmen können, sich um derselben willen von ihr in Ansehung eines so tiefen Geheimnißes zu trennen. Doch nach der Wahrheit zu reden, muß der Geist unmittelbar vom Vater und Sohn ausgehen.

In dem dritten Abschnitte wird die Lehre von dem ewigen Rathschlusse und Friedensbunde in der Gottheit abgehandelt. Ein Rathschluß ist überhaupt eine Wirkung oder Bestimmung des Willens, da man aus verschiedenen möglichen Dingen dasjenige beliebet und erwählt, was man sich nach Untersuchung der Umstände, mit seinem Verstande als das Beste vorstellet. Daß unter den göttlichen und menschlichen Rathschlüssen ein großer Unterschied sey, wird man leichte einsehen und zugeben können: doch ist in Gott eigentlich nur ein einziger, ewiger und unveränderter Rathschluß, welcher auch ein Vorsatz genennet wird, weil er fest und unbeweglich ist, und von niemand kan gehindert werden. Man theilet ihn in einen allgemeinen und besondern ein. Jener ist die Bestimmung des göttlichen Willens, Himmel und Erde, und alles was darinne ist, zu Offenbarung seiner Herrlichkeit zu schaffen oder aus nichts hervorzubringen, und dieselben zu erhalten und zu regieren. Dieser aber ist der

Vorsatz

Vorsatz oder die Wirkung des göttlichen Willens, die in Sünde gefallenen und verlohrnen Menschen durch ein hinlängliches Mittel, zu erlösen, und nach einer gewissen, weißen und heiligen Ordnung wieder selig zu machen. Derselbe heist in der Schrift ein Rath des Friedens, weil er die Wiederherstellung des Friedens zwischen Gott und Menschen zur Absicht hatte, der durch die Sünde zerstöret und in Feindschaft verwandelt war.

An diesem göttlichen Friedens-rathe haben alle drey Personen zugleich Antheil genommen, wie solches die erleuchtete Vernunft sehr leicht beweiset, und die Schrift aus der Geschichte der Schöpfung und aus viel besondern Stellen zeiget. Man sehe die Stellen Jes. IX, 6. 1 Corinth. II, 10. 11. Joh. III, 11. I, 18.

Im vierten Abschnitte wird von den Haußhaltungswerken Gottes besonders gehandelt, die in der Schrift in einigen Stellen zugleich vorkommen, Z. E. Tit. III, 4-7. Wie überhaupt die Handlungen Gottes in äussere und innere, und jene wiederum in wesentliche und persönliche eingetheilet werden, wird hier kurz und bündig gezeigt, und zugleich bewiesen, daß die persönlichen äussern Handlungen Gottes, nicht nach allen Absichten den drey Personen gemein sind. Bey allen äussern Haußhaltungs-Werken Gottes findet sich etwas vermischtes, deren Theilung und besondere Zueignung etwas unbegreifliches bey sich führet,

ret, ob schon solche aus dem Decoro Gottes in etwas deutlich gemacht werden können. Dieses wohlanständige Verhalten Gottes wird von der Vernunft gelehret und in der Schrift bestätiget. Man kan solches durch die Art und Weise erklären, wie Gott seinem innern und äussern Zustande gemäß handelt. Aber es bestehet diese Wohlanständigkeit darinne, daß die göttlichen Handlungen und Werke, die deutlichsten und bequemsten Kennzeichen von seiner Herrlichkeit in sich halten: oder es ist das weiße und vollkommene Verfahren Gottes, da alle seine Handlungen und Werke solche Zeichen und Merkmahle in sich fassen, aus denen die vernünftigen Geschöpfe auf eine deutliche, bequeme und überzeugende Art einsehen können, er sey dieses und kein anderes Wesen, er besitze diese und keine andern Eigenschaften, und er stehe mit den Dingen ausser ihm in dieser und keiner andern Verbindung. Dabey wird erinnert, daß die göttliche Wohlanständigkeit nicht nur in den Tugenden oder sittlichen Vollkommenheiten Gottes, sondern auch in seinem Wesen selbst, oder in der Geheimnißvollen Art seines Daseyns, und in den persönlichen Verhältnißen unter den drey himmlischen Zeugen, gegründet sey: obwohl solches in den Schriften dieser Art wenig oder gar nicht berühret worden. Daher beweiset Herr Meene allhier,

hier, wie die Austheilung der göttlichen Haushaltungs-Werke in dem innern Zustande Gottes gegründet sind, und dem Vater das Heil der Sünder zu bestimmen, und alles darzu anzuordnen; dem Sohne, das Heil zu erwerben und die Menschen zu erlösen; dem heiligen Geiste aber das Heil uns zuzueignen, und die Menschen zu heiligen, wohlanständig gewest sey. Diese wohlanständige Ordnung ist auch in dem Zustande Gottes gegründet, wie hier weiter ausgeführet wird. Das übrige dieses Abschnittes bestehet in folgenden Sätzen: Was ein Amt sey, und mit welcher Behutsamkeit solches dem Sohne und dem heiligen Geiste müsse zugeschrieben werden: aus welchen Ursachen der Vater den Sohn, ohne Verletzung seiner Gottheit, zu einem Amte senden könne: welches die Theile des Mittleramtes Jesu sind: was das heiße: der Sohn wird vom Vater zu seinem Amte gesandt: daß eine gewisse Dependenz des Sohnes vom Vater sey: daß der Geist vom Vater und Sohne zugleich zu seinem Amte gesendet werde, und warum der Sohn den Geist vom Vater, und der Vater den Geist im Nahmen Jesu, sende? was das heiße: der Geist wird vom Vater und Sohne zu seinem Amte gesendet: daß die Person des Geistes selbst mit seinen Gaben ge-

sen-

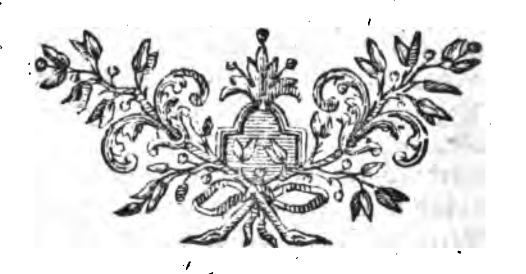
sendet werde: daß es eine gewisse Abhängigkeit des Geistes vom Vater und Sohne gebe: und endlich, welche Verrichtungen das Amt des heiligen Geistes in sich fasse.

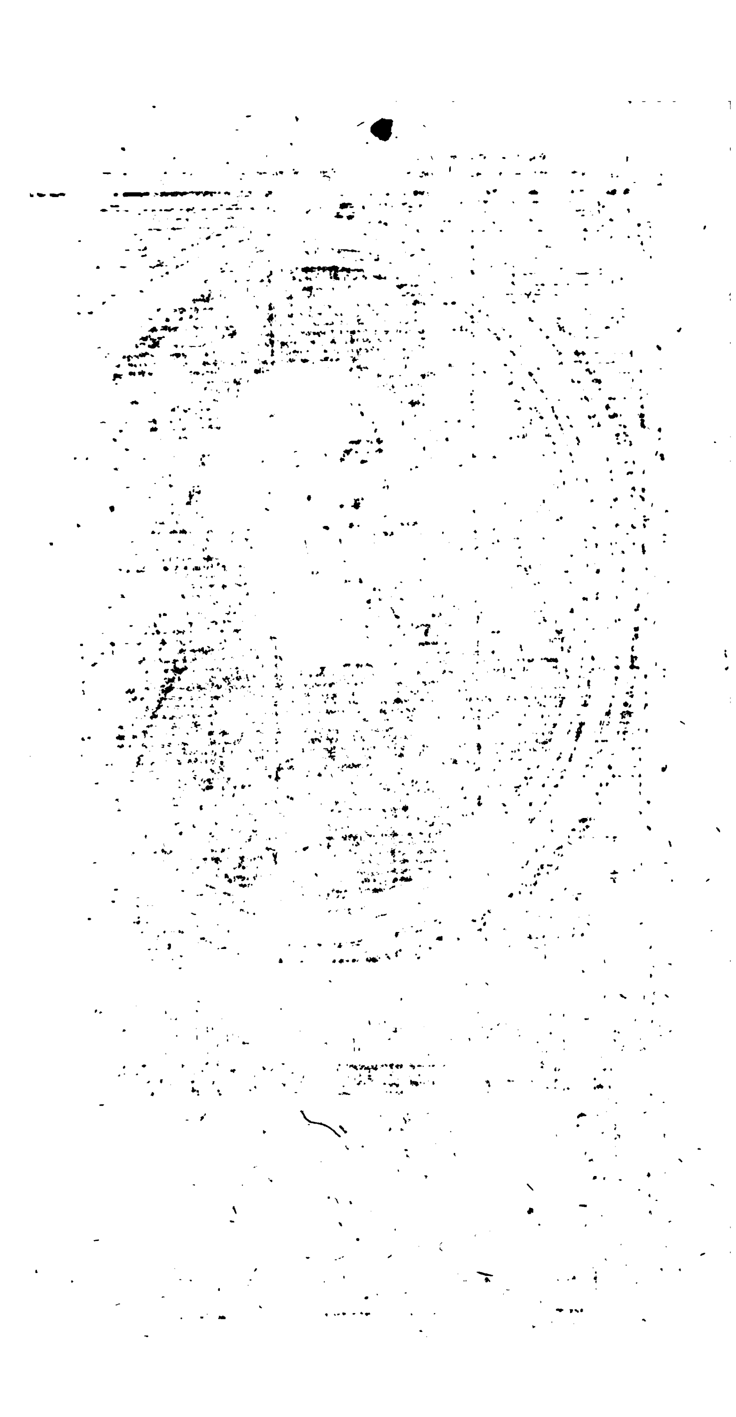
Der fünft Abschnitt handelt von der Einwohnung des dreyeinigen Gottes in den Seelen der Gläubigen. Hier wird zuerst aus Schriftstellen gewiesen, daß die Gläubigen Gnadenwohnungen des dreyeinigen Gottes sind. Hierauf wird von der göttlichen Allgegenwart gezeiget, daß solche eine besondere Gegenwart bey denen Creaturen nicht aufhebe; und ferner untersuchet, ob die Gnadengegenwart allein in gewissen Wirkungen, oder auch in einer besondern Gegenwart des Wesens bestehe; da denn die Gründe für die letztere angenommen und behauptet werden. Endlich wird gewiesen; daß alle drey göttliche Personen, ingleichen die Menschheit Jesu sich mit den Gläubigen vereinige, und daß vornehmlich die mystische Union dem heiligen Geiste darum zugeschrieben werde, weil wir erst den heiligen Geist den der Vater und Sohn zu uns senden, mit seinen Gnadengaben und Wirkungen in der Bekehrung völlig annehmen müssen, ehe der Vater und Sohn zu uns kom-

kommen, Wohnung bey uns machen, und uns aufs allergenaueste mit der ganzen Gottheit vereinigen können. Aus dieser Union fließet, daß die Handlungen des heiligen Geistes, auf gewisse Weise, Handlungen der Gläubigen, und seine Werke, ihre Werke sind; ingleichen, daß dasjenige, was die Kinder Gottes leiden, der in ihnen wohnende Geist zugleich mit leide, weil er an allen ihren Trübsalen auf eine Gott anständige Art Theil nimmt.

Das übrige folget künftig.

Inhalt:






Renatus Richard
Dechant der Canonicorum des Heil.
Oportuni und Königl. Französicher
Bücher Censor.

Zuverläßige Nachrichten

von dem gegenwärtigen Zustande, Veränderung und Wachsthum der Wissenschaften.



Hundert vier und achtzigster Theil.

Leipzig, 1755.
in Joh. Friedr. Gleditschens Buchhandlung.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]



I.

Petri Lotichii Secundi Poemata omnia quotquot reperiri potuerunt.

d. i.

Petri Lotichs des jüngern lateinische Gedichte, so viel man deren hat auftreiben können. Peter Burmann der jüngere hat sie viel vermehrter und verbesserter als jemals, nebst viel andern dahin gehörigen Stücken und seinen eignen Anmerkungen auflegen lassen. Amsterdam 1754. in groß 4. 2 Theile, zusammen VI Alph. 11 Bogen.

Wenig lateinischen Dichtern neuerer Zeiten ist die Ehre wiederfahren, daß man sie so prächtig, als gegenwärtige Ausgabe der Gedichte des Petri Lotichii ist, drucken lassen, und mit so vielem Fleiße bearbeitet hätte. Unter den Deutschen wenigstens ist er der erste, dem eine solche Ehre wiederfährt. Man muß sich allerdings wundern, wie ein Holländer

einen Deutschen so hoch schätzen, und so vo
züglich ehren können, da doch die Verdiens
unserer Nation in den Augen der Holländ
die ihrigen in keinem Stücke überwiegen, un
sie sich selbst auf ihre einheimischen lateinische
Dichter nicht wenig zu gute thun. Doc
Herr Burmann, der ein großer Kenner de
lateinischen Dichtkunst, und selbst ein guter la
teinischer Dichter ist, läßt dem Lotichio Rech
wiederfahren, und sagt, derselbe sey unte
allen neuern wenigstens deutschen lateinische
Dichtern, derjenige, welcher Ovidii und Ti
bulli Geiste am nähesten gekommen. Es
geht seine Absicht bey dieser von ihm veranstal-
teten und so wohl äusserlich als innerlich ge-
schmückten Ausgabe dahin, daß unsre Zeiten
durch ein so großes Vorbild möchten aufge-
muntert werden, die heut zu Tage so sehr ver-
absäumte lateinische Dichtkunst wieder hervor-
zusuchen. Er hält dafür, es sey den neuern
Dichtern nicht unmöglich, die alten, wo nicht
in allen Stücken, doch in manchen zu über-
treffen: und obgleich Italien die meisten und
grösten lateinischen Dichter in den neuern
Zeiten gezeugt habe, als einen Sannaza-
rium, Bembum, Jovianum Pontanum,
Vidam, Castilioneum, Molsam, Fracasto-
rium, Naugerium und Flaminium; so fehle
es doch auch andern Ländern an solchen nicht,
die sich wohl dürffen sehen lassen. Frankreich
habe sich eines Hospitalii, der Sammartha-
norum, Thuani, Aurati, Balsac, Menage,
Com-

Commiers und Huets nicht zu schämen. Die Niederlande können mit einem Jano Secundo, Dusa, Grotio, Baudio, beyden Heinsiis und Bruckhuysen prangen. Unter den Deutschen stehet zwar in dieser Classe Lotich oben an: doch seyn auch Eobanus Hessus, Georgius Sabinus, Johann Bocerus, George Fabricius, Jacob Micyllus, Johann Stigel und Joh. Fabricius Montanus nicht zu verachten.

Man hat ehedem gestritten, ob Ovidius dem Tibullo, oder dieser jenem vorzuziehen sey. Herr Burmann prüft in der Vorrede beyder Theile Gründe und zeigt, obgleich ein jeder besagter alten Dichter seine eignen Vorzüge habe; so sey dennoch der meiste und bescheidenste Theil unter den alten so wohl als den neuen für den Tibullus, und unser Lotich habe selbst diesem mehr als dem Ovidio nachgeahmet. Auf den Accursium ist er nicht wohl zu sprechen, der den Ovidium dem Tibullo, und beyden den Propertium vorgezogen; und zwar hauptsächlich darum, weil es seine pentametros mehr als jene mit polysyllabis schliest. Manche haben diese propertianische Art als einen merklichen Fehler tadeln wollen. Andere haben dieses zwar für eine Schönheit der Elegie, aber nicht für die gröste, sondern für eine solche angesehn, mit der man nicht zu verschwenderisch umgehen müsse. Es wäre zu wünschen, daß Bruckhuysen, der nach Hrn. Burmanns Urtheile, unter den

neuern dem Propertio am allerglücklichste nachgeahmet hat, seine versprochene Abhandlung von dem Kunstgriffe die pentametros mit polysyllabis zu schliessen, ans Licht gestellet. Zwar es haben sich auch die Dusä, und ihnen zu Folge mehr andere ihrer Zeitgenossen, vermittelst dieses Kunstgriffes dem Propertio zu nähern gesucht. Allein Herr Burmann glaubt, daß Propertius, wenn er aus seiner Asche auferstehen und diesen Wettstreit der neuern Dichter schlichten sollte, den Bruckhuysen allen andern seiner gekünstelten und gezwungenen Nachahmer vorziehen, und diese so gar den Verehrern des Ovidii, als dem Daniel Heinsio, und den Anhängern des Tibulli, nemlich dem Molsa, Sannazario und Basilio Zanchio nachsetzen würde. Hierbey nimmt Herr Burmann Gelegenheit zu wünschen, daß jemand, der so wie Herr Dorville, oder wie Herr Hemsterhuyß in den griechischen Dichtern, sonderlich den Elegiacis und der Anthologie zu Hause wäre, den Propertium, welcher mehr als andre den Griechen nachgeahmet, erklären und so dann mit Erinnerungen und Beyspielen neuerer Dichter zeigen möchte, wie und mit was für Bescheidenheit man sich der polysyllaborum zu Ende der pentematrorum in Elegien bedienen müsse. Er erweiset darinne ein gutes Urtheil; so wie in dem ganzen Werke eine ungemeine Kenntniß der neuern lateinischen Dichter. P. 16. verspricht er eine neue Ausgabe von Jani

Secundi

Secundi Gedichten, welchen er mit solchen darinne vergleicht, daß er in Nachahmung der alten Dichter und der Verbindung des tibullianischen und propertianischen metri mit dem Ungezwungenen und Flüßigen des Ovidii, bey so jungen Jahren (denn beyde sind in ihrer Blüthe weggerissen worden) es vielen Bärtigen zuvorgethan habe.

Man wird ohnfehlbar zu wissen verlangen, was Herr Burmannen zur Ausgabe der lotichischen Gedichte veranlaßet, und was ihn in den Standt gesetzt habe, solche für andern richtig und vollständig zu machen. Dieses ist so zugegangen. Vor ohngefehr 5 Jahren hatte Hr. Burmann das Glück, sich einen alten Codicem von Scholiis ineditis über den Aristides anzuschaffen. Davon ließ er eine Abschrift verfertigen, und beschenkte den Hrn. Dorville damit. Dieser um nichts schuldig zu bleiben, beschenkte ihn dafür mit einer von Joh. Petri Lotichii, der unsers Lotichs Brudersohn war, eigner Hand verfertigten Abschrift der Gedichte seines Vetters, welche nicht allein sorgfältig verbessert, sondern auch mit nie gedruckten Stücken ansehnlich vermehret war. Herr Dorville hatte solche aus der uffenbachischen Bibliothek erhalten. Diese Begebenheit brachte Hr. Burmannen auf den Vorsatz, eine neue Ausgabe von einem Poeten, den er jederzeit hochgeschätzt hatte, zu veranstalten; zumal da die ersten Ausgaben desselben selten zu haben, die spätern aber

voller Druckfehler und von schlechten Ansel
waren. Er eröffnete sein Vorhaben eb
demselben Hrn. Dorvillen, welcher es sich
wohl gefallen ließ, daß er seinem Freunde e
ne andere Abschrift der lotichischen Gedich
zustellte, die Hoogstraten in eben der Al
sicht welche Herr Burmann nunmehr ausg
führt, eigenhändig verfertiget, und mi
einigen wiewohl wenigen Anmerkungen ve
sehen hatte, die wenigstens von Hoogstra
tens Vorhaben zeugen, und von Hr. Bur
mannen an gehörigem Ort und Stelle beybe
halten worden. Darauf war es nöthig, daß
sich Herr Burmann die ältesten und besten
Ausgaben anschafte. Die allererste ist dieje
nige, welche Lotich selbst in dem 22ten Jahre
auf seiner Reise in Frankreich veranstaltet.
Sie ist zu Paris bey Vascosan Anno 1551
herauskommen. Zehn Jahr hernach erschien
nach des Verfassers Tode, zu Leipzig in Vö
gelins Verlag eine Ausgabe, die zwar viel
vollständiger als jene, aber sonst nicht verbes
serter ist, wie doch Kortholt vorgegeben.
Diese nennt Hr. Burmann die vœgelinianam,
ob man gleich nach der Zeit noch mehr Aus
gaben in eben der Handlung ausgefertigt, die
aber von der ersten so unterschieden sind, daß
man wohl sieht, der Dichter müsse mit zu
nehmenden Jahren auch mehr Stärke in der
Dichtkunst erlanget, und seine jugendliche Ar
beit mit Fleiß ausgeputzt haben. Anfäng
lich hatte sich Hr. Burmann vorgenommen,
bloß

bloß den Text nebst den verschiedenen Lesarten der Ausgaben mitzutheilen. Weil ihm aber unter einer solchen Beschäfftigung als die Berichtigung des Textes und Sammlung der Lesarten ist, allerhand beyfiel, das seine Ausgabe brauchbarer machen konnte: so nahm er sich vor, einen völligen Commentarium über den Lotichium, so wie man dergleichen über alte Schriftsteller zu machen pflegt, auszuarbeiten, und darinne theils die Spuren der Alten anzuweisen, in deren Fustapffen Lotich getreten, theils die seinen Zeiten eignen Begebenheiten deren er gedenket, sowohl als die damals berühmten Leute, mit denen er zu thun hat, in ein heller Licht zu setzen. Ein gleiches hat ehedem der jüngere Lotich, Johann Peter, vorgehabt.

Herr Burmann befürchtet, sein Unternehmen werde einer Zeit, da man nicht gewohnt sey, sich mit neuern Dichtern viel Mühe zu geben, seltsam vorkommen. Er befürchtet, man werde lieber gesehen haben, daß er Zeit und Fleiß auf seine Catalecta oder einen andern alten Schriftsteller verwendet hätte. Jedoch er schützt die Schwierigkeit seine Neigung zu bezwingen, und das Beyspiel seiner Vorgänger vor; indem er der erste nicht sey, welcher sich um einen neuern Dichter verdient mache. Bruckhuysen habe ein gleiches mit dem Sannazario vorgenommen, und es sey zu wünschen, daß er das in der Vorrede zum Paleario gethane Versprechen in Anse-

hung des Flaminii gehalten hätte. Murets Scholia über Ronsardi Amores schätzet man unter den seltnen Büchern hoch. Menagens Anmerkungen über den Aminta des Tasso und Casá Gedichte, sind wohl gerathen. Eben dieser Menage und Chevreau haben sich kein Bedenken gemacht, über den Malherbe zu schreiben. Lange vor ihnen hat Joh. Alexander Brassicanus zu Nürnberg 1538 Angeli Politiani Gedichte mit seinen gelehrten Anmerkungen herausgegeben. Um eben diese Zeiten hat Eobanus Hessus Anmerkungen über Hieronymi Vidä Bücher von der Poetic geschrieben, die aber nie zum Vorschein gekommen. Veit Amerbach hat Jo. Joviani Pontani Meteora, und Joh. Franciscus Picus de Mirandola seine eignen Hymnos erläutert. In unsern Zeiten haben sich Gori und Serassi in Italien Ruhm erworben: jener, da er das unvergleichliche Gedichte des Sannazarii, mit einer florentinischen und vaticanischen Handschrift zusammen gehalten; dieser aber, da er nicht allein eine nette Ausgabe der schönen Gedichte des Basilii Zanchii nebst dessen Lebenslaufe, sondern auch des Cardinals Bembi italiänische Oden und lateinischen Gedichte mit seinen eignen Anmerkungen ausgefertiget.

Wenn auch gleich Herr Burmann so viel rühmliche Muster nicht vor sich gehabt; so hätte doch die Brauchbarkeit seines Unternehmens ihn sattsam rechtfertigen, und das Neue

dessel-

desselben andern zu einem Vorbilde machen können. Er schickte sich vor andern wohl zu einer so nützlichen Arbeit. Ein guter Kenner der lateinischen Dichtkunst, ein guter lateinischer Dichter selbst muste derjenige seyn, der unter den verschiedenen Lesarten die besten wehlen, der die Quellen, woraus Lotich geschöpft, in den Schriften der Alten anzeigen, der ihn und die neuern mit jenen und untereinander selbst vergleichen sollte. Alle diese Geschicklichkeit wird niemand Herrn Burmannen absprechen. Seine Belesenheit in den neuern lateinischen Dichtern, und die Kenntniß der gelehrten Geschichte ist bewunderns-würdig, und sein critisches Urtheil bekanntermaßen so fein und richtig, daß man glauben muß, Lotich selbst würde ihn für die vorgenommenen Verbesserungen Dank wissen, und sie für die seinigen erkennen, wenn er solches thun könnte. Denn nicht allemal sind die zweyten Versuche den ersten vorzuziehen; obgleich überhaupt zu sprechen, das Gegentheil gemeiniglich statt hat, wie Herr Burmann mit vielen Beyspielen darthut, die wir gerne anführten, wenn die Schranken unseres Vorhabens solches verstatteten.

Die Ordnung die Hoogstraten in seiner Abschrift gemacht, hat Herr Burmann beybehalten; über dieses aber noch das dritte Buch der Carminum hinzugethan, welches in gedachter Abschrift und in allen Ausgaben fehlte. Es begreifft meistens Juvenilia. Dabey

bey hat Herr Burmann auch an gehörigem Orte ganze vorher ungedruckte Stücke eingerückt, die er entweder in dem obgedachten uffenbachischen Manuscripte fand, oder die seine Freunde ihm mittheilten. Unter diesen rühmt er insonderheit Hr. Prof. Sachsen in Utrecht, der ihm 3 Elegien die in keiner von den vorigen Editionen stehn, nebst einigen andern Dingen, und darunter auch Sebastian Kortholts academische Abhandlung von Lotichs poetischer Weißagung von der Zerstörung der Stadt Magdeburg, verschaffet hat. Hiemit ist diese Ausgabe so vollkommen geworden, daß nur wenig lotichische Gedichte fehlen, die Hr. Burmann p. 26 angiebt, zur Zeit aber nicht auftreiben können.

Jedoch er hat sich mit der Ausgabe der lotichischen Gedichte nicht begnügen lassen, dem Gedächtniße eines so würdigen Nahmens Recht und Ehre anzuthun, sondern auch im zweyten Bande, die von ihm noch übrigen Aufsätze in freyer Rede, und andre ihn betreffende Schriften verschiedner Gelehrten mitgetheilet, aus welchen man dessen Lebensumstände und Verdienste kennen lernet. Es sind folgende: Erstlich Petri Lotichs Nachricht von dem schändlichen Morde, den der berüchtigte Grumbach mit seiner Rotte den 15 Januar. 1558 an dem Bischoffe zu Würzburg Melchior von Zobel; mit dem der Verfasser ehedem wider den Kayser Carl den V. unter dem Churfürsten von Sachsen gedient hatte, verübet.

verübet. Diese Nachricht war schon vorher zu Basel An. 1561 gedruckt. Sie steht auch beym Schardio, aber ohne Nahmen des Verfassers: doch ist gewiß, daß solches unser Lotich sey: und unter andern beweist es die schöne und reine Schreibart, die von einer Hand zeugt, welche die besten lateinischen Schriftsteller fleißig behandelt hat. Hirauf kommen zwey Bücher Briefe von Lotichen, und anderer Gelehrten an ihn, oder auch anderer an andre, die aber doch Lotichen betreffen, in der Ordnung, in welcher sie Herr Burmann in des Johann Peter Lotichs Handschrift vor sich fand. Er hat einige andere, als 11 Briefe von Lotichs Oheim, dem ältern Peter Lotichen, Abten zu Schlüchtern, zu dessen Unterschied unser Dichter sich Secundum * nennt, hinzu

* Herr Burmann bemerket, daß Lotich hierinne dem Plinio nachgeahmet habe, der sich zum Unterschiede von seinem Ohm, auch Secundum, nicht aber juniorem genennt. Denn solches sey schlecht Latein. Er selbst habe sich zwar sonst auch aus Irrthum Burmannus junior geschrieben; allein nachdem ihn sein Ohm und andre guten Freunde zurechte gewiesen, habe er nunmehr angefangen, auf den Titelblatte seines Lotichii sich Burmannum Secundum zu schreiben. Uebrigens müsse man weder in der nothwendigen Sorgfalt sich von seinem Ohm, dem leidenschen Professor, zu unterscheiden, noch in der berechtigten Vertauschung des schlechtern Wortes junior gegen das bessere secundus

zugethan. Auf die Briefe folgen vier Lebensbeschreibungen. Die erste ist von Joh. Hagio einem guten Freunde Lotichs, und dessen Gefehrten auf der unglücklich ausgeschlagenen italiänischen Reise: die zweyte ist von Simon Stenio, aus Lommatsch, Professor der Geschichte und Dichtkunst zu Heidelberg. Sie ist nur ein Auszug aus der vorigen. Die dritte ist von Melchior Adami, und die vierte von mehr benannten Johann Peter Lotichen, einem Sohne Christians, des Bruders von unserm Dichter. Alsdenn kommen drey Bücher Adoptivorum, darinne sich meistentheils Trauergedichte auf des Dichters frühzeitiges Absterben befinden, aus welchen man ersieht, wie hoch man in Deutschland dessen Vorzüge zu schätzen gewust, und wie schmerzlich man seinen Verlust empfunden habe. Alsdenn folgen vier deutsche Uebersetzungen von dem berühmten Gedichte über Magdeburg, worinne eine Weissagung von dessen trauriger Verherung im 30jährigen Kriege enthalten seyn soll. Die erste gedachter Uebersetzungen ist von Martin Opitzen. Alsdenn findet man einiger

dus, eine Eitelkeit und Geziere suchen. Zugleich berichtet er, der alte wahre Geschlechtsnahme der Lotiche sey eigentlich Lotiz, oder Lotsch. Hernach aber haben sie sich Loticius, und endlich Lotichius geschrieben. Wo wir uns nicht irren, glauben wir eine Stelle in Lotichs Gedichten selbst gelesen zu haben, wo er zu verstehen giebt, Lotich und Ludewig sey einerley Nahme.

einiger Gelehrten Bedenken und Vorschläge an Johann Peter Lotichen, wegen einer neuen Ausgabe der Gedichte seines Ohms; ferner Johann Boceri Eclogam de morte trium Germaniæ poëtarum, Georgii Sabini, Joh. Stigelii & Petri Lotichii secundi; ferner eine den Dichter betreffende Stelle aus Sebast. Korthaltens Abhandlung de Enthusiasmo poëtico; sodann eben desselben Abhandlung, in welcher untersucht wird, ob Lotich die damals zukünftige Verwüstung der Stadt Magdeburg würklich vorher gesehen und geweissagt habe. Wie Kortholt solches behauptet; so verneinet und wiederlegt es die unmittelbar drauf folgende Abhandlung Herrn Chr. Aug. Heumanns, de P. Lotichii somnio poëtico, non prophetico. Alsdenn kommen Joh. David Schrebers Vorrede zur Dreßdner Ausgabe von Lotichs Gedichten; Johann Fabricii Montani Gedichte auf Lotichen; Lobsprüche gelehrter Leute auf eben denselben; ingleichen ein Zeugniß von ihm aus den Actis Academiæ Heidelbergensis; Michel Haßlobs Ecloga, Alcon genannt, auf Lotichs Absterben, und einige andere Kleinigkeiten. Unter den Zierden der burmannischen Ausgabe ist nicht die geringste das von Haubraken vortrefflich sauber gestochene Bild des Dichters, und eine schöne Elegie des Herrn Burmanns ad manes Petri Lotichii. Wir haben bey uns angestanden, ob wir sie nicht ganz unsern Lesern mittheilten, da diese burmannische Ausgabe zu

prächtig und kostbar ist, als daß sie in viel
Hände kommen solte. Doch möchte sie z
viel Platz einnehmen, und diejenigen so kein
lateinischen Dichter sind, möchten zu viel Nor
sens drinne finden.*

Vielleicht thun wir besser, wenn wir ein
ge Proben von Herrn Burmanns Anmerkun
gen über Lotichs Gedichte darlegen, damit ma
einen noch deutlichern Begriff von dere
Einrichtung und Absicht erhalte. Bey der
Verse sed gereret partes ensis & hasta suas
erinnert Herr Burmann, Lotich würde besse
gethan haben, wenn er geschrieben, se
partes agerent ensis & hasta suas. Denn
gerere partes sey kein gut Latein. Man sa
ge nicht gerere, sondern agere partes. Lotic
hätte sich durch die schlimme Lesart der alte
Ausgaben des Ovidii hintergehen lassen, wel
che Epist. VIII. 41. quas gesserat olim Dar
danius partes advena, Pyrrhus agit, darstel
len. Allein Heinsius habe wohl gethan, da
er an statt gesserat, egerat gesetzt. P. 15 lie
Herr Burmann dem jenaischen Professo
Gottlieb Stollen den Text nachdrücklich. Die
ser hatte den ältern Burmannen wegen einige

Vers

* Es ist freylich Schade, daß die lateinisch
Dichterey mit gedankenlosen Nahmen über
laden, und mehr als eine andere beqvem
ist, mit viel Worten wenig oder gar nicht
zu sagen: Aber eben das ist gut für solch
Dichter, die gerne etwas sagen wollen, un
nicht wissen was.

Verse auf Grävium, zum Pedanten gemacht.
Der Beschluß solcher Verse ist dieser:

> *Saxa tamen vincet Mausoli, Ægyptia vincet*
> *Pondera, & Assyrii nobile regis opus.*
> *Nam plus rege tegit, regum monumenta peribunt,*
> *Grævius hac mundi mole cadente cadet.*

Der Holländer schilt den Deutschen für einen Unwissenden, für einen Mann ohne Geschmack, der nie den Grotium gelesen, welcher auf den Fr. Junium folgende Verse gemacht habe:

> *Quamquam nec veteris Mausoli saxa, nec audax*
> *Pyramidum Pharius surgat in astra labor,*
> *Hoc tumulo plus rege jacet, tam nobile marmor*
> *Eoæ quondam non habuistis opes.*

Wir stellen es dem Leser anheim, ob er sich überreden und es dem Herrn Burmann glauben will, daß ein Fehler den andern rechtfertigen könne, oder ob er beyde Gedanken für ungesund ansehen, und eine Großsprecherey darinne finden will, die nach der Schule schmeckt.

P. 233 erweist Herr Burmann bey den Worten *pura matrem circumtulit unda*, die Güte und Zierlichkeit der Redensart *aliquem unda circumferre*, an statt *circumlustrare*, oder *undam circa aliquem ferre*, und bemerkt, daß sie aus der Stelle des Virgilii Æn. VI. 229 genommen sey, wo es heißt:

Illein ter socios pura circumtulit unda, nicht circumluit, wie einige Ausgaben dar- stellen. P. 150 tadelt er die Latinität in dem Verse: Arbitrio quoniam non licet esse meo. Denn die Lateiner sagten entweder arbitrii sui esse, oder arbitrio suo vivere, und beweist solches mit Beyspielen. P. 180 erinnert er bey dem Verse teque pura casus exsuperasse tuos, daß es besser würde geklungen haben, wenn Lotich geschrieben häte & pura te casus, und zeigt mit Exempeln, daß a in puta kurz sey. P. 238 macht er bey dem Verse quæque juvet radix, quæque sit herba nocens die Anmerkung, daß weder Lotich, noch Sannazarius, noch andre der besten neuern lateinischen Dichter sich gescheut haben, einen pentameter mit einem participio zu schliessen, und daß sie darinne Ovidium und Tibullum zu Vorgängern haben. Uber die Wichtigkeit der Anmerkungen lassen wir den Leser seine beliebigen Anmerkungen machen. P. 259 nimmt er bey dem Verse cogeret ætatis tempora dura queri Gelegenheit, von dem plagio poetico zu sprechen. Denn beym Propertio heißt es: Dum queror ætatis tempora dura meæ. Er führt aus andern neuern ähnliche Stellen an, die sie aus den alten, auch so gar mit Beybehaltung der Worte entlehnt und sich zugeeignet haben. Er läugnet, daß solches ein Diebstahl sey, und schreibt die Schuld dem Gedächtnisse zu, welches sich Stellen und Redensarten, die dem Herzen wohlgefallen, so bekannt machet

und

und einsaugt, daß es darüber die Eigenthums-herren vergißt, und deren Worte unwissend mit seinen eigenen Waaren vermenget. P. 253 erwähnt Herr Burmann in einer artigen Anmerkung diejenigen unter den neuern Dichtern, die nach dem Muster des Ovidii epistolas Heroum & Heroidum amoebaeas geschrieben. Es geschicht solches bey Gelegenheit des lotichischen der Elcana an Marium. P. 414 beleuchtet er eine Stelle aus dem Propertius, die den Gelehrten so viel zu schaffen gemacht hat, daß auch Prof. Benner zu Marpurg eine eigene Disputation de Aquilone Propertii darüber geschrieben, dessen Auslegung aber Herr Burmann verwirft. Die Stelle lautet also:

Hanc merui sperare? dabis mihi perfida poenas,
Et nobis aquilo, Cynthia, ventus erit.

Herr Burmann hält sehr wahrscheinlich dafür, es müsse & nobis alio heissen, und legt die Redensart nobis alio ventus erit so aus, daß sie eben so viel bedeute als mutabimus dominam. P. 494. spricht er von den versibus leoninis der Alten.

Jedoch es sind seine Anmerkungen nicht allein grammaticalisch. Nein, sie werden öfters auch historisch. Z. E. p. 8 giebt er Nachricht von obgedachtem unglücklichen Bischoffe zu Würzburg, Melchior Zobeln: p. 77 von Opitzen: p. 107 von Apiano, dem ersten, der Sammlungen von alten lateinischen Inscriptionibus

ans Licht gestellet: p. 146 von dem pont de Garde bey Nismes: p. 184 von dem Canonico zu Würzburg, Erasmo Stürmer, genannt Neustätter: p. 207 von Achille Bocchio und Pompilio Amasão: p. 208 von Hilario Cantiuncula, (vielleicht hieß der Mann auf deutsch Liedlein): p. 241 von Michel Beuthern: p. 410 von Simon Lemnio: p. 441 von Augurello, und p. 556 von der historia piscium Rondeleti u. s. w.

Wir vermeinen von diesem Werke genug so viel berichtet zu haben, daß iederman einsehen kan, es müsse hauptsächlich Liebhabern der lateinischen Dichtkunst schätzbar seyn, könne aber anbey auch denenjenigen dienen, die sich in der gelehrten Geschichte des mittlern Theils des XVI Seculi umsehen wollen.

II.

Joh. Balthasar Lüderwaldts, Predigers zu Glentorf bey Helmstädt, ausführliche Untersuchung von der Berufung und Seligkeit der Heyden. Theil I. II. Wolfenb. 1754. III Alph. 11 Bogen, in 8.

Herr Lüderwaldt, dessen Nahme bereits durch einige andere Schriften bekannt ist, liefert uns hier ein Werk von einer Sache, darüber man streiten und vielerley sagen kan, auch schon vieles gesaget hat. Er glaubet, es sey davon noch viel zu untersuchen übrig,

übrig, obschon vielerley davon in unsern Lehrbüchern vorkomme, welche er von allen Seiten unpartheyisch angesehen hat. In den ersten Zeiten des Christenthums war es nicht so etwas seltenes und unanständiges, wie er schreibt, die Seligkeit frommer Heyden zu behaupten; vielmehr findet man, daß dergleichen von den grösten Lehrern der Kirche geschehen sey. Nachdem aber mit der Zeit die erste Reinigkeit des Christenthums gefallen, so hat auch nach und nach die Liebe aufgehöret, die von allen, so an ihrem Theile das mögliche gethan, das Beste hoffet. Selbst Lutherus war gar nicht abgeneigt, Gnade von Gott vor solche arme Heyden zu hoffen; ob sich schon hernach viele, vielleicht aus keiner üblen Absicht, mit allen Kräften darwider gesetzet haben. Doch derselben Bemühung hat nicht verhindert, daß nicht einige, nach der Sanftmuth Christi, ein gelinder, und oft sehr vortheilhaftes Urtheil davon gefället. *

So redet der Herr Verfasser in der Vorrede, und wir werden bey der Erzehlung des Buches selbst, welches aus zween Theilen und sechs Capiteln bestehet, weiter sehen, worauf er

* Eigentlich gehöret die Sanftmuth Christi gar nicht hieher: denn diese gehet auf die Feinde und Beleidiger. Man muß vielmehr auf die Wahrheit und die Liebe zur Wahrheit sehen. Ausser derselben ist die Sanftmuth eine falsche und eingebildete Sanftmuth.

er sich gründet. Das erste Hauptstück handelt von den Lehren, die bey der Berufung und Seligkeit der Heyden vorher zu erwägen sind, unter denen besonders von der allgemeinen Verderbniß der Menschen, der Nothwendigkeit des Verdienstes Christi, und dem Glauben an dasselbe gehandelt wird. Die allgemeine Verderbniß ist eine Folge von dem Falle der ersten Eltern, der den ganzen menschlichen Geschlechte zugerechnet worden. Die Zurechnung bestehet darinne, daß man einen als eben denselben Vollbringer ansiehet, so wohl in Ansehung der Vollbringung an sich, als auch der Folgen selbst. Wie nun Gott in Strafen und Belohnungen gerecht handelt; so läßt er auch seine Gerechtigkeit darinne sehen, wenn er bey allen Menschen die ihnen beywohnende natürliche Verderbniß als strafbar ansiehet, und die Folgen derselben, die Strafen, ihnen wiederfahren läßt. Wolte er es bey einem einigen nicht thun, so würde er partheyisch handeln, und ein Ansehen der Person ausüben. Diese Zurechnung ist auch an sich selbst gerecht, nach der verschiedenen Art der Einwilligung in eine Handlung, die entweder eine offenbare und ausdrückliche, oder eine verborgene und auszulegende ist. Nach jener willigen wir in eine Handlung, wenn wir sie befehlen, helfen und befördern, beschützen, zulassen, oder sonst offenbar daran Theil nehmen. Die auszulegende Einwilligung oder Beyfall, ist bey denen, die noch nicht da sind,

auch

auch nicht darum wissen. Sie ist nichts anders, als der Beyfall, den man wegen der allgemeinen Natur der Menschen, da sie das, was ihnen gut zu seyn däucht, begehren, bey ihnen zu Grunde setzet, und ihnen daher den entstehenden Schaden oder Vortheil mit zurechnet. Dieses wird hernach auf Adam, nach der gemeinen Lehre, daß er das natürliche und auch das sittliche Haupt aller Menschen gewest, angewendet, und gewiesen, daß die Nachkommen Adams in seine That, und auch in die Mittel zu derselben eingewilliget.

Davor soll der Mensch Gott genug thun. Er kan aber nicht: und also ist ihm eine auswärtige Genugthuung nöthig, welche Gott für die Menschen annehmen kan. Genug thun heisset, dasjenige aufheben, was die Natur oder Handlungen des Menschen, ihm zur Schuld und Strafe, mit sich bringen. Eine statthaltende Gnugthuung (satisfactio vicaria) ist, wenn einer etwas thut, wodurch die Schuld und Strafe, die auf einem andern haftet, aufgehoben wird. Eine solche ist bey dem Erlöser zu suchen, welche Gott, als das theuerste und gröste Gut, dem menschlichen Geschlechte, nicht ohne dessen Einwilligung hat geben können. Es muß also bey ihnen ein auszulegender Beyfall in diese Gnugthuung Christi da gewest seyn.

Die Einwilligung der Menschen in den Willen Gottes von der Seligkeit, ist entweder eine ganz offenbare oder fast offenbare. Die

ganz offenbare Einwilligung ist, wenn ein Mensch, der eine Erkänntniß von der Genugthuung Jesu Christi und derselben Ordnung hat, beydes mit einem Urtheile und Überzeugung des Verstandes genehmiget, und seine Seligkeit darinne suchen will. Die fast offenbare Einwilligung ist, wenn der Mensch seine Handlungen so anstellet, daß er dadurch der Ordnung des Heyls nicht entgegen ist, und die allgemeinen Gründe, darauf diese Ordnung beruhet, beobachtet. Diese Einwilligung oder dieser Beyfall ist das mittelste, oder das dritte zwischen dem auszulegenden und dem ganz offenbaren Beyfalle. Er hat schon viel mehrers, als der auszulegende Beyfall, der nur aus der Natur der menschlichen Seele hergenommen ist. Denn er liegt in den Handlungen und deren Verhältnisse zu dem Guten. Er ist aber nicht so deutlich, als der ganz offenbare Beyfall, der sich auf eine ausdrückliche und völlige Kenntniß gründet.

Ausführlicher zu reden, besteht der fast offenbare Beyfall in die Gnugthuung Jesu Christi darinne, wenn der Mensch so lebet, daß seine Handlungen dieser Gnugthuung nicht entgegen sind; wenn er zugleich die allgemeinen Gründe erkennet, darauf sie beruhet, und aus deren Erkenntniß sie würde angenommen haben, wenn sie ihn wäre kund gethan worden. Diese allgemeinen Gründe bestehen in der rechten Erkenntniß Gottes, und in Verehrung desselben, als eines Gottes.

Nun

Nun erhellet aus dem Werke der Seligkeit, 1) daß alle Menschen die Erlösung Jesu Christi auf einige Weise billigen, oder ihr beypflichten müssen; und daß alle Menschen aus dem auszulegenden Beyfalle ein Recht an der Gnugthuung haben. 2) Daß, wenn sie alle ein Recht daran bekommen, sie auch alle ein Recht zu den Erlangungsmitteln haben müssen. Wenn alle Menschen ein Recht zum Gebrauche der Mittel haben, wodurch das ewige Heyl, aus der Gnugthuung Jesu Christi erworben ist, und wenn der offenbare Beyfall in diese Gnugthuung, als ein solches Mittel erfodert wird; so folgt nothwendig, daß alle Menschen darein offenbar willigen müssen. 3) Müssen alle Menschen das Vermögen haben, in die Genugthuung Jesu Christi offenbar zu willigen. Wird dieselbe nicht von allen erkannt; so muß noch eine andere Weise seyn, dadurch sie auch in dieselbige willigen können *. Da ist also nichts vernünftiger, als einen solchen Beyfall zu behaupten, bey dem eben die allgemeinen und vor-

* Dieses ist die Hauptfrage in gegenwärtigem Buche: ob es nämlich eine dergleichen andre Weise giebt? Die Vernunft und ihre Schlüsse können solches nicht ausmachen, weil diese Wahrheit nicht dahin, sondern in die geheimen Rathschlüsse Gottes gehöret. Gesetzt nun, daß er uns keine andre Weise offenbaret, so können wir auch keine wissen, wenn es auch allenfalls eine gäbe.

vorläufigen Gründe, und eben die Richtung der Handlungen bleiben, die bey dem ganz offenbaren Beyfalle sind.

Dieses stimmet mit der Aehnlichkeit des Glaubens wohl zusammen. Denn Gott hat seinen Sohn der ganzen Welt gegeben: auch will Gott, daß allen Menschen geholfen werde, und daß sie zur Erkenntniß der Wahrheit kommen. Also will Gott allen Menschen die Mittel zu diesem Endzwecke geben, daß sie die Erlösung Jesu Christi erkennen, und nach derselben leben. Siehet man nun aus der heil. Schrift und aus der Erfahrung, daß Gott so wohl vor als nach den Zeiten Jesu, den Menschen nicht immer eine Erkenntniß des Erlösers verliehen, sondern nur gegen einige dieses gethan; so schließet man daraus, daß es der Weisheit Gottes gemäß gewest seyn müsse, die Menschen zum Theil sich selbst zu überlassen, und aus dem Gebrauch der Vernunft bey ihnen zu sehen, ob sie nach derselben zu den ersten Gründen der Erlösung Jesu Christi dringen, und ihr Leben nach dem Gesetze Gottes anstellen würden. Die das Gesetz thun, werden gerecht, Röm. 11, 1. 3. Diejenigen also, welche das erkannte göttliche Gesetz thun, werden gerechtfertiget werden. Niemand aber kan gerechtfertiget werden, als wenn ihm die Gerechtigkeit Jesu Christi zugerechnet, und seine Handlungen dadurch als geheiliget angesehen werden. Also müssen die, welche nach der Erkenntniß Gottes, auch sein Gesetz thun,

durch

durch die Zurechnung der Genugthuung Jesu Christi gerechtfertiget werden.

Dieses desto besser zu verstehen, muß man den Unterscheid zwischen einem förmlichen und materialen Urtheile des Verstandes erwägen. Ein förmliches Urtheil ist dasjenige, wobey die ganze Form und Beschaffenheit der Sache zum Grunde liegt, welches aus einer deutlichen Erkenntniß Jesu Christi und seiner Erlösung entstehet. Ein materielles Urtheil ist dasjenige, welches die Materialien, oder die ersten allgemeinen Gründe billiget, und keine ausdrückliche Erkenntniß der Erlösung hat. Ein solches Urtheil beruhet auf den Gründen, darauf hernach die Offenbarung ihre Wahrheiten bauet und vorträgt, z. E. daß ein Gott sey, daß die Hauptsumme der Lehre sey: Erkenne Gott, fürchte Gott, und halte seine Gebote. Aus diesen folget alles übrige. Wenn darzu die Offenbarung kommt und uns Handleitung giebt, so wird daraus eine Einsicht in die Erlösung Jesu Christi entstehen.

Wo die Berufung geschehen ist, da kan ein gantz offenbarer Beyfall aus einem förmlichen Urtheile entstehen. Diejenigen Handlungen, wodurch Gott den Menschen eine Erkenntniß der Erlösung Jesu, zur Erlangung der Seligkeit giebt, heissen die Berufung. Von dieser Berufung ist die Bezeugung Gottes unterschieden, welche diejenigen Handlungen in sich begreift, dadurch sich Gott den Menschen beweiset, daß er sey, und denen die ihn

suchen,

suchen, ein Vergelter seyn werde. Apostel Gesch. XIV, 17. Hier bestimmet Paulus zwo Gattungen von Menschen: die erste, welche Gott in ihren Wegen wandeln lassen, und sich denselben indessen bezeuget; die andere, die das Evangelium hatten, welches Paulus zu ihnen brachte. Gott hat sich also gegen die Menschen entweder der Berufung, oder Bekanntmachung seines Willens in seinem Sohne, oder der Bezeugung und Kundthuung durch seine Werke und Wohlthaten, bedienet. Den Jüden ist vornehmlich die Berufung; und den Heyden die Bezeugung Gottes wiederfahren. Als im N. T. Jüden und Heyden zu Jesu berufen worden, hat die Bezeugung nicht aufgehöret, sondern sie ist ein Mittel geblieben, die Heyden zur Annehmung der Berufung zu bewegen.*

Das zweyte Capitel handelt von der Vernunft, Bezeugung und Offenbarung Gottes. Hier wird erstlich von den Mängeln der jetzigen

* Dieses ist der Hauptschlüssel zu dem ganzen Buche, welchen wir mit Fleiße in einem zulänglichen Auszuge, und mit des Verfassers eigenen Worten, hieher gesetzet haben, damit man desto sicherer und gewisser davon urtheilen könne. Man siehet zur Gnüge hieraus, was bey der Berufung der Heyden seine Meinung sey, und wie dieser bey dem Heydenthume die Erlösung Christi zu statten kommen solle. Doch wird freylich noch verschiedenes dargegen eingewendet werden können.

gen Erkenntniß Gottes gehandelt, bey welcher der Mensch leicht auf Irrthümer fallen kan. Dieses geschicht auf verschiedene Weise: Die Offenbarung aber tritt ins Mittel; indem sie dem Menschen dasjenige bekannt macht, was er in göttlichen Dingen entweder gar nicht weiß, oder nicht recht erkennet. An der Möglichkeit derselben wird niemand einen Zweifel haben, der bedenket, wie viel wir im natürlichen nicht wissen, und wie viel mehr uns in göttlichen Dingen könne unbekannt seyn; auch wie Gott die Kraft habe, wenn er will, von sich dem Menschen ein mehreres kund zu machen. Was die Nothwendigkeit der Offenbarung betrifft, so findet sich eigentlich zu reden, an Seiten Gottes keine Nothwendigkeit zu einer Offenbarung. Jedoch der Endzweck des Herrn bey dem Menschen hat ihn darzu vermocht, welcher zu einer ewigen Glückseligkeit in jenem Leben erschaffen war, nach dem Falle und der Sünde aber, dieses Zweckes nicht theilhaftig werden konnte. Daher muste Gott ein Mittel der göttlichen Versöhnung offenbaren. Ein solches Mittel können wir nur aus der höchsten Güte Gottes vermuthen, und mit keiner völligen Gewißheit feste setzen. Wir können glauben, Gott werde uns nicht in unserm grossen Verderben lassen, sondern vielmehr den Weg zeigen, wie wir wieder zu ihm gelangen sollen. Bey ihm ist also eine sittliche Nothwendigkeit, oder vielmehr günstige Billigkeit

zur Offenbarung. * Auf Seiten der Menschen erhellet die Nothwendigkeit der göttlichen Offenbarung deutlich genug.

Von der Offenbarung kommt der Verfasser auf die Lehre der Bezeugung Gottes, welche gleichsam den andern Theil dieses Hauptstücks ausmachet. Bey dieser Bezeugung Gottes, da er den Menschen die Gründe seiner Erkenntniß und der Gnugthuung Jesu Christi zu erkennen gegeben, damit sie nach derselben ihn ehren, ihn suchen, und auf seine Gnade hoffen sollen, wird zweyerley ausgeführet: 1) Was der Mensch von Gott und in göttlichen Dingen, erkennen, auch was diese Erkenntniß in seinem Gemüthe würken könne? 2) Ob diese natürliche Erkenntniß leicht zu haben sey, ob man schwer, oder leicht darzu gelange? Bey dieser ganzen Betrachtung muß man vorsichtig verfahren und merken, daß wir einmahl nicht zu viel von dem Menschen erwarten, noch aus der Erkenntniß die wir durch die Offenbarung erlanget haben, von denen urtheilen, denen dieses göttliche Licht gefehlet hat; daß wir aber auch vors andere dasjenige nicht verringern, was der Mensch aus dieser Bezeugung

* Hier giebt man dasjenige zu, was man vorher geleugnet. Freylich ist die Offenbarung von Seiten Gottes nothwendig, und zwar auf eine hypothetische Art. In so ferne er die Absicht und den Zweck an den Menschen zu erreichen gemeint ist; in so ferne muß er auch die Mittel wollen.

zeugung Gottes erkennen kan, damit wir die von des Menschen Nachläßigkeit entstehende Schuld ja nicht auf Gott schieben.

Im dritten Capitel wird von der Berufung unter dem alten Testamente, insonderheit von der Berufung der Juden und derselben Ursachen gehandelt. Der Herr Verfasser weiset, wie die Offenbarung von Adam bis auf die Patriarchen fortgeführet worden, und wie es in diesen Zeiten auch schon Hindernisse der weiten Ausbreitung der göttlichen Offenbarung, gegeben habe. Dahin rechnet er Abrahams Blödigkeit, da er seine Frau vor eine Schwester ausgab, die Ehe mit seiner Magd Hagar, den Beyschlaf Loths mit seinen Töchtern, die Ausstoßung Ismaels von Abraham, die Arglistigkeit Jacobs, da er seinem ältesten Bruder die Erstgeburt ablockete, und die Heerde Labans durch eine künstliche Trächtigmachung größtentheils an sich brachte. Ferner wird hieher gerechnet das größtentheils schändlich und ärgerlich geführte Leben der Söhne Jacobs, dadurch die Offenbarung keine besondere Beförderung zu hoffen hatte *.

Hierzu

* Alle diese Umstände scheinen etwas übertrieben zu seyn; zumahl da das gegentheilige überwiegende Gute bey den Patriarchen, ihr Abscheu an den persönlich bösen Thaten, und ihr Eifer um die Meßianische Religion, nicht genugsam erwogen, und wenigstens dem Glaubensvater Abraham seine Fehler viel zu hoch angerechnet worden.

Hierzu kam nach der Zeit der dienstbare Zustand und die Abgötterey der Israeliten in der Wüsten. Nun scheinet es wohl, als ob bey den Wundern Israels in der Wüsten, die Offenbarung Gottes sehr befördert und ausgebreitet worden sey; allein unser Schriftsteller glaubet das Gegentheil, und hält dafür, daß mancherley Ursachen vorhanden sind, woher diese Erkenntniß der Wunderwerke nicht zu allen habe gelangen können. Denen Egyptern war durch diese Wunder ein grosser Schade verursachet worden. Daher verschwiegen sie dieselben gegen die Ausländer: und da sich die meisten bey den Egyptern Raths erholeten; so haben sie freylich müssen betrogen werden *.

Nach der Zeit erwählte Gott die Jüden zu seinem Volke, welches nicht aus blossem Wohlgefallen, auch nicht wegen der Grösse ihres Ruhms, noch um ihrer Frömmigkeit und Gerechtigkeit willen, sondern darum geschehen ist, daß die in Abraham zu Grunde gelegte Offenbarung in ihnen solte erneuert und dadurch allen Menschen geholfen werden, zur Erkenntniß der Wahrheit zu kommen. Doch es fanden sich allhier sowohl bey dem jüdischen Volke, wegen ihrer Abgötterey, als auch auf Seiten

* Wer hat ihnen aber solches geheissen? Sie hätten sich ja bey frommen Jüden Raths erholen können. Aber sie hielten derselben Religion für Thorheit. War es ihnen also nicht recht, daß sie betrogen wurden?

Seiten der cananitischen Völker, mancherley Hindernisse die Offenbarung zu befördern; da zumal diese Völker, wegen der jüdischen Ausrottung ihrer Landesleute dergestalt erbittert wurden, daß sie nicht glauben konnten, die wahre Religion sey unter den Juden. Gleiche Betrachtung stellet unser Schriftsteller über die folgenden Zeiten an. Ob schon unter Davids Regierung mancherley Vortheile den Ausländern, in Ansehung der Ausbreitung von der wahren Religion zuwuchsen; so erstreckten sich doch solche Vortheile nur auf die nähesten Völker und gaben diesen Gelegenheit, die jüdische Religion näher kennen zu lernen: aber auf alle, auch auf die entferntesten Völker können sie nicht gezogen werden.

Das vierte Capitel gehet auf die Berufung unter dem N. Testamente, da von dem Lehramte Christi, seiner Apostel und der siebenzig Junger geredet, und der Befehl zur allgemeinen Berufung, nach der Auferstehung Jesu, und die Predigt des Evangelii unter den Juden und Heyden, in nähere Betrachtung gezogen werden. Besonders wird bey den Verrichtungen Pauli und über die Stelle Apostel Gesch. XVI, 6. 7 wider die Reformirten eine nützliche Anmerkung gemacht; hernach aber bewiesen, wie diese apostolische Berufung in allen Theilen der Welt, auch wohl in America, statt gefunden habe, daher man sie mit Recht eine allgemeine Berufung nennen können; ob sie schon auch ihre Hindernisse gehabt, indem

sich Juden und Heyden dem Evangelio widersetzt und den Lauf desselben gehemmet. Auch funden sich bey den Aposteln selbst Hindernisse, das ist solche Dinge, welche sie schwer, aber deswegen nicht unmöglich gemacht. Man muß gedenken, schreibt der Verfasser, daß sie Menschen gewest, und nicht allenthalben was ausserordentliches bey ihnen zu suchen sey. Sie haben Speise und Trank, Schlaf und Ruhe, wie andere Menschen nöthig gehabt. Sie arbeiteten auch darbey, damit sie den Gemeinen nicht beschwerlich wären. Sie musten ihre Reisen zu Fuße thun. Einige hatten Weiber. Sie waren oft eine Zeitlang gefangen, oder unterweges aufgehalten, und was dergleichen Hindernisse mehr waren*.

Im folgenden wird diese allgemeine apostolische Berufung noch weiter erläutert, und aus den Sprüchen der heiligen Schrift gerets

* Hier kommen verschiedene Dinge vor, die wohl unrecht unter die Hindernisse des Evangelii gerechnet werden. Die Apostel haben auch zu Schiffe Reisen gethan, welches das Evangelium geschwind und weit herum bringen konnte. Daß einige Weiber gehabt, daß sie gegessen, getrunken und geschlafen, gehöret alles nicht hieher. Auch in ihren Gefängnissen konnten sie oft das Evangelium predigen, und Gott lenkete einen dergleichen Umstand bey Paulo dahin, daß das Evangelium den Königen und dem Kayser selbst, nebst seinen Hofleuten geprediget ward.

rettet*, auch verschiedenen Einwürfen gründlich begegnet. Hierauf folgt ein kurz gefaßter Bericht von den Zeugnissen der Kirchenlehrer, von den Folgen der allgemeinen Bekehrung, von der Bekehrung neuer Völker, von den neuesten Bekehrungswerken der römisch-catholischen und der evangelischen Lehrer. Zuletzt wird gefragt, ob eine allgemeine Heydenbekehrung bevorstehe? welche verneinet und das eilfte Capitel Pauli an die Römer beyläufig erkläret wird.

In dem zweyten Theile tritt der Verfasser seinem Zwecke näher, und beweiset in des fünften Capitels erstem Abschnitte die Seligkeit der Heyden mit einigen Gründen. Anfangs sagt er, die Berufung und Offenbarung gehen zu gleichen Theilen fort: und wie die Offenbarung sey, so müsse auch die Berufung seyn, da dieselbe nichts anders, als eine Ankündigung oder Auslegung der Offenbarung ist. Hierauf weiset er die Nothwendigkeit

* Dieses ist die kräftigste und bündigste Beweisart: Ja man kan wider die apostolische allgemeine Predigt, aus dem Stillschweigen der Historie ohnedem keinen gegründeten Zweifel machen. Man beweise nur erst, wo das Evangelium von den Aposteln in der damals bewohnten Welt nicht sey geprediget worden. Bis hieher haben die meisten, besonders die reformirten Gottesgelehrten, nur Muthmaßungen, aber keine Gründe von dem verneinenden Satze, vorgebracht.

keit der Offenbarung und zeiget, daß sie ein Werk der Güte und Gerechtigkeit Gottes sey. Der erste Grund vor die Seligkeit der Heyden wird aus der Unpartheiligkeit Gottes hergenommen, da vor ihm kein Ansehn der Person ist. Er muß, da er allen die er erschaffen hat, die Mittel des Heyls verleihen. Sonst handelte Gott ungerecht. Nun ist in keinem andern als in Christo, das Heyl zu finden. Daher kan den Heyden die von Christo nichts gehöret haben, die Seligkeit nicht anders, als in Christo und durch Christum wiederfahren. Jedoch wird an ihrer Seite auch gefodert, daß sie sich bemühen, Gott mit allen Kräften zu erkennen und zu verehren; wodurch sie bezeigen, daß sie von der weitern Erkenntniß Gottes nicht abgeneigt sind. Also müssen sie Gott aus den Werken der Schöpfung erkennen. Der zweyte Beweis wird aus der Beschaffenheit des Falles Adams, und des Todes und der Genugthuung Christi hergenommen. Wie sich die Sünde verhält, so verhält sich auch die Gnade. Wenn nun die Heyden, die sonst keinen Unterricht haben, ihre natürliche Erkenntniß wohl gebraucht, und darnach fromm gelebt haben; so ist dadurch eine fast offenbare Einwilligung in die weitere Erkenntniß Gottes und Ausübung der Frömmigkeit bewiesen worden. Daher wird ihnen die Seligkeit in Christo, und nicht der Tod in Adam wiederfahren. Der dritte Beweis wird von der Genugthuung Christi und derselben

selben Werthe hergenommen. Der Verfasser schreibt: eine Genugthuung, die ohne Wissen des Schuldners geschiehet, sey gültig. Dieses sey die Eigenschaft einer vollkommenen Genugthuung: daher müsse man solche bey dem Verdienste Christi antreffen. Christus hat vor alle sein Blut vergossen. Die Heyden die von ihm nichts gewust, haben ihre Schuld gegen Gott erkannt, und zur Tilgung derselben allen möglichen Fleiß durch Frömmigkeit bewiesen. Dadurch haben sie also ihre fast offenbare Einwilligung in die Genugthuung Jesu Christi bezeuget. Denn sie würden offenbar darein gewilliget haben, wenn ihnen eine deutlichere Ankündigung des Evangelii wiederfahren wäre. Der gütige Schöpfer kan ihnen also die Vergebung und die Früchte aus der Genugthuung Jesu Christi, die sie in der That unbekannt erwüscht haben, nicht entziehen *.

* In diesen Beweisen allen scheint der Verfasser einen Sprung zu thun, oder zu viel zu schliessen; ob er schon nicht alle Heyden, sondern mit einer Einschränkung nur die frommen Heyden selig machen will. Muß man nicht vielmehr nach der Schrift so urtheilen, daß Gott allen Menschen, die heilsbegierig sind, die Erkenntniß Jesu schenken werde; als, daß er sie ohne solche Erkenntniß selig machen wolle? Aus allen drey Beweisen kan nicht mehr, als so viel, folgen. Oder man spricht Gott die Möglichkeit ab, den Menschen solche Erkenntniß angedeyhen zu lassen, welches nicht zuzulassen ist.

Nach diesen Beweisen werden die hieher gehörigen Schriftstellen angeführet, unter denen Apostelgesch. X, 34 zuerst stehet. Die Kraft des Beweises wird aus dem Umstande geschlossen, daß Cornelius nebst seinen Freunden und Bekannten, als gottesfürchtige und Gott angenehme Personen beschrieben werden. Nun sey aber niemand Gott angenehm, als in Christo und durch den Glauben an ihn; folglich erhelle hieraus, daß die gottesfürchtigen Heyden Christo angenehm sind, und auch glauben würden, wenn sie das Evangelium so gehöret hätten, wie es Cornelius gehöret hat. Auf den Einwurf daselbst aus v. 43 macht der Verfasser die gekünstelte Antwort, daß Petri Worte nebst den angeführten Schriftstellen, nicht auf die gezogen werden, die das Evangelium von Christo nicht gehöret, und folglich an ihn nicht ausdrücklich glauben können, sondern daß sie allein auf diejenigen Personen gehen, die das Evangelium hören und daran glauben würden*. Auf gleiche

* Dieses dichtet der Verfasser. Petrus sagt ausdrücklich, ohne Ausnahme, daß alle die an Jesum glauben, Vergebung der Sünden haben sollen. Folglich erlanget niemand solche, wer nicht glaubt. Eben dieses Exempel Cornelii bestätiget das, was wir vorher erinnert, daß Gott weislich und wunderbarlicher weise die heilsbegierigen Heyden zu der Erkenntniß Jesu bringen könne. Und so macht er sie selig, nach dem Ausspruche der Schrift.

che Weise erkläret man hier Pauli Stellen, Röm II, 12. 13. I, 18.

Weiter wird hier die Rede Jesu aus Matth. VIII, 11. 12 angeführet, aus welcher man, wenn sie nicht ohne Kraft und Nachdruck erkläret wird, nothwendig folge, daß die dem Menschen ohne Offenbarung übrige Erkenntniß und Verehrung Gottes, allezeit ein Mittel gewest, wodurch sie vermöge des Blutes unsers Hohenpriesters Jesu Christi, von Morgen und vom Abend, von Mitternacht und von Mittag, in das Reich Gottes eingehen können *. Eben dahin wird die Stelle Matth. XXV, 14 - 29. gezogen.

S 5 Ein

Schrift. Ist denn Cornelius ohne Evangelium selig worden? Wo stehet das? Wie kan man also erweisen, daß die Heyden ohne Evangelium und Erkenntniß Jesu sollen selig werden? Die ganze Predigt Petri, und die ganze Historie ist der Meinung des Verfassers zuwider.

* Es ist freylich wahr, daß die Heyden aus allen Gegenden der Welt in das Reich Gottes eingehen können. Aber wie geschiehet dieses? Davon redet Jesus hier ganz und gar nicht. Seine Worte sind eine Weissagung, daß die Jüden, die Kinder des Reichs ausgestossen und verdammt; die Heyden aber selig werden sollen. Wie solches aber geschehen wird, davon stehet keine Sylbe allhier. Es gehörete solches auch zu des redenden Heylandes Absicht gar nicht, der schon an andern Orten bezeuget, daß der Glaube an ihn selig machen, der Unglaube aber verdammen solle. So weiß man also, wie

Ein neuer Beweis wird von den göttlichen Fällen und Exempeln hergenommen, da es also heißt: Derjenige Gott, der die Kinder der Heyden, die Kinder der Christen die vor der Taufe sterben, die Tauben und Wahnwitzigen die solches ohne ihre Schuld sind, selig macht; der wird auch diejenigen Heyden durch Christum selig machen, die nach seiner Vorsehung keine Gelegenheit zur Erkenntniß Jesu Christi gehabt, aber doch nach allem Vermögen ihn erkannt, verehret und nach seinem Gesetze gelebet haben. So zeiget uns Gott, daß er mehr Wege habe, die Menschen zu dem in seinem Sohne Jesu Christo erworbenen Heile zu bringen *. Auf diese Art kan die Allge- mein-

wie die Heyden sollen selig werden: nemlich wenn sie die Predigt des Evangelii annehmen und sich bekehren.

* Daß Gott viel Wege habe, die Heyden zum Heil in Christo zu bringen, können wir nicht leugnen; aber das ist uns bedenklich, daß sie ohne Evangelium selig werden sollen. Es folget vielmehr daher, daß Gott seine mannigfaltigen Wege darinne offenbaren wird, wenn er dahin, wo heilsbegierige Heyden sind, das Evangelium sendet. Daß der Herr also verfahre, sehen wir ja aus dem ganzen Verhalten desselben im alten und neuen Testamente. Dieses kan man also mit Grunde annehmen; jenes aber nicht. Die Exempel mit den Kindern und Tauben schicken sich hieher nicht, weil dieses theils außerordentliche Fälle sind, bey welchen man nicht

meinheit der Gnade Gottes und des Verdienstes Christi am besten behauptet und wider die Freunde der besondern Gnade vertheidiget werden.

Zum Schlusse dieses Abschnittes wird noch die Erinnerung gegeben, daß der erwehnte fast offenbare Beyfall in die Genugthuung Jesu Christi sich gar nicht auf diejenigen erstrecke, die nach ihrer Religion Christo vorsetzlich widersprechen. Er erstreckt sich auch nicht auf die Heyden, die zwar das Evangelium hören und hören können, aber wegen des Ansehens ihrer Voreltern, wegen der Vortheile dieses Lebens, aus Liebe der Wollüste, wegen der Verachtung der Lehre Christi in ihrem Lande und andere dergleichen nichtige Ursachen, in ihrem Unglauben beharren *. Bey den Mahomedanern ist der Widerspruch gegen Christum nicht so allgemein als man meinet. Sie dulden nicht nur keinesweges Lästerungen gegen Jesum Christum, sondern der vernünftigste Theil von ihnen ziehet Jesum Christum dem Mahomed vor und hält ihn ausdrücklich vor den Sohn Gottes. Der

nicht weiß, was Gott thut; theils diese Personen den Gebrauch des freyen Willens nicht haben und der Gnade Gottes nicht widerstehen.

* Nach dieser Einschränkung werden sehr wenig Heyden seyn, welche nach des Verfassers Lehrsätzen die Seligkeit erlangen. Und da solte man doch ehe glauben, daß sie Gott zur Erkenntniß bringen, als sie in der Unwissenheit selig machen würde.

Der andere Abschnitt dieses Hauptstückes berühret die Einwürfe, die wider die Seligkeit der Heyden gemacht werden. Theils sind sie aus Sprüchen heiliger Schrift genommen; theils beruhen sie auf andern Gründen, welche wir in die Kürze zusammen zu ziehen nicht im Stande sind. Begierige Leser werden solche selbst ansehen, nachdem wir ihnen von des Verfassers System genugsame Nachricht ertheilet haben. Beyläufige Dinge werden hier nicht selten beygebracht und erörtert, z. E. daß Gott denen das Evangelium gegeben habe, bey denen er die Verachtung vorher gesehen; daß also das Vorhersehen der Verachtung kein Erkenntnißgrund sey, warum einige das Evangelium nicht empfangen*. Ferner, daß Gott denen sein Wort nicht gegeben habe, bey welchen er den guten Gebrauch vorher gesehen, und daß also der vorhergesehene Unglaube bey andern kein Grund der Entziehung des Evangelii sey. Dahin wird die Stelle Ezech. III, 4 - 7. Luc. X, 24, ingleichen dasjenige gerechnet, was der Heyland von Tyro, Sidon und Sodom selbst ausgesprochen hat. Weiter untersuchet der Herr Verfasser, ob die Heyden von der Gütigkeit Gottes und von der

Hoffnung

* Nach unsern Gedanken darf man bey einer solchen Betrachtung keine allgemeinen Sätze annehmen. Denn Gott kan ja hier und da viel besondere Ursachen haben und manches ausserordentlich thun, was sonst nach seiner ordentlichen Gnade nicht geschehen würde.

Hoffnung zur Seligkeit auszuschliessen sind? ob ausser der Kirche keine Seligkeit sey, und ob die Heyden deswegen zu verdammen sind? Endlich wird auf einige Schriftstellen, so man noch wider die Heyden vorbringt, geantwortet.

Im dritten Abschnitte wird von den unterschiedenen Meinungen derer gehandelt, welche die Seligkeit der Heyden behauptet haben. Diese gehet der Verfasser historisch durch und fället sein Urtheil darüber.

Im sechsten Capitel wird eine allgemeine Betrachtung über die Anzahl der Seligen angestellet, und dasjenige, was uns die Eigenschaften Gottes lehren, insonderheit seine Heiligkeit, Gütigkeit und Weisheit angeführt, auch insonderheit dasjenige erwogen, was die heilige Schrift für die Mehrheit der Seligen saget. Der Verfasser giebt hernach unterschiedliche Regeln, welche man bey der Beurtheilung der Mehrheit der Seligen zu beobachten habe, antwortet auf die Einwürfe aus der Schrift, Matth. VII, 13*. Luc. XIII, 23. Matth. XXII, 14. Joh. III, 19. Luc. VIII, 4-15. Phil. II, 13. welche wider die Mehr-

* Wie wichtig zuweilen die Antworten des Verfassers sind, kan man z. E. bey dieser Stelle zeigen, da er sagt: „Es ist wahr, viele „wandeln auf dem breiten Wege: aber werden sie denn immer darauf wandeln? können sie nicht noch auf den Weg des Heyls „kommen? Es ist wahr, wenige finden des „Lebens

Mehrheit der Seligen vorgebracht werden, und neiget sich auf die Meinung derjenigen, welche die Mehrheit annehmen; glaubet auch, daß die Güte und Gerechtigkeit Gottes am besten also könne erkläret werden, und daß sich besser als bisher, auf solche Weise eine Theodicee schreiben lasse.

Diese gänze Schrift ist mit Fleiß und nicht ohne Gelehrsamkeit ausgearbeitet. Obschon der Verfasser ein wenig weit auszuholen scheint, so lässet sich doch solches wegen des folgenden, wohl entschuldigen. Ob aber in der Haupthypothese, von der Seligkeit der Heyden, welche an sich nicht ganz neu ist, etwas gründlicheres sey dargethan worden, lassen wir dahin gestellet seyn. Nach den weisen, gütigen und mächtigen Wegen Gottes scheinet man näher zum Zwecke zu kommen, wenn man annimmt, daß der Herr nach denselbigen, die vernünftigen und erbaren Heyden leichter zum Evangelio bringen könne, wovon man gewisse Beweise und Exempel vor sich hat, als wenn man annimmt, daß Gott in der Unwissenheit des Evangelii dieselben habe selig machen wollen. Überhaupt aber verfährt man in

„Lebens Weg: aber können sie ihn nicht noch „finden? Sie können ja wohl noch den Weg „zum Leben finden, oder die Mittel der Se„ligkeit erkennen und ergreifen.„ Dieses deucht uns schlecht genug auf einen Einwurf geantwortet und fast mit Christi Worten gespielet zu seyn.

in solchen und dergleichen Dingen, welche die Vernunft nicht ausmachen kan, welche auch die Schrift nicht völlig erörtert, am sichersten, wenn man das Stillschweigen erwehlet und solche Begebenheiten als Geheimnisse ansieht, welche uns die Ewigkeit aufschliessen wird.

III.

Fortsetzung der Nachricht aus dem Thesauro ecclesiasticæ antiquitatis.

Wir haben in dem vorhergehenden Theile unserer Nachrichten angezeiget, was man in den zwey ersten Bänden dieser schätzbaren Sammlung wichtiger Abhandlungen suchen soll, welche ehemals den kostbaren Actis sanctorum einverleibet worden. Jetzo wollen wir noch dasjenige beyfügen, was in dem dritten Bande dieses schönen thesauri vorkommt. Derselbe enthält gleich den vorigen Theilen, lauter solche Abhandlungen, welche zu den Alterthümern der Kirche gehören, und daher viele Aufmerksamkeit verdienen. Die erste bestehet in einer sehr starken Ausführung des P. Joh. Baptist Sollers zum Vten Tomo des Monats Jun. darinne er eine vollständige Nachricht von den Patriarchen zu Alexandrien mittheilet. Sie faßt 12 Cap. und unterschiedene Anhänge in sich, und beträgt 134 S. Erstlich schickt er ein kurzes Verzeichniß aller Patriarchen, von

dem

dem heil. Marcus an bis auf den Patriarchen Johannes; zum voraus; dieses gehet bis ins Jahr 1706. Ferner liefert er eine Vergleichung des egyptischen und römischen Calenders, um die Zeitrechnung desto leichter zu bestimmen. So giebt er auch nähere Nachricht von dem Apostelamte, Verrichtungen und Sterbetage dieses Apostels Marcus, als Stifters des alexandrinischen Patriarchats, in welcher er unterschiedene Zweifel hebt, welche der P. Henschen in der Lebensbeschreibung des nur gedachten Apostels unerörtert gelassen hat. Er gestehet, daß die ersten Nachrichten, welche man von diesem heil. Lehrer bey dem Eutychius, Severus, besonders aber dem Abulfraganus und andern morgenländischen Geschichtschreibern findet, überaus fabelhaft und ungewiß sind, dahin er auch die Acta S. Barnabæ rechnet. Nach der Zeitrechnung des Sollers ist dieser Apostel und Evangeliste Jesu, in den Jahren 37, 38, 39 in Egypten gewest und hat die Lehre Christi verkündiget; endlich aber hat er sich im Jahr 40 der christlichen Zeitrechnung, unter dem Kayser Cajus Caligula nach Alexandrien gewendet, ist aber im Jahr 44 nach Rom gegangen, um sich mit dem Apostel Petrus zu besprechen, allwo er auch sein Evangelium geschrieben haben soll. Von Rom hat er sich zurücke nach Alexandrien begeben, und daselbst im 8ten Jahre der Regierung des Kaysers Nero, welches das 61 Jahr unsrer Zeitrechnung ist, die

Märty-

Märtyrercrone erhalten. Der Umstand vor der Zeit des Todes dieses heil. Mannes macht dem Verfasser einige Mühe, um die Zeitrechnung der Christen und Egyptier mit einander zu vereinigen. Die ältesten Schriftsteller melden, der heil. Apostel Marcus sey am Pascha oder Osterfeste getödtet worden, da eben die Egyptier die abgöttische Feyerlichkeit des Serapis begangen haben. Die Vereinigung dieser Zeitrechnung suchet er auf diese Art herzustellen. Er macht erweislich, daß man den Nahmen Pascha in den ältesten Schriften in einem ganz besondern Verstande nehme, indem er überhaupt den Sonntag der Christen anzeiget, wie solches der Verfasser mit tüchtigen Beweisen bestätiget. Ferner macht er höchstglaubwürdig, daß da dieser grosse Lehrer an dem Feste des Serapis getödtet worden, man ihn etliche Tage vorher in Verhaft genommen, um ein heil. Schlachtopfer an diesem heydnischen Feste abzugeben. Folglich kan man die Sache also entscheiden, daß das Fest des Serapis nicht auf das Osterfest, sondern auf einen Sonntag gefallen, welchen man in den ersten Jahrhunderten der Christen ein Paschafest genennet.

Nach dieser gelehrten Ausschweiffung kömmt er auf die Abhandlung von den alexandrinischen Patriarchen selbst. In dem ersten Capitel redet er von den 10 ersten Patriarchen; dahin der Evangelist Marcus, Annianus, Abilius oder Milius, Cerdo rc. gehören.

Ihre Zeitrechnung gehet von dem Jahre 40 bis 179. In Erzehlung der Geschichte des heil. Marcus ist er sehr weitläuftig, aber auch bescheiden; indem er viele Nachrichten des Eutychius, welche Pearson und Seldenus vor glaubwürdig halten, mit gutem Grund vor fabelhaft erkläret. Bey der Wahl eines Patriarchen zu Alexandrien ist dieses besonders merkwürdig, daß die ganze Gemeinde daran Antheil gehabt, und ihre Einstimmung dazu gegeben hat, wie der H. Verfasser mit vielen Beyspielen erweiset. Das 2te Capitel begreift die 8 nachfolgenden Patriarchen in sich, vom Jahr 179 bis 311. Der erste ist der heil. Julianus. Demselben folgen Demetrius, Heraclas 2c. Das 3te Cap. handelt von den Unruhen des Patriarchen Alexanders und Athanasius mit den Arianern: Das 4te von dem Zwiespalte, welcher unter dem Dioscarus gewest: Das 5te von den Verfolgungen der Patriarchen, welche der jacobitischen Secte angehangen: Das 6te von den jacobitischen Patriarchen unter den Saracenen und ihren Califen bis aufs Jahr 743: Das 7te von den großen Drangsalen unter der Califen Bothmäßigkeit: Das 8te von den Patriarchen, welche Jacobiten oder Melchiten gewest, vom Jahr 859 bis 958: Das 9te von den Patriarchen, welche bis ins Jahr 1102 gelebet haben: Die 10. 11 und 12ten Cap. von den nachfolgenden und gegenwärtig lebenden Patriarchen, welche aber mehr den Nahmen, als

als das Ansehen und Gewalt haben. Diese ganz beträchtliche Abhandlung wird gröstentheils mit den Zeugnissen der morgenländischen Geschichtschreiber, besonders aber des Abulfaragagius erleutert. Um aber diese chronologische Beschreibung desto nutzbarer zu machen, hat der H. Verfasser am Ende noch allerhand schöne und gründliche Anmerkungen angefüget, als von den Copten, den Melchiten, den Jacobiten und Habessynern, deren ganze Religionsverfassung und gottesdienstliche Handlungen untersuchet werden *.

In der Fortsetzung dieses 3ten Theils erblicken wir im 2 und 3ten Abschnitte eine vollständige Nachricht von dem Leben des P. Dan. Papebrochs, welches P. Jauning und Joh. Pin entworffen haben. Der 4. 5. 6 und 7te Abschnitt enthalten einige alte Kalendaria, zwey alte Martyrologia aus den Cuspinianischen Urkunden, und ein Martyrologium hieronymianum, welches der P. Soller zusammen getragen hat. Der 8te Abschnitt liefert eine schöne Abhandlung zum I Theile des Monats Julii, von den 12 heili Reisegefehrten, welche der heil. Anastasius aus Sy-

 rien

* Man findet hier vieles, womit man des Hr. la Croze Geschichte vom Zustande der christlichen Religion in Aethiopien und Habessynien 2c. desgleichen des Josephs Abucdant Histor. Jacobitarum, welche der Hr. von Seelen geliefert hat, gar sehr erweitern und bereichern kan.

rien mit sich in Italien gebracht haben soll. Der H. Verfasser giebt sich viel Mühe, das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden. Dahero gestehet er, daß man in den ältesten Martyrologien fast keine sichere Spur in dieser Geschichte finde. Inzwischen bringt er aus den barberinischen und strozzischen Büchersälen, allerhand beträchtliche Urkunden zur Erleuterung dieser Geschichte bey: Wie er denn auch viele Fehler, welche Ughelli, Jacobelli und andere begangen haben, bey dieser Geschichte des heil. Anastasius und seiner Gesellschaft aufrichtig entdecket. Die 9 und 10ten Abschnitte sind von keiner Wichtigkeit, und tragen nur eine kurze Lebensbeschreibung des P. Francisc. Bärt und P. Jaunings, welche an diesen Actis Sanctorum mit gearbeitet haben, vor. Der 11te Abschnitt besteht in einer historisch = chronologischen Abhandlung von den Patriarchen zu Antiochien, von dem ersten Jahrhunderte an bis in das 13 Jahrhundert. Diese Ausführung ist lesenswürdig, besonders da die hier und da eingestreuten Anmerckungen verhüten, daß sie nicht trocken und unangenehm wird. Der erste Stiffter dieser verehrungswürdigen Patriarchen ist der heil. Apostel Petrus, von dem wir anderweit geredet haben. Uber dessen Nachfolger hat sich eine Streitigkeit erhoben, da einige den Evodius, andre aber den Ignatius unmittelbar in der Nachfolge anführen. Doch es finden sich Stellen der besten

Kirchen-

Kirchenväter, des Hieronymus, des Eusebius, des Origenes 2c. welche man zu beyder Patriarchen Vortheile anführen kan. Um aber diese Sache zu entscheiden, glaubt der H. Verf. daß Evodius vor die Gläubigen aus den Jüden, Ignatius aber vor die Gläubigen aus den Heyden gesetzet worden. Dieser war von dem Apostel Paulus, jener aber von dem Apostel Petrus. Die Lebens- und Martyrgeschichte dieses heil. Ignatius wird aus den besten Qvellen hergeleitet und ordentlich vorgetragen *. Die Abhandlung von dem heil. Batylus dem 13 Patriarchen machet ihm zu schaffen, indem Tillemont mehr Bischöffe dieses Nahmens anführet. Doch der Verfasser erweiset ganz bündig, daß Batylus wirklich Patriarche zu Antiochien gewest, und unter dem Numinianus getödtet worden sey. Die Ordnung führet ihn auf den unwürdigen Patriarchen Paulus von Samosata, dessen Unruhen und unbändiges Leben er nach der Reihe erzehlet **. Bey dem Leontius,

 welcher

* Alles was man von dem Leben und Märtyrer-Tode des heil. Ignatius in den ältesten Schriften aufgezeichnet findet, hat unser gelehrter Herr Prof. Bayer zusammen getragen. Man lese seine Dissertationes Ignatianas.

** Wir können auch hier den geneigten Leser auf die gründliche Abhandlung des H. D. Joh. Wilh. Baiers in Jena de Paulo Samosateno Socinianorum Patriarcha weisen, in welcher man die Geschichte dieses Mannes in einem Zusammenhange findet.

welcher der 30te Patriarche gewest, scheinet merckwürdig zu seyn, daß er sich selbst verschnitten, oder der Zeugungstheile beraubet habe, um ohne bösen Verdacht, mit einer Jungfer die Eustolia heisset, desto freyer umzugehen. Da nun die alten apostolischen Gesetze * nicht erlauben, daß ein solcher Mann, der an sich selbst ein Mörder wird, zu einem geistlichen Amte befördert würde, so hat es um so viel grössers Aufsehen gemacht, daß man diesen verschnittenen Leontius zu einer solchen Würde erhoben. Die 9te Fortsetzung dieser Geschichte der Patriarchen zu Antiochien gehet bis S. 418. u. s. w.

Der 12te Abschnitt liefert eine historisch-chronologische Abhandlung zum 6ten Tomo des Monats Julii; von den alten Spanischen, Gothischen, Isidorianischen, Mozarabischen und Toletanischen Liturgien von S. 465 bis 535. Die ganze Ausführung ist in besondere Cap. eingetheilt. In dem 1sten Cap. wird der Ursprung der Liturgien untersuchet und zugleich gezeiget, daß solche vermuthlich vom heil. Apostel Petrus abstammen,

* Man lese die Canones Apostolicos XX, XXI & XXII. apud Harduin. in Act. Concilior. Tom. I. p. 13. da von diesen Verschnittenen gehandelt und scharff verboten wird, solche als Geistliche oder Bischöffe anzunehmen, welche sich aus Andacht selbst beschnitten haben, weil sie als Selbstmörder anzusehen sind.

men, wie der Pabst Innocentius V in einem Briefe anführet. Inzwischen bleibt die Frage allezeit schwer zu entscheiden: ob man auch in den ersten Jahrhunderten solche Liturgien gehabt, weil man bey dem Justinus Martyr und Tertullianus in der Beschreibung der gottesdienstlichen Handlungen der ersten Christen, davon keine Spuren findet. Es giebt sich immittelst der Hr. Verf. Mühe, die Liturgien Petri, Jacobi &c. zu vertheidigen *. In dem nachfolgenden Cap. wird erwiesen, daß als im 5 und 6ten Jahrhunderten die Barbaren und Gothen Spanien beherrschet, eine grosse Vermischung der Liturgien entstanden sey; dahero man auf den Toletanischen Kirchenversammlungen darwider gestritten habe. In dem 8ten Jahrhunderte haben sich die Saracenen und Mohren in Spanien verbreitet, daraus denn die mozarabischen Liturgien erwachsen sind. In dem letztern Cap. wird von diesen mozarabischen und gallicanischen Liturgien etwas ausführlicher gehandelt **.

* Man lese hiervon Hrn. Canzler Pfaffens Disquisitionem de Liturgiis, Missalibus &c. und Hr. D. Schmidii diss. de Agendis, s. Ordinationibus ecclesiasticis.

** Die besondern Nahmen der Liturgien und ihren Ursprung findet man beym Joh. Bona, in Lib. de Reb. Liturgicis, und Joh. Mabillon, de Liturgia Gallicana, sehr schön ausgeführet.

Der 13te Abschnit fasset eine historisch-chronologische Abhandlung des P. Cupers zum I Tom. des Monats August in sich, von den Patriarchen zu Constantinopel vom Anfange der ersten Stiftung an bis auf gegenwärtige Zeit. Gleich anfangs wird dargethan, daß man den Ursprung dieses bischöfflichen Stuhls von keinem heil. Apostel, sondern lediglich von der Hoheit dieser kayserlichen Residenz herleiten müsse. Man hat diesen Umstand um so viel vollständiger ausgeführet, damit man zeige, wie viel grösser der Vorzug des päbstlichen Stuhles sey, welcher seine Stifftung von dem heil. Apostel Petrus herzuführen suchet; dahingegen jener nur erstlich in dem 4ten Jahrhunderte gestifftet worden. Der erste Bischoff oder Patriarche ist Metrophanes I im Jahr 325. Diesem folgen Alexander, Paulus I, Eusebius der Ketzer, welcher den Arianern zugethan gewest ist. Weiter kommt er auf die Unruhen, welche Macedonius erreget hat. S. 560 u. s. f. Die meisten von diesen Patriarchen haben grosse Drangsalen ausstehen müssen. Denn bald wurden sie von ihren eigenen Kaysern, welche aus Noth mit den römischen Päbsten in eine Religionsvereinigung getreten, übel gehalten; bald auch von den Saracenen in die Enge gebracht, bis endlich im 15 Jahrhunderte Constantinopel an die Türken übergieng, und also das griechische Kayserthum sein Ende erreichte. Gennadius

nadius II, welcher sonst Georgius Scholarius * genennet wird, erlebte das Unglück, daß Constantinopel von dem türkischen Kayser Mahomet II erobert wurde. Doch war er bey Uberreichung des Glaubensbekänntnisses der griechischen Kirche so glücklich, daß er Gnade und Freyheit vor die Griechen auswürkte. Von den nachfolgenden Patriarchen, welche unter dem türkischen Joche geseuffzet haben, ist insonderheit Jeremias II merkwürdig, der sich mit den tübingischen Gottesgelehrten, dem Martinus Crusius und Jac. Andreä in einen Briefwechsel und Religionsabhandlung eingelassen hat, welche aber die römisch-catholischen Geschichtschreiber auf eine höhnische Art durchziehen **. Noch müssen wir des Patriarchen Cyrillus Lucares gedenken, welcher ein Mann von

T 5 gros-

* Man hat gewaltig über diesen Georgius Scholarius gestritten, ob er auf der Kirchenversammlung zu Florenz der lateinischen Kirche, beygetreten sey, und in die Religionsvereinigung gewilliget habe, wie Leo Allatius, Simon, Renaudot und le Quien glauben. Es haben der H. Canzler Pfaff in Primitiis Tubingensib. Part. II. p. 211. und Hr. Kirchenr. Walch in histor. controversiæ, de Process. Sp. S. cap. VIII. p. 130. diese Sache von dem Gennadio sehr gründlich untersuchet.

** Von dieser Religions-Unterhandlung kan man Hr. Canzler Pfaffs Primitias Tubingens. und die Acta Würtenbergica nachlesen.

grossen Gemüthseigenschaften und Gelehrsamkeit gewest ist, dessen Umstände S. 783. abgehandelt werden. Die vertraute Freundschaft welche er mit den Reformirten in Engelland, Holland und der Schweitz unterhielte, und das Glaubensbekänntniß so er heraus gab, brachten ihn in den Verdacht, daß er die reformirte Religion mit der griechischen Kirche vereinigen wolte. Man setzte ihn dahero öffters ab, und verwiese ihn. Endlich hieß er gar ein heimlicher Verräther, darüber er unglücklicher Weise stranguliret worden *.

IV.

De origine, usu & auctoritate pallii archiepiscopalis.

d. 1.

Johann George Pertschens, JCti, canonische Abhandlung von dem Anfange, Gebrauche und Ansehen des erzbischöfflichen Mantels, wobey zugleich die Rechte des erzbischöfflichen Stuhls zu Maynz wider den zu Würz-

* Eine vollständige Nachricht von den Lebensumständen und Tode dieses sonst gelehrten Patriarchen des Cyrillus Lucares, findet man beym Adam Smith, in narratione s. historia, de vita, studiis, gestis & martyrio Cyrilli Lucaris, und Hr. Bohnstedts dissert. historic. de Cyrillo Lucare ejusque pro re Græcorum emendanda certaminibus.

Würzburg, wegen des dem letztern ohnlängst ertheilten Gebrauchs des Pallii vertheidiget, Johann Caspar Barthels Streitschrift vom Pallio untersuchet, endlich Daniel Papebrochs Streitschriften von der Gestalt des Pallii mit einigen Anmerkungen und Kupferstichen hinzugefüget werden. Helmstädt 1754. II Alph. 11 B. und 1½ B. Kupfer.

Die Begebenheit, da im Jahr 1753 der Pabst zu Rom die Abtey Fulda zu einen bischöfflichen Sitze erhoben, und zu gleicher Zeit dem Bischoffe zu Würzburg den Gebrauch des Pallii ertheilet; wie auch die bey dieser Gelegenheit, sonderlich zwischen Maynz und Würzburg vorgefallenen Streitigkeiten, haben zu gegenwärtiger Schrift gewisser massen Anlaß gegeben. Der nunmehr verstorbene Hr. Hofrath Pertsch, dessen hinterlassene Schrifften seinen Nahmen in der gelehrten Welt, sonderlich aber in der Kirchenhistorie und dem geistlichen Rechte unvergeßlich machen, hatte sich schon im Jahre 1745 vorgenommen, die Frage von dem Ursprunge, Gebrauche und Ansehen des erzbischöfflichen Pallii, in einigen öffentlichen Streitschrifften abzuhandeln. Es waren auch deren bereit fünffe herausgekommen,

und

und es fehlte nur noch an den letzten von den Ansehen dieses Pallii, als angeregter zwischen dem Churfürsten zu Maynz und den Bischoffe zu Würzburg entstandene Streit ihn veranlassete, auch diese hinzuzufügen und das ganze Werk in gegenwärtige Form zu bringen; wobey er für gut befand, eine Vertheidigung der Rechte des erzbischöfflichen Stuhls zu Maynz wider den Bischoff zu Würzburg zu unternehmen. Als er aber mit der ganzen Abhandlung bereits fertig war, bekam er allererst die Schrifft des Herrn geh. Rath Barthels, die von dieser Materie, in der Absicht den würzburgischen Mantel zu vertheidigen, ein Jahr zuvor herausgekommen war, zu Gesichte; weshalber er deren Widerlegung zu dem Innhalte der Vorrede machen muste. Die ganze Widerlegung gründet und beziehet sich durchgängig auf die in dem Buche selbst ausgeführten Sätze und Beweise. Es läst sich auch ausserdem von einer solchen Widerlegung nicht wohl ein kurzer Auszug machen; daher wir sie hier übergehen und nur so viel anmerken, daß Hr. Pertsch seinem Gegner Fuß für Fuß folget; wenn er ihn aber ertappet, welches gar oft geschiehet, ihn mit einer Heftigkeit angreift, die sich nicht wohl für einen Federkrieg unter den Gelehrten zu schicken scheint.

Herrn Pertschens Hauptabhandlung aber enthält zwölf Hauptstücke, deren das erste von der unterschiedenen Bedeutung des Worts

Pallium,

Pallium, und das andere von der verschiedenen Schriftsteller Beschreibung und Gestalt desselben handelt. Das 3te und 4te erzehlen unterschiedene Meinungen von der Materie, Farbe und Ursprunge des Pallii, welche letztern das 5te Capitel untersuchet; das 6te hingegen des Herrn Verfassers Meinung davon vorträgt. Das 7te handelt von der Art und Weise, wie der Pabst zu Rom zur Austheilung des erzbischöfflichen Palii gelanget; und das 8te von dem Rechte der Kayser und Könige in Ansehung des Pallii. Das 9te und 10te erkläret, wie das Pallium verfertiget, erlanget und mitgetheilet wird; das 11te hingegen redet von dem Gebrauche, und endlich das 12te von dem Ansehen desselben. Wir wollen unsern Lesern einen kurzen Auszug aus dem 7. 8 und 12ten Hauptstücke vorlegen; von denen die zwey ersten absonderlich zur Erläuterung des angezogenen Streits unter zwey geistlichen Fürsten des Reichs dienet, das letztere hingegen erst anietzt von neuen hinzugekommen ist.

Es zeiget also der Hr. Verfasser im siebenden Capitel, wie der Pabst dazu gekommen, daß er den erzbischöfflichen Mantel allein austheilet. Der Inhalt davon ist dieser: Im 5ten Jahrhunderte haben bereits die römischen Bischöffe einigen andern Bischöffen den Mantel geschickt. Im sechsten Jahrhunderte berufften sie sich schon bey Ertheilung desselben

selben auf die alte Gewohnheit. Man findet aber in diesen Zeiten keine Spuren, wie sie sich dieses Rechts in den Abendländern allein angemasset haben. Es ist also erst nachher, und zwar auf folgende Art, wie der Hr Verfasser sehr wahrscheinlich macht, geschehen. Anfangs haben die Bischöffe der vornehmsten Stiffter, den Mantel unabhängiger Weise gehabt. Sie empfiengen ihn bey dem Antritt ihres Amts von ihren Consecratoren, oder legten sich denselben mit eigenen Händen an. Die Wahl der Bischöffe war sonst frey, so wohl im Orient, als im Occident. Die neuerwehlten Bischöffe wurden von den andern Provinzialbischöffen examiniret, darauf von dem Metropolitan ordiniret und endlich auch bestätiget. Da aber nachher die Metropolitanen selbst den andern Bischöffen der grössern Kirchen, Exarchen und Patriarchen unterwürfig wurden; so empfiengen auch die Metropolitanen von jenen nicht nur die Confirmation, sondern meistens auch die Ordination. Im Occidente war der römische Bischoff der einzige Patriarch. Er maßte sich daher die Confirmation der mehresten Metropolitanen an; wiewohl die spanischen, französischen und englischen Bischöffe ihre Confirmation annoch lange Zeit von ihren Provinzialconcilien empfiengen. Da aber diese Versammlungen aufhörten, so wurden die Confirmationen und Ordinationes nicht nur der Metropolitanen,

nen, sondern auch der andern Bischöffe im Occidente, unter den Vorbehalt des Pabstes gezehlet. Vorher aber empfiengen die Metropolitanen die Bestätigung, und mithin das Pallium von ihren Exarchen oder Patriarchen: oder wenn sie keinem unterworfen waren, die Confirmation von ihren Provinzialversammlungen, den Mantel aber von ihren Consecratoren. Es gehörte also zu den eignen Rechten eines Patriarchen, denen ihm unterworfenen Metropolitanen den Mantel zu geben. Die Patriarchen legten sich endlich denselben meistens selbst an, und der römische hat niemals dem orientalischen solchen ertheilet; ausgenommen zu der Zeit, da bey Gelegenheit der Creutzzüge im Orient lateinische Bischöffe gesetzt wurden. Im Occident war zwar der römische Bischoff der einzige Patriarche: allein seine Gewalt erstreckte sich nicht über den ganzen Occident, sondern nur über die sogenannten regiones suburbicarias. Die andern Kirchen in andern Reichen hatten ihre eigene Verfassung. Also hatte auch der römische Bischoff bloß die Bischöffe und Metropolitanen derer regionum suburbicariarum zu confirmiren und zu ordiniren.

Hieraus folgt ferner, daß nur diese Bischöffe vor dem von dem römischen das Pallium empfangen haben. Um ihre Macht zu erweitern, haben in den nachfolgenden Zeiten die römischen Bischöffe angefangen, auswärtige und ihrer Gewalt nicht unterworfene Metropolitanen

nen mit dem Vicariate des römischen Stuhls zu beehren. Dieses war eine Ehre, welche nachgehends den auswärtigen Kirchen theuer zu stehen kam. Von dieser Zeit an beschenkte der Pabst seine Vicarios mit dem Mantel, um ihnen dadurch ein neues Ansehn zu geben. Das geschahe sehr selten vor Gregorii I Zeiten. Dieser aber ertheilte es mehrmals; doch war es nicht allemal mit dem Vicariat oder der Würde eines Metropolitans verknüpft; so wie dem Vicariat nicht allemal der Mantel anklebte. Denn Gregorius hat den Mantel zuweilen schlechten Bischöffen ertheilt, welches auch seine Nachfolger gethan. Zuweilen war es nur ein persönliches Recht auf Lebzeiten eines Bischoffs, das nicht bey dem Bißthume blieb, sondern mit dem Bischoffe wiederum erlosch. Es haben aber diesen Schmuck noch lange Zeit hernach nicht alle Metropolitanen von dem römischen Stuhle bekommen; zugeschweigen, daß sie wären verbunden gewest, denselben zu suchen. Endlich ist es auch dazu gekommen.

Bonifacius, der so genannte Apostel der Deutschen, Pabsts Zachariä Vicarius in Gallien, hat hierzu den ersten Grund gelegt. Dieser setzte drey Metropoliten, und gab ihnen auf Erlaubniß des Pabsts den Mantel. Er hielt ausser diesem einen Synodum, in welchem er es dahin zu bringen bemühet war, daß alle Metropoliten den Mantel suchen solten. Es war aber damals ohne Würkung. Denn viel

franzö-

französische Bischöffe haben noch eine Zeit nachher Bedenken getragen, das Pallium vom römischen Stuhle zu suchen. Im 9ten Jahrhunderte kam es erst dahin, daß die meisten occidentalischen Metropolitanen den Mantel bey dem römischen Stuhle suchten: zu welcher Zeit man anfing den Satz zu behaupten, der römische Pabst habe allein die Macht das Pallium zu vergeben. Der Pabst maßte sich auch dieses an; wiewohl noch immer verschiedene Metropoliten waren, die das Pallium verachteten. Daß aber endlich alle Metropoliten dasselbe zu Rom zu suchen verbunden wären, hat Pabst Gregorius VII. im 11ten Jahrhunderte durch ein beständiges Gesetz angeordnet und befohlen. Von der Zeit an maßten sich die Päbste die freye Disposition über die Ertheilung und den Gebrauch des Mantels an. Im 12ten und 13ten Jahrhunderte, da bey Gelegenheit der Kreuzzüge ins heil. Land lateinische Metropoliten gesetzt wurden, suchte man es zu Rom ebenfalls dahin zu bringen, daß diese das römische Pallium verlangten; ja man gieng noch weiter, und wollte auch die Patriarchen verbinden, dasselbe zu suchen, welches endlich Innocentius III. An. 1215. im lateranensischen Concilio ausdrücklich anbefohlen hat. Dieses sind die Mittel, wodurch sich die Päbste die Gewalt, das Pallium allein zu ertheilen, erworben haben, welche der Hr. Verfasser durch

eine große Menge Zeugniße und Exempel erwiesen hat.

Wie aber nach des Hrn. Verfassers Ausführung bereits vor Zeiten der römische Stuhl sich eine ungebundene Freyheit in Ertheilung des Mantels angemaßet; so hat auch vor kurzen der jetzige Pabst dem verstorbenen Bischoffe zu Würzburg, einem Suffragan des Erzstuhls zu Maynz, aus eben diesen Sätzen den Mantel ertheilet. Darauf ist von dem Erzbischoffe zu Maynz in öffentlichen Schriften diesem Verfahren aus vielen Gründen widersprochen worden, weil dadurch den Metropolitanrechten des maynzischen Stuhles Eintrag geschähe. Die Gründe werden hier nach der Reyhe angeführt. Der Hr. Verf. erweiset, daß zwar sonst viel schlechten Bischöffen der Mantel von dem römischen Pabste zugestanden worden; erinnert aber dabey, es sey dieses sonst aus der Ursache angegangen, weil die Ertheilung des Mantels damals noch durch keine Canones oder Gesetze bestimmt und eingeschränket gewest, zumal da die Erzbischöffe in Gallien ihr eignes Pallium, und nicht das römische getragen haben. Da aber dieses nachher eingeschränkt und zur Regel geworden, daß nur die Erzbischöffe oder Metropolitanen den Mantel erlangen könnten: so haben die Metropoliten widersprochen, wenn der römische Stuhl bloßen Bischöffen den Gebrauch des Mantels mitgetheilet. Ja es haben schon die Erzbischöffe im 11ten Jahrhunderte

hunderte in den Gedanken gestanden, daß keinem bloßen Bischoffe der Mantel gegeben werden könne, woferne nicht die Observanz erwiesen würde, daß seine Vorfahren denselben getragen; weil es ein Vorzug der Erzbischöffe sey. Hierauf zeigt der Hr. Verfasser, daß durch die Vergebung des Pallii an einen bloßen Bischoff, den Erzbischöffen ein großes Nachtheil erwachse, und bestätiget dieses aus der Historie.

Es wird zwar, die freye Gewalt des Pabsts in diesem Stücke zu behaupten, von den Canonisten die plenitudo potestatis pontificialis angeführt: allein es hat Deutschland, wie der Hr. Verfasser darthut, eine solche plenitudinem potestatis niemals erkannt, die den Freyheiten der deutschen Kirche zuwider ist. Wenn ein Suffraganbischoff den Mantel erlangt, so wird dadurch den erzbischöfflichen Rechten zu nahe getreten; woferne nicht der Erzbischoff selbst darein williget. Denn es ist einmal der Mantel ein Vorzug der Erzbischöffe. Das haben die Päbste selbst erkannt, indem sie ohne Einwilligung der Bischöffe niemals eine Exemtion oder Beeinträchtigung anderer Gerechtsamen vorgenommen. Ja wenn auch etwas dergleichen von den Päbsten unternommen worden, so haben die deutschen Erzbischöffe und Bischöffe sich allemal darwider gereget. Deutschland hat sich beständig den Reservationibus des Pabsts widersetzt. Das Concilium zu Basel hat alle Reservatio-

iaes, die zum Nachtheil der ordentlichen Collatorum gereichen, für nichtig erklärt: und die Concordata Nationis Germanicæ, gegen deren Innhalt der Pabst aus Vollkommenheit seiner Gewalt nichts vornehmen darff, haben solche Reservationes auf ewig aufgehoben. Es ist also hierinne die Macht des Pabsts durch die Canones eingeschränkt, der Pabst aber an die Canones gebunden, wie die Päbste selbst gestehen.

Aus allen diesen ergiebt sich, daß der Erzbischoff zu Maynz über das würzburgische Pallium gerechte Beschwerden führet. Es ist zwar An. 1753. eine Deduction ans Licht getreten, in welcher das würzburgische Pallium, und die Erhebung der Abtey Fulda zu einen Bißthume vertheidiget wird. Man sucht darinne zu erweisen, man habe den Mantel dem Bischoffe zu Würzbnrg mit solcher Vorsicht und Einschränkung gegeben, daß denen erzbischöfflichen Gerechtsamen des Stuhles zu Maynz gar nicht zu nahe getreten werde; der Pabst besitze auch hierinne vollkommene Macht und Gewalt u. s. w. Es hat dabey der Cardinal Albani durch verschiedene Gründe den Erzbischoff zu Maynz überreden wollen, es würden durch den würzburgischen Mantel seine Gerechtsame nicht beeinträchtiget, und der Pabst habe hierinne seiner Gewalt gemäß gehandelt. Allein der Hr. Verfasser widerleget so wohl dieses als jenes auf die gelehrteste und bündigste Art.

Wir gehen nun zum 8ten Cap. von dem

Rechte

Rechte der Kayser und Könige in Ansehung des Mantels. Ehe der Hr. Verfasser gegenwärtige Abhandlung schriebe, war dieses die gemeinste Meinung: in den ältesten Zeiten hätte der Gebrauch des Mantels von der Gnade des Kaysers abgehangen, und die Päbste hätten ohne Erlaubniß und Einwilligung der Kayser, keinem den Mantel ertheilet. Man führt davon einige Exempel und Zeugnisse an. Diese Exempel und Zeugnisse werden von andern auf verschiedene Weise aus dem Wege geräumet; womit aber der Hr. Verfasser mit Recht nicht zufrieden ist, da man viel Exempel findet, daß Kayser und Könige durch ihren Vorspruch von den römischen Päbsten das Pallium für ihre Erzbischöffe erlanget haben. Wenn also Exempel vorkommen, daß die römischen Päbste das Pallium nicht ohne Einwilligung des Kaysers haben ertheilen wollen; so muß es aus der Ursache herrühren, wie der Hr. Verfasser vermuthet, daß sie mit dem Kayser nicht zum besten gestanden, und sich dessen Feindschaft noch mehr zuzuziehen, befürchtet haben *.

* Wir können aber nicht leugnen, daß uns diese Ursache, so wenig als die von dem Hrn. Verfasser verworfene, Gnüge thut. Wir sehen nicht, warum die Päbste sich die Feindschaft des Kaysers dadurch hätten noch mehr zuziehen sollen; wenn sie befugt, und durch lange Gewohnheit berechtiget gewest sind, ohne Zuziehung des Kaysers, das Pallium zu vergeben. Könnte man nicht vielleicht sagen,

Uebrigens aber giebt der Hr. Verfasser zu, es könne aus vielen Ursachen denen Kaysern und Königen daran gelegen seyn, daß der Pabst nicht ohne ihr Vorwissen und Einwilligung das Pallium ertheile. Denn die Ertheilung ist eine Standeserhöhung: sie ist mit der Verminderung der Metropolitangerechtsamen verknüpft: und es wird wenigstens in Deutschland mit einem Reichsfürsten keine Standesveränderung vorgenommen, wobey nicht nur die Bischöffe, sondern auch alle andere Reichsstände, ja der Kayser selbst interessiret ist.

Wir haben noch das 12te Capitel vom Ansehen des Pallii zu berühren. Ueberhaupt wird dem Mantel plenitudo potestatis & officii archiepiscopalis zugeschrieben. Diese plenitudo besteht aber nach den Sätzen des canonischen Rechts, nach den Meinungen der Päbste und der Canonisten, darinne: Es wird 1) dadurch der Bischoff ein typus Christi: 2) ohne dasselbe kan ein Erzbischoff keine Messe lesen: 3) diejenigen, so damit beehret sind, werden Vicarii des Pabsts: 4) es ist auch wohl ein Zeichen des Primats: 5) bey einem bloßen Bischoffe aber giebt es einen höhern Rang und Präcedenz

sagen, daß einige Päbste, welche die Einwilligung des Kaysers verlanget haben, sich hierdurch in Gunst zu setzen und dem Kayser zu schmeicheln gesucht, um zu zeigen, daß sie in wichtigen Dingen die Genehmhaltung und Autorität des Kaysers, als etwas nothwendiges, und ihn über sich erkenneten?

Präcedenz über andre bloße Bischöffe: 6) es ist ein Zeichen, daß die Confirmation ertheilet worden: 7) manchmal aber, daß der, so es hat, Bischöffe weyhen kan: 8) vor Erlangung des Mantels kan kein Bischoff auf dem Throne sitzen, oder Consecrationes verrichten, noch 9) Synodos halten, noch 10) ein eignes Siegel haben, oder 11) den Titel eines Erzbischoffs führen. 12) Das Pallium giebt denen Erzbischöffen ein grösseres Ansehen, und 13) einen Vorzug, 14) die Gewalt der Gerichtsbarkeit über die Bischöffe ihrer Diöcös, ja auch wohl in gewissen Fällen über die Unterthanen ihrer Bischöffe auszuüben. Es erhebt 15) die blossen Bischöffe zur erzbischöfflichen Würde. 16) Es werden dadurch die Privilegia bestätiget; und endlich 17) kan alsdenn erst ein Erzbischoff sich das Kreuz vortragen lassen, wenn er das Pallium erlangt hat. Es sind dem Pallio auch viel mystische Bedeutungen zugeeignet worden. Man hat eine mystische Bedeutung gefunden, 1) warum es von Wolle, 2) von weißer Wolle sey, 3) was der Cirkel bedeute, 4) was die Kreuze anzeigen, 5) was die zween Streiffe, 6) was das an den Streiffen hängende Bley bedeute, 7) warum das Pallium auf der linken Seite doppelt sey, 8) was die Nadeln bedeuten, 9) was endlich das ganze Pallium zu bedeuten habe? Einige Lehrer des canonischen und päbstischen Rechts haben noch andere Gedanken von einigen Theilen des Pallii, die wir aber der Kürze halber übergehen,

 und

und vielmehr anzeigen wollen, was der Herr Verfasser von diesen angeführten Bedeutungen und Würkungen des Mantels halte. Die erste Bedeutung, daß es die Vollkommenheit der erzbischöfflichen Gewalt anzeigen solle, wird dadurch sehr zweifelhaft, weil dasselbe viel blossen, ja öfters Suffraganbischöffen gegeben worden, die niemals Erzbischöffe gewest sind. Daß es aber zweytens anzeige, der so es trage, solle ein Bild Christi seyn; das kömmt allen Bischöffen zu, und deswegen haben auch dasselbe alle griechische Bischöffe getragen. Man kan auch keine scheinbare Ursache angeben, warum es nicht bey allen Messen getragen werden darff. Man kan eben sowohl zweifeln, ob es ein Merkmal des Vicariats, Primats, einer Präcedenz, oder der Confirmation und Consecration sey, da der Hr. Verfasser gewiesen hat, daß dasselbe öfters ohne Vicariat, daß es allen Metropolitanen, auch denen so nicht Primaten sind, ja blossen Bischöffen gegeben worden; daß ferner nicht alle diejenigen so das Pallium gehabt einen Vortritt erlangt; und endlich, daß ohngeachtet es sonst ein Merkmal der Confirmation und Consecration gewest, es doch heut zu Tage dieses nicht mehr seyn kan, da alle Bischöffe vom römischen Stuhle confirmirt und auf desselben Befehl consecrirt werden. Warum kan aber ein Erzbischoff vor Erlangung des Pallii weder in Throno sitzen, noch Consecrationes oder Ordinationes verrichten, noch das Chrisma

bereiten,

bereiten, noch ein eignes Siegel haben, oder Synodos halten? da doch alles dieses denen zugelassen ist, die das Pallium nicht haben dürffen. Hiervon werden vielerley Ursachen angegeben, die aber der Hr. Verfasser alle verwirft. Es haben ja, ehe das Pallium den Erzbischöffen im Occidente von Rom aufgedrungen worden, alle Erzbischöffe ohne das römische Pallium diese oben angeführte Verrichtungen und Gerechtigkeiten ausüben können. Es wird also wohl dieses die einzige Ursache hiervon seyn, weil es das canonische Recht also anbefohlen hat, davon man keinen Grund fordern kan. Ob ferner mit der Ertheilung des Mantels, der Kirche ihre Privilegia bestätiget worden, ist nicht weniger zweifelhaft. Denn diese Bestätigung wird auch andern Prälaten gegeben, und der Pabst kan den Kirchen ihre Privilegia nicht nehmen: also ist keine Bestätigung derselben nöthig. Mit eben so wenigem Grunde kan man sagen, daß durchs Pallium ein Prälat berechtiget werde, sich das Kreuz vortragen zulassen. Es war dieses vordem ein Vorrecht aller Bischöffe, ehe das Pallium von Rom denen Metropolitanen aufgedrungen wurde. Was kan man aber von den mystischen Bedeutungen des Mantels sagen? Es sind bloß Einbildungen einer träumenden Phantasie. Wer Lust hat, wird mit eben so leichter Mühe mehrere aussinnen können, die eben so gegründet seyn möchten, als die welche die Ca-

nonisten ersonnen. Ja wie wenig diese mystische Bedeutungen zu sagen haben, kann man daraus sehen, daß die Gestalt des Pallii verschiedene male geändert worden. Des Herrn Verfassers Meinung hiervon ist diese: Die Kirche hat schon in ziemlich alten Zeiten nach dem Exempel des jüdischen Gottesdienstes im A. Testamente, so wohl sonst, als bey Verrichtung und Ausübung des Gottesdienstes, die Geistlichen durch eine besondere Kleidertracht von dem andern Volke zu unterscheiden gesucht; wozu endlich noch bey denen zum Gottesdienste bestimmten Kleidungen, die besondere Einweyhung und Einsegnung gekommen ist, um sie dadurch von den andern und alltägigen Kleidern zu unterscheiden. Wie man nun in den andern Kirchengebräuchen gewisse geheimnißvolle Bedeutungen gesucht; so hat man gar bald auch ein solches Geheimniß in den Kleidern der Geistlichen gefunden. Im Orient war der Mantel, oder Pallium (ὠμοφόριον) eine Zierde aller Bischöffe, im Occidente aber nur der Patriarchen und Metropolitanen. Die griechischen und orientalischen Bischöffe suchten in diesem Putze ein Bild des irrenden Schafes; welcher Meinung auch nachher einige occidentalische ergeben gewest sind. In diesem typo hat das Ansehen und die Kraft (auctoritas) des Pallii bestanden. Nachdem es aber der römische

Stuhl

Stuhl für zuträglich hielt, das Pallium Romanum bloß denen Metropolitanen und andern der vornehmsten Bischöffe zu verleihen; so hat man davon einen andern Grund suchen müssen. Man gab vor, es gehöre dieses zur Zierde des Hirtenamtes, und man zeige dadurch die Einstimmung mit dem Apostel Petro an; man gebe dadurch zu verstehen, daß der Prälat ein Erzbischoff, und der Stuhl ein Metropolitansitz sey. Da sich aber doch noch nicht alle Metropoliten bequemen wolten, solches vom römischen Hofe anzunehmen; so sahe man sich genöthiget, noch einige andere Gründe auszufinnen. Man behauptete demnach, es wären verschiedene Amtsverrichtungen, die ein Erzbischoff nicht ausüben könne, bevor er nicht das römische Pallium erlangt hätte, ob gleich bloße Bischöffe eben dieselben ohne das Pallium verrichten dürfen. Der Urheber dieses Grundsatzes ist ohnstreitig Nicolaus I. gewest. Im neunten Jahrhunderte hat man diesen Satz noch mehr zu befestigen gesucht; aber im 11ten ist selbiger erst für wahr erkannt und angenommen, auch vom Gregorio VII. in Ausübung gebracht worden. Also muß man heut zu Tage für gewiß und ausgemacht annehmen, daß ein Erzbischoff verschiedener Amtsverrichtungen und Gerechtsamen vor Erlangung des Mantels nicht fähig sey. Man giebt ihnen nicht den Titel eines Erzbischoffs, sondern nur eines

Erwähl-

Erwählten. Darinne hat endlich ausserhalb Deutschland das Pallium noch ein anderes Ansehen, daß der Rang der Erzbischöffe unter einander, davon abhängig ist, welcher das Pallium zuvor empfangen hat. Dieses aber und verschiedene andere Rechte hat das Pallium in Deutschland nicht. Denn so bald in Deutschland ein Erzbischoff gewählt ist, erlangt er auch noch vor der Confirmation die völlige Jurisdiction in seiner Diöces, und bekommt sie nicht erst durch den Empfang des Mantels. Aus allem diesem erhellet, daß dasjenige, was man von dem Ansehen des Pallii vorträgt, juris positivi sey, und aus Staatsursachen erfunden worden.

Dieses ist der kurze Auszug aus den drey Capiteln, den wir Eingangs unsern Lesern mitzutheilen versprochen haben, woraus sie verhoffentlich im Stande seyn werden, sich von der Gründlichkeit gegenwärtigen Tractats einen hinlänglichen Begriff zu machen. Zu Ende hat der Hr. Verfasser noch Dan. Papebrochii Dissert. de forma Pallii aliorumque ornamentorum pontificalium, medio ævo mutata, andrucken lassen und derselben seine eignen Anmerkungen beygefügt. Den Beschluß macht ein brauchbares Register über den ganzen Tractat.

V.
Nachricht von Gorii thesauro diptychorum.

Der

Der Buchdrucker Albizini zu Florenz hat itzo dieses schöne Werk unter der Presse, auch davon folgende Nachricht bekannt gemacht, welche wir unsern Lesern mittheilen wollen:

I. Quod nunc diligenter excuditur in mea officina, in regio folio maximo, & in charta nitida paullo minore, nouis characteribus elegantissimis, prodibit, Deo auspice & iuvante, insigne opus, iamdudum editis lucubrationibus a Celeberrimis Viris multa laude ornatum, praenunciatum, probatumque, qui & symbolam suam humanissime contulerunt, hac epigraphe inscriptum: *Thesaurus Diptychorum antiquorum*, &c. Hujusce operis parens & auctor est Antonius Franciscus Gorius, v. c. Basilicae Baptisterii Florentini Praepositus, & in patria Academia Historiarum Professor.

II. Totum opus, in plures partes accurate dispertitum, exhibebit Tabulas aeri incisas *centum*, & fortasse etiam plures. In his ad archetyporum fidem diligenter expressa erunt *Diptycha* omnia ex ebore antiqua, tum edita, tum inedita perplura, numquam ad hoc tempus nota, atque patefacta, Chronologico ordine distributa ac prolata; Commentariis, atque Observationibus Clarissimorum Virorum luculenter inlustrata: quibus vel integrae, vel Auctarii loco, Adnotationes & Animadversiones ejusdem *Gorii* adcedent. Totum Opus Praestantissimi Viri R. P. *Alexandri Wilhelmii* Soc. Jesu Presb. (qui de his editis primus

omnium

omnium optime cum Clar. Sirmondo meritus est) in Diptycha quatuor celeberrima, nempe *Leodiense*, *Bituricense*, *Compendiense*, alterumque Astyrii *Leodiense*, (quod Opus plane rarissimum est, & in paucissimis publicis toto orbe Bibliothecis, in nullis vero huius urbis exstat) splendidiore cultu excusum proferetur; nonnullis Corollarii loco adjectis Editoris Observationibus.

III. Principem locum habebunt *Diptycha Consularia Litterata*; ea nimirum, quae Consulum nomina, dignitates, & munera inscripta praeferunt; exhibentque ab iisdem editos amphitheatrales ludos, venationes, largitiones, pompas; atque adeo ex omni vetustate immensam eruditionis segetem continent: eque Diptycha aliquando ex Consularibus Ecclesiastica facta sunt, inscriptis Episcoporum, & piorum Largitorum nominibus venerandis; vel etiam Canonis Missae parte, cum Nominibus Sanctorum, quae recitantur. Diptycha *Anepigraphica*, titulo scilicet & litteris carentia; quae tamen a Consulibus in pompis & consularibus processibus dono data fuere; vel quod exterius litterae in his olim non incisae, vel auro pictae iam fugerunt, nec ad nos pervenere, proferentur. Tertio Diptycha *Hieroiconica*, Sanctorum imaginibus ornata, in sacris Mysteriis, vel ad Altaris Ecclesiae ornamentum, ostensionem & publicam exosculationem adhibita; atque ea etiam, quae sacris Evangeliorum Codicibus pretiosis ornandis coope-

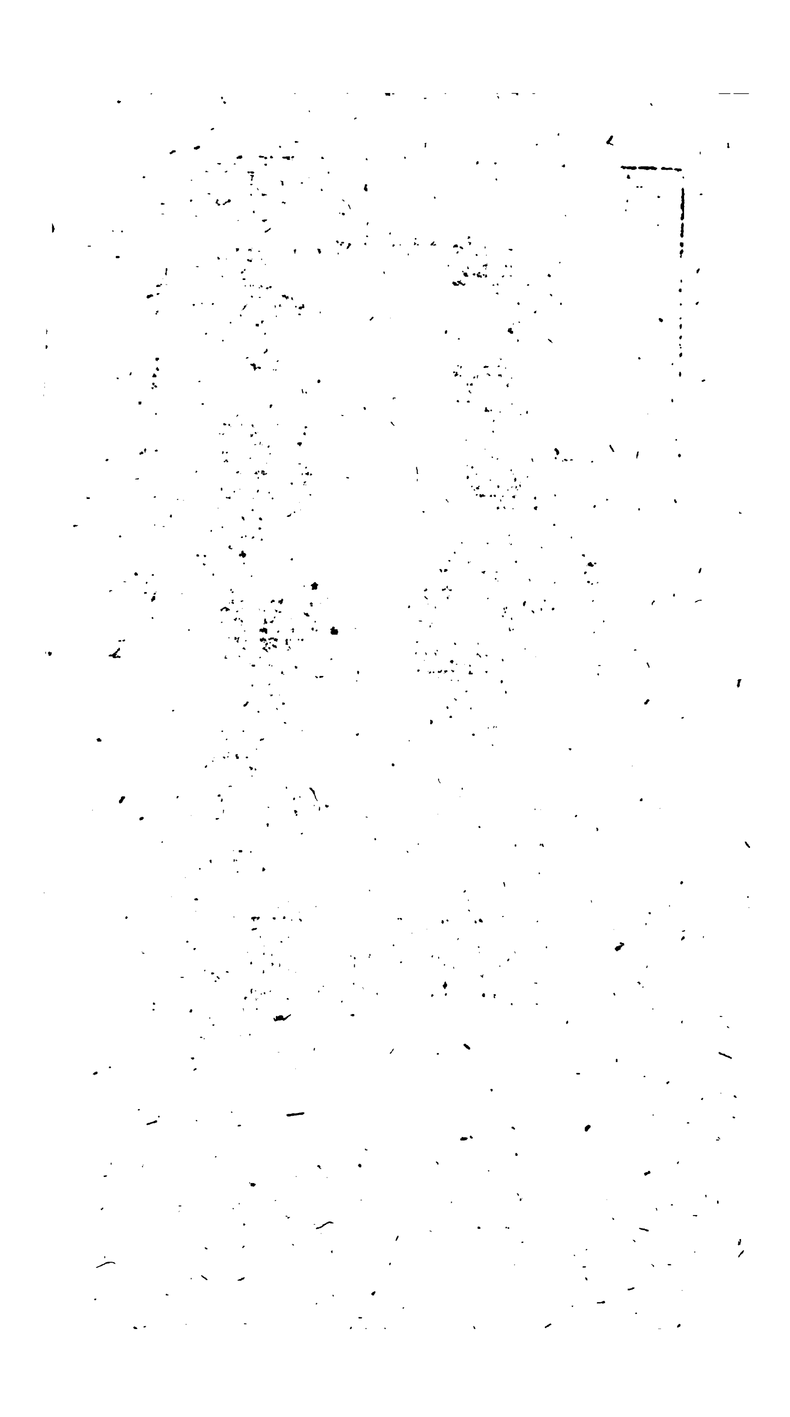
cooperiundisque addita fuere, in lucem prodibunt. Quarto Diptycha *Minora* sacra portatilia, pro fidelium domestico cultu, sequentur. Quinto Diptycha *Erotica*, seu Amatoria, Nuptialia, Soterica, Eucharistica, Encolpica, Votiva omnis generis, ex ebore antiquo, publico Litterati orbis bono, multis Notis & Observationibus explicata atque inlustrata, depromentur.

IV. His sexto succedent Diptycha Defunctorum; nimirum selecta vetustiora Ecclesiarum Necrologia. Propter ingentes sumtus pauca volumina a me nunc excuduntur. Ea de causa bene mihi factum visum est, de hac editione Antiquitatis eruditae Cultores monere hoc praevio Programmate, ut id interim sciant. Subscriptiones praesertim in Italia quampaucissimi non curant, quinimo valde aversantur: quod plerique promissam fidem non servent, vel aliorum detrimento, votis non bene, aut parum, avaritiae causa, respondeant: quem morem nos semper detestati sumus, & subscribentibus plus dedimus, quam accepimus; ut Litteratorum hominum, qui adjutrices manus nobis praebuerunt, commodis liberaliter inserviremus. Si quis igitur subscribere huic Operi voluerit, rem mihi pergratam faciet, & tertiam pretii partem lucrabit pro quolibet volumine; (nam duo tantum volumina omnem hanc supellectilem complectentur) dummodo quamprimum nomen suum & patriam, & titulos per amicos

amicos mihi tradat, & in antecessum solvat Julios sive Paulos XXX. in symbolam: pro exemplari vero in regia maxima charta Julios sive Paulos XL. qui statim pro cautione syngrapham a me accipiet, quam reddet dum accipere voluerit volumen illud impressum, quod mense Augusti sequentis anni, & multo etiam citius, si fieri poterit, prodibit.

V. Id igitur sancta & integra fide me facturum spondeo & promitto. Qui vero in antecessum Julios XXX. solvere noluerit; integrum pretium, quo prostabit, mox impendet, eoque commodo & utilitate carebit; quod societatem, bona cum voluntate favendi praeclaris laboribus, non inierit; quae societas hac sancita subscriptionis lege perdurabit ab hoc mense Maio, usque ad integrum mensem Augusti huius anni MDCCLIV. Fautorum nomina, qui nunc pretii partem memoratam, nempe Julios XXX. vel XL. solvent; in priore volumine in elencho justa laude & honore declarabuntur. Qui habent Diptycha vel sacra vel profana, eidem Editori mittant, qui iisdem grato munere faciet satis. Bene valete, & coeptis nostris favete.

Inhalt.




George Gottlob Richter,
Königl. groß-britannisl. Hoffrath und
oberster Professor der Artzney-Gelahrheit
zu Göttingen.

Zuverläßige Nachrichten

von dem

gegenwärtigen Zustande,

Veränderung und Wachsthum

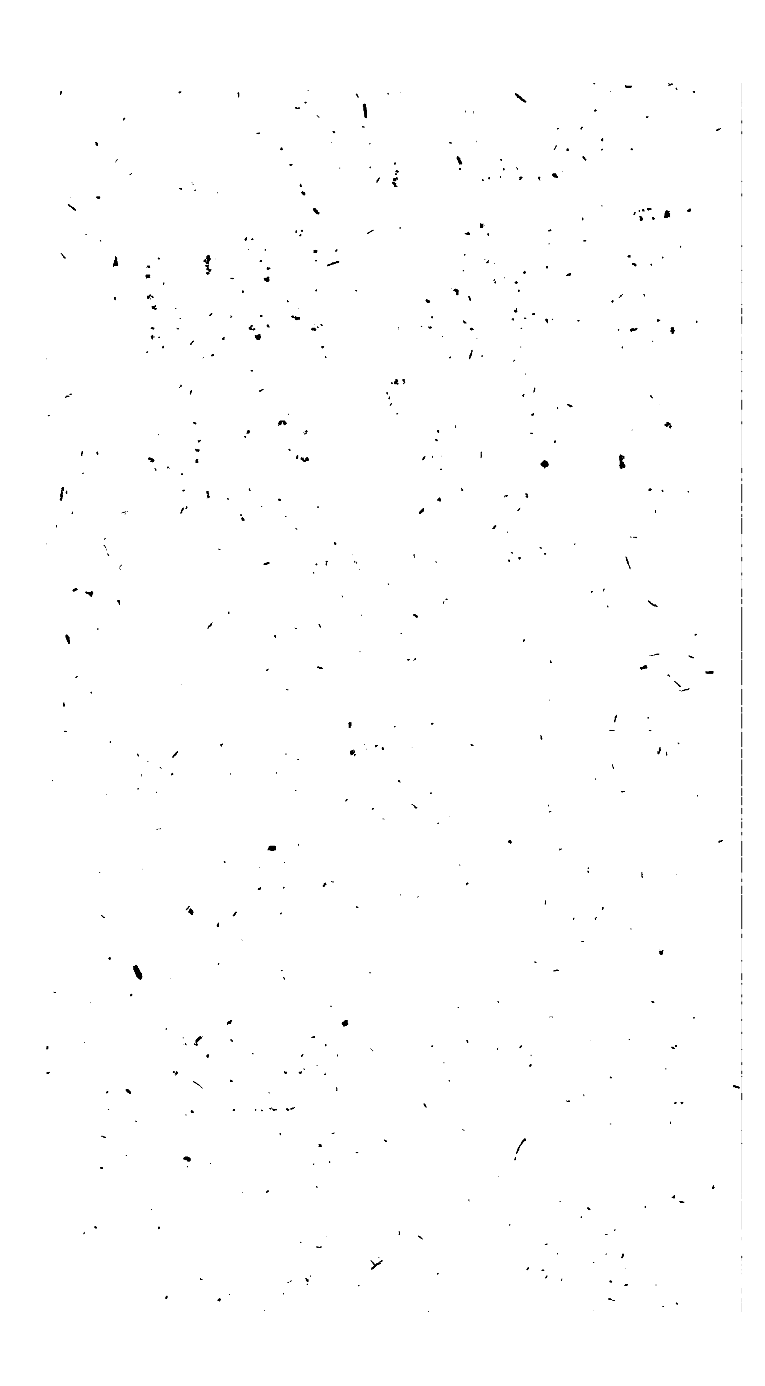
der Wissenschaften.



Hundert fünf und achtzigster Theil.

Leipzig, 1755.

in Joh. Friedr. Gleditschens Buchhandlung.





I.

Libanii Sophistæ orationes XVII.

d. i.

Libanii des Advocaten * 17 Reden. Anton Bongiovanni hat sie zuerst aus Handschriften Griechisch ans Licht gestellt, und mit seiner lateinischen Uebersetzung, auch Anmerkungen begleitet. Venedig, 1754. in 4to. 1½ Alphabet.

Liebhabern der griechischen Beredtsamkeit, der römischen Rechte und der Geschichte des vierten Jahrhunderts nach Christi Geburth, geschicht mit Bekanntmachung dieser Aufsätze des Libanius ein großer Dienst. Werden gleich seine Schriften heutzutage wenig gelesen, daran gewisser maßen die Kürze, und

 die

* Man hat zwar sonst andre Begriffe von dem Worte Sophista. Es ist aber nichts destoweniger gewiß, daß es in den damaligen Zeiten einen Advocaten bedeutet habe. Und solches wird auch aus p. 86, Zeile 7. dieser Sammlung bestätiget.

die durch die Kürze verursachte Dunkelheit des Ausdruckes, zum Theil auch die fehlerhafte Ausgabe des Morelli, und dessen eben s un- gestalltete Uebersetzung schuld ist; so sind und bleiben sie doch Kennern, wie wenig deren auch seyn möchten, brauchbar, und werden von ihnen gelesen, hoch geschätzt und bewundert. Unter den Griechen giebt es insonderheit vier schwere Schriftsteller. Diese sind Thucydides, Demosthenes, Aristides und Libanius. Wer den letztern verstehen will, muß mit den beyden ersten wohl bekannt seyn. Ein guter Theil von dem Geiste der beyden ersten ist wie auf den dritten, also auch auf den vierten gekommen. Ferner muß einer, der im Libanio fortkommen will, sich im Ammiano Marcellino und dem Codice Theodosiano wohl umgesehen haben: Und das sind wenigstens keine Alltagsbücher.

Daß Herr Bongiovanni ein Liebhaber der griechischen Literatur sey, und sich befleißige selbige zu befördern, weiß man aus der vor einigen Jahren auch zu Venedig von ihm ans Licht gestellten Probe noch ungedruckter griechischer Scholiorum über den Homerum. Was er bey denselben geleistet, können wir nicht sagen, da wir solches nicht untersucht haben. Wie ihm aber gegenwärtige Arbeit gerathen sey, wird der Fortgang unserer Nachricht belehren. Indessen können wir vorläufig eine Begebenheit dem Leser nicht bergen, die sich mit uns zugetragen. Da wir aus den

gelehrten Zeitungen erfuhren, daß dieses Buch nunmehr in Leipzig zu haben sey, daß es 17 Reden enthalte, und mit Uebersetzung und Anmerkungen mehr nicht im Drucke als anderthalb Alphabet betrage; so geriethen wir auf eine für den Herausgeber nicht vortheilhafte Vermuthung, und fingen an, uns von seiner Arbeit nicht viel sonderliches zu versprechen. Libanii Reden, dachten wir, pflegen nicht die kürzesten zu seyn. Die Kürze seiner Ausdrücke und das beständige Anspielen auf alte Gesetze, Gebräuche, Geschichte und Fabeln, nöthigen einen Leser und Ausleger, fast bey jedem Schritte stille zu stehen, und sich in weit aussehende Untersuchungen einzulassen. Kurze Haare, heist es sonst, sind bald gebürstet. Aber das gilt gewiß beym Libanio nicht. Solte wohl Bongiovanni seinem Werke gewachsen gewest seyn? Solte Henrici Valesii Geist auf ihm ruhen? Das wird sich bald weisen.

Für itzo wollen wir den Inhalt der fünf Reden, welche die ersten 87 Seiten dieser Sammlung einnehmen, dem Leser vorlegen. Die erste Rede betrifft einen in der Geschichte merkwürdigen Zufall. Es entstund A. C. 387 zu Antiochien ein Auflauf. Die Bildsäulen des Kaysers Theodosii und seiner Gemahlin wurden umgeworffen, zerbrochen und geschändet. Man vergriff sich an seinem Stadthalter, und that alles, was von einem wütenden Pöbel zu erwarten steht. Nun war

leicht zu erachten, daß der Kayser eine so schreckliche Beleidigung seiner Majestät sehr nachdrücklich ahnden würde, und es fürchte sich jedermann. Es lief, wer laufen konnte; ja es waren nicht Fuhren und Lastthiere genug zu haben. In wenig Tagen war die volkreiche Stadt öde und sahe einem im Kriege verwüsteten Orte ähnlich. Doch wie glücklicher Weise dieses Ungewitter ohne Blutvergießen vorüber ging; so kamen die Antiochener allmählich wieder zurück. Darauf hielt ihnen Libanius in dieser scharffen Anrede ihr Betragen vor. Er führt ihnen die Ungereimtheit und Schädlichkeit ihrer Flucht zu Gemüthe, und zeigt ihnen wie wenig sie Ursache dazu gehabt, und was für schlimme Folgen daraus hätten entstehen können, wenn es den damals in großer Anzahl herumstreichenden Freybeutern in den Sinn gekommen wäre, eine so reiche, aber von Menschen entblößte Stadt zu überfallen und auszuplündern, wie sie ohne Mühe und Widerstand hätten thun können. Insonderheit läßt er die Studenten hart an, die in der Unruhe beynahe insgesammt entflohen waren. Er beschuldigt sie, daß sie ihre Lehrer, und darunter insonderheit ihn, nicht sowohl aus Furcht, als weil sie nicht gerne in die Lehrstunden kämen, und lieber faullenzten, verlassen hätten, sich auch allem Ansehn nach nicht so bald wieder einfinden würden.

Der

Der Inhalt der zweyten Rede ist dieser: Eutropius, der dem Ansehn nach Comes Syriä mag gewest seyn, hatte Libanium einen alten Narren gescholten. Dem antwortet er auf eine solche Weise, wie man von einem aufgebrachten Advocaten vermuthen kan. Erstlich erweist er den noch guten Zustand seiner Vernunft, und rächet sich sodann an seinem Feinde mit Aufdeckung der Laster und Verbrechen desselben.

Die dritte Rede betrifft den Rath der Stadt Antiochien. Ehedem war er zahlreich und ansehnlich gewest, und man hatte sich um die Ehre, ein Rathsverwandter zu seyn, gerissen. Nach der Zeit aber war dessen Ansehn in Verfall gerathen. Man entging der Ehre mit Fleiß, und wendete Geld, Gunst und List an, damit verschont zu werden. Libanius bestraft diese Verwahrlosung des gemeinen Bestens, zeigt den Schaden, der aus Schwächung des Stadtrathes folget, und ermahnt den Rath, auf Wiederherstellung seiner eignen Kräfte bedacht zu seyn. Insonderheit räth er, nicht mehr zu gestatten, daß der Rathsherren Söhne, in der Absicht einer ihnen angebohrnen Ehre, für der man sich aber fürchte, zu entkommen, ausser Landes gingen. Denn die jungen Herren pflegten, wenn die Reihe an sie komme in den Stadtrath gezogen zu werden, eine Reise theils nach Berytus, theils nach Rom zu thun, unter dem Vor-

wandte, an jenem Orte die Rechte, an diesem aber die lateinische Sprache zu lernen *.

In der vierten Rede vertheidiget sich Libanius wider ungegründete Vorwürfe. Die Sache verhält sich also: Es war einst eine Theurung zu Antiochien; daher die Becken den Preiß des Brodtes steigerten. Das Volk fing darüber an zu murren, und der Gouverneur sahe sich genöthigt, den Preiß herunter zu setzen. Die Becken aber konnten das Brodt dafür nicht geben, weil sie nicht auf ihre Kosten kamen. Sie liessen also zum Thore hinaus, und ließen Mühlen und Ofen stehn. Die Stadt gerieth darüber in die äusserste Hungersnoth und war einige Tage ohne Brodt. Keine Vorstellung, kein Versprechen vermochte

* Darüber darf man sich gar nicht wundern. Die jungen Herren und ihre Eltern waren klüger als Libanius. Dieser mochte vielleicht das Recht, die Billigkeit und den Wohlstand vor sich haben. Jene aber gingen dem Vortheile nach. Blieben sie zu Hause und wurden Decuriones oder Rathsherren; so musten sie großen Aufwand machen, dem Volke die Badstuben und Schauspiele frey geben, öffentliche Gebäude auf ihre Kosten aufführen oder in baulichem Stande erhalten. u. s. w. Von Rom hergegen holten sie sich Würden und Aemter, vermöge welcher sie dem Stadtrathe selbst zu befehlen hatten und höchst einträglich waren. Eigennutz wird allemal vor dem Richterstuhle des Herzens wider die Gesetze und den Wohlstand Recht behalten.

mochte die Becken wieder heim und zu ihrer Pflicht zu bringen, bis sich Libanius ins Mittel schlug, und sie versicherte, daß man ihnen nichts unbilliges ansinnen wolle. Sie trauten auf sein Wort, und gingen wieder an ihre Arbeit. Einige Zeit hernach begab sichs, daß der Marktvogt, [præfectus annonæ] Candidus genannt, einem Becken, mit Einwilligung des Gouverneurs, den Staupbesen geben ließ; aus keiner andern Ursache, wie Libanius vorgiebt, als weil er so viel Geld nicht erschwingen konnte, als seine Feinde dem Candidus zusteckten, um eine Sache an jene zu gewinnen. Libanius, dessen Ehre auf dem Schutze der Becken beruhte, und in deren Beleidigung litte, nahm sich der Unterdrückten an, und brachte es dahin, das Candidus das von ihm erpreßte Geld wieder herausgeben muste. Man verübelte solches dem Libanio und sahe es für einen Mangel der Klugheit an, daß er sich eines Schwächern wider einen Mächtigern angenommen, und sich dadurch vieler Verfolgung und Gefahr bloß gestellt hätte. Allein Libanius rechtfertigt in dieser Rede sein Betragen, erweist seine Verpflichtung zu Vertheidigung einer gerechten Sache, und mahlet die Gewaltthätigkeiten des Candidus abscheulich ab.

Endlich betrifft die fünfte Rede eben das, was die dritte in etwas ausgeführet: Nur ist sie nicht an den Rath, sondern an den Kayser

gerichtet *. Erstlich giebt er eine Nachricht, wie es zugegangen, daß der Stadtrath in den Städten [curiæ] da er doch sonst in dem grösten Ansehn gewest, ins Abnehmen gerathen sey. Er schiebt die Schuld auf den Kayser Constantinum M. und nicht, wie Bongiovanni will, Constantium. Die merkwürdige Stelle lautet also: „Ehedem blühten αἱ βȣλαὶ, curiæ ** in allen Städten. Die Rathsherren besaßen die besten Aecker und die besten Häuser. Ein jeder von ihnen war bey guten

* Viele der libanischen Reden reden den Kayser an. Man darf darum nicht eben denken, daß Libanius sie vor dem Kayser gehalten habe. Er kan auch nicht einmal die Absicht gehabt haben, sich bey dem Leser in das Ansehen zu setzen, als habe er solche in Gegenwart des Kaysers abgelegt. Er kan sie als Bittschriften, oder als schriftliche Vorstellungen und Gutachten eingeschickt haben. Und dennoch muß er deswegen vom Tillemont dans l'histoire des Empereurs viel leiden, und sich an mehr als an einem Orte mit großem Eifer für einen Lügner und Ruhmräthigen ausschelten lassen. Allein Tillemont war ein allzuguter catholischer Christ, als daß er von einem, der kein Christ war und den Christen zuweilen die Wahrheit sagte, hätte menschlich und wie einem Geschichtschreiber gebührt, urtheilen sollen.

** Curiæ hießen sie damals. Senatorii cœtus, wie Bongiovanni überall übersetzt, ist kein Latein, und Senatus hieß damals ganz was anders als ein Stadtrath.

guten Mitteln: sie verheuratheten sich unter einander, und Rathsherr zu seyn, war eine grosse Glückseligkeit. In dieser Verfassung standen sie, als ein gewisser Kayser ihnen die Flügel beschnitte. Mehr als eines war daran Schuld; das meiste aber dazu trug die neue von ihm angelegte Stadt bey. Als er nun zu einer solchen Zeit aus der Welt ging, da er den Krieg mit den Persern angezettelt hatte, so richtete selbiger Krieg das Ansehn und die Macht der Stadträthe vollends zu Grunde. Ein Jahr nach dem andern brachte sie immer weiter herunter. Die Rathsherren, die man an den Tiger [das ist wider die Perser] schickte, setzten ihr Vermögen bey dem anhaltenden Verluste zu und wurden genöthigt, ihre angeerbten Güter zu verkaufen. Fremde Leute kauften ihnen die stattlichsten Rittergüter ab, Leute, die, Gott weiß woher kamen. Solches fiel ihnen nicht schwer, da die kayserliche Schatzkammer ihr Acker und Erndte war. Diesem Uebel wünschte Julianus der Kayser abzuhelffen, und that es so bald er konnte. Wer in jeder Stadt bey Mitteln war, muste in das Rathsherren-Buch [album] eingeschrieben werden; und es wurden nur wenige verschont. Nach seinem Tode gerieth der Rath in die vorigen Ungelegenheiten, ja in noch viel schlimmere Umstände, u. s. w.„

Hierauf rühmt er an dem Kayser, den er anredet, daß solcher, da er den schlechten Zustand

stand der curiarum wahrgenommen, dem Cynegio, als er ihn nach Egypten geschickt *, anbefohlen habe, über Antiochien zu gehen, und dem dißfalls eingerissenen Unwesen abhelffliche Maße zu geben. Nun habe zwar Cynegius bey seiner Ankunft einige Hoffnung zur Besserung erweckt; aber doch nichts ausgerichtet. Er legte zwar, heist es, auf seinem Durchzuge Hand ans Werk. Weil er aber in eitel Unruhen ** verwickelt ward, so sahe er den Nil, und sahe wieder den Bosphorus, und wuste sich viel damit; gleich als ob er etwas ausgerichtet, da er doch nichts ausgerich-

* Fragt man beym Bongiovanni nach, wer Cynegius gewest, wenn und warum er nach Egypten versendet worden, in welchem Jahre diese Rede müsse aufgesetzt worden seyn? überhaupt sucht man Antiquitäten, Historie und dergleichen Dinge bey ihm: so sucht man das Leben bey den Todten. In der Wüsten Sinai kan es so drocken nicht aussehen, als es in seinen Anmerkungen aussieht. Des Cynegii und seiner egyptischen Reise wegen kan man Tillemonts Histoire des Empereurs T. V. p. 229. sqq. unter dem Jahre 384 nachschlagen.

** Etwa meinet Libanius die vergebne Mühe, die sich Cynegius zu Antiochen gab, den Mängeln der curiæ abzuhelffen, durch welche Bemühung er in ein Wespennest sterlete; oder er zielet vielmehr auf die ihm anbefohlne Sorge die Götzentempel in Egypten zu verschliessen, welches grossen Lerm erregte. Den Uebersetzer frage man um dergleichen Dinge ja nicht. Er ist alsdenn stumm.

richtet hatte. Cynegius soll sich der Sache nicht mit Ernst angenommen haben. Der Rath zu Antiochien, an statt auf Vollziehung solcher Befehle zu dringen, und die Rechte gültig zu machen, die er sich selbst vom Kayser erbeten hatte, machte es wie der Bettelmann in der Fabel, der sich einen Schatz vom Jupiter ausgebethen hatte, und da er ihn nun gefunden, solchen liegen ließ. Ja dieser Rath half denenjenigen, welche Ausflüchte suchten, um mit einer unangenehmen Ehre verschont zu bleiben, selbsten durch. Man sollte sich billig über ein so widersprechendes Bezeigen wundern: Aber Libanius entdeckt das Geheimniß. Es besteht darinne: Mit dem Wachsthume der Anzahl der Rathsherren verminderten sich die Einkünfte und Vortheile für einen jeden insbesondere. Je wenigere aber solche unter sich theilten, desto ansehnlicher war das Antheil eines jeden. Werden aber, sagt Libanius, einige im Staate nöthige Beschickungen vernachläßiget; so hat man allezeit die Ausflucht vor sich: der Geschäffte sind gar zu viel; und unserer gar zu wenig. Wir können unmöglich alles bestreiten. Man schreiet also, doch nur zum Schein, und sich für einen Wischer vom Hofe zu sichern, nach einem Zuschusse von Rathsherren: und unter der Hand wehret man ihn mit Händen und Füßen ab. Soll man, fährt er fort, jemanden einen Feind des Rathes nennen, wer wird es wohl anders seyn, als die Rathsherren selbst? die, wenn jemand

jemand ihnen zugesellet werden soll, ihn selbst loß bitten, ihm, wenn er so durchkomt, Glück dazu wünschen, ihre Söhne in der Absicht anders wohin schicken, daß sie mit Ehrenstellen wieder heimkommen, unter denen der Rath steht; ihre Töchter an Soldaten verheurathen *. Da indessen ein Rathsherr kein Mägdgen seines gleichen haben kan, sondern sich mit seiner Magd behelffen muß. Zwar entschuldigt man sein Nachsehen mit der Furcht für der Macht einiger, die, wenn man sie zum Decurionat zwingen würde, sich an den Anstifftern rächen würden. Aber daß diese Furcht eitel sey, beweisen die und die von unsern Vorfahren. ⸗ ⸗ Endlich sagt er, wendet man ein: gesetzt man hülffe dem Uebel ab; so würde doch solche Besserung nicht lange Bestand haben. Allein, wolte man so denken, so müste viel in der Welt nachbleiben. So müsten Arzt und Freunde einen Kranken verlassen, an dessen Aufkunft gezweifelt werden kan. Kleine Städte müsten ohne Mauern bleiben, weil man vorher weiß, daß sie einen feindlichen Anlauf nicht abwehren können. Väter müsten ihre Kinder, an denen sie keinen offnen Kopf wahrnehmen, von der Schule abhalten. Sie schicken sie aber dennoch in die Schule, ob sie gleich wissen, daß das Schulgeld weggeworffen wird. Warum denn

* Denn diese hatten damals die näheste Anwartschaft zu den wichtigsten und einträglichsten Ehrenstellen.

denn das? Darum, daß sie ihrer Pflicht ein Genüge leisten. Und so thue du auch deine Pflicht, Kayser. Lege ihnen den Zwang des Gesetzes auf, daß niemand zu höhern Aemtern, die von Hofe aus vergeben werden, gelangen soll, der nicht zuvor im Bürgerrechte gesessen hat. Wollen sie nicht mit Guten folgen, so nimm den Ochsenziemer zur Hand, wie Jupiter beym Homer, und schlage zu. Pferde, Bereuter, Sänger, Tänzer: das sind die Angelegenheiten unserer Herren Regenten. Aber wie sie dem verfallenen Staate wieder aufhelffen sollen, davon lassen sie sich nicht träumen. = = Soldaten sind brave und nützliche Leute. Sie beschützen unser Leib und Leben, Haabe und Guth. Aber der Rath in den Städten sorgt dafür, daß man diese Güter wohl anlegt. Läßt man den Rath eingehen, so bleibt dem Soldaten nichts übrig, wofür er sein Leben mit Recht in die Schanze schlägt. Hilff, Kayser, der dramatischen Dichterey und der Schaubühne, hilff den öffentlichen Redeübungen wieder auf, die in Verfall gerathen sind, weil niemand Rathsherr werden, weil niemand die Unkosten dazu hergeben will. Ich sähe gerne, daß deine Regierung nicht nur durch herrliche Siege, sondern auch durch den Anwachs der Wissenschaften berühmt würde. Zeige also, durch Bestrafung dererjenigen, denen an Recht und Billigkeit wenig gelegen ist, daß beydes durch dich seine vorige Stärke wie-

der erhalte, ich meyne der Rath und die Schulen.

Mit diesen Worten beschließt Libanius die fünfte Rede. Es würde zu weitläuftig fallen, wenn wir die übrigen auf gleiche Weise durchgehen wollten, da wir noch von der Uebersetzung und den Anmerkungen des Herrn Bongiovanni Rechenschaft zu geben schuldig sind. Wir übergehen also den Inhalt der übrigen Reden mit Stillschweigen: Und die bloßen Titel derselben würden dem Leser einen Begriff von dem Inhalte beyzubringen nicht hinlänglich seyn.

Von des Venetianers Uebersetzung überhaupt zu urtheilen, so sieht sie ihren Schwestern ähnlich. Von Libanii Uebersetzern hat noch kein einziger viel Ehre eingelegt. Wolffs Uebersetzung der Briefe will man nicht sonderlich loben. Jacobus Godofredus hat mit seiner Uebersetzung weder andern, noch sich selbst ein Genüge geleistet. Die morellische Uebersetzung der Reden ist mit Recht zu einem Spott der Leute, und in den Schulen der Criticorum, zu einem Muster einer schlechten Uebersetzung geworden. Ob gleich diese neue nicht so gar schlecht seyn mag, so können wir doch nicht gut dafür seyn, daß es ihr viel besser gehen werde. Libanius will einen Uebersetzer haben, der Griechisch und Lateinisch aus dem Grunde versteht, der im codice theodosiano in der notitia utriusque imperii, in der Fabellehre, in dem Homero,

mero, und in der Geschichte des vierten Seculi wohl zu Hause ist. Leute, bey denen dergleichen Eigenschaften zusammen treffen, findet man gar selten; und ein Henrich Valesius wird kaum alle Hundertjahr einmal gebohren. Wir wissen von des Hrn. Bongiovanni persönlichen Umständen nichts. Aber entweder ist er noch ein Jüngling, oder er hat im Alter eine jugendliche Probe abgelegt. Jenes ist wahrscheinlicher. Vermessenheit gehört dazu, daß man sich ohne seine Kräfte zu prüfen, an einen so schweren Auctorem macht, der schon mehr als einem zum Steine des Anstosses geworden ist. Irren ist zwar menschlich. Man sieht auch mäßigen und sparsamen Versehen gerne nach. Doch sollte eine erlaubte, ja nöthige Eigenliebe uns hindern, nicht gar zu rohe und unförmliche Geburthen in die Welt zu setzen, die ihren Vätern eben so wenig Ehre machen, als die Jungfernkinder ihren Müttern, und bis auf die Nachwelt kränkende Denkmale des Vorwitzes bleiben.

Sollen wir die Gebrechen der bongiovannischen Uebersetzung noch näher bestimmen? Nur allzuoft ist sie unrichtig, und legt Libanio Gedanken bey, die ihm niemals in den Sinn gekommen sind. Oft ist sie dunkel, und wo im Griechischen ein helles Feuer ist, da umnebelt das Lateinische den Leser mit Rauch und Dampff. Das heist ex luce fumum dare. Wo sie noch erträglich zu seyn scheinet,

da ist sie matt und kriecht. Der Mann hat
das Latein nicht recht in seiner Gewalt.
Sein Latein ist schlecht und armselig. Mit
einem Worte: die Uebersetzung kommt den
canterischen, casaubonischen und valesiani-
schen Uebersetzungen bey weiten nicht bey.
Hätte er also nicht besser gethan, wenn er sie
gar weggelassen, da sie den Leser nicht irret
und verführet, als zurechte weist, und ihn
nöthigt selbst ein Dollmetscher des Libanii zu
werden. Siehet man sich in den Anmerkun-
gen um, o wie mager und wüste ist alles dar-
inne! So weit wir noch dieselben kennen,
haben wir die übrigen Schriften Libanii gar
sehr wenig, und ist es wohl zu glauben? die
Briefe nirgends angeführt gefunden. Sol-
te er diese wohl gar gekannt haben? jene hat
er gewiß nur obenhin angesehen. Ist aber
ein Schriftsteller, der sich selbst erklärt, so ist
es Libanius: ein Mann, der in seinem Leben
nichts lieber that, als von sich zu sprechen,
sich zu bewundern. Die meisten der Anmer-
kungen sind höchst entbehrlich, ein gut Theil
derselben aber nur vor Schulknaben brauchbar.
Soll man seine Belesenheit aus denselben be-
urtheilen, so scheint er wenig alte Auctores,
und gar keine neuern Criticos zu kennen.
Gleich die eine Quartseite lange Vorrede
giebt schlechte Erwartung. Leonis Allatii,
Henrici Valesii, Petri Lambecii, Gottfried
Olearii, Jo. Albert Fabricii, Jo. Christoph
Wolffens, die alle Stücken von Libanio edirt,
oder

oder solches doch zu thun versprochen haben, wird mit keinem Worte gedacht. Von den vaticanischen Manuscripten des Libanii hat er eher nichts gewußt noch erfahren, als da es zu spät war; da er doch aus denselben eine viel größere Anzahl von Reden hätte ans Licht bringen können. Ist etwa die Historia literaria ein Feld, das er nie betreten; so hätte er doch wenigstens sich um die Schicksale seines Autoris bekümmern sollen; er hätte entweder bessere Anmerkungen, oder gar keine zu Markte bringen mögen. Denn wem ist an locis communibus gelegen? dunkele Stellen will man aus der Geschichte, den Rechten, den Alterthümern und der Zeitrechnung aufgeklärt haben. Und das war seine Sache nicht. Kurz, er war dem Werke nicht gewachsen. Wenn Heinrich Valesius aufstehn und es mit ansehn sollte, in was für Hände sein Libanius gerathen ist: wie sehr würde er die Verkehrtheit des Schicksales beseufzen, das ihm die Ausführung eines Vorhabens versaget, welchem nur er, oder jemand seines gleichen gewachsen war; dafür aber solches einem in die Hände gespielet, der dessen Stärke noch erst erreichen soll? Würden ihm nicht die Worte seines Ammiani (XXV, 9.) beyfallen? da er zwischen Juliano Aug. und Joviano seinem Nachfolger eine Vergleichung macht: Tu hoc loco, fortuna orbis romani, merito incusaris, quae, difflantibus procellis rempublicam, excussa regimenta perito rei geren-

 dae

dae ductori consummanda, juveni porrexisti.

Nun müssen wir auch unser Urtheil rechtfertigen. Es möchte solches ungerecht scheinen, wenn man mehr nicht als die erste Rede mit ihrer Uebersetzung vergleichet. In derselben schien uns der Uebersetzer noch so ziemlich glücklich gewest zu seyn. Aber man gehe nur weiter. Wir wollen uns an die zweyte halten, und aus der ersten nur eine einzige Stelle anzeigen, wo sich der Uebersetzer gröblich und unverantwortlich geirrt hat. Sie steht p. 8. und lautet also: ἀλλ' ὅμως οἱ σεμνοὶ καὶ τῇ τῶν ἄλλων πενίᾳ πεπλουτηκότες, καὶ δεινὸν, εἰ μὴ τὰ τῶν θεῶν ἔχουσιν, ἡγούμενοι, [οἳ *] τὰ μὲν ἐννυχὶ, τὰ δὲ πάντων ὁρώντων, μεθίστασαν, οὕτω δή τι πολὺν ἄργυρον, ὡς συχνῶν τε δεῖν ὀχημάτων ἑκάστῳ, καὶ πολλῶν ὀρέων καθ' ἕκαστον, οὓς ἠνάγκαζε τὰ ἑλκόμενα στένειν, τίνος οὖν τούτους ἀξίους φῆσαι τις ἂν u. s. w. Das hat Bongiovanni also übersetzt: Attamen hi viri graves, qui aliorum paupertate divites evaserunt, quique, ni deorum bona possideant omnia, vitam sibi molestam & acerbam putant, partim noctu, partim interdiu cernenti-

* Wir haben dieses Wörtgen hineingesetzt. Es fehlt in der venetianischen Ausgabe, kan aber ohne Nachtheil des Verstandes der Stelle nicht wegbleiben. Dieser Mangel hat zu allererst die große Irrung des Uebersetzers veranläßet.

nentibus cunctis tantam argenti copiam quisque secum asportarunt, ut eo traducendo singuli multis curribus, pluribusque montibus [ad se resque suas tutandas *] egerent, & ob id omnes maxime sollicite angerentur. Quo itaque supplicio digni sunt. Man sollte nicht glauben, daß eine grammaticalische Kleinigkeit so viel Verwirrung anrichten könne, daß darüber der Uebersetzer des rechten Weges so gar sehr verfehlen können. Er leitete ὀρέων von ὄρος mons her; er hätte aber bedenken sollen, daß man vielmehr ὀρῶν contracte sage. Darüber dachte er nicht an das Wort, von welchem ὀρέων herkommt, nehmlich von ὀρεύς. So hat er aus Mauleseltreibern Berge gemacht. Lächerliche Verwandlung! Fürs zweyte hat er sich darinne geirret, daß er μεθίστασαν so verstanden, als ob die flüchtenden Antiochener ihr Silbergeschirr mit sich zur Stadt hinausgeführt hätten: da es doch also bald hernach heist: Sie ließen allen ihren Reichthum unter der Verwahrung anderer dahinten, und flohen bloß davon. Wie reimt sich das zu jenem? Libanius sagt ganz was anders. Er versetzt nach seiner Art den Christen einen heftigen Streich. Er beschuldigt die vornehmen Herren zu Antiochien,

 daß

* Diese Worte hat der Uebersetzer von dem seinen darzu gethan, weil er davor hielt, daß der Sinn der Stelle durch sie noch mehr aufgeklärt würde.

daß sie die heidnischen Tempel geplündert, und das Silber aus denselben sich zueignet hätten. Der Sinn der Stelle ist also dieser. „Die erbaren Herren, die von anderer Armuth reich sind, und es für ein unerträgliches Unglück halten, wenn sie nicht die Schätze der Götter besitzen, denen sie so bey Nacht, als am hellen lichten Tage so viel Silbergeräthe entwandt haben, daß ein jeder von ihnen zu dessen Abführung viele Wagen nöthig hatte, bey deren jedem viele Mauleseltreiber hergehen musten, welche die Fracht herzlich zu seufzen nöthigte*: Diese Herren, sag ich, was haben die wohl verdient?„

Nun wollen wir die zweyte Rede ein wenig näher beleuchten. Pag. 19. stehen folgende zwey Anmerkungen. Die eine zum Worte Daphne heist also: Ammianus Marcell. L. XIX. memorat amœnum Antiochiæ suburbium, Daphnem appellatum, cujus meminit etiam Zosimus L. I. Hæc porro huius vocis

* Er giebt damit zu verstehen, daß die Fuhrleute, welche den Tempelraub in jedes der vornehmen Herren sein Hauß überführen musten, Heiden gewest sind, denen es sehr nahe gegangen, daß sie selbst ein Werkzeug der Plünderung der Tempel und der Entheiligung der Götzen, die sie verehrten, werden musten. Der meiste Theil der gemeinen Leute und das Landvolk durchgängig, waren damals noch Heiden; daher man auch glaubt, daß der Nahme paganus von ihnen entstanden sey.

vocis significatio deest in optimis Lexicis. Das ist eine Anmerkung für einen Schulknaben. Wer setzt nicht die Wissenschaft solcher Dinge bey einem Leser Libanii zum voraus? Wer wird bey ihm sich noch auf Lexica beruffen, und Autores so unbestimmt anführen? Das war ehedem gebräuchlich, da man die Bücher noch nicht in Capitel abgetheilt hatte. Die zweyte Anmerkung ist über die Worte: **Ich weiß noch, daß der Kayser den Tyrannen ohne Mühe erlegt habe, und daß sein Sohn für ein Kind groß sey.** Sie lautet also: Arcadium, scilicet, quem in pueris fuisse, quum ipsius pater Maximum tyrannum oppressit, colligitur ex Zosimo & ex Egnatio L. I. Egnatius mag wohl im 16ten Seculo und in Italien ein Autor classicus gewest seyn; Aber heut zu Tage erkennet man ihn disseit der Alpen nicht dafür. Vielmehr verlangt man von Auslegern bey dergleichen Stellen, daß sie die Zeiten näher bestimmen. An statt einer solchen trocknen Anmerkung hätte Bongiovanni das Jahr, in welchem Theodosius Maximum den Gegen-Kayser umbrachte, und wo solches geschehen, ingleichen das damalige Alter Arcadii angeben sollen. Pag. 17. steht eine merkwürdige Stelle von berühmten Gelehrten, welche ihr Alter sehr hoch gebracht haben, ohne an den Gemüthskräften einigen Abgang zu leiden. Libanius deutet die meisten davon nur bey gewissen Kennzeichen an, die damals noch kennt-

bar waren, für uns aber sehr dunkel sind. Hier hätte Bongiovanni seine Stärke in der gelehrten Geschichte des 3ten und 4ten Jahrhunderts nach Chr. G. zeigen können. Mit der Erörterung, wer der Spartaner, der Cappadocier, der Egyptier gewest sey, hätte er sich Libanii Leser verbindlich gemacht. Wenigstens wäre es leichte gewest, die dunkeln Worte: **Herodes der Athenienser, der arbeiten konnte, der durch den Schatz reiche Herodes,** aus dem Philostrato p. 547 und 565, 2. aufzuklären. Hätte er diesen Schriftsteller nachgeschlagen, so würde er die Stelle verstanden, und nicht so verkehrt übersetzt haben: Herodes Atticus patiens laboris atque divitiis affluens. Er hätte es also geben sollen: atque propter inventum thesaurum dives. Eben dieser Philostratus p. 708. hätte ihm die kurz vorher gegangene Stelle verständlich machen können ἀφεὶς γὰρ Αἴαντα τὸν Λοκρὸν, καὶ τὸν μέγαν. Aus zwey Ajacibus, dem Locro, einem Sohne Oilei, und dem sogenannten großen Ajax, sonst auch Telamonio genannt, welche das Wörtlein καὶ hinlänglich unterscheidet, macht er einen einzigen Ajax in seiner Uebersetzung: omissis enim Ajace Locrensi, viro præstantissimo, &c. Hätte er einen feinen Geschmack gehabt, und sich in den Alterthümern umgesehen, so würde er bey p. 21, 23. das Recht und den Gebrauch der alten Advocaten erwiesen haben, mit Zobeln und Hermelin gefütterte Pelze zu tragen: überhaupt

überhaupt würde er von dem Pelztragen der Alten artige Dinge angebracht haben. Wenigstens hätte ein Valesius sich eine solche Gelegenheit zu Nutze gemacht und gewiesen, was παχεῖαι καὶ πλατεῖαι διφθέραι gewest sind, welche in Bongiovanni Uebersetzung pelles quadam crassæ lataeque heissen. Hätte er den codicem Theodosianum etwas besser gekannt, oder in Libanii Rede von den Assessoribus, oder auch Valesii Anmerkungen über den Ammianus gelesen; so würde er die Stelle p. 21, 12. verstanden haben*. Ἐδόκεις εἶναι δίκαιος Κυνηγίῳ λειτεργεῖν, καὶ τῇ κείνε ψήφῳ τῶν βοηθέντων ἦσθα. Das übersetzt Bongiovanni also: Dignus jam dudum visus es, qui Cynegii minister esses, & in eorum numero iccirco fuisti, qui ejus sententiæ favebant. Das Wort λειτεργεῖν kommt in dieser Sammlung von Reden gar oft vor. Gar selten aber hat es Bongiovanni wohl übersetzt. Hier heist es im Stadtrathe sitzen, und damit zum Aufwande auf öffentliche Bedürffnisse verpflichtet seyn. Fürs zweyte οἱ βοηθῦντες sind die Assessores oder Rechtsgelehrten, die Oberhofgerichtsadvocaten, nach deren Erachten der Oberhofrichter erkennen muste. Der Sinn der Stelle ist also dieser: Cynegius muste

* Ueberhaupt ist er in der notitia dignitatum imperii schlecht bewandert. So übersetzt er z. E. gar oft das Wort ὕπαρχος præfectus prætorio, durch consul: gleich als ob ὕπαρχος und ὕπατος einerley wäre.

wüste zwar wohl, daß es dir gebührte im Stadtrathe zu sitzen: und dennoch wurdest du durch seine Wahl ein Oberhofgerichtsadvocat.

Auf eben derselben Seite 22, Zeile 23. hat er eine schöne Stelle ganz verunstaltet. Du, heist es daselbst, wo Libanius den Eutropius anredet, du hast dich weder im Felde hervorgethan, denn du bist kein Soldate, ὔτ' ἐν τοῖς διὰ λόγων ἀγῶσιν, noch auch in denenjenigen Kriegen, welche man vor der Rechtsbank mit Worten führet. ὀλίγον * γὰρ δὴ τῶν ἐν ταῖς εἰκόσι ῥητόρων διήνεγκας. Denn du bist sehr wenig von den Rednern in den Bildern unterschieden: Das ist, du bist nicht viel beredter als die stummen, gemahlten, gehauenen oder gegossenen Bilder und Bildsäulen der Redner sind. Hätte Bongiovanni die griechische Anthologie gekannt; hätte er daselbst den Anfang und das Ende der 170 Seite nach Henrici Stephani Ausgabe gelesen; so würde er eine Auslegung gegenwärtigen libanischen Ausdruckes gefunden haben. Aber wie übersetzt er solchen? Neque rei bellicæ gloria clarus eras, quum ne miles quidem fueris, neque literariis contentionibus præstabas, quum paucos rhetores figuras tractantes antecel-

* So soll es heißen, und nicht ὀλίγων wie in der venetianischen Ausgabe steht; welches auch den Uebersetzer unter andern mit auf Abwege verleitet hat.

tecelleret. Sed oblata pecunia comparasti: fährt er fort, qua in re quis te nequior reperiri potest? Im Griechischen lautet es also: ἀλλ' ἥκεις ἐωνημένος, ὅπερ ἂν καὶ σοῦ τις φαυλότερος. Das heißt: nun aber trabest du einher in deiner erkauften Würde, die sich ein jeder anderer, wäre er auch gleich noch nichtswürdiger, als du bist, hätte erkaufen können. Zu dieser Stelle theilt der Uebersetzer eine Anmerkung mit. Von was für Art erwartet man wohl eine? Ein anderer würde entweder bey einer so deutlichen Stelle gar nichts erinnern, oder er würde die damalige Gewohnheit sich Titel zu kaufen, aus dem codice theodosiano und andern Schriftstellern damaliger Zeiten erweisen. Die wichtige Anmerkung aber, die Bongiovanni hier macht, ist so unentbehrlich, daß man ohne sie Libanium nicht würde haben verstehen können. Male administratur, heist es, ea respublica, in qua magistratus auro comparantur. male enim se res habet, cum, quod virtute effici debet, id tentatur pecunia, ut præclare Cicero de Offic. II. 6. Hätte er doch 50 Jahre eher geschrieben: vielleicht hätten die Titularräthe nicht so überhand genommen. Noch viel gelehrter und erbaulicher ist die Anmerkung p. 23. zu den Worten: Doch was du thust, ist nicht einmal ein Diebstahl zu nennen. Denn der Dieb sucht verborgen zu bleiben und stiehlt heimlich: du aber raubest

best öffentlich. Hierbey merkt er folgendes an: Furtum enim a *furvo*, id est nigro, dictum est, quod clam & obscure fiat, & plerumque nocte, ut ait Imper. Justinianus Instit. L. IV. *de obligat. quæ ex delicto nascuntur*. Dergleichen Weißheit hätten wir eher in Durandi Rationali als hier gesucht. Pag. 14. liest man die wichtige Anmerkung bey dem Nahmen der Stadt Apamea. Hujusce civitatis saepe mentionem faciunt Ammianus et Zosimus, eamque semper *Ἀπάμειαν*, *Apämeam* appellant. Fallitur ergo Tusanus, qui in suo Lexico scribit *Ἀπαμεὺς Apameus, civitas Syriæ*. Nam Apameus non urbem, sed incolam Apameæ significat. Tusanus war also der Mann, den er widerlegen sollte. Ein rechter Held: Daran kan man zum Ritter werden. Es muß doch erbärmlich schlecht in Italien und einigen catholischen Landen um die Schulen und die Bücherkenntniß stehen, weil die Lexica daselbst scheinen die einzigen Vorrathskammern der Gelehrsamkeit zu seyn. Hätte er ja von einer so bekannten Stadt was sagen wollen, so hätte er das Capitel aus Norisii Epochis ausschreiben können, wo von den Apameis in Syrien und anderswo gehandelt wird. Das wird doch wohl kein liber prohibitus seyn. Auf eben derselben Seite, Zeile 14. gedenkt Libanius eines *πευθῆνος*. Das übersetzt Bongiovanni exploratoris. Id ipsum, giebt er die Stelle, quatuor aliis in urbibus haud qui-

dem

dem ita amplis, urbibus tamen et ipsis, ab eo factitatum audivimus. Er meynt, daß Eutropius die Städte ausgesogen, und diejenigen, so nicht herausrücken wollen, in große Noth gebracht hätte. Ad quas quum accessisset, exploratoris instar, hunc & illum percunctando, miserabatur eos, qui metu perterriti res quisque suas dederant, et minitabatur eis, qui acceperant, quoad emolumenti nequissimi particeps factus, eisdem cito reconciliabatur. Das kan kein Mensch verstehn. Der Uebersetzer hat dasjenige, was er da niedergeschrieben, selbst nicht verstanden. Die Verwirrung rührt bloß daher, weil er nicht gewust, was πευθὴν ist. Es bedeutet einen missum dominicum, einen von Hofe aus zu Untersuchung eines besondern Handels abgefertigten Bothen, dergleichen man heut zu Tage Commissarios nennt. Ich habe, sagt Libanius, aus dem Munde eines kayserlichen Abgeordneten gehöret, daß du mit vier andern Städten, zwar kleinern, aber dennoch allezeit Städten, eben so verfahren hast. Dieser Mann bedaurete diejenigen, die ihr Vermögen dir Preiß gegeben hatten, dir aber drohete er auf das nachdrücklichste, [wo du deinen Raub nicht würdest wieder hergeben]. Doch drohete er nur so lange, bis die Gemeinschaft der Beute ihn mit dir versöhnte. Wer eine ähnliche Begebenheit, und in derselben eine Aus-

legung

legung über diese Stelle lesen will, der schlage die Geschichte auf, welche Ammianus Marcellinus XXVIII, 6. vom Palladio und Romano erzehlt. Palladius heist es daselbst, Tribunus & Notarius mittitur, ut gesta per Tripolin fide congrua scrutaretur. u.s.w. Eben dergleichen Schelmerey und Zusammenverschwörung der Hofbedienten zu Unterdrückung der Bürgerschaften, erzehlt Ammianus daselbst, so wie Libanius hier thut.

Pag. 25. heist es: **Er**, Eutropius, fordert **von den armen Becken Geld** ein, ὡς τινὸς ἀλῶντος αὐτοῖς τὸν σῖτον ὕδατος, quasi aqua pro frumento eis esset, so übersetzt es Bongiovanni. In der Anmerkung schlägt er eine andere Art zu übersetzen vor, nehmlich quasi quis aquæ frumentum eis moleret. Beyde Arten sind so beschaffen, daß keine der andern was vorzuwerffen hat. Libanius sagt: **gleich als ob das Wasser ihnen das Getreyde mahle.** Das ist: gleich ob das Mehlmahlen ihnen nichts kostete, gleich als ob sie keine Esel und Sclaven dazu halten müsten. Denn dazumal waren die Handmühlen noch im Gebrauche, die Wassermühlen aber an den meisten Orten noch unbekannt, ob sie gleich schon zu Kayser Augusti Zeiten erfunden waren. Eben daselbst auf der letzten Zeile heist es: **Er ließ nicht nach sie zu beschuldigen** πρὶν ἢ ἔσεισε. non ante desistit, übersetzt es Bongiovanni, quam miscuerit omnia. σείειν heist nicht miscere, sondern

con-

concutere. Er hätte also übersetzen sollen: ante non destitit, quam eos concussisset. Was concutere und concussio sey, ist denen JCtis nicht unbekannt. Die Obern concutiunt die Niedern, wenn jene durch Bedrohungen diese nöthigen, in ihre unbillige Forderungen einzuwilligen, und ihren unersättlichen Geitz zu vergnügen. P. 26. sagt Libanius ὐδ' ὅταν Σκύλλαν σε καλῶ, παραφρονῶν καὶ ἁμαρτάνων τῦτο ποιῶ. Nennte ich dich gleich eine Scyllam, so würde ich daran nicht unrecht thun. Ich würde damit nicht aberwitzig sprechen, sondern eben so vernünftig reden, als irgend einer, der seiner Sinne auf die beste Weise mächtig ist. Was für eine Anmerkung erwartet der Leser wohl von einem Ausleger, bey einer solchen Stelle, als diese ist? Ohnfehlbar eine Vergleichung eines unersättlichen, ungerechten, grausamen Amtmannes, der viel ihm selbst ähnliche Henkersknechte, als wütende und hungrige Hunde um sich hat, welche die Unterthanen zerreißen, mit dem homerischen Ungeheuer der Scylla. Der Eutropius des Libanii war also ein anderer Verres, welcher nach Aussage Ciceronis Verrina I, 48. multa sibi opus esse ajebat, multa canibus suis, quos circa se haberet. Der Leser irret sich, wenn er eine solche Vergleichung eines unbilligen Beamten und seiner Leute, mit der vielköpffigen Scylla in des Hrn. Bongiovanni Anmerkungen sucht. Vielleicht hat

er gar nichts bey der Stelle angemerkt? Auch das nicht. Was sagt er dann? Man wird es nicht leicht errathen, wenn wir seine Anmerkung nicht hersetzen. Sie lautet also: Nota est Scyllæ crudelitas, qui duodecim mille Prænestinos uno eodemque die trucidasse fertur. Unglaubliche, erstaunende Zerstreuung, die Scyllam, das homerische Ungeheuer, mit dem römischen Dictator Sulla zu verwechseln! Einer so schönen Anmerkung wird eine andere aus p. 32. nicht viel nachgeben. Juliani scilicet, qui toto conatu consiliis opitulabatur, cui mortuo successit Constantius, quo imperante consilia ad pessimum statum redacta sunt, ut constat ex oratione sequenti. Richtig; Herr Bongiovanni soll in der platonischen Stadt selbst Historiographus werden.

II.

Fortsetzung der Nachricht aus des Hrn. Heinr. Meene Buche von der persönlichen Fürsprache des heiligen Geistes für die Gläubigen.

Wir haben von diesem schönen Buche in dem CLXXXIII Theile unserer Nachrichten geredet, und wollen solche Abhandlung nunmehro fortsetzen und beschliessen.

Im dritten Capitel kommt Herr Meene erst auf die Hauptsache, und lehret, worinne die

die Natur und Beschaffenheit der persönlichen Fürsprache des heil. Geistes für die Gläubigen bestehe. Er schickt gleich anfangs folgende Erklärung voraus: die Fürsprache des heil. Geistes ist dasjenige Geschäffte seines heiligen Amtes, da er als die Person in der Gottheit, welche dem Menschen das durch Christum erworbene Heil zueignet, nicht nur die Gläubigen mit der Gabe und Kraft, Gott wohlgefällig anzubeten ausrüstet, sondern auch bey der genauen Vereinigung mit denselben, auf eine geheimnißvolle Art und Weise, in eigner Person, von ihnen für dem Vater und Sohne das göttliche Zeugniß ableget, daß sie wiedergebohrne Kinder Gottes worden sind; wobey er sie zugleich unmittelbar bey den beyden ersten himmlischen Zeugen vertritt, oder durch seine eigenen göttlichen Vorstellungen alles dasjenige von denselben verlanget, was das wahre Beste derer befördern kan, die seine Tempel und Gnadenwohnungen ausmachen. Alle Sätze die allhier vorkommen, werden in dem folgenden weiter ausgeführt, bewiesen, und wider die gemachten Einwürfe der Gegner vertheidiget. Zwo Haupthandlungen machen die persönliche Fürsprache des heil. Geistes aus, welche zu seinem Trostamte gehöret. Nehmlich er giebt in dem göttlichen Gerichte denen Gläubigen ein gutes Zeugniß. Er verlanget von dem Vater und Sohne zu allen Zeiten, alles Gute für die Heiligen. Diese unmittelbare Fürsprache des heil. Geistes

gehöret zu den innern und zugleich äussern Handlungen einer Person in der Gottheit, und ist ein Geheimniß. Der Unterschied dieser Fürsprache und der Fürbitte Jesu ist sehr merklich; wie denn der Hr. Verfasser einen achtfachen Unterschied davon angiebt.

Die Fürsprache des heiligen Geistes ist kein Stück des hohenpriesterlichen Amts, sondern eine Frucht und Folge desselben. Er bittet für uns nicht als ein Mittler der uns erlöset, sondern als ein Beystand. Er gründet diese Fürsprache nicht auf seine eigne Genugthuung, sondern auf das Verdienst Jesu. Er begehret bey seiner Fürsprache, daß den Kindern Gottes die bewahrende und leitende Gnade, die Hülffe, die Kraft, die Unterstützung in den Stunden der Anfechtung und des Leidens, und alle Früchte der Erlösung Jesu in Zeit und Ewigkeit zu Theil werden: er bittet nicht als ein Gottmensch, sondern als Gott allein: er bittet nicht mit den Worten des Mundes, sondern auf eine solche Art, die dem göttlichen Wesen und einem unendlichen Geiste, auch dem von ihm übernommenen Amte gemäß ist: er bittet nicht für Gläubige und Ungläubige*, sondern allein vor die Gläubi-

* Hier nimmt der Herr Verfasser nach der gemeinen Lehrart an, daß die hohepriesterliche Fürsprache Jesu auf Gläubige und Ungläubige gehe. Wir wollen diese Lehre nicht anfechten, sondern vielmehr wünschen, daß sie

Gläubigen, welche dieses besondere Vorrecht von ihm geniessen: er richtet seine Fürsprache nicht allein an den Vater, wie Jesus, sondern an den Vater und Sohn zugleich: er vertritt uns als Gläubige, nicht, wie Jesus, auch ausser uns, sondern allemal nur in den Gläubigen, die er mit dem Vater und Sohne als seine Tempel bewohnet. Endlich ist zu merken, daß diese Fürsprache nicht ewig, sondern nur so lange daure, bis die Heiligen in ihre Ruhe eingegangen sind.

Hierauf wird eine fünffache Uebereinstimmung zwischen der hohenpriesterlichen Fürbitte des

 Erlö-

sie in ein helles, starkes Licht gesetzet, und schriftmäßig gezeiget werde: 1) ob Jesus als ein Hoherpriester für Gläubige und Ungläubige bete; und 2) wie die Fürsprache vor die Ungläubigen müsse beschaffen seyn, da man aus einigen Schriftstellen, besonders Ps. XVI, 4. LXIX, 25-29. Joh. XVII, 9. 20. Schwierigkeiten gegen diese gemeine Lehre erwecken kan. Denn das macht die Sache nicht aus, daß Christi Verdienst allgemein ist. Man könnte sonst auch daher, wiewohl falsch schliessen: alle Menschen würden wirklich selig; denn Christi Verdienst ist allgemein. Man muß also andere Gründe angeben können, als bisher von den Gottesgelehrten geschehen ist. Und vielleicht gehört die Fürbitte Jesu vor die Ungläubigen, wie man sie angiebt, näher zu seinen prophetischen und königlichen Verrichtungen, oder wohl überhaupt nur zur besondern Vorsorge Gottes. s. Buddei Catech. Theol. II. S. 231. u. f. f.

Erlösers und der persönlichen Fürsprache des heiligen Geistes angegeben: da nehmlich beyde Personen göttlich sind: da beyde uns im eigentlichen Verstande und auf förmliche Art bey Gott vertreten: da beyde das Beste der Menschen suchen: da beyde durch ihr Fürsprechen nichts von ihrer Herrlichkeit verliehren. Beyde sind angenehme und kräftige Fürbitter bey den Menschen, die Gottes Gnade annehmen. Endlich wird ein sechsfacher Unterschied zwischen der wirkenden und persönlichen Fürsprache angegeben. Diese ist eine innere und in dem Wesen Gottes bleibende persönliche Handlung; jene ist eine äußere persönliche Handlung Gottes. Diese geschiehet unmittelbar in den Gläubigen; jene mittelbar durch die Heiligen. Diese leget der Geist Gottes allein ab, doch in der Geheimnißvollen Vereinigung mit den Gerechten; bey jener wirken die Heiligen mit. Diese wird an den Vater und Sohn gerichtet; jene betet die ganze Gottheit und den heil. Geist selbst an. Von dieser haben die Heiligen eben so wenig eine innere Erfahrung, als sie von der hohenpriesterlichen Fürbitte Jesu haben; jener aber sind sie sich bewußt. Endlich ist zu merken, daß diese ganz vollkommen und in allen Stücken dem Wohlgefallen Gottes gemäß; jene aber mit vielen Mängeln und Schwachheiten verknüpfft ist.

Das vierte Capitel trägt die Gründe für die eigentliche und förmliche Fürsprache des heil.

heil. Geistes in dreyen Abschnitten vor. Im ersten Abschnitte wird der Beweiß für diese Lehre aus der erweckten Vernunft geführet. Die erweckte und auf die Spur gebrachte Vernunft heißet diejenige, welche zu dem aus der Offenbarung genommenen Schlußsatze die Gründe der natürlichen Erkenntniß aufsuchet, woraus sich diese Wahrheit erweisen und bestätigen, oder auch als möglich und wahrscheinlich erkennen läßt. Der erweckten Vernunft wird die erleuchtete an die Seite gesetzet. Diese kan man durch eine überzeugende Einsicht in den Zusammenhang der geoffenbarten Wahrheiten erklären. Aus der erweckten Vernunft lernet man, daß die Lehre von der persönlichen Fürsprache des heil. Geistes nicht mit sich selbst streite. Denn wenn uns einer vertritt, wenn er ein gutes Zeugniß von uns abstattet, und wenn er für uns bittet; so ist jemand da, der bey dem dritten eine Vorstellung thut, zu unserm Besten redet, und von demselben etwas zu unserm Heil verlanget. Dieses ist an sich möglich. Es wird solches auch leicht aus der Lehre von der heiligen Dreyeinigkeit bestätiget, und auf die Frage sehr gründlich geantwortet: wie sich die drey göttlichen Personen einander ihre Gedanken und Neigungen mittheilen können? Die förmliche Fürsprache des heil. Geistes hebet auch nicht andere unstreitige Wahrheiten auf; sie verkleinert die Gottheit des Geistes nicht; sie ist der göttlichen Allwissenheit nicht

 zuwi-

zuwider, und der Weißheit Gottes nicht nachtheilig.

Der zweyte Abschnitt führet uns auf den Beweiß der Schrift. Da machet Hr. Meene seiner Gegner wegen erstlich eine kurze Erklärung von der Fruchtbarkeit der Redensarten. Durch diese verstehet er diejenige Kraft der Rede, da mit einem Worte und mit wenig Ausdrücken vieles, welches zusammen bestehen kan, auf einmal gesagt wird. Hieraus fliesset folgende Regel: Man muß die Ausdrücke und Redensarten der göttlichen Offenbarung in dem allergenauesten und weitläuftigsten Verstande annehmen, oder man muß alles darunter zusammen begreiffen, was sie anzuzeigen vermögend sind, wenn nicht wichtige Ursachen das Gegentheil und eine Einschränkung fordern. Hierauf wird nach einigen Erinnerungen überhaupt die Summe der Sprüche angezeiget, in denen er diese Lehre gegründet zu seyn glaubt. Es sind folgende Stellen: 1 B. Mos. VI, 3. vergl. mit Jes. LXIII, 9. 10. Zach. IX, 12. XII, 10. Joh. XIV, 16. vergl. mit 26 Vers. XV, 26. XVI, 7. Röm. VIII, 16. 26. 27. Röm. IX, 1. 1 Cor. III, 16. 17. vergl. mit 1 Cor. VI, 19. Galat. IV, 6. Offenbar. Johannis XXII, 17.

Aus der ersten Stelle erhellet, daß der heil. Geist wider die Gottlosen in der Gottheit rede; woraus die Fürsprache desselben zum Besten der Gläubigen von selbst folget. Bey

der

der zweyten Stelle aus Zach. IX, 12. wird angemerket, daß der heil. Geist als ein anderer Zeuge versprochen werde; wie er denn im Hebräischen Maggid, d. i. so viel als Paracletus, Advocat und Beystand genennet wird. Man darf die ganze Bedeutung dieses Wortes nicht ohne Noth einschränken; wie denn auch daher klar ist, daß derselbe unser eigentlicher, persönlicher und unmittelbarer Fürsprecher und Zeuge bey dem Vater und Sohne in dem götlichen Gerichte sey. In der dritten Beweißstelle wird der heil. Geist ein Geist der Gnade und des Gebeths genennet, welcher Nahme auch seine unmittelbare Fürsprache anzeiget; wie denn diese Auslegung gründlich geführet und wider die Einwürfe vertheidiget wird. Bey dem vierten Beweißorte, da Jesus den heil. Geist einen Advocaten nennet, wird dargethan, daß zu diesem Amte auch die eigentliche Fürsprache gehöre. Der fünfte Beweiß Röm. VIII, 16. zeiget offenbar von der förmlichen Fürsprache des heil. Geistes, wo Paulus von dem unmittelbaren Zeugniße redet, das der Geist den Gläubigen in der Gottheit ertheilet; welches aus dem Zusammenhange der Rede, aus dem Zwecke des Apostels, und einem andern Grunde erhellet, welcher angeführet und nebst den aus dem Wege geräumten Einwürffen gerettet wird. Bey dem sechsten Beweißorte Röm. VIII, 26. 27. werden acht Gründe für die unmittelbare Fürsprache des heil. Geistes angegeben,

ben, welche aus dem Zusammenhange, aus den wesentlichen Umständen des Textes, und aus den nachfolgenden Worten hergenommen sind. Bey der siebenden Beweisstelle aus Röm. IX, 1. wird erinnert, daß der Geist zugleich von der Aufrichtigkeit Pauli ein Zeugniß ablege, wenn sein Gewissen dieselbe vor Gott bezeuget. Auf gleiche Weise wird auch der Beweis aus den übrigen drey Stellen geführet, und sehr wahrscheinlich gemacht, daß der heil. Geist bey den Heiligen, als in seinem Bethhause auch dieselben unmittelbar vertrete, selbst in ihren Herzen das Abba lieber Vater schreye, und mit der Braut nach der Zukunft Jesu verlange. Alles dieses wird hier sehr weitläuftig und ordentlich auseinander gesetzt: und es ist dieser Abschnitt der stärkste und weitläuftigste, wegen der vielen Einwendungen und Vertheidigungen, die hier unentbehrlich waren.

Der dritte und letzte Abschnitt dieses Hauptstückes führet den Beweis der persönlichen Fürsprache des heil. Geistes, aus der erleuchteten Vernunft, oder der Analogie des Glaubens aus. In der vorläufigen Anzeige werden fünf geoffenbarte Wahrheiten, woraus die erleuchtete Vernunft die eigentliche Fürsprache des heil. Geistes schließen kan, angezeiget. Aus dem ewigen Friedensbunde zwischen Vater und Sohne kan man darthun, daß der Meßias auch nach seiner Gottheit, und schon vor seiner Menschwerdung ein Fürbitter der

Menschen

Menschen * gewest. Hieraus machet die erleuchtete Vernunft den Schluß: da Jesus auch als Gott, und schon vor seiner Menschwerdung ein Fürbitter der Menschen gewest ist; so kan man von der Gottheit des Geistes keine hinlängliche Ursache angeben und hernehmen, seine eigentliche Fürsprache dadurch zu verwerffen. Ferner wird daher geschlossen, daß die förmliche Fürsprache als eine göttliche Wahrheit bestehen müsse, weil der heilige Geist in dem ewigen Rathschluße des Friedens, einen Bund mit dem Vater und dem Sohne gemacht hat, sich von denselben, als der Heiligmacher der Menschen, zu ihnen senden zu lassen; ingleichen weil in den Handlungen des dreyeinigen Gottes, und in der ganzen Heilsordnung eine göttliche Wohlanständigkeit gefunden wird; es sich auch für den heil. Geist geziemet, ein vertretender Zeuge der Gläu-

* Ausser den angebrachten Zeugnissen und Beyspielen kan man die Wahrheit von der Fürbitte Jesu vor seiner Menschheit, aus den Anstalten Gottes bey dem ceremonialischen Gottesdienste, sehr bequem beweisen. Der Hohepriester, der Schattenfürbitter, muste im Allerheiligsten vor das Volk bey dem Gnadenstuhle bitten: daselbst wohnete Christus, der diese Fürbitte für das Volk in den Himmel vor Gott brachte. Man kan es auch mit einigen Schriftauslegern sehr schön aus 2 B. Mos. XXXIV, 6. 7. darthun, wenn man die Worte nicht Mosi, sondern dem Meßias in den Mund leget, wie es sehr wahrscheinlich zu seyn scheinet.

Gläubigen zu der Zeit zu seyn, wenn der Heyland ihnen ihr Endurtheil in der Stunde des Todes fället. Da der Satan einen Ankläger der Gläubigen in dem göttlichen Gerichte abgiebet; so schickt sichs wohl, daß der heilige Geist die Heiligen gegen denselben vertheidige, wenn er ihren wahren Glauben mit seinen Früchten leugnen will. Hierbey werden die Zweifel und Einwürffe beantwortet, und eine allgemeine Anmerkung über eines gewissen Schriftstellers Vorstellung von der Anklage und Klage des Satans gegen die Heiligen gemacht; auch zugleich erinnert, daß die unmittelbare Fürsprache des Geistes zur Widerlegung derselben, nehmlich der satanischen Klage gehöre. Wir finden hier allenthalben solche Dinge abgehandelt, welche der Aufmerksamkeit würdig sind, und behaupten mit Grunde, daß der Herr Verfasser die Gewißheit dieser Lehre hoch gebracht habe.

Darauf wird in dem fünften Capitel von den Einwürfen wider die persönliche Fürsprache des heil. Geistes gehandelt; welche der Herr Verfasser insgesammt angeführt, und gründlich auflöset.

Endlich weiset Herr Meene noch im sechsten Capitel, daß die Lehre von der persönlichen Fürsprache des heil. Geistes einen heilsamen Nutzen habe. Er lehret, daß sie für die Unwidergebohrnen und Unbekehrten die nachdrücklichsten Bewegungsgründe enthalte, ihren wesentlichen Pflichten nachzukommen;

daß

daß sie die Gottlosen zur Erkenntniß ihres elenden und gefährlichen Zustandes ermuntere, damit sie denselben bey Zeiten durch den Geist verbessern lassen. Sie erwecket die Kinder Gottes, daß sie den Tempel der Gottheit in sich durch muthwillige Sünden nicht zerstören lassen; daß sie sich durch ein eifriges und anhaltendes Gebeth dieser Fürsprache je mehr und mehr versichern; daß sie desto mehr für andre Menschen, besonders für die heiligen Brüder beten und seufzen lernen. Diese Lehre gereicht den Heiligen zu einer reichen Trostquelle bey allerley Zufällen und Bekümmernißen: Sie gereichet ihnen auf verschiedene Weise zur grösten Ehre, u. s. f. Der Vortrag ist hier sehr rührend und bewegend eingerichtet. Im Anhange werden noch einige Zusätze, wie bereits oben gedacht worden, zu dem ersten Capitel mitgetheilet, und zuletzt zum bequemern Gebrauche des Buches gute Register beygefügt; wie denn auch in dieser Absicht das ganze Buch in fortgezählte Paragraphen eingetheilet ist.

Die ganze Schrift ist mit vielem Fleiße und Geschicklichkeit abgefaßet, auch gewiß so viel gesaget worden, als von dieser Glaubenslehre gesagt werden kan. Uebrigens aber glauben wir, es sey bey dieser Lehre billig, jedem nach seiner Einsicht den Beyfall und Genehmhaltung derselben zu überlassen; gleichwie es im Gegentheile für sehr unbillig und zum Theil für höchst ungerecht zu halten

halten ist, wenn man eine solche Geheimniß-volle und dunkle Lehre bestreiten, oder die Vertheidiger derselben nach einem ungestümen Affecte verfolgen will. Vielleicht sind die künftigen Zeiten so glücklich, daß sie die Lehre von der Fürbitte des heil. Geistes eben so gründlich und ausführlich, wie die von der hohenpriesterlichen Fürsprache Jesu, in den theologischen Lehrbüchern liefern, in denen ohnedem gemeiniglich die Lehre von dem heil. Geiste sehr seichte abgehandelt wird.

III.

Allgemeines Magazin * der Natur, Kunst und Wissenschaften. Erster Theil. Leipzig 1753. 1 Alph. Anderer Theil, 1753. 1 Alphabet. in groß 8. m. K.

Der Inhalt dieser Schrift rechtfertigt die Aufschrift: und es finden Leser von allerhand Art hier Unterricht und Vergnügen. Insonderheit aber geht die Absicht die-ser

* Wir ergreiffen die Gelegenheit, eine Nachricht von dem Ursprunge dieses fremden Wortes mitzutheilen, die vielleicht nicht jedermann bekannt seyn möchte. Das Wort Magazin ist arabischer Abkunft. مخزن Machzan heißt ein Vorrathshauß, Packhauß, Keller, Niederlage, oder Ort, wo man Güther aufhebt und zum Gebrauche verwahret.

ser Schrift, die mit zu den periodischen kan gerechnet werden, auf Erweiterung der Wissenschaft der natürlichen Dinge; einer Wissenschaft welche in unsern Tagen zur Ehre des menschlichen Verstandes beynahe die Oberhand zu erhalten scheint; wie sie denn auch der bürgerlichen Gesellschaft den grösten Nutzen bringt und unentbehrlich ist.

Es rührt diese Sammlung von einer Gesellschaft gelehrter Leute her, welche sich nicht allein um die Wissenschaften, sondern auch um ihr Vaterland verdient zu machen suchen. Da in Frankreich, Italien und Engelland viel große, kostbare, weitläuftige und von vielen Jahren ununterbrochen fortgesetzte Sammlungen gemachter Anmerkungen zum Vorschein kommen, die selten in unsern Gegenden, und kaum in großen Bibliotheken zu haben sind; zudem auch die Schranken solcher Sammlungen zum Theil zu enge, zum Theil aber zu weit sind, als daß sie nach dem Geschmacke vieler Leser seyn sollten, deren die meisten an gründlichen astronomischen, algebraischen und mathematischen Beweisen und Entdeckungen kein Belieben finden: so haben die redlichgesinnten Veranstalter dieser Schrift, mit Auszügen aus jenen allen denenjenigen dienen wollen, welche obbesagte große und kostbare Sammlungen sich weder anschaffen können, noch auch Zeit und Gedult haben sie durchzulesen, noch auch der Sprachen kundig sind, in welchen jene geschrieben werden. Ihre Absicht

sicht erstreckt sich auf mehr als eine Art Leser, und verbindet das Nutzbare mit dem Anmüthigen. Die getroffne Wahl der Stücke gereicht ihrem guten Geschmacke zur Ehre. Sie kehren sich an den Vorwurff nicht, welchen die Ausländer den Deutschen zu machen pflegen, als wären sie geschickter, die von Fremden gemachten Entdeckungen zu wiederholen als selbst eigne aufzuweisen; geschickter zu übersetzen, als selbst zu schreiben. Ein so ungegründeter Vorwurff trifft sie nicht; und es wird kein einheimischer von seinem Vaterlande so falsch, so liebloß, so unedel denken. Zudem spricht der augenscheinliche Nutzen für das Unternehmen. Es fehlt ja Deutschland so wenig als andern Landen an großen Gelehrten, an wichtigen Entdeckungen: Und sind wir im Nachschreiben und Uebersetzen beschäfftigter gewest als im Erfinden und eignen Aufsetzen, so ist die Schuld, wie die Herren Verfasser in der Vorrede gar wohl bemerken, nicht in dem Geiste unsrer Nation, sondern in der Einrichtung des Staates und der bürgerlichen Geschichte Deutschlandes zu suchen.

Die Quellen, woraus diese Sammlung genommen ist, sind die Transactiones anglicanæ, die Commentarii de Bononiensi scientiarum & artium instituto atque Academia; das Universal Magazine of Knowledge and Pleasure; das Nouveau Magazin François; die Commentarii Academ. Scient. imper. Petropolit.; die Varietes historiques, phy-

physiques, literaires; Ellis modern Husbaudman; das Journal œconomique; das Amboinsche Kruidbœk von Rumphen; die raccolta d'opusculi scientifici et filologici; die opere fisico mediche von Valisnieri; die commentarii Gœttingenses; das museum helveticum; die Saggi di dissertazioni academiche di Cortona; die memoires de l'academie de Berlin, und andre mehr. Wir vermeynen dem Leser einen Dienst zu erweisen, wenn wir nicht bloß die in jedem Bande, deren nunmehr viere heraus sind, enthaltenen Stücken benennen, sondern auch eines jeden Stückes Inhalt kürzlich angeben. Es wird solches, nebst der allgemeinen guten Aufnahme dieser Anstalt, unser davon geäußertes Urtheil rechtfertigen.

Der erste Theil enthält 29 Stück. Das erste ist Joseph Monti Abhandlung, wie die Schönheit der Blumen zu erhalten sey. Die Blumen verlieren durch das gewöhnliche Aufkleben und Trocknen zwischen Papiere, viel von ihrer Farbe, Lage und Schönheit. Herr Monti war also auf eine Erfindung bedacht welche die Blätter und übrigen Theile der Blumen bey ihrer natürlichen Farbe und Gestalt so lange als immer möglich erhielte. Er versuchte es auf allerhand Weise, und setzte solche in Hirsche, Weitzen und Reiß. Am besten aber gerieth ihm sein Versuch mit dem Sande. Er giebt also den Rath, zarte Blumen in wohlgereinigten weisen Sand zu setzen,

damit ihre Blätter zu bestreuen, und solche so- dann sobald als möglich, jedoch in einer ge- mäßigten Wärme, trocknen zu lassen.

Das zweyte Stück berichtet, was für eine außerordentliche Wirkung ein Wetterstrahl an Messern gethan habe. Der Blitz traf ein- stens eine Schachtel mit Messern, und brach- te ihnen damit eine magnetische Kraft bey, die nicht allein sehr stark, sondern auch beständig war. Man hat eines von diesen Messern anderthalb Jahr lang gebraucht, ohne daß ihm sonderlich viel von seiner magnetischen Kraft abgegangen wäre.

Das dritte Stück enthält eine anatomische Bemerkung. In der Blase einer Mißge- burth, die man zerlegte, fand man eine Steckenadel. Der Zusatz des Uebersetzers untersucht, wenn und durch was für Wege die- ses fremde Ding in einen so versteckten Ort ge- kommen sey. Daß solches in Mutterleibe ge- schehen sey, komt ihm unglaublich vor. Er hält vielmehr für wahrscheinlich, daß sich sol- ches die kurze Zeit über zugetragen, welche das Kind nach der Geburth gelebet hat.

Das vierte Stück ist ein Sendschreiben des Herrn Torrelli aus Verona an den Marquis Poleni, ersten Professor der Mathematik zu Padua, von einem Rade welches sich, unge- achtet es unterm Wasser gehet, dennoch her- umdreht. Die Erfindung besteht darinne: Man schneide die Speichen oder Flügel eines Rades entzwey, und mache sie an dem Orte,

wo

wo der Schnitt geschehen, durch ein Lett oder Gelenke (charniere) beweglich. Hierauf bestimmt er aus der Mathematik, wo der Schnitt mit dem Gelenke anzubringen sey. Endlich giebt er auch den Nutzen eines solchen Rades an. Wird das Wasser zu hoch, so kan es die Mühlen nicht treiben. Ein solches Rad aber, das auch unter dem Wasser geht, läßt sie wenigstens nicht stille stehn, wenn sie auch gleich nicht in der gewöhnlichen Geschwindigkeit gehen sollten.

Das fünfte Stück ist eine Abhandlung welche Herr de la Condamine in der öffentlichen Versammlung der Academie der Wissenschaften zu Paris den 24 April 1748 vorgelesen hat. Sie thut einen doppelten Vorschlag zu einem unveränderlichen Maaße, welches zugleich allgemein werden könnte. Der erste widerlegt die Einwürffe wider die Erheblichkeit dieser Erfindung und erweiset deren Nutzbarkeit, ja Nothwendigkeit; der zweyte räth, um aller Eifersucht der Nationen zu entgehen, das Secundenpendul unter der Linie zu einem allgemeinen Maaße zu nehmen.

Das sechste Stück handelt vom langen Enthalten vom Eßen und Trinken. Die Gelegenheit zu dieser Abhandlung gab der itzt regierende Pabst Benedictus XIV. Dieser beschäftigte sich, da er noch unter dem Nahmen Prosper Lambertini Bischoff zu Bologna war, mit Ausarbeitung eines Werkes von denenjenigen welche die römische Kirche in die

Zahl der Heiligen versetzt hat. Weil nun keiner zu einer solchen Ehre gelangen kan, der nicht wenigstens ein Wunderwerk gethan hat, so findet sich, daß viele der catholischen Heiligen, durch ein vorgegebnes langes, wunderbares Fasten, zu dieser Würde gelanget sind. Dem Hrn. Lambertini kam bey der Gelegenheit die Lust an, zu erfahren, ob das von den Heiligen berichtete wunderthätige Fasten mit den Kräften der menschlichen Natur übereinkäme, und folglich etwas natürliches sey; oder ob es dieselben überstiege, und folglich ein wahrhaftiges göttliches Wunderwerk heißen könne. Er fragte deswegen die Genoßen der bononischen Academie. Diese musten untersuchen, wie lange der Mensch ohne Verlust des Lebens und der Gesundheit fasten könne. Aus dieser Untersuchung ist vorhabende Abhandlung entstanden. Sie bringt viel Beweise von einer erstaunend langen Enthaltung von Nahrungsmitteln bey; und der Beschluß geht dahin, daß man der Enthaltung keine gewissen Schranken setzen könne, daß sie allerdings mit den Kräften des menschlichen Körpers übereinkomme, aber doch allezeit entweder die Ursache oder die Folge eines ungesunden Zustandes sey.

Das siebende Stück handelt von den bekannten Polypen und einigen andern Wasser-Insekten.

Das achte betrachtet die Auflösung der Körper, als der Metalle und Salze, in luftleeren

leeren Raumen und auflösenden Feuchtigkeiten, als Scheidewasser, Vitriolgeist, u. s. w. und bestimmet den Unterscheid, der zwischen solchen Auflösungen und andern, die in freyer Luft geschehen, sich ereignet. Das neunte betrifft die im VI. VII. und folgenden Seculis berühmte medicinische Schule zu Gandisapora, in der Landschaft Chuzistan. Es rührt diese Abhandlung von dem ehemaligen berühmten Prof. Schulzen zu Halle her, und sucht den Ursprung, Fortgang und Beschaffenheit gedachter Schule, sonderlich aus den Berichten morgenländischer Geschichtschreiber, die Herr Assemann in seiner Bibliotheca orientali gesammlet hat, auf. Das zehnte Stück erweiset, daß es Magnete gebe, die mehr als zwey Pole haben. Das eilfte setzt die Bemerkung über den Magnet fort, und ertheilt verschiedene magnetische Versuche, die Herr Desaguliers für der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu London An. 1736 gemacht hat.

Das zwölfte ist eine kurzgefaßte Geschichte der Manufacturen vom Anfange der Welt an bis auf unsre Zeiten. Anfänglich wird von der Färberey gesprochen und gewiesen, daß der bey den Alten so berühmte Purpur, uns heut zu Tage nicht unbekannt sey. Daß man sich aber dessen nicht bediene, komme daher, weil man mit der Cochenille mehr Zeuge, als mit dem Purper, wie auch besser und wohlfeiler färben könne. Hierauf kommt der Ver-

 fasser

fasser auf die Tapetenfabrik, und deren Aufkunft sonderlich in Frankreich. Bey dem Seidengewürke hält er sich ein wenig länger auf, und berührt sonderlich die Veränderungen, so es in Frankreich gehabt hat. Er gedenket auch der Erfindung, das Gespinste gewisser Spinnen und der Fichtenraupen wie Seide zu verarbeiten. Alsdenn spricht er vom Glase und den Fenstern der Alten, wie auch der neuern Erfindung der Spiegelscheiben. Hiernächst gedenkt er der Anstalt das Bley zu schlagen, der Gewehrfabrik, und der Verarbeitung des Thones. Die Töpfferkunst bringt ihn auf das Porzellain. Obgleich der ungenannte Verfasser als ein Franzose die Sache nur obenhin berühret, und hauptsächlich auf sein Vaterland seine Absichten eingeschränkt hat; so ist dennoch sein kurzer Aufsatz angenehm zu lesen und voller artigen Nachrichten.

Das 13te Stück ist eine Abhandlung von dem Wesen und der Wirkung der Dichtkunst vom Herrn Abt Yart, Mitgliede der Gesellschaft zu Rouen. Der Hauptsatz geht dahin. Zu einem guten Dichter gehöre vor allen Dingen, daß er selbst gerührt sey. Empfindung müsse in der Dichtkunst mehr als Witz herrschen.

Das 14te untersucht die Bestandtheile des Getreides. Herr Beccari hat im Weitzenmehle zwey unterschiedene Bestandtheile wahrgenommen, davon der eine sich leicht von dem

andern

andern absondern läßt. Aus dem einen wird Sterke gemacht; Darum hat er ihn sterkicht, und den andern kleistricht genennt.

Das 15te Stück theilt anatomische Beobachtungen von den Gedärmen und Nieren mit. Das 16te giebt Kunstgriffe, den Kattun auf morgenländische Art zu färben an die Hand. Das 17te lehrt die Kunst schöne Gemählde zu erhalten: Eine um desto wichtigere Entdeckung, je sehnlicher man seit langer Zeit nach derselben verlanget hat. Der Kunstgriff besteht in einer Bilderdruckerey, die aber nur mit Gemählden auf Holz und Leinwand angeht.

Das 18te Stück ist des Weltweisen Sallusts Abhandlung von den Göttern und der Welt. Die deutsche Uebersetzung ist zwar allernächst aus der französischen des Herrn Formey gemacht: doch hat der Uebersetzer die griechische Urschrift nicht aus den Augen gelassen; zugleich auch aus Herrn Formeys Anmerkungen einen kurzen Auszug mitgetheilt.

Das 19te Stück ist Herrn Scheuchzers Abhandlung von dem Heimweh. Der berühmte Verfasser setzt den Ursprung dieser Krankheit, womit insonderheit die Schweizer geplagt seyn sollen, in dem Unterschiede der sich zwischen der Alpen- und der gemeinen Luft findet. Wenn die Schweitzer, sagt er, aus der dünnen und reinen Alpenluft und den hohen Bergen, in die dicke, unreine Luft der niedrigern Landschaften kommen, so wird ihre

Lunge von einer höhern Luftsäule gedrückt, als sie zu tragen gewohnt ist. Dieses beklemmt sie. Daraus entsteht eine Art der Schwermuth, die zum Theil auch aus der Verschiedenheit der Kost herrühret.

Das 20te trägt eine Muthmaßung von der Bildung der Frucht bey Menschen und Thieren vor. Der Uebersetzer erinnert in einer Anmerkung, daß er selbiger mehr ihrer Neuigkeit, als der Zuverläßig- und Gründlichkeit wegen, in dieser Sammlung eine Stelle eingeräumet habe. Die Muthmaßung besteht darinne: Er glaubt, das weibliche Geschlecht trage zur Bildung der Frucht mehr nicht bey, als daß es die durch dem männlichen Saamen empfangene Frucht auffange, nähre, erwärme und bis zu ihrem völligen Anwachse aufbehalte. Die Frucht aber liege nach allen ihren Bestandtheilen in dem männlichen Saamen so vollkommen, daß sie weiter nichts als einer Entwickelung und Erweiterung der Theile in einem natürlich warmen und beschloßenen Orte bedürffe.

Im 21ten Stücke entscheidet ein junges deutsches Frauenzimmer die Frage: Ob Verstand ohne Schönheit, für einer Schönheit ohne Verstand, oder diese vor jenem den Vorzug habe? Der Ausspruch geschicht zum Vortheil der Gemüthsgaben.

Das 22ste Stück ist eine lesenswürdige Abhandlung von dem Wachsthume der Höhe des Meeres. Herr Eustach Manfredi, ihr Ver-

Verfasser, nahm zu Ravenna wahr, daß die dortige Domkirche, ein sehr altes Gebäude aus dem 5ten Seculo, nicht höher als 6 ravennische Zoll über der Fläche des Meeres steht, wenn solches gefallen ist und wenn dieses anläuft, mehr als 8 Zoll drunter ist. Da man nun weiß, daß ehedem die See bis an die Stadtmauren gegangen, so konnte er sich nicht einbilden, daß der gegenwärtige Grund dieser Kirche der alte ursprüngliche seyn könne; da es wider alle Regeln der Baukunst und die gesunde Vernunft ist, den Grund so niedrig anzulegen, daß derselbe, sonderlich bey hoher Fluth, einige Schuh unter Wasser gesetzt werden muß. Er kam daher auf die Gedanken, die See müsse sonst viel niedriger gewest seyn, als sie gegenwärtig ist, und der itzige Grund müsse über dem alten stehen. Da man nun der Spur nachging, so fand sich seine Muthmaßung durch den Ausgang bestätiget. Man grub 4 Schuh und 7 Zoll tief, und fand, daß der Grund schon zu zweyenmalen sey erhöhet worden. Den allerersten Grund, auf dem man sonsten Gottesdienst gehalten hatte, und der nothwendig einige Höhe über der Wasserfläche muß gehabt haben, war noch unversehrt, stund aber ganz unter Wasser. Folglich muß vor 1300 Jahren die Oberfläche der See um 4 Schuh 7 Zoll niedriger gewest seyn, als sie itzt ist. Ein gleiches hat man auch in Venedig bemerkt. Hieraus folgert Herr Manfredi, das Meer müsse

in gewisser Maaße in die Höhe wachsen: und zwar seiner Berechnung nach wächst es aller 230 Jahr einen Schuh hoch. Wenn das so fortgeht, so wird die Welt einmal gänzlich überschwemmet. Hartsoecker hat an der holländischen See ein gleiches bemerkt, doch trifft seine Rechnung mit Manfredi seiner nicht gänzlich überein *.

Das 23ste Stück ist eine historische Abhandlung von dem Ursprunge der Hunnen und Türken. Ihr Verfasser, Herr de Guignes, hat sie aus Quellen geschöpfft, die niemand vor ihm besucht hatte. Er theilt uns Nachrichten von der Abkunft dieses Volkes aus den chinesischen Geschichtsbüchern mit. Hunnen und Türken sind beydes ein Volk. Der letztere Nahme kam damals auf, als sich ein Theil des Volkes von den übrigen absonderte. Sie bewohnten anfangs den großen Landesstrich zwischen Siberien, der Bulcharey und China, wurden aber nach einer langen Reyhe von Jahren von einem Volke, das tief aus dem östlichen Norden hervorkam, vertrieben und genö-

* Herr Manfredi hätte wissen sollen, daß schon Polybius von dem Anwachse des Meeres gewust, und von dem schwarzen Meere geweissagt habe, daß solches mit der Zeit gänzlich müsse verschlemmt werden. Unterdessen hat man wenigstens an der Meerenge bey Constantinopel noch keine Veränderung wahrgenommen, da doch die Fluth am reissendsten ist, und da die See am ersten auflauffen und um sich greiffen müste.

genöthigt, sich in die crimische Tartarey zu begeben. Das geschahe im 4ten Seculo. Von da an kommen sie den chinesischen Geschichtschreibern aus dem Gesichte: bey den unsern aber treten sie zuerst auf. Es ist Schade, daß die Chineser uns in Ansehung der Zeitrechnung in Ungewißheit lassen. Sie erzehlen die bloßen Begebenheiten ohne Zeitbestimmung. Daher weiß man nicht, wo man ist. Der Verfasser nimmt kürzlich die verschiedenen türkischen Geschlechter mit, die sich unter den Muhamedanern hervorgethan haben.

In dem 24ten Stücke schlägt Herr Triewald eine Verbesserung der Täucherglocke vor. Im 25ten preiset Herr Robert James die Speichelcur, als ein untrügliches Hülfsmittel wider den Biß toller Hunde an. Das 26te enthält Herrn Krafts Versuche mit der Vegetation der Pflanzen; daraus er Folgerungen macht, davon wir einige wiederholen wollen. Ausser der Widerlegung einiger fabelhaften und lächerlichen Beobachtungen, die Anton le Grand an Pflanzen will gemacht haben, untersucht er die Ursachen der wunderbaren und unbegreifflichen Erscheinung, daß die Wurzel beständig unterwärts geht, der Keim aber allemal aufwärts getrieben wird. Ferner behauptet er, daß reines Wasser, worinne entweder gar kein, oder gar wenig Salz geworffen worden, die beste Nahrung für die Pflanzen abgebe; und daß in

dem

demjenigen Wasser, welches scharffe, schwefliche und fette Theile in sich hat, dergleichen Urin, Milch und Weingeist sind, die Pflanzen ersterben.

Das 27ste Stück ist eine indianische Fabel, welche die Menschen belehren soll, nichts mehr zu verlangen, als was nöthig ist.

Das 28ste theilt verschiedene aus Hrn. Joseph Putius Schriften gezogne anatomische Anmerkungen mit. Die erste betrifft die Haare, und die zweyte die Brustdriesen. Die dritte trägt eine Muthmaßung von der Verrichtung der Nebenniere vor. Sie soll das harnhafte Salzwasser sammeln und auf eine gewisse Weise mischen, ehe es in die Nierenblutadern geführt wird, um dadurch das Blut flüßiger zu machen. In der vierten werden die Quellen der im Herzbeutel befindlichen Feuchtigkeit angegeben. Herr Putius hatte an einem Kalbe, zwischen der Herzhaut und den Herzmuskelnfäsern, traubigte Drüsen wahrgenommen. Von diesen glaubte er, daß sie besagte Feuchtigkeit absondern. In der fünften Beobachtung will er darthun, daß die nach Glißonen genannte Capsel, vielmehr fleischig als häutig sey. In der sechsten bestimmt er den Nutzen der Milz. Er glaubt, die Milz sey dazu da, die Bewegung des Blutes einige Zeit aufzuhalten, und die Galle zu versüßen. Auf diese Gedanken hat ihn die Vergleichung eines Hundes, dem er die Milz benom-

benommen, mit einem gesunden, die er beyde getödtet und zergliedert hat, gebracht.

Das 29ste und letzte Stück dieses ersten Theiles enthält eine Nachricht von der Starsucht (catocho) einer Weibsperson. Der Ursprung dieser wunderbaren Krankheit und die Hülfsmittel, womit der dabey gebrauchte Arzt ihr begegnet, wird umständlich beschrieben: Und obgleich manches in Ansehung der Cur sich verbessern ließe; so lernt man doch ein so gefährliches Uebel aus dieser Nachricht kennen.

Das erste Stück des zweyten Bandes ist aus Ellis Haußwirthe genommen, und betrifft das Pflanzen der Bäume. Es bestimmt die rechte Zeit zum Pflanzen und zeiget, wie viel daran gelegen ist, daß ein Baum in einem dienlichen Boden und auf eine rechte Art gepflanzet wird; ingleichen wie der Boden beschaffen seyn muß, in den man pflanzen will, u. s. w.

Das zweyte ist eine Abhandlung von dem Stempelpapier und Stempelpergamen, von dessen Ursprunge, den Gegenden Frankreichs wo es eingeführet, oder nicht eingeführt ist; von dessen Nutzen, u. s. w. Die protocolla, davon in den Novellis gesprochen wird, kan einiger Maßen hierher gerechnet, und für ein Urbild angesehen werden, davon unser Stempelpapier die Nachahmung ist. Die Erfindung und Einführung des eigentlich so genannten Stempelpapiers ist nicht älter als hundert

hundert Jahre. Es war schon in einigen Ländern aufgekommen, ehe man es in Frankreich einführte; und auch in diesem Königreiche haben es nicht alle Stände annehmen, sondern lieber bey ihren alten Rechten und Gebräuchen bleiben wollen. Diese Schrift ist sonderlich für einen französischen Sachwalter wohl zu gebrauchen, und ihr Verfasser mag wohl auch zu dieser Art Menschen gehören.

Das dritte Stück ist wieder von Ellis, und lehret wie man Teiche wohl anlegen soll, daß sie nicht auslauffen. Das vierte ist voller historischen Gelahrtheit und artiger Nachrichten von der Erfindung der Magnetnadel, und rühret von Hrn. Joh. Chrysostomus Trombelli her. Die Erfindung eines so nützlichen Werkzeuges haben sich viel Nationen entweder von andern müssen beymessen lassen, oder sich selbst zugeeignet. Der Verfasser aber erweiset, daß weder Egyptier, noch Phönizier, noch Griechen und Lateiner, noch Italiener, noch Franzosen, noch Nieder- und Engelländer die Erfinder sind, sondern daß die Chineser sich lange vor den Europäern dieses Wegweisers bedienet, und daß unter unsern Leuten die Italiener zuerst die Kenntniß davon mit sich aus den Morgenländern von den Sarazenen zurücke gebracht, die Einrichtung verbessert und solche den übrigen Völkern mitgetheilt.

Das fünfte Stück ist wieder aus dem Ellis, und enthält eine nachdrückliche Ermahnung

nung an das Landvolk, das gefräßige und diebische Thier, die Sperlinge bestmöglichst auszurotten, nebst Vorschlägen wie solches anzufangen sey. Er gesteht zwar zu, daß auch andre kleine Vögel den Landmann um den Genuß eines Theiles seiner Arbeit bringe: erweist aber dabey, daß dieselben ihm dafür in Tilgung der Raupen einen nicht geringen Dienst erweisen, und deshalb geschonet zu werden verdienen: Aber kein Vogel hause so arg im Getreide als der Sperling. Es ist auch eben so möglich ihn auszurotten, als es mit den Wölffen in Engelland möglich gewest.

Das sechste Stück besteht aus 11 Briefen, welche von dem Hrn. Conte Algarotti herrühren sollen, und aus dem ni piu ni meno entlehnt sind. Sie wollen in einem scherzenden und witzigen Vortrage die Gespräche des Hrn. Fontenelle von mehr als einer Welt widerlegen.

Das siebende Stück giebt heilsame Vorschläge zu Beförderung des Seidenbaues an die Hand. Im 8ten Stücke stehn Betrachtungen über den Zustand des Menschen in der Kindheit. Sie sind im Stande den Leser zu gleicher Zeit zu rühren und zu belehren; zeugen von des Verfassers Erfahrung, Klugheit und Menschenliebe; führen den stolzen Menschen auf seine Blöße und Ohnmacht zurück, und ermahnen ihn durch rechten Gebrauch seines vorzüglichen Eigenthums, das

ist

ist seiner Gemüthsgaben, sich über andre Thiere zu schwingen, unter die ihn seine angebohrne Schwäche und Dürfftigkeit weit herunterseßt.

Das 9te Stück ist ungemein anmuthig zu lesen. Es handelt von einem kleinen Vogel, der sein Nest, aus Furcht für den Nachstellungen seiner Feinde so bauet, daß es von den Zweigen der Bäume über das Wasser herab hangt. Die Gestalt des Vogels und seines Nestes legt der beygefügte Kupferstich vor Augen. Weder alte noch neue Thiergeschichtschreiber kennen diesen Vogel, der sich in den Sümpffen aufhält. Nur einige wenige haben dessen Nest gekannt und abzeichnen lassen. Gabriel Rzaczinsky, ein pohlnischer Jesuite, hat von ihm zuerst eine zuverläßige Nachricht gegeben, und berichtet, daß man ihn in Litthauen, wo er sich häufig sehen läst, Remitz nennt. Die Bologneser, dergleichen Herr Cajetan Montius, der Verfasser dieses neunten Stückes ist, nennet diesen Vogel, der sich in den toskanischen Sümpffen aufhält, von seinem hangenden Neste Pendulino. Er ist bisher so unbekannt geblieben, weil man ihm sehr schwehr beykommen kan.

Das zehnte Stück besteht in zwey Schreiben, davon das letztere eine widerlegende Antwort auf das erste ist. Jenes will wider den Grundsatz des berühmten Marchese Hieronymi Belloni behaupten, daß ein Landesfürst, woferne er die Kaufmannschaft in seinem Lande

e in guten Aufnehmen sehen wolle, sich mit einem Eigennutz und Ansehen nicht darein mengen, nicht eigenmächtige Zölle und Beschwerden den aus- und eingehenden Waren auflegen, sondern die Kaufleute unter und für sich selbst ihr Gewerbe treiben lassen müsse, ohne ihnen ihre Vortheile zu beschneiden und zu entziehen zu trachten. Die Sache läuft dahin aus, daß die Handlung nirgends besser dran sey, als in einem freyen Staate. Die Handlungswissenschaft in ein künstliches Systema zu bringen, kömmt dem Verfasser eben so albern und für die Nachkommen unglaublich vor, als die Kreuzzüge und das politische Gleichgewichte von Europa. Der Gegner antwortet ihm mit vieler Einsicht und Gründlichkeit.

Das 12te Stück zeigt einen Kunstgriff an, das Elffenbein in Zeit von wenigen Stunden so weis zu machen, als man es durch die langwierige und beschwerliche Unternehmung mit dem Maytaue nicht erhalten kan. Es besteht der Kunstgriff in dem Brodem, der aus dem auf Kalk gegossenen Wasser aufsteigt.

Das 13te Stück lehret, wie man die gemahlten chinesischen Spiegel nachmachen könne. Das 14te weiset Handgriffe an, womit man in Indien die Leinewand mahlet, so daß die Farben nicht allein nicht ausgehn, sondern auch immer schöner werden.

Das 15te Stück enthält natürliche Erfahrungen von dem Sprengen des Glases, insonder-

derheit aber der so genannten bologneser Fla-
schen. Es läßt sich der vielen und auf man-
cherley Art vorgenommenen Versuche wegen
sehr wohl lesen.

Das 16te Stück giebt eine Nachricht, wie
man den wilden Castanien die Bitterkeit be-
nehmen und sie zur Vithmast bequem machen
könne. Sie müssen nehmlich mit Kalcke oder
im Kalckwasser aufkochen.

Die beyden darauf folgenden Stücke sind
mit sonderbaren Vergnügen zu lesen. Das
erste, wir meynen das 17te Stück, giebt Nach-
richt, wie man die Wallfische fängt, und den
Fischtrahn auf die Schiffe bringt; nebst einer
Beschreibung von Grönland. Zugleich er-
zählet es, auf was für eine wunderbare Weise
einige Grönlandsfahrer, die auf der Insel
zurücke bleiben müssen, sich den Winter über
erhalten haben.

Das 18te ist von Hrn. Linnäus, und prei-
set die Erforschung der natürlichen Geschichte,
als eine dem Menschen vor allen andern nütz-
liche und nöthige Beschäftigung an. Nach-
dem Herr Linnäus kürzlich gewiesen, daß alles
in der Natur sich beständig verändere, und
durch einen unaufhörlichen Umlauf wieder zu
seinem ersten Wesen komme, folglich ein Ding
um des andern willen gemacht sey, und daß
daher der Mensch seine Eigenliebe bloß gebe,
wenn er behaupte, daß alles nur ihm zum
Besten gemacht worden: so wendet er sich in-
sonderheit zu den Insekten, von denen er eine

große

große Menge wunderbarer, lehrreicher und anmuthsvoller Beobachtungen mittheilet.

Endlich beschließt den zweyten Band N. 19. eine Nachricht von des Ritters Hans Sloane Leben und Naturalienkabinete. Von den übrigen Theilen dieser allgemeinnützigen Sammlung werden wir mit nächsten weitern Bericht erstatten.

IV.

D. Christian Friedrich Hempel's erleichterte Hochdeutsche Sprachlehre, worinne gründlich und auf die leichteste Art gewiesen wird, wie man diese Sprache nicht nur recht und zierlich reden, sondern auch richtig schreiben solle. Nebst einem Kupfer der deutschen Handschriften und verschiedene Tabellen, die zum leichtern Decliniren und Conjungiren dienlich sind. Frankfurt und Leipzig, 1754. 8 III Alph. 18 Bog.

Die Absicht des Hrn. Verfassers ist, Anfängern und Ausländern die Erlernung der deutschen Sprache zu erleichtern. Nach dieser hat man die Ausführung seines Unternehmens zu beurtheilen. Den Anfang macht ein Vorbericht, so die wichtigsten allgemeinen Regeln und Anmerkungen in sich enthält. Seine Sprachlehre soll aus zwey Haupttheilen beste-

 hen,

hen. Der erste lehret, wie man recht Deutsch reden, und der zweyte wie man es schreiben soll. Das, was wir jetzo in Händen haben, ist nur der erste Theil. Nachdem Herr Doct. Hempel die verschiedenen deutschen Mundarten erzählet hat, erwähnt er einige allgemeine zur Vollkommenheit einer Sprache gehörige Eigenschaften, z. E. daß sie wortreich, zierlich und deutlich ist. Die Frage: ob die Rechtschreibung eines Wortes nach dem Gebrauche, oder nach der Ableitung, dem Wohlklange u. d. g. einzurichten sey, entscheidet er dergestalt, daß der Gebrauch gelten soll, wenn er *alt* und *allgemein* ist; die andern Gründe aber bey einer Ungewißheit hierinne statt finden: wodurch er etwas bestimmteres gesagt zu haben glaubet, als Hr. Prof. Gottsched, der bald dem Gebrauche, bald den übrigen Gründen zu weichen befohlen *.

Nach dem Vorberichte folgt der erste Haupttheil, vom richtigen Reden der deutschen Spra-

* Wenn aber nicht kühne Sprachverbesserer auch einem allgemeinen Sprachgebrauche widerstrebet hätten, so würde unsere Sprache noch aussehen, wie sie vor 300 Jahren ausgesehen hat. Wir müßten z. E. Mör, *Sun*, Künig statt Meer, Sonne, König schreiben. Denn jene Rechtschreibung war allgemein. Bey der beständigen Aenderung, der lebende Sprachen unterworfen sind, ist es nicht schwer, statt eines allgemeinen Gebrauches, einen andern allgemein zu machen, wenn nur einige Schriftsteller von Ansehen darinne übereinstimmen wollen.

Sprache: und dieser ist in vier Bücher getheilet, welche Capitel und Artikel unter sich begreiffen. Die vier Bücher handeln von den bloßen Buchstaben, von Zusammensetzung der Buchstaben und Syllben in Wörter, und der Wörter Abbreviaturen, Accent und Tone, und von der Wortforschung oder Etymologie. Es wird genug seyn, einige Proben, besonders von Gedanken die dem Hrn. Verfasser eigen sind, anzuführen.

Wegen der Casuum beym Decliniren erinnert er, (128 u. f. S.) daß man irrig in der Sprachlehre auf die unterschiedlichen Sachen und deren Verhältnisse, nicht aber auf die Zeichen solcher Sachen und Verhältnisse gesehen habe, da doch ohnstreitig die Kunstwörter der Grammatik, die Zeichen der Sachen, nicht die Sachen selbst und deren Verhältnisse bedeuten. Sonst würden wir unzählich viele Casus haben müssen; z. E. ein anders ist die Person die einen umgebracht hat, ein anders, die umgebracht worden ist. Wenn ich nun sage: Cajus hat Titium durch den Sempronium umbringen lassen; so müßte, wenn ich auf die Verhältniße der Sachen sehen wollte, Titium ein anderer Casus als Sempronium seyn; dennoch aber nennen die Lateiner beydes den Accusativum. Nach den erwähnten Begriffen, die sich auf die Verhältnisse der Sachen selbst beziehen, sind von verschiedenen Sprachlehrern Erklärungen der Casuum gegeben worden, die Hr. Hempel anführet,

ret, welche aber wohl nicht so beschaffen sind, daß Anfänger sich daraus deutliche Begriffe machen könnten *. Hr. Hempel setzet also das Wesen der deutschen Fälle in den verschiedenen Endungen der Nennwörter, nebst Beyfügung des bestimmten Geschlechtwortes. Da nun in allen deutschen Wörtern die Endungen des Nominativi und Vocativi, imgleichen des Dativi und Ablativi in beyden Numeris, einerley befunden werden: so können der Vocativ und Ablativ im Deutschen wegbleiben. Der erstere entsteht aus dem Nominativo, wenn man zu solchem die Particul o, und das Fürwort du setzet; der letztere aber aus dem Dativo, wenn solchem die Vorwörter von, mit, aus, u. s. f. beygesetzt werden. Dem Einwurfe, daß auf diese Art oft noch weniger als 4 Casus herauskämen, und man wohl gar mit 2 oder höchstens drey Endungen zu-

* Es sind vielmehr Regeln vom Gebrauche der Casuum: und da unter einerley Umständen in Redensarten, nehmlich, wenn solche einerley Sache bedeuten, verschiedene Sprachen verschiedene Casus gebrauchen; so erhellet, daß entweder die Casus in jeder Sprache anders müßten erkläret werden, oder daß man ihre Erklärung nicht auf das Verhalten der Sachen selbst gründen kan. Z. E. wenn Horaz sagt:

Desine, desine matrem
Tempestiva sequi viro

und Lange solches giebt

Laß nun, laß die Mutter,
Schon reif genug dem Manne zu folgen,

so wird jeder, den der Uebersetzer nicht des Gegentheils versichert, darauf schwören, er habe *sequi viro*, durch: dem Manne folgen, ausdrücken wollen. Gleichwohl hieße dieses Deutsche auf Lateinisch *sequi virum*: und also werden an dieser Stelle der Accusativus im Lateinischen, und der Dativus im Deutschen unter völlig einerley Umständen gebrauchet. Also kan sich der Unterschied der Casuum nicht auf den Unterschied des Verhaltens der Sachen unter einander gründen.

zufrieden seyn könnte, begegnet er folgender Gestalt: Da man die deutschen Nennwörter ohne den bestimmten Artikel nicht decliniren kan, dieser aber wenigstens in Ansehung des männlichen Geschlechtes 4 unterschiedene Endungen im Singulari hat, als: der, des, dem, den; so würde daraus die größte Verwirrung erwachsen, wenn man den Masculinis 4, den Fämininis und Neutris nur 3 oder 2 Casus zueignen wollte; oder wenn in einigen Declinationen 4, in andern, wo nehmlich lauter Fäminina vorkommen, nur 2, oder auch wiederum in andern 3 Casus gemacht werden müßten; welches zu vermeiden, am besten ist, 4 Casus zu setzen, obgleich einige Hauptwörter nur 2 oder 3 unterschiedene Hauptendungen haben; da ohnedem das männliche Geschlechte das Hauptgeschlechte ist, nach dem sich in diesem Stücke die übrigen gar wohl richten mögen. Es fällt in die Augen, daß man also sagen muß, das Vorwort von, welches gemeiniglich beym Ablativo stehet, regiere den Dativum: und diese Regel hat schon Bödiker gemacht. So ist es auch mit den Partikeln in, mit, aus, u. s. w. zu halten. Das größte Bedenken aber macht der Vocativus der Beywörter, z. E. o du armer Mann! denn da ist die Endsylbe er, oder es, in du grimmiges Thier! bey der Declination der Adjectivorum mit dem Artikel der, im ganzen Sing. nicht anzutreffen. Da scheinet bey den Adjectivis ein Vocativus zu seyn: und also wäre es ungereimt, ihn den Substantivis abzusprechen. Aber dieser scheinbare Vocativus ist der Nominativus der 3ten Art der Declination der Adjectivorum, die gar keinen Artikel hat, sondern nur mit Beysatze des Fürworts du, u. des Ausrufungswörtgens o, gebraucht wird, welche beyde auch wegbleiben können, z. E. Grosser Gott!* Schottel

* Dieser Nominativus wird mit Vorsetzung der Wörter ein oder kein u. d. g. gebraucht. Z. E. Der Herr

hat dieses als einen Beweis von dem Gebrauche des Ablativi angeführet, daß man nur in demselben das Wort sich, reciproce brauchen könne: Aber darauf hat schon Bödiker geantwortet, dieses Wort werde auf eben die Art mit dem Dativo gebrauchet, z. E. Er hat es sich selbst zu danken, wie die Niedersachsen beständig reden, obgleich Luther in der deutschen Bibel in solchen Fällen ihm selbst gesetzet hat.

Unter den Hauptregeln, die Hr. Hempel von den abgeleiteten Hauptnennwörtern (derivatis) giebt, möchte wohl die im 141 §. nicht durchgängig Beyfall finden, daß niemanden als Dichtern verstattet sey, neue abgeleitete Wörter zu schmieden. Uns deucht, wo neue Wörter zu machen verstattet ist, und dieses läßt sich wohl von dem Vortrage einer jeden Wissenschaft sagen, da ist es auch erlaubt, solche von bekannten Stammwörtern abzuleiten: Ja es ist besser, als wenn man ganz neue macht. Bey der Frage: ob man die Endigung durch welche die Deutschen die Verkleinerungswörter unterscheiden, chen oder gen, z. E. Männchen oder Männgen schreiben solle, führt Hr. Hempel 146 §. Hr. Pr. Gottscheds Meinung an, der das erste verlanget; ingleichen Hr. Wippels Gedanken in seiner Ausgabe der bödikerischen Grundsätze, der das ch bey Wörtern gebrauchen will, wo der Endbuchstabe hart, u. das g wo er gelinde ist, z. E. Mündgen, Fickchen*; Hr.

Herr Zebaoth ist ein eifriger Gott. Der Menschen thörichtes Hoffen. Es fällt in die Augen, daß die letzten Buchstaben des eigentlichen Artikels der, das, in solchen Fällen abgeschnitten und ans Ende der Wörter gehänget werden, dergleichen *Articulus suffixus* auch in andern Sprachen, z. E. in der schwedischen gebräuchlich ist. Dieses erhellet bey der zweyten der angeführten Redensarten, die nichts weiter sagt als: das thörichte Hoffen der Menschen.

* Diese Endung wird von den meisten ausgesprochen als

Hr. Hempel scheinet mehr für das g geneigt zu seyn, und bemerket, daß nach Wippels Regel solches doch am öftersten vorkommen würde.

Wir gedenken noch bey Gelegenheit der zusammengesetzten Wörter, daß Hr. Hempel die einzelnen Hauptnennwörter, aus denen sie bestehen, mit Strichen unterschieden schreibet, z. E. Rothschmiede-Hand-Werk, Reichs-General-Feld-Marschall-Lieutenant: Wir bemerken dieses nur aus seinem Verfahren. Denn eine Regel dieses zu thun, finden wir hier nicht, die vermuthlich, nebst ihren Gründen in dem andern Theile vorkommen wird. Wir können nicht leugnen, daß Hr. Hempel das Beyspiel der meisten vor sich hat, und daß diese Art zu schreiben eine Erleichterung giebt, die Bedeutung eines zusammengesetzten Wortes zu finden, da sie desselbigen Theile auseinander setzet: Es scheinet aber doch, als hätten die Neuern, welche das Gegentheil gethan haben, nur einen Gebrauch allgemein gemachet, den man zu Vermeidung allzugroßer Beschwerlichkeiten im Schreiben, schon zum Theile vor ihnen längst eingeführet. Nach der völligen Schärfe müßten die beyden angeführten Wörter Roth-Schmiede-Handwerk, Reichs-General-Feld-Mar-Schall-Lieu-Tenant geschrieben werden; und es würde nöthig seyn, einen Grund anzugeben, warum man nur die selbstständigen Nennwörter so von einander sondern, und nicht auch z. E. aus-ein-ander, zu-sammen-gesezt,* schreiben sollte. Wenn man sich in die

als ob sie jen geschrieben wäre: und dieser Aussprache nach ist sie wohl besser mit ch als mit g zu schreiben.

* Denn das Wort von sammen muß wenigstens in einigen Provinzen Deutschlandes gebräuchlich seyn, weil wir es von einem gewissen Gelehrten, der aber kein Leipziger ist, oft gehöret haben. Daß auch diese Sylben eine eigne Bedeutung haben, beweisen: Sammlung, sammt und sonders.

Beschwerlichkeit dergleichen Regel aufzusuchen nicht ein=lassen, und im Schreiben seiner Bequemlichkeit etwas nachgeben will, so wird man der neuern Art zu schreiben geneigter seyn.

Das Geschlechte der Wörter betreffend, da sich solches ohnedem nicht aus allgemeinen Regeln erkennen lässet, ist Hr. Hempel den sichersten Weg gegangen, und hat Verzeichnisse von Wörtern, die dieses oder jenes Geschlechtes sind, gegeben, auch am Ende dieser Abhandlung 193 §. verschiedene, die an einem Orte ein ander Geschlecht haben als an einem andern, angeführet. Z. E. der oder das Altar, Katheder, Zepter, u. s. w. Uns ist hiebey eingefallen, ob sich nicht ein Sprachlehrer die Gewalt anmaßen dürffe, zur Regel zu machen, daß man bey Wörtern aus fremden Sprachen, wie die drey von uns hier angeführten sind, das Geschlechte beybehalten sollte, das sie in der Grundsprache haben, da man also das Altar, das Scepter, die Katheder sagen müßte. Dieses würde wenigstens einem Deutschen der Lateinisch lernte, eine Erleichterung geben, da sonst die Verschiedenheit der Geschlechter eines Wortes in zweyerley Sprachen, leicht einen Solöcismum veranlassen, und einen Deutschen verleiten kan, z. E. *hic* diameter zu sagen. Es ist wahr, daß man der Tyranney des Gebrauches etwas nachgeben müsse. Denn die Diameter würde im Deutschen ungemein seltsam klingen. Das Punct findet man wirklich in alten Büchern, und der Triangel könnte allenfalls von Triangulus abgeleitet werden.

In dem Capitel von der Geschlechtsabwandelung der Hauptnennwörter, giebt Hr. Hempel im 197 §. eine Regel wegen der weiblichen eigenen Nahmen, die von männlichen herkommen, so sich auf mann endigen. Er sagt, es sey merkwürdig, daß das a bey ihnen in ä verändert werde, z. E. von Hofmann, Hofmännin; welches bey andern

nicht

nicht geschehe. Denn eine Frau deren Mann Graf heisset, werde nicht Gräfin genannt. Wir können nicht sagen, ob er diese Regel nach dem Gebrauche der Gegenden, wo er sich aufhält, gemacht hat. In Leipzig wird man unter so vielen Exempeln kein einziges, das sie bestätigte, antreffen: und daß Leipzig davon nicht allein abweichet, beweisen die sehr bekannten Nahmen: Schurmanninn, Volkmanninn, Zäunemanninn.

In dem Capitel von den Abänderungen (declinationibus), der Nennwörter 203 u. f. §. hat Herr Hempel viel eigenes; und wir müssen solches deswegen umständlicher anführen. So viele Hauptveränderungen der deutschen Substantivorum in Ansehung ihrer Declination möglich sind; so viele Declinationen müssen auch seyn, sagt er 205 §. Nun behalten diese Wörter ihre Endungen ganz unveränderlich, entweder 1) sowohl in der einfachen als in der vielfachen Zahl, oder aber 2) nur im Plurali, oder auch 3) nur im Singulari, oder sie verändern 4) nur die Endungen in beyden Zahlen, oder 5) sie verwandeln im Plurali zugleich den Hauptvocal der einfachen Zahl. Also giebt es nothwendig fünf Declinationen, die sich durch die nur angeführten Kennzeichen unterscheiden. Ehe Hr. Hempel die Declinationen selbst insbesondere abhandelt, giebt er einige allgemeine Regeln. 1) Man muß beym Decliniren theils auf die Veränderung der Endungen, theils auf die Verwandelungen des Hauptselbstlautes sehen, wenn er durch den ganzen Pluralem durch in seinen gewöhnlichen Doppellaut, nehmlich a in ä, o in ö, und u in ü verwandelt wird; wie z. E. aus Bart, Topf, Trumpf, Bärte, Töpfe, Trümpfe werden. 2) Man muß vor allen andern Endungen auf den Genitiv der einfachen Zahl, und auf den Nominativ der mehrern, sehen. 3) Der erwähnte Genitiv hat in allen Declinationen, die nur einige Veränderung ihrer Endungen

dungen annehmen, nicht mehr als viererley E
dungen, s, es, en, und ens. 4) Der Nominativ d
mehrern Zahl, wenn er nicht dem Nominativ d
einzelnen ähnlich ist, hat auch nur viererley E
dungen n, en, e, er. Wir übergehen die folgend
Regeln des Hrn. Verfassers, um die Tafel d
sämmtlichen Declinationen mitzutheilen, die er i
218 §. giebt. Sie sieht so aus:

Erste.	Zweyte.				
Singularis.	Singularis				
Durchaus unveränderlich.	Gen.	s,	es,	en,	ens,
	Dat.	—	e,	en,	en,
	Acc.	—	—	en,	—
Pluralis n und en durchaus.	Plural. n und en durchaus.				

Dritte.	Vierte.			Fünfte.			
Sing.	Sing.			Sing.			
Ganz unveränderlich.	s,	es,	es,	s,	s,	es,	es,
	—	e	—	—	—	e	e
	—	—	—	—	—	—	—
Plur. Verwandelt zugleich den Hauptvocal. des Singul. in seinen Diphtong. durch alle Casus.	Plur.			Plural. Verwandelt auch seinen Hauptv. des Sing. in seinen Dipht. durch alle Casus			

Nom.	e	er	—	e	er	—	—	e	er
Gen.	e	er	—	e	er	—	—	e	er
Dat.	en,	ern,	n	en	ern	—	n	en	ern
Acc.	e,	er,	—	e	er	—	—	e	er

Nach

Nach Vorstellung dieser Tafel fährt Hr. Hempel fort, allgemeine Erinnerungen zu geben. Wir wollen einige anführen, die uns zu Betrachtungen veranlasset haben. Im 223 §. werden die Wörter angeführt, die nur im Singulari gebräuchlich sind. Weil es hier bloß auf den Gebrauch ankömmt, so glauben wir, es lasse sich solches schwerlich bestimmen, wenn man nicht alle deutsche Schriften gelesen: und wenn man dieses gethan hat, so können ins künftige Wörter in der mehrern Zahl gebrauchet werden, bey denen solches noch nicht geschehen ist; besonders nachdem man solche bey dem Vortrage gewisser Wissenschaften im Deutschen nöthig hat. Sonne hat vermuthlich die mehrere Zahl nicht eher erhalten, bis man im copernicanischen Weltgebäude die Fixsterne für Sonnen erkläret: es müßte denn zuvor ein Dichter seiner Geliebten Augen so genannt haben. Die Namen der Metalle sind nach Hrn. Hempels Bemerkung nur in der einzelnen Zahl gebräuchlich: aber man wird sie, wenigstens einige, jetzo in der mehrern Zahl finden. Das villacher Bley geht an Geschmeidigkeit andern Bleyen vor. Schlüter Unterr. von Hüttenw. Cap. 61. §. 4. Hr. Hempel hat selbst erinnert, daß die Naturkündiger Erde und Salz in der mehrern Zahl brauchen, welchen er noch Sand hätte beyfügen können. Offenbar sind solche Wörter in der mehrern Zahl gebraucht worden, nachdem man Arten von ihnen zu unterscheiden angefangen hat, da man sie zuvor nur als ein einziges Geschlechte betrachtete.

Als Exempel der ersten Declination wollen wir die Glocke und die Mandel (der Mandelkern) nennen, welche im Plurali nur noch ein n bekommen: mit en wird Frau vermehret. Die meisten hieher gehörigen Wörter sind vom weiblichen Geschlechte: doch erwähnet Hr. Hempel auch einiger vom ungewissen, z. E. das Wesen, denen er die mehrere Zahl abspricht. Doch ohne Wolfs Metaphysik nachzuschlagen,

schlagen, wo wir darauf wetten wollen den Satz: Essentiæ rerum sunt alternæ von Worte zu Worte deutsch zu finden, fällt uns gleich eine Stelle aus einem Dichter ein:

Wir denken erst begann, und Wesen fremder Art
Der Seele Werkzeug sind

v. Haller.

Hieher gehören auch die Substantiva, die von den Infinitivis gebildet werden, und alle keinen Pluralem haben; als das Aderlassen ꝛc. Die zweyte Gattung * der zweyten Declination z. E. Auge, unterscheidet sich von der ersten Declination nur durch das s im Genitiv des Singularis. Zur dritten Gattung gehöret Strahl, zur vierten Mensch, (des Menschen), zur 5ten Haase. Exempel von der dritten Declination sind: Hand, Mutter; der 4ten: Engel, Hund, Leib; der 5ten: Ofen, Nagel, Bart, Mann.

Von den Adjectivis machet Hr. Hempel 266 u. f. §. drey Declinationen: die erste mit dem bestimmten Artikel der, die, das, oder den Fürwörtern dieser, jener ꝛc.: die zweyte mit ein oder kein: die dritte ohne Artikel, wenn ein Wort in unbestimmter Bedeutung genommen wird, z. E. rother Wein.

In der Conjugation der Zeitwörter folget Hr. Hempel dem Hrn. Aichinger, und setzet deren zwo, deren Merkmale nicht wie im Lateinischen aus dem Infinitivo, sondern aus den Supinis hergenommen werden. Der erstern ihr Supinum nehmlich endiget sich in t, oder et, gekonnt, geliebet: der andern ihres in en, oder n, gestanden. Diese begreifft die meisten ungleich fließenden Zeitwörter (anomala) unter sich. Von diesen ungleich fließenden Zeitwörtern hat Hr. Prof. Gottsched schon bemerket, daß ihrer nicht über 180 oder 190, der regelmäßigen aber 13 bis 1400 sind.

* Wir vermissen die erste, und doch werden hier alle erzählet, die in der Tafel stehn.

sind. Herr Hempel bedient sich dessen, was Hr. Prof. Gottsched und Hr. Dr. Steinbach gesagt haben, diese Unordnungen, die einigen so groß geschienen, in Regeln zu bringen. Man hat nehmlich von denselbigen, und überhaupt von dieser zweyten Conjugation kein ganzes Muster zu bilden nöthig: sondern es ist genug, das Präsens mit dem Imperfecto Indicativi, auch höchstens des Conjunctivi, nebst dem Imperativo und Supino zu merken. Die übrigen Zeiten und das ganze Paßivum sind aus dem Supino zusammengesetzt, und gehen mithin eben so wie in der ersten Conjugation. Z. E. vor: ich sehe, darf man nur behalten: ich sahe, daß ich sähe, sihe, und gesehen rc.: so lassen sich daraus alle übrige Aenderungen dieses Zeitwortes machen. Hierauf bringet Hr. Hempel die zur zweyten Conjugation gehörigen Zeitwörter in so viel Classen, als Herr Aichinger schon gethan hat, nehmlich in 9, aber mit einer etwas verbesserten Ordnung, wobey er sich Hrn. Prof. Gottscheds Anmerkungen zu Nutze gemacht hat. Wir wollen nur die erste zur Probe anführen. Die zweyte und dritte Person des Präsentis Indicativi hat meistens i, bisweilen ie, zuweilen ist sie auch wie die erste Person. Das Imperfectum hat zum Stammselbstlaute im Indicativo a, im Conjunctivo ä: Der Imperativus zum Stammselbstlaute meistens i, bisweilen ie, zwey e, ein b: und das Supinum hat zum Stammselbstlaute ein e, und zwey a. Wörter befinden sich in dieser Classe 14. Exempel sind: bitten, essen, geben, genießen, sehen, stehen, thun.

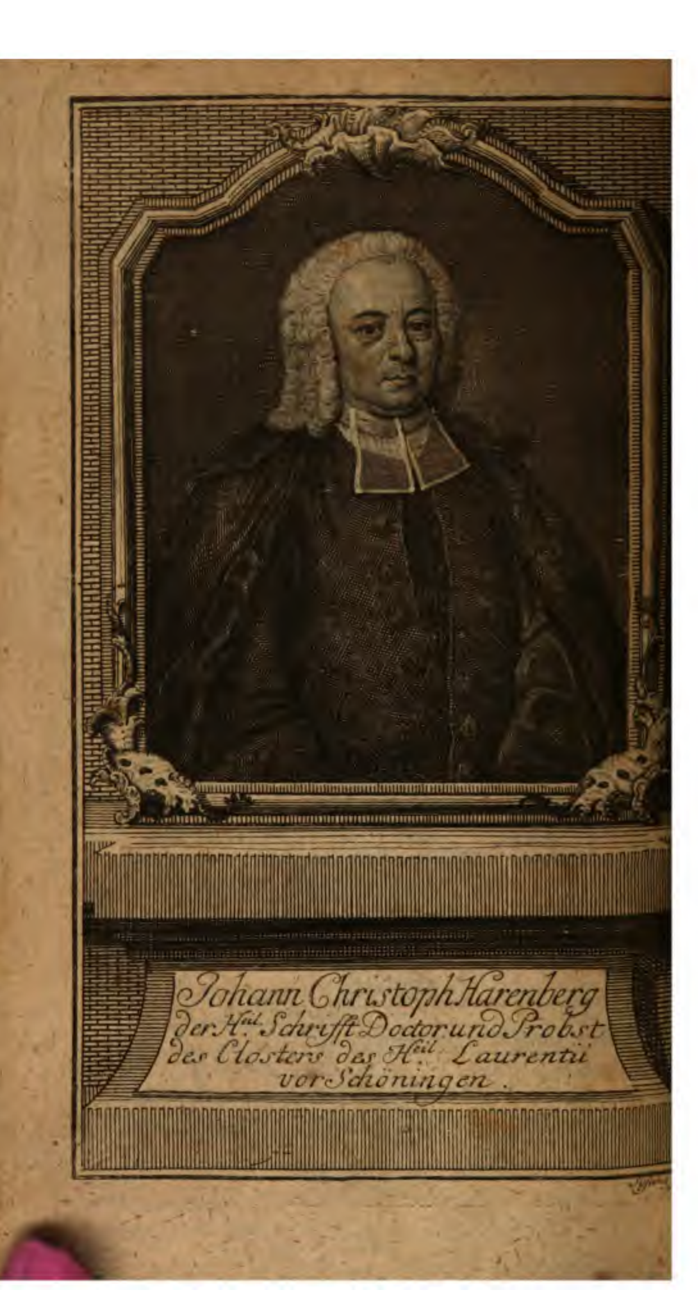
Im 479 §. berühret Herr Hempel einen Einwurff, den man wider seine Lehre von der Zahl der Casuum aus dem unläugbaren Gebrauche des Ablativi lateinischer Wörter, wenn man solche mit deutschen vermenget, machen könnte. Man wird nehmlich, wenn man die lateinischen eigenen Nahmen

Nahmen im Deutschen decliniret, ohnstreitig sagen: Ich habe das im Cicerone gelesen: Er sprach zu Herode: mein Krieg ist beym Euphrate 3 Esdr. I, 27. Außerdem aber, daß man von dem Ablativo der lateinischen Wörter, auf keinen bey den Deutschen folgern darf; so hat schon Herr Aichinger bemerket, daß lateinische Wörter bey allen deutschen Präpositionen die einen Dativum regieren, im Ablativo stehen.

In der Wortfügung hat Hr. Hempel verschiedenes deutlicher zu lehren gesucht als vor ihm geschehen ist. So giebt er verschiedene Regeln, wenn bey den Stammwörtern der Artickel wegbleiben muß oder darf, und setzet die dahingehörigen Fälle aus einander, da sonst allgemeine Regeln hievon nicht zulänglich sind. Diese Deutlichkeit hat Hr. Hempel durchgängig beobachtet, und das Verschiedene, was in jedem Theile der Sprachkunst vorkömmt, durch bestimmte und deutliche Regeln feste gesetzt. Die Sprachlehrer, die er am öftesten anführet, sind Bödiker nach Wippels Ausgabe, Gottsched, Reichard und Aichinger. Er hat sich derselben Bemühungen dergestalt zu Nutze gemacht, daß er solche oft ergänzet und zu einer grössern Richtigkeit bringet. Von seinen Gesetzen der Rechtschreibung, die gegenwärtigem Werke nachfolgen sollen, werden wir künftig Gelegenheit zu reden haben.

Inhalt.




Johann Christoph Harenberg
der Heil. Schrifft Doctor und Probst
des Closters des Heil. Laurentii
vor Schöningen.

Zuverläßige



Nachrichten

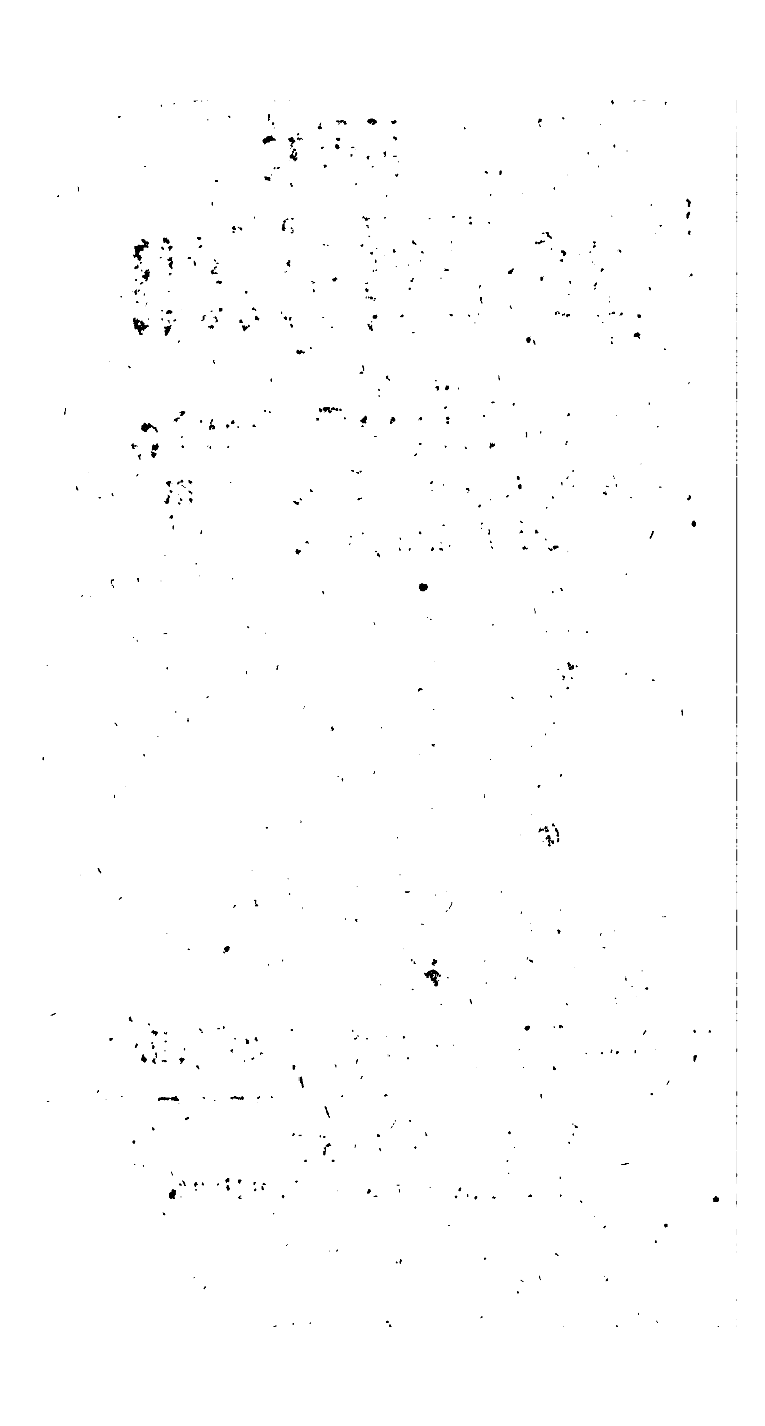
von dem

gegenwärtigen Zustande,
Veränderung und Wachsthum
der Wissenschaften.



Hundert sechs und achtzigster Theil.

Leipzig, 1755.
in Joh. Friedr. Gleditschens Buchhandlung.





I.

Remarks on Ecclesiastical History.

d. i.

Anmerkungen über die Kirchengeschichte. Διὰ δυσφημίας καὶ εὐφημίας. London, der erste Band, 1751, 387 S. ohne Vorrede; der andere Band, 1752, 420 S.; der dritte Band, 1754, 470 Seiten. in groß 8.

Gleich in den ersten Worten der Vorrede zu diesem Werke, dessen Verfasser Johann Jortin heißt, wird der richtigste Begriff von demselben gegeben. Es heist daselbst: Dasjenige was hiermit dem Publico in die Hände geliefert wird, ist keine ordentlich ausgeführte Abhandlung, sondern nur eine Samlung von nicht zusammenhangenden Anmerkungen über die Kirchengeschichte und die alten Schriftsteller, worinne die Zeitordnung weder genau beobachtet, noch auch gänzlich hintan gesetzt; worinne keine ängstliche Richtigkeit bey Bestimmung der Jahrzahlen an-

gewandt worden ist. Jedoch es sollen alle diese Abhandlungen zur Beförderung der Wahrheit dienen. Grössere Unternehmungen von dieser Art gehören für erhabene Geister. Denn die Kirchenhistorie ist eine Gattung eines bezauberten Landes, worinne die Wahrheit nicht ohne Mühe von dem falschen Anschein abgesondert werden kan. Sie ist ein Irrgarten, der mehr als einen ariadneischen Leitfaden erfordert. Wo jene großen Geister etwas richtig entscheiden können; da dürfen kleinere schweigen oder zweifeln, so lange als die Vernunft und Religion dadurch nicht beleidigt wird. Jedoch es giebt tausend Fälle in den kirchlichen Alterthümern, wo man nach Beschaffenheit unsrer Tage nicht ungewiß und zweifelhaft seyn darf. Dieses Werk soll also solche Beweise an die Hand geben, woraus die Wahrheit der christlichen Religion erhellen, und woraus man schließen kan, daß die Vorsehung sich bey Pflanzung und Erhaltung derselben, thätig erwiesen habe. Es soll dienen, den neuerlich aufgeworfenen Streitfragen geschickt auszuweichen, und von allen Dingen so zu urtheilen, wie es die Wahrheit erfordert. Es soll den Lesern einige Tugenden so wohl, als Fehler der ersten Christen vor die Augen legen, um practische Folgen daraus herzuleiten, eine wahre Liebe gegen das Christenthum, und eine vernünftige, nicht aber abergläubische Hochachtung gegen die Männer in ihnen zu erzeugen, die zwar

nicht

nicht so geschickt als wir, zum Behuf desselben disputiren, aber doch für dasselbe sterben konnten. Es soll Gründe vorlegen, warum man gewisse nichtsbedeutende Schriften billig verwerffen kan, die man uns als Ueberbleibsel der ersten Kirche aufdringen will. Es soll zugleich zur Veränderung, verschiedene vermischte und philologische Gedanken einstreuen. Dieses ist die Absicht des Hrn. Verfassers bey diesem Werke, und er hoffet, daß man in Betrachtung derselben das übersehen werde, was seiner Schrift an Schönheit mangelt; zumal da eine historische Schrift allemal einen innerlichen Werth hat und behält, auch wenn sie die äusserlichen Zierrathen und Annehmlichkeiten nicht besitzt, die andre merkwürdig machen.

Er hofft zugleich, daß diejenigen, so in manchen Stücken andrer Meynung seyn, ihn darum nicht verdammen werden. Denn seinen Gedanken nach sollte dieses die edelste Frucht von der Untersuchung der christlichen Alterthümer seyn, daß man aus den Fehlern und Vergehungen, wie auch aus der Klugheit, Liebe und Frömmigkeit unsrer Vorfahren, die Weisheit, Einigkeit und Mäßigung erlerne, was in diesen entfernten Tagen gut oder tadelhaft war, anmerke, und hieraus sich selbst zu verbessern trachte. Um dieser Ursache willen scheint die Vorsicht die Nachrichten von den Begebenheiten der Kirche aufbehalten zu haben: Und zieht man diese gehörig

hörig zu Rathe, so sieht man, daß die christliche Religion anfänglich einfältig, ungekünstelt und deutlich gewest, und bloß auf die allgemeine Verbesserung abgezielet. Das Ansehn ihrer ersten Lehrer starb mit ihnen aus; es lebt aber doch noch in ihren Schriften. Doch nach und nach änderte sie sich auf eine beträchtliche Weise, und nahm nach Beschaffenheit der Völker und Zeiten, wo sie blühete, verschiedene Nebendinge an. Man findet nach der Zeit in derselben Spuren schwätziger und immer streitender Griechen, schwärmerischer Afrikaner, abergläubischer Aegyptier, aus welchen die Mönche und Einsiedler entsprungen, ehrgeitziger und staatssüchtiger Römer. Hierzu kömmt der jüdische Eifer um Kleinigkeiten, die gelehrte Spitzfindigkeit der heidnischen Weltweisen, der Pomp und das Ceremonienwesen des Heidenthums. Es entstunden Gesellschaften in der christlichen Kirche, und daher auch Streitigkeiten. Sie fieng an die herrschende zu werden, und man mißbrauchte sie zum Deckmantel der Strenge gegen solche, die andrer Meynung waren. Man hielt Kirchenversammlungen, die entstandenen Streitigkeiten zu schlichten; allein man verfuhr nicht regelmäßig. Daher suchte Gregorius von Nazianz solche Zusammenkünfte zu vermeiden, weil er noch nie eine gesehn, die einen guten Ausgang genommen hätte. Der Streit wegen des Osterfests machte, daß sich der

herrsch-

herrschsüchtige Geist in der Kirche gar bald äusserte. Die nicäische Kirchenversammlung entschied zwar denselben; allein es blieben doch noch einige übrig, die bey ihrer alten und nichts bedeutenden Gewohnheit fest beharrten, und darum verketzert wurden, weil sie sich der grossen Partey widersetzten. Nach der Versammlung zu Ephesus fiel das Volk dieser Stadt für den Bischöffen auf die Knie, und küßte ihnen die Hände, daß Nestorius abgesetzt und der Schluß gemacht war, man sollte die Maria die Mutter Gottes nennen. Es bezeugte sich hier eben so eifrig, als die Vorfahren desselben in dem Dienste der Diana. Wie es in allgemeinen Versammlungen gieng, so gieng es auch in besondern; nicht nur in den ältern, sondern auch neuern Zeiten. Zum Exempel dient die Versammlung vom Jahr 1612 in Frankreich, in welcher, wie auch im Jahr 1620 ein harter Eid abgefaßet wurde, den alle die ablegen sollten, die sich zur reformirten Religion bekennen wollten. Diese Eidschwüre mißbilligt der Hr. Verfasser und hält sie für eine Beschämung der christlichen Religion. Er billigt vielmehr den Rath, welchen Hollstein dem Pabst Innocenz bey entstandenen jansenistischen Streitigkeiten gegeben haben soll, aber von ihm nicht angenommen worden. Hierauf entdeckt er seine Gedanken über die unerlaubten Mittel, wodurch man andere zu einer Religion zwingen will, und über die schönen Namen

und Distinctionen, womit ältere Scribenten so wohl als neuere, und sonderlich Valesius die Grausamkeit der Christen gegen irrende Nebenmenschen haben beschönigen wollen. Er beweist, daß der Verstand zur Annehmung der Wahrheit nicht gezwungen werden kan, und zeigt unter einem feinen Bilde, wie man einander in Gelassenheit ertragen soll, so lange nicht öffentliche und allgemeine Schäden zu befürchten stehn. Er behauptet den Vorzug der protestantischen Religion für der römisch-catholischen; wünschet aber, daß die Freunde derselben sich täglich bestreben möchten, solche durch Glauben und ein heiliges Leben auf ihrer Seite immer mehr und mehr anzupreisen, dadurch alle ihr gemachte Einwürfe aus dem Wege zu räumen, und sich zu bestreben, solche Maaßregeln ausfindig zu machen, wodurch dieser Zweck vollkommen erreicht würde. Endlich beschließt er seine Vorrede mit einem Lobe der Universitäten und der schönen Wissenschaften überhaupt, theilet auch noch einige Proben von seiner Gedenkart mit, wenn man ihm etwa wegen dieser Schrift eine Gleichgültigkeit in der Religion Schuld geben wollte. Doch gnug von der Vorrede: Wir kommen zu dem Werke selbst.

Dieses ist auf folgende Weise entstanden. Es wurde dem Hrn. Jortin die Arbeit aufgetragen, der boylischen Stiftung gemäß Reden zur Vertheidigung der christlichen Religion

gion zu halten. Dergleichen Reden sind sonst gesammlet und abgedruckt worden. Allein weil er sahe, daß gedruckte Reden von dieser Art wenig Liebhaber finden, es auch schwer wird, immer was Neues und Besonderes von einer Materie zu sagen, welches andre von derselben nicht schon gesagt haben; so fieng er an, das Wesentliche aus seiner andern und dritten Rede auszuziehen, es in eine andere Gestalt einzukleiden, und auf solche Weise dem Publico zu übergeben. Aus diesen zwo Reden ist der Stoff zu den ersten zwey Bänden genommen worden, die wir vor uns haben. Der eine handelt hauptsächlich von den Weissagungen und ihrem Nutzen in Absicht auf die christliche Religion; der andre aber von den Wundern, und zwar erstlich überhaupt, so dann aber von den Wundern Christi und seiner Apostel insbesondere; worauf in der Folge die wichtigsten Wunder untersucht werden, die nach dem Ableben der Apostel in der christlichen Kirche geschehen seyn sollen. Der dritte Band schildert den Zustand und die wichtigsten Begebenheiten der christlichen Kirche unter Constantin dem Grossen, und liefert nachhero eine kurze Nachricht von dem Zustande des jüdischen Volkes, nebst des Hrn. Verfassers Gedanken über die Bekehrung der Jüden. Ausser diesen Anmerkungen hat der Hr. Verfasser einen Band heil. Reden, so die Wahrheit der christlichen Religion betreffen, abdrucken lassen, wovon

die vierte von der Bequemlichkeit der Zeit, in welcher Jesus Christus in die Welt kam, handelt. Wir merken solches darum an, weil sich der Hr. Verf. im Anfange des 1 Bandes dieser Anmerkungen darauf beruft und die ersten Blätter für eine Fortsetzung derselben Materie ausgiebt. Die Gedanken die er hier davon äußert, und die wir ohne fernere Umschweife unsern Lesern bekannt machen wollen, kommen auf folgendes an.

Die christliche Religion wurde zu einer Zeit bekannt, die nicht bequemer und zuträglicher hätte für sie seyn können. Sie fieng an sich in Judäa auszubreiten, und Tiberius, der sich nur mit seinen Wollüsten und Grausamkeit beschäftigte, erfuhr entweder nichts von dieser neu aufgehenden Lehre, oder hielte sie nicht für würdig, eine Untersuchung deswegen anzustellen. So wahrscheinlich es ist, daß Pilatus eine Nachricht von den außerordentlichen Umständen bey dem Tode Jesu Christi an ihn geschickt hat; so unwahrscheinlich ist hingegen die Meynung des Tertullians, daß der römische Rath die Absicht des Tiberius, unsern Erlöser zu vergöttern, hintertrieben habe. Zeugnisse des Svetons und Tacitus erweisen, daß er ein Feind aller fremden Religionen gewest. Die verächtliche Begegnung der nachfolgenden Kayser gegen ihre Götter, die Vergötterung der Kayser und ihrer Lieblinge, auch wenn sie die ärgsten Bösewichter waren, die Einführung lächerlicher

Gott-

Gottheiten aus Aegypten, deren Tempel der Rath selbst niederreißen ließ, und die Freymüthigkeit, womit gelehrte Männer der Religion des Pöbels begegneten, alle diese Dinge zusammen zogen das Volk von seinem Eifer in der Abgötterey nach und nach ab, und machten es geneigt eine Religion anzunehmen, die edler, ungekünstelter und auch vernünftiger war. Mit einem Worte: es war wahrscheinlich, daß die christliche Religion unter bösen Kaysern eher Wurzel schlagen würde, als unter löblichen Fürsten, die aber strenge über ihre gottesdienstlichen Gebräuche und Ceremonien hielten. Und so erfolgte es auch. Die ersten Kayser bekümmerten sich wenig oder gar nichts um die Christen, weil sie mit ihren Lüsten und andern Verwirrungen genug zu thun hatten. Nero ließ zwar viele umbringen; allein alle Welt wußte, daß es um eines erdichteten Verbrechens willen geschahe, wodurch sie mehr gewannen als verlohren. Hätte Claudius und der Rath das Wesen der christl. Religion recht eingesehen, daß sie nehmlich auf den Umsturz des heidnischen Aberglaubens abziele: so würden sie solche zu unterdrücken gesucht haben. So aber hielt man die christliche und jüdische Religion für einerley, und ließ jene ungehindert gehen, weil diese ihre Freyheit hatte. Man nennte die Christen zu des Nero Zeiten maleficos, vermuthlich um der Wunder willen welche die Heiden von ihnen gehört hatten, und sol-

che

che den Zauberkünsten zuschrieben. Hierauf zielt sonderlich Juvenal, aus dem einige Stellen angeführt werden, wobey der Herr Verfasser den 64 Vers der 13 Sat. an statt

Gurgitibus *miris* et lactis vortice torrens

lieber lesen will: Gurgitibus *miniis* et lactis vortice torrens. Unter diese Wunder gehört das Austreiben der Teufel, worinne allemal etwas übernatürliches zu finden ist; ferner die Gabe fremde Sprachen zu reden, welche der christl. Religion sehr zuträglich war. Vierzig Jahr nach Christi Auferstehung ereignete sich die Zerstörung der Stadt Jerusalem, von welcher Begebenheit das Ansehn und Schicksal der christlichen Lehre gewissermaßen abhieng, und welche Christus Matth. 24. nach allen Umständen genau bestimmet hatte. Hier rückt der Hr. Verfasser in den Noten die schönen Gedanken des D. Pearce, Bischoffs in Bangor, über diese Stelle ein; er selbst aber bringt dieselbe in 22 kurze Sätze, und zeigt, daß alles auf das richtigste zu seiner Erfüllung gekommen. Ein würdiger Prinz mußte dieselbe vollziehen, und ein berühmter Geschichtschreiber den Ausgang derselben beschreiben. Beyde schien die Vorsehung um wichtiger Zwecke willen, in der augenscheinlichsten Lebensgefahr erhalten zu haben. Josephus insbesondere war die Person, die sich am besten zum Geschichtschreiber dieser Begebenheit schickte. Er hatte die nöthigen Eigenschaften, und es konnten weder Jüden noch Heiden,

den, noch Christen etwas wider seine Glaubwürdigkeit einwenden. Durch seinen Bericht hat er der christlichen Religion den größten Dienst gethan, ohne auf seiner Seite den Willen darzu zu haben. Seine Geschichte von dem jüdischen Kriege kan einen richtigen Commentarium über die Weissagungen Christi in dieser Sache abgeben. Diese waren nicht nach der Begebenheit erst erdichtet, sondern schon vor der Zerstörung dieser Hauptstadt in den Schriften der Apostel niedergeschrieben, und unter so mancherley zufälligen Umständen vorgetragen worden, daß sie nach der Zeit hätten unmöglich können eingeschoben werden. Daß aber diese von Augenzeugen der darinne gemeldeten Begebenheiten, mit vieler Vorsicht und Klugheit verfertigten Schriften schon in den ältesten Zeiten bekannt gewest, ist daher klar, weil sie die ältesten Scribenten, als: Papias, Justinus Martyr, Clemens, Hermas, Barnabas, Ignatius (dessen Briefe besonders beurtheilt, die kürzern für ächt, die längern aber für verfälscht ausgegeben werden) ja selbst verschiedene alte Irrlehrer, wenigstens zum Theil angenommen haben. Waren nun diese schon vorhanden, so konnten die Weissagungen nach der Zeit nicht erstlich eingeschaltet werden, und alle Einwendungen dargegen sind von keinem Gewichte. Die Christen in Judäa bezeigten sich auch dieser Weissagung gemäß, und verkauften ihre Ländereyen, weil sie dasjenige

wußten,

wußten, was sich bald ereignen würde; und wurden deswegen von den Juden gehaßt, wie aus dem Exempel des Stephanus klar ist. Die Christen beruften sich ferner auf die Erfüllung derselben, als einen überzeugenden Beweis von der Wahrheit ihrer Religion; und die Sache verdient von allen erwogen zu werden, die an jener zweifeln oder sie nicht glauben. Hierzu kommen noch andre Weissagungen, die eben so richtig erfüllt, Wunder die von den Aposteln verrichtet, und Leiden die von den ersten Christen wegen ihrer Religion auf das standhafteste erduldet worden, welche alle eine starke Beweiskraft bey sich haben.

Hierauf macht der Hr. Verfasser eine Betrachtung über die Prophezeyungen überhaupt, besonders aber über die im alten Bunde, so unsern Heiland angehen. Diese hatten ausser dem, daß sie die den Meßias betreffenden Umstände, und den durch ihn zu erwerbenden Seegen, stuffenweise immer klärer entdeckten, ihren großen und mannichfaltigen Nutzen. Der Glaube an Gott und die Vorsehung wurde dadurch befestigt: sie erweckten in den Menschen eine Hochachtung und Furcht vor dem Allwissenden: sie dienten zur Aufrechthaltung der wahren Religion: sie ermunterten die Menschen sich auf Gott zu verlassen, sich vor der Abgötterey zu hüten, u. s. w. Und da die Sterblichen allezeit begierig sind, zu wissen, wie sie sowohl ein künftiges Uebel

vermei-

vermeiden, als auch ein bevorstehendes Gutes gewiß erlangen könne, wie aus der heiligen und Profangeschichte erwiesen wird: so hat sich Gott auch in diesem Stücke gnädig gegen die Menschen erzeigen, und ihnen Muth und Kraft bey allen Vorfällen einflößen wollen. Hier wird eine eben so artige als lange Ausschweifung über die heidnischen Göttersprüche, über die Weissagerkünste, Träume u. s. w. gemacht, und in derselben untersucht: woher es komme, daß Leute, die sonst aus der Religion nicht viel machen, haben die Sterndeuterkunst lieben können? was von den heidnischen Divinationen zu halten sey? und ob es wirklich solche unter ihnen gegeben habe? Was man von den Träumen des Sokrates und anderer neuern zu halten habe? worzu die betrüglichen und dunkeln Orakula gedient? ob die Atheisterey dem Heidenthume vorzuziehen sey? u. s. f. wovon wir aber nichts beybringen können. Darauf kömmt der Hr. Verfasser wieder auf die Weissagungen von Christo und der christlichen Religion. Viele derselben sind um verschiedener Ursachen willen etwas dunkel. Allein man kan doch aus Vergleichung derselben unter einander schließen, daß sie auf eine einige Person abzielen, und sich einig und allein auf Christum anwenden lassen. Die Stellen, in welchen die Propheten auf ihn weisen, kan man in vier Gattungen eintheilen. Die ersten sind Anspielungen (accommodations),

die nur um einer gewissen Aehnlichkeit willen, von den Schreibern des N. Bundes auf Christum gedeutet werden, als Matth. XIII, 34. 35.: die andern enthalten ausdrückliche Weissagungen, so nur von Christo und dem Evangelio angenommen werden können, als Psalm 110: die dritten sind die Vorbilder, deren wahre Beschaffenheit und Nutzen, wie auch Vorsicht bey denselben erkläret wird: die vierten sind Prophezeyungen von einem doppelten Verstande, welche die Propheten selbst nicht recht einsahen, als Joh. XI, 49. u. f. f. Dan. XII, 8. 9; 2 B. Mos. XII, 46. verglichen mit Joh. XIX, 36; sonderlich 5 B. Mos. XVIII, 18. 19. welche Stelle wohl erklärt, und hierauf die Gleichheit zwischen Mose und Christo in 39 verschiedenen Puncten * gezeigt, wie auch mit allerhand gründlichen Anmerkungen über die Vorbilder und Gegenbilder erläutert wird.

Der Rest des ersten Bandes enthält critische Anmerkungen über verschiedene Schriftsteller und Schriften, so in das erste Jahrhundert gerechnet werden. Die apostolischen Con=

* Unter diesen zeigen einige mehr Witz als Urtheilungskraft. z. E. der 16, da es heißt: Moses führte das Volk durch das Meer: Christus wandelte auf demselben, und gab Petro die Macht, solches gleichfalls zu thun. der 20: Moses wählte und setzte 70 Aeltesten über das Volk: Christus wählte so viel Jünger; ꝛc.

Constitutiones werden zuerst beurtheilt und für einen Mischmasch zwar alter, aber doch erweiterter oder verstümmelter Abhandlungen ausgegeben, die nach den Tagen Constantin des Großen, ohne Witz oder Ueberlegung zusammen geraffet worden sind; aber bey dem allen noch gute Dienste in Ansehung der kirchlichen Alterthümer thun können, wovon hier verschiedene Proben vorkommen. Die apostolischen Canones führen diesen Namen ebenfalls nicht mit Grunde, weil sie, auch wenn sie aus dem 2ten oder 3ten Jahrhunderte herrühren, an manchen Orten verdorben sind. Auf diese folgt das Urtheil über die sybillinischen Sprüche. Diese sind untergeschobene und betrügerische Schriften, welche erst von Heiden, ja wohl von Jüden und Christen verfertigt worden, wie aus verschiedenen Exempeln klar gezeiget wird, unter welchen auch viele eine Erläuterung und Verbesserung erhalten. Der Brief des Barnabas wird für eine Schrift eines ungewissen Verfassers ausgegeben. Bey dem römischen Clemens ist der Verfasser sehr kurz, weil er in seiner 6ten Rede schon von ihm gehandelt hatte. Nur so viel merkt er an, daß aus den Worten: *διὰ ζῆλον ὁ πατὴρ ἡμῶν Ιακὼβ ἀπέδρα*; aus welchen manche haben erweisen wollen, daß er ein Jüde gewest, solches gar nicht folge, indem andre bekehrte Heiden eben so reden. Gleichfalls wird etwas weniges von dem Hermas und Polykarp, den Recognitionen

und Homilien des Clemens, und einem Briefe des Diognetus gesprochen; auch ein Urtheil über den Tillemont und seine Schriften eingeschaltet. Hierauf folgen die Gedanken des Hrn. Verfassers über die Briefe des Ignatius und dessen Märtyrertodt: und der ganze erste Band wird mit einer Anmerkung über die vom Augustus aufgelegte Anlage, den zwanzigsten zu bezahlen, die aber vom Trajan, wo nicht aufgehoben, doch gemildert wurde, beschlossen.

In einem Anhange wird Nachricht von einem gewissen Rice Evans gegeben, der ein Wälscher war, sich im vorigen Jahrhunderte bey den damaligen bürgerlichen Unruhen nach Engelland begeben, und durch seine Weissagungen und Geschichte sehr bekannt gemacht hatte. Wir halten es nicht für dienlich, von einem solchen begeisterten Träumer vieles zu reden, sondern wenden uns vielmehr zu dem andern Bande dieser Anmerkungen.

Solcher handelt, wie wir bereits erinnert haben, von den Wundern Christi und seiner Apostel, als einer der stärksten Stützen der Wahrheit unsrer Religion. Allein er schränkt sich nicht auf diese allein ein; er redet von den Wundern überhaupt, und erinnert gleich im Anfange, daß man hierbey eine Mittelstraße halten, und weder die Macht und Vorsehung Gottes zu sehr einschränken, nach auch alle seltsamen Erzählungen sogleich für Wunder ausgeben dürfe. Sie können, seinen Ge-

danken

danken nach, die Wahrheit und Falschheit, das Vernünftige oder Abgeschmackte einer Lehre nicht unmittelbar erweisen, weil sie nur die Sinnen rühren; sondern sind gleichsam nur die Creditive und Zeugnisse, daß wir den Personen sicher folgen können, die sie verrichten, weil sie keine ungereimten, sondern vernünftige und billige Lehren vortragen. Gott thut nicht allein Wunder, sondern läßt solches auch bösen Geistern zu; doch so, daß sie weisen und tugendhaften Personen dadurch nicht schaden. Die Wunder welche im N. Testamente erzählt werden, haben etwas an sich, das sie sehr glaubwürdig macht, wie der Herr Verfasser geschickt und gründlich erweist. Seine besondern Gedanken hierbey sind diese: die Wunder Christi waren zugleich Prophezeyungen und Sinnbilder der großen Wohlthaten, die uns durch sein Verdienst und Evangelium zu Theil werden sollten: Wie sie das leibliche Beste der Menschen zum Augenmerk hatten, so bildeten sie auch das geistliche Wohl, so uns durch ihn zu Theil werden sollte, ab, welches durch verschiedene Exempel, als die Austreibung der Teufel, die Heilung der Blinden, Tauben, Stummen, den nachdrücklichen Befehl an das tobende Meer u.s.f. erläutert wird. Hierauf begegnet der Verfasser dem Einwurfe, den man aus der Weissagung Christi, daß falsche Christi und falsche Propheten Wunder thun sollten, hernehmen könnte, und behauptet, die Apostel

 hätten

hätten nur alsdann Wunder gethan, wenn sie der heil. Geist besonders darzu angetrieben, wodurch sie sich Liebe, Hochachtung und Ansehn zuwege gebracht.

Nach einer kurzen Anzeige der Beweise, so für die Wahrheit der christlichen Religion streiten, kömmt er auf die Wunder, so nach den Tagen der Apostel geschehen seyn sollen. Allein wie diese weder von den Propheten vorher verkündigt, weder von den Aposteln gethan wurden, noch auch prophetische Anzeigen in sich enthielten; so sind sie schon aus diesem Grunde nicht so wichtig, als die Wunder Christi und seiner Apostel. Man muß sich aber doch auch ohne Vorurtheil zur Untersuchung derselben anschicken, weil sie nicht alle gänzlich unmöglich und widersprechend sind. Bey einer Prüfung derselben muß man auf ihre Natur, ihren Endzweck, ihre Wirkungen und die Glaubwürdigkeit ihrer Zeugen, sein vornehmstes Augenmerk richten. Verfährt man so, so wird man selten bis zu einer absoluten Gewißheit, wohl aber zu verschiedenen Stufen der Wahrscheinlichkeit gelangen; welche, wenn sie einen hohen Grad erreichet, mit gutem Grunde unsern Beyfall erheischet und rechtfertigt. Nach diesen verschiedenen Graden der Wahrscheinlichkeit können wir unsern Beyfall einrichten: wo aber die Umstände verwirrt und dunkel sind, so müssen wir sagen: non liquet. Die Christen des 2ten und 3ten Jahrhunderts bekennen

nen einmüthig, daß Wunder unter ihnen geschehen sind. Der gute Character dieser Leute und ihre übrigen Umstände machen, daß wir ihnen glauben, und auch von Gott erwarten können, daß er sie in ihren Bekümmernissen und großen Verfolgungen, durch manche außerordentliche That aufgerichtet habe. Sie wurden auch den Berichten gemäß, bloß unter dem Gebet und Anrufung des Namens Jesu, ohne Gewinnsucht oder andere unlautere Absichten verrichtet, wie in den neuern Zeiten geschehen. Man kan zwar verschiedenes dargegen einwenden: allein bey einer unpartheyischen Untersuchung wird man doch gestehen, daß die Beweise immer die Oberhand behalten, die für die Wirklichkeit einiger Wunder streiten. Denn so viel ist wahrscheinlich, daß im 2ten und 3ten Jahrhunderte manche Kranke durch das Gebet ihrer Brüder gesund gemacht; manche Heiden aber durch außerordentliche Triebe, Träume oder Gesichte zur christlichen Religion beruffen; die Märtyrer und Bekenner derselben unter den erstaunlichsten Martern in Gedult und Standhaftigkeit erhalten worden: welches alles ohne außerordentlichen göttlichen Beystand nicht kan geschehen seyn. Nach den Zeiten Constantin des Großen kriegte die Kirche gewissermaßen eine ganz andere Gestalt: die Möncherey, die Verehrung der Heiligen und Märtyrer nahm überhand, und dieses gab Gelegenheit, daß von vielen Wun-

 dern

dern geredet wurde, die man mit Gewißhe
für falsch und erdichtet ausgeben mag. Ü
berhaupt kan man die Wunder der Christ
zu 4 Perioden rechnen. Der erste enthält d
Wunder, so das N. Testament meldet, un
geht bis auf das Jahr 70, an welchen wah
Christen nicht zweifeln können. Der and
geht vom Jahr 70 bis auf 107, worin
man mit Grunde annehmen kan, daß dan
und wann einige Wunder von denen gesche=
hen sind, die in heidnischen Ländern die christ=
liche Religion pflanzten. Der dritte geht bis
auf die Zeiten Constantins, und enthält mit
solchen Umständen begleitete Wunder, daß
wir uns nicht offenbar gegen sie insgesammt
erklären können. Der letzte hebt von Con=
stantin an, und erstreckt sich so weit, als man
will. Er ist voller Wunder. Allein wer sie
insgesammt vertheidigen wollte, würde ge=
wiß eine vergebliche Arbeit unternehmen.
Hierauf erklärt sich der Herr Verfasser,
daß er für die Wahrheit keines Wunders, das
nach dem Jahre 107 geschehen seyn soll, ste=
hen; sondern solches nicht schlechterdings leu=
gnen, aber doch daran zweifeln will.

Nach dieser Erklärung werden verschiedene
Wunder untersucht und beurtheilet. Und
weil er bey der Gelegenheit der Zeugen der=
selben gedenken muß; so entdeckt er über die
Glaubwürdigkeit, Geschicklichkeit, Gelehr=
samkeit und den Character derselben seine Ge=
danken; zeigt, wie etwan diese vorgeblichen
Wun=

Wunder ganz natürlich haben verrichtet werden können, und geräth auf andre Ausschweifungen, die einen Leser mit Vergnügen und Nutzen zu unterhalten vermögend sind. Wir wollen einige vor uns nehmen und seine Gedanken darüber melden.

Die Geschichte vom König Abgarus, seinem Briefwechsel mit Jesu Christo und seiner wunderbaren Heilung durch den Thaddäus, ist unstreitig erdichtet. Man kan zwar den Eusebius nicht als den Urheber dieser Erdichtung tadeln; wohl aber dieses an ihm aussetzen, daß er gedachte Erzählung blindlings angenommen und fortgepflanzet hat. Hierbey werden Stellen aus dem Eusebius und Justinus Martyr angeführt, worinne diese Männer behaupten, daß zu ihren Zeiten Wunder geschehen.

Tertullian, und andere auf sein Wort, geben vor, Johannes wäre in siedendes Oel geworfen und so dann auf die Insel Patmos verwiesen worden. Allein diese Erzählung verdient keinen Glauben, weil Eusebius nichts davon meldet, Tertullian aber sehr leichtgläubig ist.

Hierauf folgen Urtheile über den Papias, welchen Whiston ohne Grund für einen Ebioniten ausgiebt; über den erdichteten Brief des Tiberian an den Trajan; über die Schutzredner Quadratus und Aristides, deren Schriften, welche dem Kayser Hadrian vermuthlich zu Händen gekommen, ob gleich das

Wort προσφωνεῖν solches nicht eigentlich erweiset, unglücklicher Weise verlohren gegangen sind; über den erwähnten Hadrian, seinen Charakter und Gesinnung gegen die christliche Religion; über verschiedene Wirkungen, so die Schutzschriften bey den Kaysern und dem Rathe zum Behuf der Christenheit zuwege brachten; über den Epiphanius, der wegen seiner Eilfertigkeit und Leichtgläubigkeit wenig Glauben verdient, wenn er Wunder erzählt; über das Bezeugen Plutarchs und Quintilians in Ansehung des Christenthums.

Die Gedanken des Hrn. Verfassers über den Martyrertodt des Polycarps nehmen einen beträchtlichen Raum ein, und sind mit so vieler Belesenheit, wie auch historischen und critischen Anmerkungen angefüllt, daß sie verdienen wohl erwogen zu werden. Ueberhaupt gehen sie dahin, daß diese Geschichte an sich richtig sey; die wunderbaren Umstände aber, so davon erzählt werden, aus einem Mißverstande entsprungen wären, und ganz natürlich erklärt werden könnten. Der Brief der smyrnischen Gemeine von dieser Begebenheit, der an manchen Orten scheint verfälscht zu seyn, wird sehr geschickt mit des Eusebius Berichte hiervon verglichen. Aus dieses Märtyrers und anderer Christen die mit ihm gleiches Schicksal hatten, ihrer Standhaftigkeit wird geschlossen, daß man solche bloß dem göttlichen Beystande zuschreiben müsse;

der

der Einwurf aber, den man daher nehmen will, daß so genannte Ketzer, dergleichen Markus von Arethusa, ein Anhänger der arianischen Parten war, sich eben so standhaft haben um ihrer Meynungen willen hinrichten lassen, dadurch aufgelöset, daß der Verfasser behauptet, man müsse alle die für Märtyrer halten, die ihrer Meynung nach, auch wenn solche irrig wäre, um des Namens Jesu und um seiner Lehre willen litten. Das wundervolle Betragen dieser Christen bey so harten Verfolgungen, ist ein starker Beweis der Wahrheit unsrer Religion und der Weissagungen Christi. Es rührte auch manche Heiden so stark, daß sie sich aller Gefahr ungeachtet, zu derselben wandten. Hier wird in einer Anmerkung noch beygebracht, was die Pflanzung des Christenthums für eine glückliche Veränderung der Sitten, selbst unter den ungesittesten Völkern verursacht habe.

Nun folgen wieder critische Anmerkungen über den Justinus Martyr und seine Schriften, welchem, wie auch andern Kirchenvätern, der Hr. Verfasser dieses zu einem Fehler anrechnet, daß sie in Dingen, die Urtheilungskraft und critische Untersuchungen erfordern, nicht sattsam erfahren gewest; über den Hegesippus, einen leichtgläubigen und schwachen Mann; über die Enkratiten und ihre Lehren; über die donnernde Legion, die für unwahrscheinlich erkläret wird, weil Eusebius

sebius die Erzählung davon mit den Worten beschließt: ἀλλὰ ταῦτα μὲν ὅπη τις ἐθέλῃ τιθέσθω; über die erdichteten und wahren Edicte des Kaysers Markus Aurelius in Ansehung der Christen; über den Lucian, Apulejus und die geheimen Gebräuche einiger Ketzer und Weltweisen; über den Bardesanes, seinen Character und seine Urtheile; über den Bischoff zu Sarden, Melito, dem keine Weissagungen zugestanden werden; über die Montanisten, wo ein scharfes Urtheil von dem Tertullian eingeschaltet ist; über die Heilung des Kaysers Severus, die Proculus ein Christ, durch Oel verrichtet haben soll, und dessen verschiedenes Betragen gegen die Christen; über den Theophilus und seinen heidnischen Freund Autolykus, aus dessen Einwendungen man schließen kan, daß nach der Hälfte des 2ten Jahrhunderts keine Wunder mehr an verstorbenen Personen geschehen seyn müssen, indem sich jener so wie andere christliche Scribenten, in seiner Antwort darauf, nicht mehr auf lebendige Exempel beruffen kan; über den Irenäus, in dessen Berichte von verrichteten Wundern man den Unterschied wahrnimmt, daß er in der gegenwärtigen Zeit, ἐπιτελοῦσιν, ἐλαύνουσιν, ἰῶνται schreibet, wenn die Rede vom Austreiben des Teufels, von Heilung der Kranken und dergleichen ist: hingegen, wenn er von erweckten Todten spricht, sich allemal so ausdrückt: ἐπέστρεψεν, ἐχαρίσθη, ἠγέρθησαν,

παρι-

παρέμεινεν: woraus folgt, daß zu seiner Zeit keine Exempel von der letzten Art von Wundern vorhanden waren; über den Pantänus, den Apostel der Indianer; über den Narcissus, Bischoff zu Jerusalem, und die von ihm erzählten Wunder, u. s. w.

Im dritten Jahrhunderte nahm die Strenge in der äußerlichen Kirchenzucht sehr merklich ab, worüber sich Cyprian, ob wohl auf eine übertriebene Art beklaget. Viele Christen begaben sich in den Soldatenstand, da es doch sehr schwer war, in diesem zu leben, ohne sich vielerley Sünden theilhaftig zu machen; weil, wie Tertullian schreibt: religio tota castrensis signa veneratur, signa iurat, signa omnibus Diis præponit. Um die Mitte desselben wurde Paulus ein Einsiedler, und dadurch der Vater und Stifter der Mönche. Hieronymus hat sein Leben so beschrieben, daß selbst römische Scribenten unglaubliche Dinge darinne enthalten zu seyn glauben. Nach diesem beurtheilt der Hr. Verfasser den Origenes, dessen Character, Schriften, und seine Gedanken von der Dreyeinigkeit; den Gregorius Thaumaturgus, von dessen Wundern Eusebius nichts meldet; wie auch das Glaubensbekenntniß, das er auf die Vorbitte der heil. Maria von dem Johannes erhalten haben soll; die Manichäer, wobey des Hrn. Beausobre schöne Schrift von diesen Leuten

zum

zum Grunde gelegt worden *, und ihre Lehren; ferner den Dionysius von Alexandrien, seinen Charakter und die von ihm erzählten seltenen Begebenheiten; den Cyprian, seine Meynungen in Ansehung der Gewalt der Bischöffe, seine Erscheinungen und Offenbarungen, die aber wenig Glauben verdienen; den Paul von Samosata, den Arnobius, den Mönch Antonius, dessen Leben Athanasius romanenmäßig beschrieben hat; die an den Märtyrern unter der diocletianischen Verfolgung geschehenen Wunder; den Rufinus und Hieronymus als ungetreue Uebersetzer; und endlich die Geschichte von der thebänischen Legion, die um ihrer schlechten Zeugnisse willen, einer Fabel ähnlich sieht. Eine kurze Betrachtung über die veränderte Gestalt der christlichen Kirche unter Constantin dem Grossen, macht den Schluß dieses zweyten Bandes, welcher noch einen ziemlich starken Anhang hat. In diesem wird erwiesen, daß die Sach-

* Herr Jortin wünscht, daß eben dieses Verfassers Geschichte der Waldenser und Albingenser, und der Reformation in Deutschland, davon die Handschrift noch unter der Verwahrung seiner Anverwandten seyn soll, zum Vorschein kommen möchte. Ja wenn sich diese entschließen sollten, es auf Subscription drucken zu lassen, so macht er sich anheischig, es nach allen Kräften zu unterstützen. Wir machen diese Nachricht mit Fleiß bekannt, weil wir mit dem Hrn. Verfasser einerley wünschen.

Sadducäer die Schriften der Propheten nicht verworfen haben, wie ihnen manche Schuld geben. Es werden Stellen aus dem Josephus, Herodotus, Pindarus, Irenäus, Clemens von Alexandrien und verschiedenen alten Poeten, so die Kirchenväter in ihren Schriften angeführt haben, erklärt oder verbessert, auch Betrachtungen über verschiedene seltsame Begebenheiten neuerer Zeiten, als den Traum den Grotius nebst andern erzählt, die vorgebliche Besitzung der Kinder zu Amsterdam im Jahr 1566, die Wunder der Einwohner der sevennischen Gebirge u. s. f. gemacht, zu welchen wir unsere Leser verweisen müssen.

Im dritten Bande handelt der Herr Verfasser von den wichtigsten Begebenheiten der christlichen Kirche unter Constantin dem Großen. Allein auch hier hat er seine Freyheit, Nebendinge einzustreuen, so wenig aufgegeben, daß er solche vielmehr bey aller Gelegenheit brauchet und Sachen beybringt, die man hier gar nicht suchen würde. Anfänglich redet er von des erwähnten Monarchen wunderbaren Bekehrung, und will die bekannte Erscheinung durch einen Ausfluß der Sonne erklären. So dann beschreibt er die Ursachen, den Ursprung und das Wachsthum der Verehrung der Heiligen, der Märtyrer, der Reliquien, der Möncherey, der Lügenwunder, der einreißenden selbsterwählten strengen und harten Lebensarten, des Gelübdes

bildes der Keuschheit und derer Wallfahrten auf eine lebhafte Art, und zeigt, daß viele Kirchenväter durch das übertriebene Lob, so sie solchen Dingen beylegten, unvermerkt viel beygetragen haben, daß dergleichen Aberglaube so stark eingerissen ist, und daß die Verehrung der Heiligen, das Mönchsleben u. s. w. eine bloße Nachahmung heidnischer Gewohnheiten gewest. Hierauf berührt er die arianischen Streitigkeiten. Von diesen schreibt er ziemlich frey, und legt beyden Theilen Fehler zur Last; doch scheint er den Arianern fast günstiger zu seyn, als ihren Gegnern. Er tadelt dahero das Verfahren der Bischöffe auf den Kirchenversammlungen, und hält diese für sehr ungeschickte Mittel, Streitigkeiten in der Kirche zu schlichten. Nach verschiedenen Nebendingen beschreibt er die Bemühungen, so sich Constantin um die Ausbreitung der christlichen Religion gegeben; schildert seinen Charakter, und spricht ihn bey der Gelegenheit nicht ganz vom heidnischen Aberglauben, von Strenge und Grausamkeit frey. Er macht Anmerkungen über verschiedene von ihm gegebene Gesetze, und giebt Nachricht von seinem Tode, Begräbniß, unmäßigen Verehrung, die er nach demselben von Christen und Heiden erhalten, und den vorgeblichen Wundern, die er nach der Zeit verrichtet haben soll. Mitten unter dieser Beschreibung beleuchtet er die Fabel von des Creuzes Erfindung, und demjenigen was dabey vorgefallen, giebt auch eine

eine historische Nachricht von dem Eusebius, Sokrates, Sozomenus und andern Kirchenscribenten, wie auch dem Valesius, der sich durch seine Ausgaben um sie verdient gemacht; bemerkt aber auch viele Fehler, die der letzte in seinen Uebersetzungen begangen hat.

In diesem 3ten Bande finden wir auch ein Verzeichniß der vornehmsten Verfolger des christlichen Namens, und eine Beschreibung des unglücklichen Endes, so sie fast alle gehabt haben. Von Herode dem Großen fängt er an, und beschließt das Register derselben mit Ludewig dem XI. Hierbey wird die Anmerkung gemacht, daß die geschwinde Nachfolge der römischen Kayser auf einander, der Ausbreitung der christlichen Religion sehr zuträglich gewest, und daß der gewaltsame und frühzeitige Todt der meisten, worauf das Reich oftmals in die Hände solcher verfiel, die Widersacher und Nebenbuhler ihrer Vorfahren waren, nicht unbillig als eine besondere Schickung der Vorsehung zu betrachten sey, die im 110ten und 2ten Psalm bereits vorher verkündigt worden, von denen der erste besonders erkläret wird. Nach dieser Erklärung folgt eine Beschreibung des Zustands der Jüden, von der Zerstörung Jerusalems an bis auf den heutigen Tag. Basnage ist hier sein vornehmster Leitstern gewest; und aus diesem wird auch der Beweis von dem Wunderbaren entlehnt, das aus der Erhaltung dieses Volkes hervorleuchtet. Die merk-

würdige Weissagung Jesu von den Jüden: **Ich bin kommen in meines Vaters Nahmen, und ihr nehmt mich nicht an; wenn ein andrer in seinem Nahmen kommen wird, so werdet ihr ihn annehmen,** ist auf das deutlichste und häufigste erfüllet worden, weil sie so viel falsche Meßias, die der Hr. Verfasser nach einander erzählt, ohne Grund angenommen haben. Nach diesem werden ihre Schicksale und fruchtlosen Bemühungen Jerusalem wieder zu bauen, beschrieben; die harten Schlüße, so wider sie ergangen; die grausamen Verfolgungen, welche sie von Seiten der Christen erduldet, gemißbilliget, und verschiedene andere Sachen mit eingestreut. Zuletzt erklärt sich der Hr. Verfasser über die künftige Bekehrung der Jüden. Er hält dieselbe nicht für unwahrscheinlich; sieht aber auch die Schwierigkeiten und Hindernisse sehr wohl ein, die der Bekehrung dieses Volkes, der Mahomedaner und Heiden in dem Wege stehn, und wünschet, daß alle Christen durch christlichen Wandel, Liebe und Einigkeit, die christliche Religion den Feinden derselben anpreisen möchten.

In einem kurzen Anhange werden einige Anmerkungen über des Eusebius Præparat. Evangel. und etliche darinne angeführte Schriftsteller gemacht; verschiedene alte Göttersprüche erklärt und verbessert; auch die Meynung der alten Kirchenväter, daß Plato

manche

manche Gedanken aus des Moses Schriften entlehnet, geprüft und für ungegründet ausgegeben.

II.

Richard Pocockes Beschreibung des Morgenlandes und einiger andern Länder. Der erste Theil von Egypten, aus dem Englischen übersetzt von Christian Ernst von Windheim. Erlangen, 1754. 11 Alph. 22 Bog. in groß 4to nebst 76 Kupfertafeln.

Nichts ist dem Menschen nützlicher und nöthiger, als die Kenntniß seiner selbst und anderer seines gleichen. Solche lernt man nicht allein aus dem Umgange, sondern auch aus den Geschichten und Reisebeschreibungen. Jedoch es würde vergebens seyn, einen locum communem hier abzuhandeln, und die Nutzbarkeit der Reisebeschreibungen zu erweisen, insonderheit wenn sie solche Länder betreffen, welche mit unserm Glauben und einem gar ansehnlichen Theile der alten Geschichte eine genaue Verbindniß haben. Ja wir könnten selbst der Mühe dieses Buch anzupreisen, überhoben seyn. Dasselbe ist seit mehr als zehn Jahren in einem vortheilhaften Ruffe: und der Auszug, den wir aus demselben mittheilen werden, kan zur Gnüge darthun, daß der berühmte Hr. Professor von

Windheim seine Geschicklichkeit nicht besser anlegen, und der gelehrten Welt keinen grössern Dienst erweisen können, als in Uebersetzung und Mittheilung eines so angenehmen und brauchbaren Werkes, dergleichen die pockische Beschreibung der Morgenländer ist.

Die Engelländer sind vor andern Völkern geschickt, etwas gründliches und zuverläßiges in diesem Stücke mitzutheilen. Ihr Ueberfluß setzet sie in den Stand, solche Länder und Oerter mit Nutzen zu betreten, zu welchen andern der Zugang versagt ist. Ihre steiffe und ehrbegierige Gemüthsart treibt sie an, es im Guten und Bösen, im Wahren, und Falschen, höher als andre zu treiben, und auf den Grund zu gehen. Daß auch Hr. Pococke hierinne seinen Landsleuten nichts nachgebe, und daß so wohl Gründlichkeit als gute Wahl in den Nachrichten, seine Reisebeschreibung beliebt und brauchbar machen, ist eine bereits bekannte Sache. Die Oerter die er beschreibt, hat er selbst gesehn und untersucht: und die Abrisse so er mittheilet, rühren entweder von ihm selbst her, oder sind unter seiner Aufsicht gemacht. Trifft man hier nicht lauter neue Nachrichten an, so bringt es die Beschaffenheit solcher Schriften mit sich, daß man das Neue und Unbekannte ohne Zusatz des Alten und längst Bekannten, weder vortragen noch verstehen kan. Pococke ist der erste nicht der diese Länder besucht und beschrieben hat: Aber

die

die Uebereinstimmung seines Zeugnisses mit seinen Vorgängern erhält von ihnen ein Gewicht, und bestätigt jener Aussagen. Hätte er seinen ersten Vorsatz ausführen können, so würde man mehr nicht als bloße Abrisse von alten Gebäuden und von Gegenden, welche Syrien, Palästina und Aegypten aufweisen, erhalten haben. Da ihn aber einige Absichten und das Anliegen guter Freunde dahin vermochten, daß er sich gefallen ließ, die Früchte seiner Reise in einer völligen Reisebeschreibung mitzutheilen: dergleichen Bücher aber nicht Leser von einerley Geschmack haben, die gleichwohl alle befriedigt seyn wollen: so sahe er sich genöthigt, einige Dinge in derselben Stadt finden zu lassen, die er selbst für Kleinigkeiten hält und mit andern gemein hat. Die Güte und Menge der ihm eignen Nachrichten und Entdeckungen ersetzt zur Gnüge alle die Mängel, und entschuldigt alle die Vorwürffe, die ihm etwa nur die geringe Anzahl von Lesern machen kan, welche alle morgenländische Reisebeschreibungen zur Hand und inne haben. Es ist also zu wünschen, daß der Ruff der vor kurzen erschollen, gegründet seyn und zur Wirklichkeit kommen möge. Man berichtet nehmlich aus Engelland, es habe sich eine Gesellschaft geschickter Leute durch das Beyspiel Pocockens und derjenigen englischen Herren, die nur vor kurzen die Steinhaufen von Palmyra untersucht und beschrieben haben, aufmuntern lassen,

eine Reise in die innern Theile des Morgenlandes zu thun. Es ist kein Zweifel, die alte Geschichte so wohl als die Erdbeschreibung werde ungemeinen Nutzen davon haben. Nur ist auch zu wünschen, daß ein so löbliches Vornehmen von der Unwissenheit und Rauheit dererjenigen Völker welche diese Länder itzo bewohnen, nicht möge gehindert werden; indem dieselben dergleichen lehrbegierige und uneigennütze Reisende für Kundschafter oder Schatzgräber ansehn.

Gegenwärtiger erste Theil der pocockischen Reisebeschreibung betrifft, nach Aussage des Titels, bloß Egypten. Er besteht aus fünf Büchern, davon das erste, nach einer allgemeinen Nachricht von Egypten überhaupt, insonderheit Niederegypten von Alexandrien bis Großcairo beschreibet. Das zweyte geht Oberegypten durch, und setzt den Lauf von Großcairo nach dem alten Ethiopien, über den Wasserfall des Nils und herüberwärts nach Cairo und Damiate fort. Das dritte macht eine Ausschweiffung in das steinigte Arabien nach dem Berge Sinai, und kehrt so dann nach Cairo, Rosetto und Alexandrien zurück. Hiermit hat die eigentliche Reisebeschreibung ein Ende. Das vierte Buch handelt von der Regierungsart, den Gewohnheiten und Naturgeschichten Egyptens: das fünfte und letzte aber enthält vermischte Nachrichten, welche vornehmlich die Alterthümer und natürliche Geschichte von Egypten betreffen.

Den

Den Leser mit einem geographischen Auszuge und Benennung aller dererjenigen Oerter welche Pococke beschreibet, aufzuhalten, erachten wir nicht für dienlich. Aber wir vermeinen, ihm einen deutlichern Begriff von dem Inhalte und Werthe des Werkes beyzubringen, wenn wir von den beyden letztern Büchern einen Auszug, und eine Nachricht von den häufigen Kupferstichen ertheilen, deren Anzahl sich beynahe auf die 80 Stücke beläuft.

Das erste Hauptstück des vierten Buches handelt also von der gegenwärtigen Regierung in Egypten, von dessen Eintheilung in das obere, mittlere und untere Egypten, von den arabischen Schaichen oder Herren, den Landesfürsten, deren Gewalt sich insonderheit über Oberegypten erstreckt, dem Bassen oder türkischen Vicere, dem Schaich Beled, oder Gouverneur der Hauptstadt Alcairo, dem Caja, Emir Hadtsche, Tefterdar und andern Befehlshabern: wobey der Verfasser zugleich anzeiget, in was für Verhältniß die Eingebohrnen des Landes mit den Türken stehn, und wie weit dieser Gewalt über jene sich erstreckt. Das zweyte betrifft den Kriegesstaat im Lande; das dritte die Verwaltung der Gerechtigkeit, die öffentlichen Abgaben, den Handel und Handwerke der Einwohner, die Münzen, die Maaße und Gewichte, die Waaren, welche die Caravanen mit nach Egypten bringen u. s. w. Das vierte beschreibt den Zu-

stand des Gottesdienstes daselbst, die Gemüthsart der dortigen Leute und ihre Politik. Von dieser macht Pococke viel Wesens, und rühmet Klugheit und Einsicht an ihnen als eine natürliche Gabe. Er bringt unterschiedene Geschichte bey, die ein Beweiß davon seyn sollen, welche aber unsers Erachtens mehr das Ansehn einer verfluchenswürdigen Arglist und ausgelaßenen Schelmerey haben. Aus der ganzen Schilderung erhellet, daß das Volk der Orten, noch eben so aufrührisch und boßhaft sey, als es den Berichten der alten Geschichtschreiber nach ehedem gewest ist. Die Himmelsgegenden machen die Gemüthsarten der Menschen, und tragen den größten Theil zu ihren Tugenden und Lastern bey. Je weiter man in die heißen Länder fortgeht, je mehr findet man, daß die Männer daselbst ausarten, faul, feige und unedelmüthig werden, aber das was ihnen an Muthe abgeht, durch niederträchtige Tücke, Verrätherey und Unmenschlichkeit ersetzen. Versetzte man die einfältigsten und unschuldigsten Lappen nach Italien, so würden sie in weniger als hundert Jahren zu Banditen werden; eben so wie es die Longobarden und Trojaner geworden sind. Das fünfte Capitel giebt Nachrichten von der Erziehung, den Gewohnheiten, der Kleidung, der heutigen Bauart der Egyptier und von der Caravane, die alle Jahr aus Egypten nach Mecca reiset. Von was für Gewohnheiten hier gesprochen

werde,

werde, kan man leicht erachten, wenn man die verschiedene Orte, Zeiten und Umstände erwäget, darinne sich der Mensch im bürgerlichen Leben befindet. So lieset man hier, wie die Egypter sich bey Tische, in Bädern, an ihren Festtagen, daheim, auf Reisen und öffentlich aufführen, und wie sie ihre Zeit zubringen. Im sechsten Capitel wird der Himmelsstrich, worunter Egypten liegt, die dortige Witterung, Art des Bodens und Wassers, und deren Folgerungen, Krankheiten und Genesungsmittel betrachtet. Das siebende ist besonders dem Nile, als einer der grösten Merkwürdigkeiten nicht allein in Egypten, sondern in der ganzen Welt, gewidmet. Hier erfährt man, auf was Weise man den Nil auf die Aecker leitet, und was für Fische sich in demselben aufhalten. Der Crocodill ist, wie leicht zu erachten, nicht vergessen. Hiernächst kommt der Verfasser im achten Capitel auf die egyptischen Pflanzen und Bäume; und endlich im neunten auf die Thiere.

Im ersten Capitel des fünften Buches werden einige im Kupferstiche Num. 69. u. f. f. vorgestellte Bildsäulen vom Osiris und der Isis, dem Priap, dem Harpocrates, welche Pococke mit sich aus Egypten nach Engelland gebracht hat, ingleichen abergläubische Münzen die von den Gnostikern herrühren, und von ihrer Aufschrift Abraxas heißen, wie auch alte egyptische Gewichte beschrieben.

 Im

Im zweyten Capitel wird die schon oben berührte egyptische Bau- und Bildhauerkunst, sonderlich der ältern Zeiten näher beleuchtet, und mit der griechischen zusammen gehalten. Das dritte hat die alte egyptische Fabellehre von den Göttern zum Gegenstande; das vierte die hieroglyphische Schrift; das fünfte die Art der Alten, abgestorbene Leiber einzubalsamiren. Das sechste ertheilt einen Auszug aus Maillets Nachricht von der innern Beschaffenheit der Großen. Das siebende berichtet etwas von dem Glauben und Gottesdienste der Copten oder egyptischen Christen. Im achten wird eine genaue Nachricht vom Steigen des Nils gegeben, und die Ursachen des Unterschiedes, welcher sich in den Berechnungen des Herodotus, Strabo und Kalkasenda, eines neuern arabischen Geschichtschreibers findet, untersucht. Im neunten Capitel wird dieses Vorhaben fortgesetzt und ein Versuch gemacht, das wahre Wachsthum des Nils zu bestimmen. Hier findet man ein Verzeichniß, wie verschiedentlich der Nil von Tage zu Tage den ganzen Monat Julii und drüber, in den drey Jahren 1714, 1715 und 1738 angewachsen; ingleichen ein Verzeichniß der Tage, an welchen der Canal zu Alcairo in den 47 Jahren von An. 1692 bis 1738 geöffnet worden. In diesem Verzeichniß wird man gewahr, daß solches in besagter Zeit zweymal im September geschehen, und daß beydesmal, und sonst nicht, Pest und

Hun-

Hungersnoth drauf erfolgt sey. Das zehnte Capitel weiset, wie man den Reiß bauet, Sal Ammoniack macht und in Oeffen Hünereyer ausbrütet. Das eilfte enthält ein Verzeichniß des Aufzuges, in welchen die nach Mecca bestimmte Caravane aus Alcairo aufbricht; das zwölfte ein ander Verzeichniß dererjenigen Oerter, wo besagte Caravane auf ihrer Hinreise sich Tag vor Tag lagert. Sie hat die Gestalt einer Tabelle, auf der man zuerst den Tag des Monaths, dann den Nahmen des Ortes, alsdann dessen Entfernung von dem vorigen, weiter die Rasttage, hierauf die Beschaffenheit des an jedem Orte befindlichen Wassers erblicket. Das lezte Fach dieser Tabelle zeigt die Tage an, wenn die Caravane auf ihrer Heimreise von Mecca wieder auf eben dieselben Orte zukommt. Diese Nachricht rührt von einem Manne her, der gedachte Reise 14mal selbst gethan hat. Sie ist also nicht weniger zuverläßig, als die in dem drauf folgenden 13ten Capitel ertheilte Nachricht von dem Bey zu Tunis, seinem Hofstaate und seiner Regierung. Pococke hat sie aus dem Munde eines Mannes, der einige Jahre an besagtem Hofe zugebracht. Ob sie gleich eigentlich zu Egypten nicht gehört, so ist man doch einiger darinne befindlichen merkwürdigen Umstände halber, dem Verfasser für deren Mittheilung verbunden.

Im 14ten erscheint in der Uebersetzung ein Frey-

Freyheitsbrief, welchen Mahomed den Mönchen auf dem Berge Sinai und den Christen überhaupt ertheilet haben soll. Die Nahmen der Zeugen, die sich unterschrieben, sind durch übele Schrift und Aussprache aus dermassen verstellt und unkenntbar gemacht. Das 15te enthält Formeln von Briefen und Pässen nach morgenländischer Art: als 1) einen Paß vom Großsultan für einen englischen Herrn; 2) für einen, der als ein Kaufmann reißete; 3) ein Schreiben vom Patriarchen zu Constantinopel an alle ihm Untergebene, in welchem er ihnen einen Geistlichen der englischen Kirche, der nach den Morgenländern reisen wollen, empfiehlt; 4) verschiedene Empfehlungsschreiben der Großen in Egypten an die Gouperneurs, zum Behuf des Reisenden; 5) ein dergleichen Schreiben des coptischen Patriarchens zu Alexandrien an die Mönche der Wüsten zu St. Macarius ꝛc.; 6) ein lateinisches Zeugniß von dem Convent zu Jerusalem, daß man alle heiligen Oerter besehen habe. Das 16te Capitel giebt eine kurze Nachricht von sieben griechischen Aufschriften, die Pococke in Oberegypten entdeckt, und auf den beyden letzten Kupferplatten vorstellig gemacht hat. Das 17te enthält ein griechisches Verzeichniß der Bißthümer in Egypten und andern Orten, die unter dem alexandrinischen Patriarchen stehn, nebst des Herausgebers Anmerkungen. Er sagt nicht wo er diese Karte hergenommen habe.

habe. Das 18te Cap. erläutert einige Kupferstiche von arabischen und egyptischen Pflanzen, und ertheilt zugleich ein von Pococken's Reisegefehrten, Hrn. Miller, aufgesetztes lateinisches Verzeichniß der Pflanzen, welche Pococke in Egypten und dem steinigten Arabien gesammelt hat. Das 19te Capitel ist sehr kurz und unerheblich. Es betrifft eine auf der 76ten Kupfferplatte vorgestellte alte hölzerne Bildsäule, die vor kurzen aus Egypten nach Engelland gebracht worden ist. Den Beschluß macht eine Anmerkung über die von dem Verfasser verfertigte Landkarte von Egypten. Er will sie nicht für vollkommen ausgeben; weil er alle Oerter nicht selbst betreten und untersuchen können, sondern sich auf fremde Berichte in vielen verlassen müssen: meint aber doch, sie könne unter den bekannten Karten von diesem Lande wohl die richtigste seyn. Er zeigt seine Quellen an, und erinnert, was diesen zuständig und was ihm selbst eigen, mithin um desto zuverläßiger ist. Er hatte nehmlich eine vom P. Sicard verfertigte, und eine andere An. 1722 für den Patriarchen zu Jerusalem, Chrysanthus, Griechisch und Arabisch gezeichnete, aber nicht gar richtige Karte zur Hand. Jener hat er sich mit mehrerer Zuversicht, als dieser bedient.

Nichts ist übrig, als daß wir die Kupferstiche durchgehen. Der erste enthält die eben besagte pocockische Landkarte von Egypten,

und

und zugleich demjenigen Theile vom steinigten Arabien, worinne der Berg Sina liegt. Man sieht zugleich die alte und neue Gestalt des Landes. Die alten Nahmen sind mit römischer Schrift, oder wie man es in den Druckereyen nennt, antick, die neuern mit italiänischer oder Cursivschrift angedeutet. Zugleich erblickt man auch auf dieser Tabelle ein morgenländisches Steuerruder abgebildet. Die zweyte stellet einen Grundriß von Alexandrien und den alexandrinischen Patriarchenstuhle dar. Auf der dritten stehen Grundrisse der Thürne zu Alexandrien, ingleichen ein Grundriß und Durchschnitt einer Cisterne. Die vierte legt eine Abbildung der zu Alexandrien befindlichen nach dem Pompejus benannten Säule vor. Auf der fünften zeigen sich Grundrisse von Catacomben zu Alexandrien, ein Schloß zu Nicopolis und die Insel Latomia; auf der sechsten aber die Ueberbleibsel von Busiris, Bubastus und Heliopolis. Die siebente ist eine tabula chorographica der Gegend von Großcairo und der Stadt selbst. Die achte stellt nebst dem Tschebel Jehusi oder dem alten egyptischen Babylon, die Gestalt der verschiedenen Fahrzeuge, deren man sich auf dem Niele bedient, ingleichen die Arten dessen Wasser auf die Felder zu leiten, wie auch die verschiedenen Bauarten der Taubenhäußer, deren es in Egypten sehr viel giebt, und die ein ansehnliches eintragen, ferner ein gemeines

egypti-

gyptisches Hauß, und endlich allerhand Gestalten von Pyramiden vor; auf der 10ten erblickt man eine römische Burg zu Altcairo, einen Grundriß eines Kornhauses, und einen Vorriß der Wasserleitung zu Großcairo: auf der 11ten den Grundriß der Moschee des Amru nebst einem Grunde und Aufriße eines Grabmales zu Cairo: auf der 12ten einen Grundriß und Durchschnitt des Mikjas zu Cairo, die Höhe des Niles zu messen: auf der 13ten den Grund- und Aufriß des Thores Nasy und einen Vorriß eines Thores in besagter Stadt: auf der 14ten einen Grundriß und Prospect der Gebäude welche man Josephs Halle nennet: auf der 15ten einen Abriß von Josephs Brunnen, und einen Grundriß und Durchschnitt desselben: auf der 16ten einen Grundriß und Durchschnitt der Gallerie in der großen Spitzsäule: auf der 17ten einen Durchschnitt der großen Spitzsäule, und einen Abriß eines Sphynxhauptes: auf der 18ten einen Grundriß der Spitzsäule zu Saccara: auf der 19ten Abrisse der Pyramiden zu Daschur: auf der 20ten eine Mumie: auf der 21ten Abbildung einer Spitzsäule und Grundriße einer Catacombe zu Saccara: auf der 22ten Grundriße der Spitzsäulen zu Bajamut, Abriße derselben, des Obelisken Bitschitsche, des See Möris, und des Tempels des Labyrinths: auf der 23ten Grundriße des Tempels und anderer Gebäude des Labyrinthes: auf der 24ten

Grund-

Grund- und Aufriße eines Thores zu Antinoopolis, und eines Portico eines Tempels zu Archemunain: auf der 25ten Grundriß und Abbildung eines Portico, eines Tempels zu Gava, und einer Grotte bey Hatschar Silcily: auf der 26ten einen Grund- und Aufriß eines Tempels zu Cuh, Grundriße eines Tempels und einer Brücke zu Kepht, und eines Tempels und Thores von Theben nebst einem Aufriße desselben: auf der 27ten Grundriße von vier Tempeln zu Amarah, dem alten Tentyra: auf der 28ten Grundriß und Durchschnitt des Jupiterstempels zu Theben und Aufriß von dem Thurne desselben: auf der 29ten eine Aussicht von Theben an der westlichen Seite des Niels; auf der 30ten die Grabmähler der Könige von Theben: auf der 31ten deren Grundriße. Die nächstfolgenden setzen eben dieses fort. Auf der 36ten Tabelle zeigt sich die berühmte Bildsäule des Memnons zu Theben von forne, und auf der folgenden von hinten. Auf der 38ten liest man die griechischen und lateinischen Aufschriften, welche auf des Memnonis rechten Schenkel stehn; und auf der 39ten die vom linken. Dieses sind diejenigen Aufschriften, welche vor einigen Jahren Hr. Prof. Leich zu Leipzig und Hr. Prof. Dorville zu Amsterdam sich bemühet haben in ein besser Licht zu setzen. Auf der 40ten steht ein Grundriß des Tempels und Grabmals des Osymanduas zu Luxein oder Lucsor: auf der 41ten der obere

Theil

Theil einer Bildsäule des Osymanduas bey Theben: auf der 42 hieroglyphische Vorstellungen im Mausoleo eben desselben: auf der 43 die Vorseiten des Grabes des Osymanduas bey Theben. Wir übergehen der Kürze halber einige andre Grundrisse alter Denkmahle aus Oberegypten. Auf der 51 Kupferplatte zeiget sich ein Abriß der Klöster des h. Paulus und Antonius; auf der 52 der Berg Sinai und Horeb: auf der 53 der Prospect der Spitze des Berges Sinai und einiger Oerter um denselben: auf der 54 und 55 Aufschriften, die Pococke in der Wüsten Sinai in Steine eingegraben gefunden.

Die Merkwürdigkeit der Sache nöthiget uns, ein wenig dabey stehen zu bleiben. Die Seltsamkeit der Züge, die mit keiner bekannten Sprache übereinkommen, hat die Gelehrten um desto mehr auf die Gedanken gebracht, die alte hebräische mosaische Schrift in denselben zu finden, weil unterschiedene solcher Züge einigen hebräischen Buchstaben gleichen. Man ist daher in unsern Tagen so aufmerksam darüber geworden, daß verlautet, einige Engländer hätten sich entschlossen, eine Reise nach der Wüsten Sinai bloß in der Absicht vorzunehmen, die vermeynten Denkmahle des Durchzuges der Kinder Israel in genauen Augenschein zu nehmen. Sie müssen also entweder mehrere Aufschriften als Pococke daselbst zu finden hoffen, oder seiner Abschrift nicht recht trauen. Einige unserer Leute haben

ben den Engländern zu ihrem Vorhaben Glück gewünscht. Und in der That ist der Gedanke, die so bestrittene und in der Critica sacra so erhebliche Frage, von der eigentlichen Gestalt der alten hebräischen mosaischen Schrift, und ob solche ohne Vocalen sey geschrieben worden, endlich einmal durch augenscheinliche und unwidersprechliche Beweise ausgemacht zu sehen, für einen Gottesgelehrten sehr verführerisch. Wer weiß aber, ob man sich am Ende nicht in seiner Hoffnung betrogen findet. Wenigstens haben wir hin und wieder in der pocockischen Ausgabe der sinaitischen Aufschriften, Züge, die dem arabischen sehr gleichen, und ganze arabische Worte, nicht einmal nach der alten cufischen Schrift, die vom VII bis X Seculo gebräuchlich war, sondern so gar in der neuern zierlichern arabischen Schrift bemerket. Der Ausgang muß es lehren, wie man dieses Räthsel auflösen werde. Wir setzen nun unsre ein wenig unterbrochene Bemühung, den Inhalt der übrigen Kupferstiche anzugeben, wieder fort.

Der 56te stellt den Grund der Kirche und des Klosters auf dem Berge Sinai vor: der 57 allerhand Hausgeräthe, dessen man sich in Egypten bedienet: der 58 allerhand Kleidungen und andere dergleichen Kleinigkeiten mehr; unter andern auch eine silberne Schüssel mit einer cufischen Aufschrift, daran ein arabisch Gelehrter sein Heil versuchen und zum Ritter werden kan. Auf dem 59 Kupfer erblickt man allerhand

ınd egyptische Trachten, und meistentheils
ltsame Aufzüge: das 60 und folgende stellen
Bildsäulen der Isis und anderer egyptischen
Götzen, wie auch allerhand Alterthümer
or. 66 und 69 sind der alten Bauart ge-
widmet, und zeigen Säulenknäuffe von ver-
schiedener Art, die Pococke in den alten egypti-
schen Denkmahlen wahrgenommen. No. 70
zeigt allerhand Aussichten von eingebalsamir-
ten Vögeln dar, wie auch die Gestalt von ein
Paar Fischen. Auf 71 stehen Oefen, Sal am-
noniacum zu machen, und Küchlein auszu-
brüten, wie auch der Grundriß von einer kopti-
schen Kirche und Kloster. Die vier nächstfol-
genden weisen allerhand Gewächse auf, als:
die Palmam Thebaicam, das Abutilon, Sisi-
rynchium u. s. w. Der drey letzten Kupfersti-
che Inhalt haben wir schon oben angegeben.

Aus diesem Auszuge erhellet, wie viel schö-
nes, nützliches und lehrreiches man sich von
dieser Reisebeschreibung zu versprechen habe,
und mit wie viel Wissenschaften und andern
guten Eigenschaften derjenige versehen seyn
müsse, welcher eine dergleichen Reise mit Vor-
theil unternehmen, und deren Früchte andern
mittheilen will. Unsre Leser werden uns ent-
schuldigt halten, wenn wir uns die Mühe,
einige besondre Stellen aus vorhabendem
Werke anzuführen, ersparen. Der Vorrath
ist zu reich, und der Geschmack der Leser so ver-
schieden, daß, da es dem Verfasser selbst schwer
gedeucht, allen Arten derselben Gnüge zu thun,

uns um so viel mehr die Wahl schwer fallen muß. Da wir die englische Urschrift nicht zur Hand haben, können wir von der deutschen Uebersetzung mehr nichts sagen, als daß wir alles gute von derselben erwarten. Solten, wie es scheint, einige Stellen in der Urschrift deutlicher und richtiger als in der Uebersetzung aussehen; so bedenken billige Richter, daß es keine geringe Sache sey, ein Buch, das in so viel und so sehr verschiedene Arten von Wissenschaften einschlägt, zu übersetzen. Ob endlich der Herr Uebersetzer besser gethan, daß er Pocockens Schreibart in den fremden Namen beybehalten, als wenn er sich dem deutschen Leser, welchem die englische Mundart unbekannt ist, gefällig gemacht, und den Klang der fremden Worte in der deutschen Schreibart ausgedrückt hätte, das überlassen wir anderer Urtheile. Wenigstens hätte eine kleine Einleitung von der Aussprache der Engländer nicht schaden können. Nun aber ist gewiß, daß viel deutsche Leser die fremden Namen gar sehr verunstalten werden. Wer wird sich nicht z. E. in den Worten Vaught p. 166, Zerach p. 272, Jerije p. 297, Jerdaun p. 323, Gerkes p. 104, Derajen p. 407, irren, und sie so aussprechen, wie unsre selbstwachsende Deutschen, die kein ander Abcbuch als das deutsche in die Hände genommen haben, so geschriebene Wörter nothwendig aussprechen müssen; da sie doch Woght, Charatsch, Seritsche, Tscherdohn, Tscherkes,

es, Deratschen, aussprechen solten. Je-
doch es ist dieses ein kleines Gebrechen, das
dem Uebersetzer eben sowohl kan zu gute gehal-
ten werden, als man es dem Verfasser zu gute
hält, daß er hin und wieder seine Unkunde in
der arabischen Sprache bloß gegeben, und sich
von Leuten, welche die Sache nicht recht ver-
standen, etwas aufheften lassen, oder die
Schriftsteller, von denen er einige seiner Nach-
richten entlehnt, nicht recht gefasset. Zu der
ersten Art gehört die Stelle p. 395, wo er sagt:
Den Tag, da man ausruft, daß der Nil
auf sechszehn Piken gestiegen sey, heisset
man Ophila, das ist, der Wille Gottes
ist erfüllet. So hat man ihm berichtet. Es
bedeutet aber der arabische Ausdruck اوفى الله
so viel, als Gott hat mit vollem Maaße
gemessen; oder auch Gott hat sein Wort
(Zusage) gehalten. Zur andern Art gehört
die Stelle p. 295, wo er Nadir al Kiswe
übersetzt Oberaufseher der Kleiderkam-
mer. Vielleicht hatte Pococke damals, als
er diese Stelle aufsetzte, des P. Wanslebens
Relation d'Egipte vor sich, wo es p. 349
heißt: un intendant, qu'on appelle en Arabe
Nadir il Kisve ou l'intendant de l'habit. Die-
ses ist nicht zum besten übersetzt: doch hat
Wansleben schon vorher angezeigt, was
Kiswe im genauern Verstande bedeute. Nem-
lich p. 345 sagt er Kisve ou drap mortuaire.
Eigentlich heißt Kiswe überhaupt eine iede De-

cke; insbesondere aber die Decke, welche ma vom Jahre zu Jahre über den Tempel zu Mec ca auszubreiten pflegt. Also heist Nath al Kiswe nicht ein Oberaufseher der Kleide kammer, sondern ein Oberaufseher der he ligen Decke. Es könte von dieser Art meh angeführet werden: doch mag dieses als ein Probe genug seyn.

III.

Memoires sur la structure interieure de la terre.

d. i.

Abhandlungen vom innern Bau der Erde, durch Herrn Elias Bertrand; D. der G. W. und Mitgl. der Königl. Preuß. Ac. der Wiss. Zürich 1752. gr. 8. 9½. Bogen.

Herr Bertrand glaubt nach so vielen Schriftstellern die den innern Bau der Erde und ihren vormahligen Zustand untersuchet haben, noch etwas neues zu sagen, oder zum wenigsten alte Gedanken zu grösserer Richtigkeit und Ueberzeugung bringen zu können. In der ersten Abhandlung erzehlt er, was man von dem innern Bau der Erde bemerket hat. Es ist hier nicht viel sein eigen; aber er hat die Bemerkungen anderer ziemlich vollständig und in einer guten Ordnung gesammlet. Er gesteht, daß wir noch zu wenig Erfahrung haben,

ben, den innern Bau der Erde zu bestimmen, daß uns kaum ihre äussere Schale bekannt ist, daß die Bergwerke, durch die wir ihn kennen lernen, nicht gar zu häufig sind, und sich noch nicht bis auf den achttausenden Theil ihres Durchmessers erstrecken.

Um sich Begriffe von dem Innern der Erde zu machen, wirft er die Augen auf ihre Fläche. Der Boden des Meers ist eben so ungleich, als die trockne Oberfläche. Inseln und Klippen sind die Gipfel von Bergen. Die Ströhme, die Wirbel, die Schlunde, die Erschütterungen auf dem Meere, zeigen unterirrdische Klüfte, Höhlen, feuerspeyende Berge auf desselben Boden an. Die Fläche der bewohnten Erde besteht bis auf eine unbekannte Tiefe, oder vielleicht bis an den Mittelpunkt, aus verschiedenen Materien, die in Bänke, Schichten und Lagen geordnet sind. Dieser Schichten Dicke, Zusammensetzung und Richtung ist ungemein mannigfaltig, und sie sind ziemlich gleichlaufend mit einander, erheben sich, krümmen sich, und senken sich mit den Bergen, denen sie in allen ihren unordentlichen Beugungen, folgen. Die Gesetze der Schwere sind daben gar nicht beobachtet, da sich unmittelbar unter Metallen, Schichten von leichterer Materie befinden *. Bey Ge-

 bürgen,

* Die Bergwerke würden dem Hrn. Verfasser noch eine Kenntniß von den tiefen Theilen der Erdfläche gegeben haben, davon er gar nichts zu wissen scheint; ingleichen die Gän-

bürgen, die einander gegen über stehen, stimmen die einwärts gehenden und ausspringenden Winkel, die gegen über liegenden Schichten u. s. f. mit einander überein. Die Schweitz hat ihre besondern Eisberge oder Glitscher im Grunde, als im Canton Bern, die Herr Altmann unlängst beschrieben hat. Ein See, der ohngefehr 40 Stunden im Umfange und einehalbe Breite hat, ist auf seiner Fläche auch im Herbste sehr tief gefroren. Das Behältniß dieses Sees ist von Marmor, welcher Stein unter allen am wenigsten vom Froste leidet. Durch Oefnungen im Thale läuft unter diesem Eise Wasser ab, welches im Ablauffen hie und da gefrieret, und schöne Pyramiden bildet. Aus diesem Wasser entsteht der Fluß, den man Lutschinen nennet. Das Eis welches die Oberfläche des Sees bedecket, verhindert die Ausdünstung des Wassers: und daher mangelt solches den Quellen die davon abgehen, niemals; auch erhält es das Wasser unverderbt. Den See umgeben Berge, die allezeit mit Schnee bedeckt sind, davon immer

ge, welche durch die Berge durchstreichen, deren Saalband andere Materien, als aus welchen der Gang bestehet, haben, und wieder mit andern Materien erfüllet sind. Hätte Hr. Bertrand nur einigen Begriff von ihnen gehabt, so hätte er sich nicht ausgedrücket, als fände man die Metalle in Schichten, und zwar in solchen, die er sich, wie leichte aus dem erhellet, was er von Gesetzen der Schwere sagt, ohngefehr als wagerecht vorstellet.

mmer etwas schmelzet, und das Wasser des Sees unterhält. Eben diese Berge schützen das Eis, daß es von der Sonne nicht schmelzet.

Nachdem Herr Bertrand noch einige Erfahrungen, die er für sicher erklärt, erzehlet hat, wendet er sich zu andern, die ungewisser, oder gar falsch sind. Dahin gehöret Bourguets Vorgeben, daß sich die höchsten Berge zwischen den Wendekreissen von Norden nach Süden, und in den gemäßigten Erdstrichen von Westen nach Osten zögen, die niedrigsten aber gegen die Polkreisse und die Pole zu wären. Noch weniger kan man mit dem Herrn von Buffon sagen, daß sich die höchsten Gebürge unter dem Aequator befänden. Denn der größte Theil der Linie geht ja durchs Meer *: und wenn er behauptet, auf beyden Seiten ei-

* Diese Einwendung gilt nichts. Denn Herr Buffon redet natürlicher Weise von den Oertern, wo Berge sind: und ist also sein hypothetischer Ausspruch unter der Bedingung anzunehmen, die er im voraus setzet. Hier würde es zu weitläuftig fallen zu untersuchen, wie weit des Hrn. von Buffon Satz wahr ist, und ob er nicht in so weit könne vertheidiget werden, daß die Erde um den Aequator schon an sich weiter von ihrem Mittelpuncte entfernet ist, und also die Gipfel der dasigen Berge erhabener seyn werden, weil sie auf einem höhern Grunde stehen; gesetzt, daß sie von diesem Grunde nicht weiter entfernt wären, als die Gipfel andrer Berge von dem ihrigen.

nes Thals oder eines schmalen Arms vom Meere, wären die Berge ordentlich gleich hoch; so lassen sich ihm doch tausend Erfahrungen von den Schweitzer Gebürgen entgegen setzen. Nach diesem erzehlet Herr Bertrand die Sachen, welche man in der Erde und in den Bergen findet, worunter besonders die Dinge vorkommen, welche mit gewissen andern natürlichen Sachen eine Aehnlichkeit haben, und insgemein Versteinerungen genennet werden. Er erzehlet derselben Menge, Mannigfältigkeit ꝛc. dabey wir uns aber, da hiervon schon alles bekannt ist, nicht aufhalten wollen.

Die zweyte Abhandlung gehet die verschiedenen Hypothesen durch, aus denen man den innern Bau der Erde hat erklären wollen. Diejenigen, welche sich bemühet, anzugeben, wie die gebildeten Steine entstanden sind *, theilen sich in zweyerley Meynungen. Einige glauben, es wären allezeit unterirrdische Körper gewest, die wie die andern Foßilien entstanden; einige aber sehen sie als Dinge an, die aus dem Meere, aus dem Thierreiche, aus dem Pflanzenreiche in der Erde zurück geblieben sind. Diese leztern müssen alsdenn angeben, wie solche Körper in die Meere gekommen,

* Denn diese sind der vornehmste Gegenstand des Verfassers. Aber dazu hätte er seinen Titel viel enger einschränken sollen: Die gebildeten Steine machen bey weitem nicht den innern Bau der Erde aus, den man ihrentwegen gewiß nicht würde untersuchet haben.

kommen, ja wie die Erdlagen, in denen sie sich befinden, entstanden sind. Herr Bertrand bringet die verschiedenen Hypothesen welche dieses zu erläutern suchen, auf drey Classen. Einige nehmen den Fall der ersten Welt an, den Thomas Burnet in einem Zusammenhange abgeschildert hat. Andere setzen, das Meer habe nach und nach über verschiedenen Gegenden der ietzo bewohnten Erde gestanden, wie Leibnitz, Vallisnieri, und andere gelehret haben. Woodward endlich giebt zur dritten Hypothese die gänzliche Auflösung der ersten Welt in der Sündfluth an. Herr Bertrand gehet alle diese Hypothesen durch, und zeiget die Vorzüge und Schwierigkeiten einer ieden.

Der 3te Aufsatz erkläret endlich Herrn Bertrands eigene Gedanken hiervon. Die gebildeten Steine haben ohnstreitig einerley Ursprung mit den Erdlagen, die sie enthalten: und wenn man sie ausser dergleichen Erdlagen frey liegen findet, so sind sie durch Zufälle davon abgesondert worden. Da sich nun diese Körper in sehr grosser Tieffe, in ganzen Ketten und unzerbrochenem Boden von Felsen oder Marmor begraben finden; so kan man keinen Zufall seit der Schöpfung erdenken, der sie hätte dahin bringen, und in diese Schichten sammlen können. Herr Linnäus berichtet in seiner schonischen Reise 1749, daß ein Felsen, ohngefehr eine Meile von Rabdorf, Balsberg genannt, eine Höhle von

der

der Länge einer halben Meile habe, wo die Felsen voll verschiedener Muscheln, Corallen, und anderer Meergewächse, lauter in Schweden fremden Sachen angefüllet sind. Dieser aufmerksame Naturforscher vermeynet nicht, daß man solche Sachen der Sündfluth zuschreiben könne, weil er nicht glaubt, daß das Wasser vermögend sey, die Muscheln auf eine Weite von 1000 Meilen fortzuführen. Bisher geht alles gut. Aber das Mittel, welches Herr Linnäus erdenkt, ist nicht natürlich. Er glaubt nemlich, sie wären durch das schwimmende Meerkraut Sargasso herzugeführet worden. Aber man begreift hieraus nicht, wie sie in den Felsen gebracht, und ihm als ein Theil desselben einverleibet worden. Wer sieht nicht, fragt Herr Bertrand, daß die Höhle und die Muscheln einerley Ursprung haben, der nirgend anders als von der Schöpfung herrühren kan *?

Daß

* Und wer siehet nicht, daß sich noch viel andere Antworten geben lassen, ehe man auf den Einfall geräth, einem Felsen mit Muscheln darinne erschaffen zu lassen? Wir wollen gar nicht entscheiden, ob die ältesten und heiligen Nachrichten der Schrift uns die Freyheit verstatten, Burnets, Whistons, oder dergleichen Gedanken zu hegen. Nimmt man sich aber diese Freyheit, so kan man leicht einen solchen vormahligen Zustand der Erde erdichten, da Schweden unter einem Himmels-Striche gelegen hat, welchem dergleichen Muscheln zum Aufenthalte bequem gewest. Man siehet auch die Un-

Daß sich die unsägliche Anzahl dieser Fossilien ordentlich in den Gebürgen, sehr selten aber in Ebenen befindet, beweiset, daß sie nicht aus dem Meere kommen; ob sie wohl Körpern aus dem Meere ähnlich * sind. Warum fände man so viele Theile einiger Geschöpfe, welche von den übrigen Theilen derselben abgesondert sind? Zähne der Thiere ohne die Thiere selbst? Hätte die Sündfluth oder ein anderer Zufall dieses gethan: warum findet man bald alle solche Theile abgesondert, bald alles unter einander, auch Sachen, die sonst in solcher Menge so beysammen im Meere nicht angetroffen werden? Wo ist das Meer, das uns in einem nicht grössern Raume eine so grosse Menge und so viel Mannigfaltigkeit darstellet?

möglichkeit, daß diese Muscheln von der Sündfluth herzugeführet worden, nicht so überzeugend ein; und die Einwendung, welche Hr. Bertrand wider den Herrn Linnäus machet, läßt sich leicht beantworten. Das Kraut kan verfault seyn: die Muscheln sind in den Schlamm gesunken: und der Schlamm hat sich nach und nach zu Steinen verhärtet. Das ist wohl so begreiflich, als Herrn Bertrands Meynung.

* Vermuthlich weil die Berge darüber erhaben gewest seyn. Aber andere Naturforscher schliessen daraus, das Meer sey vor dem über die Berge gegangen. Und in der That finden sich auf den höchsten Bergen, z. E. den peruanischen, auch den höchsten schweitzerischen Alpen, keine gebildeten Steine.

let *? Die Verbindung der Berge mit der Erde, ihre Ordnung und Symmetrie, beweisen, daß sie alle zugleich, und nicht einer nach dem andern entstanden, indem sie ein Ganzes sind, welches mit unserer Kugel verbunden ist; daß die Schöpfung sie gleich mit über unsere Erde erhoben hat, daß aber die Materie der Erdlagen weich gewest, und sich aus dem Wasser als ein Bodensatz gesammlet hat; daß die Umdrehung der Erde um ihre Axe, und eine Art von Zittern von Mitternacht nach Mittage, bey der Bildung der Berge was habe beytragen können, da bey der Schöpfung die Materie noch nicht völlig verhärtet gewest. Alles aber, was wir finden, ist nicht einerley Ursache zuzuschreiben. Einiges rühret von der Schöpfung her, anderes von der Sündfluth, und noch anderes von zufälligen Veränderungen.

Er nimmt aus der mosaischen Schöpfungs-Geschichte an, daß die Erde unter dem Wasser verdeckt gewest. Zu der Zeit, da sich das Wasser von dem Trocknen geschieden, da sich die concentrischen Schichten als ein Bodensatz gebildet, sind auch die gebildeten Steine entstanden, und mit in diese Schichten gebracht worden. Darzu rechnet er alle die Marcasiten, Crystallen, Steinwüchse und ordentlich gebildete Steine, die denen Fischen, Gewächsen

* Diese angeführten Einwendungen lassen sich wohl, wenn man die Sündfluth als die Ursache angeben will, ganz begreiflich erklären.

sen rc. ähnlich sind; wenigstens die, welche sich in ursprünglichen unverbrochenen Jungferschichten, wie sich Herr Bertrand ausdrücket, befinden. Er giebt zu, daß die Aehnlichkeit bey manchen sehr gewiß ist; verlangt aber auch dagegen, ihm zuzugestehen, daß sie bey andern sehr ungewiß und eingebildet sey *. Dieses suchet Herr Bertrand damit zu unterstützen, daß es ordentlich gebildete Steine giebt, die niemand für Reste von Thieren oder Gewächsen angesehen hat. Z. E. die Crystallen, die Salze, die Marcasiten a.

Ausser

* Die Naturforscher schliessen immer von dem Kenntlichen auf das Unkenntliche, nicht aber umgekehrt. Die Jungferschaft der Erdschichten aber möchte wohl ziemlich schwer zu erkennen seyn. Herr Bertrand wird sie daraus beurtheilen, daß in ihnen alles zusammenhangend und feste ist. Aber die Toffsteine bedecken alles, was von ihnen überzogen wird, auch so vollkommen, daß man keinen Weg siehet, wie es hinein gekommen seyn könnte; da es doch würklich hinein gekommen ist. Wolte man deswegen sagen, ein solcher Ueberzug sey mit der überzogenen Sache zugleich zusammen erschaffen worden? Die Schichte können eine grössere Härte haben, als der Toffstein: aber eben dieser Unterschied, der bloß von den innern Beschaffenheiten und den Kräften der Theilgen herrühren kan, beweiset nicht, daß sie auf eine andere Art entstanden sind.

a Ausserdem, daß man aus der vollkommensten Aehnlichkeit, und nicht bloß aus der ordentlichen Bildung schließt, wenn man

Ausser dem nun, daß man von sehr vielen dieser Geschöpfe keine ähnlichen im Meere kennet; so findet man sie doch in den härtesten Steinen, da leichter zu sagen als zu begreiffen ist, daß sich der Stein um sie herum gebildet. Ihr ganzes Wesen ist Stein, Marmor, Marcasit oder Metallen. Es müßte mit ihnen eine Transsubstantiation vorgegangen seyn. Vallisnieri redet von Austern, in denen, als man sie mit Gewalt geöffnet, Sträucher und Bäumgen gefunden worden. Dieses waren keine Theile von Thieren, und die Schalen der Austern waren feste geschlossen. Wie wären denn diese hineingekommen *, wenn die kleinen Ammonshörner, die sich ohne Zahl in dem bononischen Sande finden, und nicht eine Linie

anderer Meynung ist, als Herr Bertrand; so ist auch die Bildung der Dinge, die man Versteinerungen nennet, viel zusammengesetzter, und allen Vorstellungen die wir von einem organischen Cörper haben, viel gemässer, als die ordentliche Bildung der Crystalle und Marcasiten. Die Naturforscher glauben zu begreiffen, wie anziehende Kräfte und Theilgen, die im Wasser zerstreuet schwimmen, einen Crystall bilden können. Aber wie müßten diese Kräfte würken, wenn sie ein Ammonshorn machen solten?

* Man weiß, daß sich die Austern aufthun, und auch wieder zusammen schliessen. Anmerkungen von dieser Art liessen sich bey den meisten Sätzen des Herrn Bertrand machen, wenn wir unsern Lesern damit beschwerlich fallen wolten.

nie im Durchmesser haben; Thiere sind: was für eine Verhältniß haben sie gegen das Horn von dreyzehen Palmen im Umkreisse, dessen Vallisnieri erwehnet? Warum findet man so viel solche kleine Thierchen auf einem Hauffen beysammen, und keine grössern unter ihnen? Man wird sagen: wenn diese gebildeten Steine keine Thiere gewest sind, warum haben sie mit solchen eine so vollkommene Aehnlichkeit? Hat sie Gott in der Erde als Steine gebildet, so gäbe er ja denenjenigen Anlaß zu irren, die sie als Ueberbleibsale des Reichs der Thiere oder der Gewächse ansehen könten? Hrn. Bertrands Antwort hierauf besteht in einer andern Frage: Warum übereilen sich die Menschen so in ihren Urtheilen? Das, was sie sehen, ist in grossen Tiefen unter festen und vollkommen ganzen Steinbrüchen begraben. Man sieht gar keine Wahrscheinlichkeit, daß einiger Zufall seit der Schöpfung diese habe bilden, oder diese Sachen hinein vergraben können. Also sind sie seit dem Ursprunge der Erde daselbst. Diese Art zu schliessen ist wohl einfacher als die vorige.

Es ist auch nichts ungereimtes in den Gedanken, Gott habe einen Gefallen gefunden, bey Erschaffung der Welt selbige mit einer Menge unendlich mannigfaltiger Körper zu erfüllen. Wären bey der Schöpfung keine Mineralien, Marcasiten, Crystallen, gebildete Steine in der Erde gewest; so hätte es an so viel Schönheiten in den Erdlagen gemangelt.

Offenbar haben einige Thiere, und Gewächs Aehnlichkeiten mit einander. Dergleichen sind die Meerpilze die an Klippen hangen, so wie die gewöhnlichen Pilze an der Erde, die baumförmigen Steine, die Wohnhäuser der Polypen, die bisher so genannten Corallengewächse. Könte also Gott den Zusammenhang weiter zu erstrecken, nicht auch diese Foßilien mit verschiednen Aehnlichkeiten mit Thieren und Gewächsen gemacht haben? Hr. Bertrand ist nicht ungeneigt zu sagen: diese Steine seyn Körper von Thieren, welche Gott bey der Schöpfung nicht wie die übrigen ihres gleichen belebet. Man kan nicht einwenden, hiermit sey etwas unnützes gemacht worden; da ja noch ietzo so viel Saamen von Gewächsen, so viel Eyerchen von Thieren auch nicht die Belebung erhalten, deren sie doch fähig wären.

Zur Sündfluth rechnet Herr Bertrand die Sachen, die man an solchen Oertern findet, wo sich Merkmahle einer Zerrüttung und Gewaltthätigkeit zeigen; und die Allgemeinheit dieser Ueberschwemmung bestätigt er aus der mosaischen Nachricht, auch durch die Tradition aller Völker. Da aber ohnstreitig auch grosse Ueberschwemmungen und andere gewaltthätige Veränderungen gewisser besondrer Gegenden vorgegangen sind; so kan auch dadurch vieles in die Erde gekommen seyn. Wie Hr. Bertrand dieses zugesteht; so findet sich bey ihm kein Merkmahl, daraus man sehen könte, was von der Sündfluth, oder was von einzelnen

nen Zerstöhrungen herrühret. Ueberhaupt werden Hrn. Bertrands Gründe schwerlich iemanden zu einer Meynung bewegen, die bey genauerer Untersuchung der Foßilien, längst ist verworfen worden; und der beste Nutzen, den man von seinem Buche haben kan, ist dieser, daß man daraus die verschiedenen Schriftsteller seiner Gegenstände kennen lernet. Er hat dieselben mit einer guten Belesenheit angeführt: und da sie fast alle anderer Meynung sind als er; so wäre zu wünschen, er hätte ihre Gründe in mehrere Ueberlegung gezogen.

IV.

Hamburgisches Münz- und Medaillen-Vergnügen, oder Abbildung und Beschreibung hamburgischer Münzen und Medaillen, u. s. w. Hamburg 1753. 4. IV Alphabet 3 Bogen.

Herr Johann Paul Langermann, beyder Rechte Doctor, ist der Verfasser dieses schönen Werkes; Ob er sich gleich nicht auf dem Titel hat nennen wollen. Der ungenannte Vorredner, welcher die letzte Hand an dasselbe geleget hat, da ein frühzeitiger Tod den Verfasser A. 1752. im 36. Jahre seines Alters noch vor Endigung seiner Laufbahne absoderte, giebt uns von dessen Leben und dem Schicksale dieses Werks eine kurze Nachricht. Es ist allerdings rühmlich, daß Kinder einer Stadt sich

der Ehre ihrer Mutter annehmen, und das erneuerte Andenken solcher Stücke, welche von einer so angesehnen Stadt als Hamburg ist, herrühren, kan Liebhabern nicht nur der einheimischen, sondern auch der gemeinen Geschichte nicht gleichgültig seyn. Muß man von einer Stadt, die so viele auf verschiedne Art verdiente und berühmte Männer hervorgebracht, wider so mancherley gefährliche Anfälle ihr Ansehn behauptet, und sich dadurch in der Nähe und Ferne Ruhm und Hochachtung erworben hat, nicht merkwürdige Denkmahle ihrer Handlungen erwarten? Das gegenwärtige Buch ist davon ein Beweis: und man findet darinne eine vollständige Nachricht von der Kirchen- und Lehrverbeßerung zu Hamburg in der Mitte des XVI. Seculi, so wohl als von dem hamburgischen Münzwesen. Zwar wir wollen nicht in Abrede seyn, daß vieles aus andern schon gedruckten Büchern entlehnt, und manches weitläuftig ausgeführt worden, welches einigen entweder nicht zu Erläuterung der vorgelegten Münzen gehörig zu seyn dünken möchte, oder, wenn man bloß für Gelehrte hätte schreiben wollen, kürzer hätte können gefasset werden. Allein, da der Verfasser auch auf solche Leute sein Absehen gerichtet hat, die keine Lust, oder Zeit, oder Gelegenheit haben, grosse und in lateinischer Sprache geschriebene Werke nachzulesen, indessen aber doch Begebenheiten ansehnlicher Städte zu wissen begierig sind; zudem auch noch niemand vor dem

Hrn.

Hrn. D. Langermann sich die Mühe genommen hat, hamburgische Münzen in Kupfer stechen zu lassen, und den Augen des Publici nebst deren Erklärung vorzulegen, er auch dann und wann einige vorhin nicht bekannt gewordne Nachrichten und Urkunden mit einstreuet; so kan man ihm seinen gebührenden Ruhm nicht versagen. Insonderheit werden sich ihm die edlen hamburgischen Häuser für das erneuerte Andenken ihrer Ahnen, und solcher Männer verbunden erachten, die sich zu unsern Zeiten das Aufnehmen ihres Staats zu befördern und zu erhalten beflissen haben, und dadurch mehr daheim als auswärts berühmt worden sind.

Die Bescheidenheit des Verfassers rieth demselben, lieber den Titel hamburgisches Münzvergnügen, als Münzcabinet zu wählen. Mit jenem meinte er sicherer zu gehen, und sich dem Vorwurfe nicht bloß zu stellen, welchem er glaubte schwerlich entgehen zu können, wenn er sein Werk mit dem letztern Nahmen beleget hätte. Von einem Münzcabinet fodert man, daß es vollständig und nach der Folge der Jahre eingerichtet sey. Aber der Verfasser will selbst nicht das Ansehn haben, als ob er eine vollständige Sammlung hamburgischer Münzen mittheile; Und solche nach der Zeitfolge zu stellen, ließ sich nicht wohl thun, da der Verfasser einen Anfang zu Bekanntmachung seines Vorraths zu einer solchen Zeit machte, als er noch Hoffnung zu einem starken Zuwachse, und gutes Vertrauen

 auf

auf den Beystand und Vorschub seiner Gönner und Münzfreunde hatte. Den wenigsten Lesern ist auch an der Ordnung der Zeit gelegen. Eine strenge Beobachtung solcher Ordnung würde der Einrichtung des Werks das angenehme und veränderliche benommen haben, welches man bey dieser Art Schriften sucht, und welche die meisten von ihnen hauptsächlich anpreiset. Sie hat nehmlich das Ansehn einer Wochenschrift. Alle Wochen kam ein Bogen davon heraus, davon die erste Seite allezeit in Kupfer gestochen ist, und nach Gelegenheit drey, vier oder mehr hamburgische Münzen vorstellt; die übrigen Blätter aber eine Erklärung davon, nebst andern nützlichen Nachrichten von hamburgischen Begebenheiten mittheilen. Solcher Bogen sind 80, daraus das ganze Werk, nebst den Anhängen besteht. Diese nun, die man ehemahls einzeln ausgab, hat man gesammlet, und sie in die Gestalt eines Werkes gebracht, das aber seine erste Einrichtung hat beybehalten müssen. Nun leiden Wochen= und Monathsschriften keinen systematischen Zwang. Die Verbindung des Alten mit dem Neuen und des Lehrreichen mit dem Anmuthigen, ist der vornehmste Reiz, der ihre Jugend unterhält. Endlich ist auch denenjenigen welche diese hamburgischen Münzen gerne in einer Zeitfolge bey einander hätten, mit einem chronologisch eingerichteten Register geholfen. Auch denen hat man willfahren wollen, welche, wenn ihnen eine hamburgische Münze

mit

mit einem Gedenkspruch zu Handen kommt, gerne wissen wollen, ob sie sich in dieser Sammlung befinde. Ihnen zu Gefallen hat man ein Register der auf den in dieser Sammlung vorgelegten Münzen befindlichen Aufschriften beygefügt. Damit endlich nichts dem Werthe und der Brauchbarkeit des Werkes abgienge, hat man ausser dem Verzeichnisse hamburgischer Urkunden, Documente und anderer Briefschaften, von denen wir bald mit mehrern Nachricht geben werden, ein Register der vornehmsten in dem Werke vorgetragnen Sachen hinzugethan.

Besagtes Verzeichniß enthält erstlich einen Vorbericht von der Veranlassung, Einrichtung und Werthe dieses Verzeichnisses; sodann giebt es die Quellen an, woraus der Verfasser solche geschöpft und zusammen getragen; und endlich kommt das Verzeichniß selbst. Man solte meynen, ein Verzeichniß der hamburgischen Urkunden wäre unnöthig, nachdem Hr. Georgisch in seinen regestis chronologico-diplomaticis dieselben angegeben, und Herr Johann Paul Fink nur vor wenig Jahren einen indicem chronologicum diplomatum civitatis & ecclesiæ hamburgensis ans Licht gestellt, auch Lünig, Lundorp und andre hamburgische Urkunden gesammlet haben. Allein Hr. Langermann setzt an allen diesen Sammlungen und Anzeigen viel Mängel und Unrichtigkeiten aus, die ihn genöthigt, etwas vollständigers und zuverläßigers mitzutheilen. Er hat sich alle ersinnliche Mühe gegeben, sich der Voll-

kommenheit in diesem Stücke zu nähern, ob er sich gleich selbst bescheidet, daß ein Mensch allein nicht im Stande sey, eine Erndte zu sammlen, die andern nichts übrig läßt. Die Einrichtung des Verzeichnisses ist folgende: Die Urkunden folgen auf einander nach der Ordnung der Zeit. Erstlich steht das Jahr nebst dem Dato nach unsrer heutigen Art die Tage des Monaths zu zählen. Sodann folgen die Ertheiler, die Verfasser der Freyheits- und andrer Briefe, nebst deren Inhalte in einem kurzen Auszuge, und das alte Datum. Denn sonsten pflegte man nach Indictionen und den Tagen der Heiligen zu rechnen. Hierauf werden bey jeder der angegebenen Urkunden die Schriftsteller angewiesen, wo man solche nachlesen und finden kan. Die Nachricht von jedem Briefe ist in der Sprache abgefaßt, in welcher die Urkunde selbst ausgefertigt worden, entweder lateinisch oder deutsch. Man begreift unter dem Worte Urkunde alle öffentliche Schriften, Freyheitsbriefe, Käuffe, Verträge, Ausschreiben, Vorstellungen, Deductionen oder ausführliche Erweise seiner habenden Gerechtsamen und alle Urkunden, welche die Rechte, Verpflichtungen und Verfassung eines Staats an den Tag legen. Dieses Verzeichniß beträgt 10 Bogen.

Nun schreiten wir zu den hamburgischen Münzen und ihrer Erklärung selbst, deren hier eine solche Menge ist, daß wir nur sehr weniger davon gedenken können. P. 14 wird von dem Veerlinge oder Vierlingen und deren Ursprunge

sprunge etwas berichtet, welche Scheidemünze A. 1336 grosse Unruhe unter der Bürgerschaft und Geistlichkeit zu Hamburg anrichtete. Ein Veerling war eine silberne Blechmünze, dem Werthe nach der vierte Theil eines Schellings. Ehedem hatte man mit Schellingen geopfert. Da aber der Rath Veerlinge zu schlagen anfieng, so meynte der Bürgersmann, ein Veerling könte eben so gut die Dienste verrichten. Die Geistlichkeit, welcher Einkünfte damit um drey Viertel geschmälert wurde, beschwerte sich heftig darüber, und drang mit allem Ernste darauf, daß man, wie sonst gebräuchlich gewest, mit Schellingen opfern solte. Sie konte aber nicht durchdringen. P. 21 u.s.w. liest man derer Kayser Sigismunds und Friedrichs des III der Stadt Hamburg ertheilte Vergünstigungsbriefe, goldne Münzen zu schlagen. P. 25 erblickt man ein vermeyntes hamburgisches Goldstück auf den nürnbergischen Executionsreceß des westphälischen Frieden vom Jahre 1650, ingleichen ein Goldstück auf den zwischen dem Könige von Dännemark und der Stadt Hamburg A. 1679 den 1 Novembr. zu Pinneberg errichteten Interimsreceß. S. 41 stellt drey merkwürdige Münzen vor. Die erste ist in den neuern Zeiten auf den A. 1401 aufgebrachten und zu Hamburg abgethanen beruffnen Seeräuber, Claus Sterzenbecher, geschlagen. Die zweyte stellt eine höhnische Vergleichung zwischen eben diesem Claus und dem berühmten Französischen Freybeuter, Jean Baert, an.

Unter andern steht darauf: Conveniunt factis paribus par nobile fratrum, und unten drunter: Non idem omnibus fatum. Die dritte ist auf die bekannten hamburgischen Aufrührer im Jahr 1686 Court Jastram und Hieronymus Schnitzger. Auf der einen Seite liest man unter andern diese Verse:

Wir waren allzeit eins in Anschläg, Wort und Thaten.
Zu herrschen gleich geneigt, geneigt auch zu verrathen.
Es hat uns das Glück in allen gleich gemacht,
Erhoben und gestürzt, ja gar ums Leben bracht.

Auf der andern Seite macht ein Knabe Blasen aus Seiffenwasser; und um ihn her stehn folgende Worte:

Wie das Kind mit Blasen spielt,
So das Glück mit Ehr und Leben.
Wer nicht nach der Tugend zielt,
Wird dem Unglück untergeben.

P. 49 zu unterst zeigt sich wieder eine Gedächtnißmünze auf eben dieselben jastramischen Unruhen, mit einem Eichhörngen, das auf dem Stutze eines Baumes eine Nuß aufknackt, mit der Aufschrift post nubila Phœbus. P. 52 wird verschiedenes von dem Ursprunge und Alter der Stadt Hamburg, auch ihrer Bekehrung zum christlichen Glauben angemerkt. S. 57 sieht man eine grosse Gedächtnißmünze, auf der einen Seite mit dem Risse von Hamburg, und den Worten: Da pacem domine in diebus nostris, und unten drunter libertatem, quam peperere majores, studeat servare posteritas. Auf

der andern Seite stehen rund um allerhand Figuren und ein Mercur in einer etwas seltsamen Stellung, nebst diesen Versen, welche die Bilder erklären:

Mercurii quid imago notat? Commercia. Quinam
ipsi adstant? junctus sedulitate labor.
Cœlo exerta manus domini est benedictio, quæ si
accedit, nobis omnia fausta fluunt.
Hoc septrum anguiferum, hoc gemino bona copia cornu,
hoc oleæ signat frons & arista tibi.

P. 60 wird die angefangne Erzehlung von dem ersten Christenthume unter Carl dem Großen fortgesetzt.

P. 73 sieht man unter andern Münzen auf die Diener des göttl. Worts zu Hamburg, auch eine auf den wegen seiner Gelehrsamkeit und vielen Verdienste um die Philologie berühmten Pastor Wolff, mit dem Brustbilde und der Aufschrift: Theologo cordatissimo, philologo modestissimo, sacrarum & profanarum literarum statori, Hamburgi decori, orbis eruditi deliciis, ponebat amicus A. 1739. Besagter Freund ist der berühmte Hr. Prof. Richey, und wir statten ihm Dank ab, daß er uns Anlaß an die Hand gegeben, unsre Achtung gegen einen Mann, den wir bey seinem Leben hoch schätzten, durch Anführung eines so wohl gerathnen und der Wahrheit vollkommen gemäßen Lobspruches an den Tag zu legen. P. 76 werden die Schicksale des bekannten Past. Horbius, und p. 79 die Lebensumstände des gedachten

Past.

Past. Wolffs erzehlt. P. 81 kommt wieder eine Münze auf die hamburgischen Händel vom Jahr 1686 vor, welche der Verfasser aus Achtung für einen gewissen benachbarten Monarchen, der dabey im Trüben zu fischen gedachte, seine Absichten aber vereitelt sahe, zu erklären nicht für gut befunden hat. Auf der einen Seite führt ein Adler in der Luft ein Schaf zwischen den Klauen fort. Unten drunter steht ein andres, auf welches ein andrer geringrer Vogel fällt, u. es auch forttragen will. Aber ein Schäfer kömt herzugelauffen, u. scheucht ihn mit dem Prügel weg. Oben drüber steht: talia relinquas aquilæ. Die Auslegung läst sich leicht machen. Auf der andern Seite schießt ein Mann feurige Strahlen auf die Stadt Hamburg, und über ihm stehn die Worte; non omnia terrentia nocent; unten drunter: Hamburgi obsidio irrita, 1686. Hatte man etwa damit ein Absehn auf die Sternschanze? P. 85 wird bey Gelegenheit einer Jubelmünze des hamburgischen Gymnasii, ein kurzer Entwurf der Geschichte desselben und der damit verknüpften öffentlichen Stadtbibliothek mitgetheilt, und in den nächstfolgenden Bogen fortgesetzt. P. 121 sieht man 2 Münzen auf den bekannten D. Joh. Friedr. Mayer, und eben so viele auf den gleichfalls berufnen D. Krumbholz. Darunter ist sonderlich die letzte merkwürdig. Auf der einen Seite steht er mit einem Fuße auf der Peterskirche, und mit dem andern auf dem Rathhause; um anzuzeigen, daß er Pfaffe und Bürgermei-

ster zugleich seyn, und auf dem Rathhause nicht weniger als in der Kirche herrschen wollen. Auf der andern Seite steht eine Glocke mit den Nahmen von sechs Bellhämmeln, die Krumbholz durch seine aufrührischen Predigten zu Werkzeugen seines Ungestüms machte. Umher steht: Was deines Amts nicht ist, da laß deinen Fürwitz. Denn solcher Dünkel hat viele betrogen. Sirach 3. Von des Rectoris zu Zwickau, Hrn. M. Clodii, Programmate, das er 1742 de ultimis fatis, morbo, morte, & sepultura D. Chr. Crumbholzii ausgefertigt hat, urtheilt Hr. Langermann, daß es in ziemlich künstlichen Latein, aber auch sehr partheyisch geschrieben sey.

P. 132 u. s. w. beschreibt die Freudensbezeigungen, die Hamburg wegen der Wahl seiner ietztregierenden Kayserl. Maj. A. 1745 geäussert. Beschreibungen anderer dergleichen feyerlicher Begehungen, des Andenkens von Jubileen und andern wichtigen Dingen sind in dieser Sammlung häuffig eingestreuet. P. 133 zeigt sich Past. Erdmann Neumeister zweymal, und Hr. Jo. Alb. Fabricius einmal. Die Aufschrift von diesem Schaustücke giebt der obangeführten Wolfsischen nichts nach, und lautet also: Magno polyhistori, literarum gloriæ, Germaniæ lumini, Hamburgi ornamento, collega Michael Richey amoris monumentum D.D. Kal. Jan. 1732. P. 145 stehn ein Paar Gedächtnißmünzen auf das grosse Wasser zu Hamburg, einmal im Jahr 1685, und dann

1717;

1717: und auf dieser letztern Münze liest man: **Ich will bey dir seyn, daß dich die Wasser nicht ersäuffen.** Jes. 43, 2. Unten an zeigt sich eine wohl ausgesonnene Hohnmünze auf den land- und leuteverderblichen Actienhandel von 1720. auf der einen Seite bläst ein Mann aus dem Munde die Worte: **Wer kauft Actien?** und zieht mit den Händen aus einem Blasebalge Actien heraus. Auf der andern Seite läuft ein Hund mit einem Stücke Fleisch über eine Brücke; weil er aber auch einen ähnlichen Fraß im Wasser sieht, läßt er den würklichen fahren, und schnappt nach dem vermeynten, mit der Umschrift: **Sey klug und witzig im Verkehren, soll dich Esops Hund nicht lehren.** P. 155 wird bey Gelegenheit einer auf den merkwürdigen Anfang des Jahrs 1708 geschlagenen Münze, ein aus der Bibliotheque raisonnée entlehntes und aus dem Französischen deutsch übersetztes Schreiben, davon der jüngere Hr. Richey der Verfasser seyn soll, eingerückt. In selbigem werden die Beschuldigungen, welche Voltaire in seinem Leben Carls des XII den Hamburgern macht, widerlegt, und derselben Betragen gerechtfertigt. Der Graf Steinbock steckte zu Anfange besagten Jahrs Altona in Brand. Dabey giebt der französische Geschichtschreiber den Hamburgern Schuld, sie hätten aus Eifersucht auf die ihnen sehr nachtheilige Aufnahme ihrer Nachbarin, den schwedischen Feldherrn zu einer solchen Verwüstung erkauft. Die Gründe wo-

mit

mit diese Bezüchtigung bestritten und erwiesen wird, daß sie eine Verläumdung sey, sind bündig. Die Hamburger schlossen damahls ihre Thore zu, und liessen die flüchtenden Altonaer nicht ein. Das sollen sie aus Mißgunst, Härte des Herzens, und Freude über ihrer Feinde Unfall gethan haben. Aber ihr Vertheidiger thut dar, daß Altona würcklich damahls mit tödtlichen Krankheiten angesteckt gewesen sey.

P. 172 fängt bey Gelegenheit der ersten von den hier vorstellig gemachten hamburgischen Schaumünzen auf das zweyte Reformations-Jubelfest 1717 eine Erzehlung von der Aufkunft und dem Fortgange der durch Lutherum und seine Gehülfen geläuterten Lehre zu Hamburg an. Solche wird in acht zuweilen durch andre Vorfälle unterbrochnen Fortsetzungen ausgeführt und p. 293 beschlossen. P. 180 wird bey Gelegenheit eines Bancoportugalesers, auf welchem die erste Anstalt der Banco zu Hamburg ins Jahr 1619 gesetzt wird, von Auf- und Einrichtung derselben gesprochen. P. 201 sieht man die sogenannte Stockfischmedaille, mit der Ueberschrift: non nisi contusus, und auf der andern Seite: alius & idem. P. 252 geben einige auf die Pest zu Hamburg 1712 und 1713 geschlagne Münzen Anlaß, den damahligen betrübten Zustand der Stadt zu beschreiben, und die zu gedachter Zeit ergangnen Pestverordnungen einzurücken. Bey Gelegenheit eines Bancoportugalesers auf die erste Jubelfeyer des Westphäl. Friedens A. 1748, wird p. 299 sqq. erzehlt,

erzehlt, mit was für Feyerlichkeiten man dieses Freudenfest zu Hamburg begangen habe. Bey Gelegenheit eines Admiralitätsportugalesers wird p. 307 eine Nachricht von der Auf- und Einrichtung des Admiralitätsgerichts zu Hamburg gegeben. Eine Gedächtnißmünze auf die den 10 Merz 1750 eingeäscherte Michaelskirche veranlasset p. 323 einen Bericht von derselben. Zugleich wird die Verordnung des Raths zu Feyerung eines dieserwegen ausserordentlich angesetzten Bußtages eingerückt. Eine Gedächtnißmünze auf S. Georgenspittel von 1747 führt den Verfasser auf Untersuchung der Geschichte desselben, und bis ins XIII Seculum zurück. Bey Gelegenheit der Schulbrabeen, wie man es zu Hamburg nennt, oder Schulverehrungen, läßt sich der Verfasser in die Geschichte der hamburgischen Schulen, von den ersten Zeiten des in dortigen Landen eingeführten Christenthums ein. P. 380 geht eine weit ausgedehnte, aber nicht weniger wichtige Abhandlung von dem hamburgischen Münzwesen, mit der Beleuchtung der Vereinigung der vier Hanseestädte, Hamburg, Lübeck, Lüneburg und Wißmar, an, und läuft bis p. 567 fort. P. 572 liest man eine artige Nachricht von der vor mehr als hundert Jahren zu Hamburg berühmten sprekelsenischen Pfingsthöge, oder Gasterey. Den Beschluß der ganzen Sammlung macht p. 633 das 80ste Stück mit vier Münzen, welche die Freymäurer zu Hamburg haben schlagen lassen.

Inhalt:





Balthasar Gibert
öffentlicher Lehrer der Rede-
Kunst in dem mazarinischen
Collegio in Paris.

J.C.S.

Zuverläßige Nachrichten

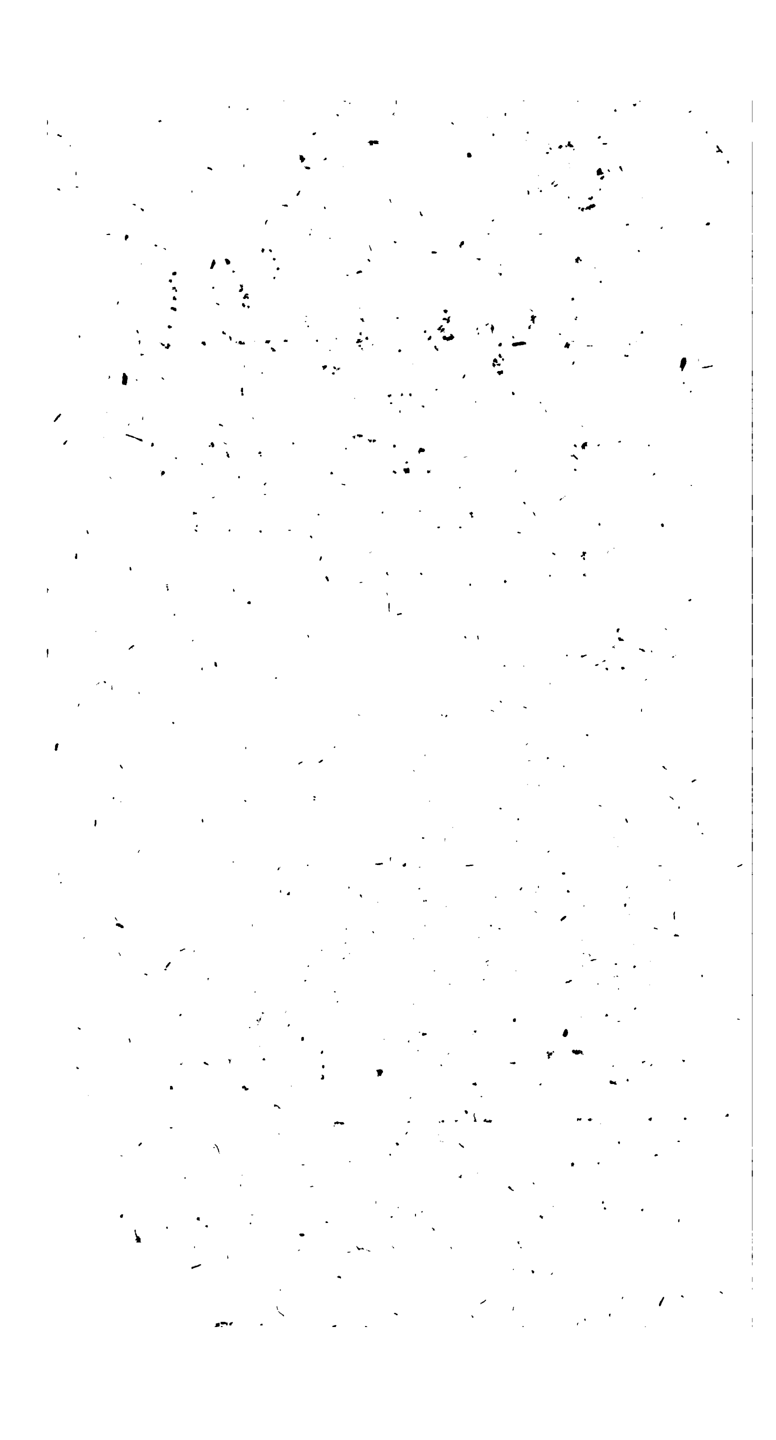
von dem

gegenwärtigen Zustande, Veränderung und Wachsthum der Wissenschaften.



Hundert sieben u. achtzigster Theil.

Leipzig, 1755.
in Joh. Friedr. Gleditschens Buchhandlung.





I.

Historia Rei literariae Ordinis S. Benedicti &c.

das ist:

Geschichte von dem Zustande der Wissenschaften bey dem Benedictinerorden, durch P. Maynoald Ziegelbauern abgefaßt, und von P. Oliv. Legipont, in 4 Theilen herausgegeben. Augspurg und Würzburg, 1754, groß Fol. Erster Theil, III Alph. 20 Bog. Zweyter Theil, III Alph. 8 Bogen.

Man hat in den Schriften des Trithemius, des Wions, des Mabillons, welche die Geschichte des Benedictinerordens geliefert, den Fehler wahrgenommen, daß man die Nachrichten die zu den schönen Wissenschaften gehören, durch welche sich diese ehrwürdige Gesellschaft vorzüglich bekannt gemacht, beynahe mit Stillschweigen übergangen. Der Pater Ziegelbauer, dessen Lebensumstände und Tod sehr

merkwürdig sind, machte die Ergänzung die-
ses Mangels zu seiner Hauptbeschäftigung.
Aber dessen unverhoffter, und vielleicht beför-
derter Tod unterbrach die Ausgabe des bereits
vollendeten Buches, und veranlassete den P. Le-
gipont, dieses mühsame Werk der gelehrten
Welt mitzutheilen.

Der erste Theil bestehet aus 6 Capiteln,
welche aber sehr starke Abhandlungen in sich
fassen. Er enthält gleichsam eine allgemeine
Einleitung in die gelehrte Geschichte der Be-
nedictiner, welche in den übrigen Theilen voll-
ständiger abgehandelt wird. Das erste Cap.
redet von dem Zustande der Wissenschaften,
welche die Benedictiner in einer Reihe von
13 hundert Jahren her getrieben haben, von
S. 3, bis 140. Der Stifter dieses Ordens ist
Benedict, welcher im 6ten Jahrhunderte gelebt
hat. Die damaligen Zeiten waren den freyen
Künsten gar nicht günstig, indem die Barba-
rey bey so vielen Kriegen und Veränderungen
die Herrschaft erlangt hatte. Daher ist
auch ein Streit entstanden: ob der H. Be-
nedict ein Freund der Wissenschaften gewest
sey, oder nicht? Die Stelle welche S. 4
aus dem Gregorius M. angeführet wird,
scheint dem Benedict nicht vortheilhaft zu
seyn, dahero Conring und Naudäus die Ehre
der Gelehrsamkeit und ihrer Beförderung,
dem Benedict absprechen (*). Doch man
giebt

(*) Die angezogene Stelle des Gregorius M.
lautet

giebt sich alle Mühe, ihn als einen Liebhaber der freyen Künste abzuschildern. Die benedictinische Gesellschaft hat sich in dem 7, 8. und 9 Jahrhunderten in Italien, Spanien, Frankreich und ganz Deutschland gar sehr ausgebreitet, dazu Kayser Carl der Große, und Ludwig der Fromme viel beygetragen. Man ist auch mit dem Herrn D. Heumann und Herrn Brucker, nicht wohl zufrieden, indem sie vorgeben, daß nach dem Tode dieser glorwürdigsten Kayser die Wissenschaften wieder untergegangen wären. Vielmehr stellet man aus der benedictinischen Gesellschaft in

lautet also: Despectis literarum studiis, recessit scienter nescius, et sapienter indoctus. Die Folge, welche Conring und Naudäus daraus ziehen, scheinet uns nicht völligen Grund zu haben. Mabillon erkläret in Tractatu de Stud. monastic. Part. II Cap. I p. 191. diese Worte also: daß sich der H. Benedict darum in die Einsamkeit auf den casinischen Berg begeben, weil er gesehen, wie verderbt die Sitten, und wie groß die Irrthümer seyn, welche man unter dem Schein der Gelehrsamkeit vorgetragen hat. Dieses Urtheil des Mabillons kömmt vollkommen wohl überein mit der Stelle, welche der Nerini in vet. monument. hieronymianae familiae S. 15 aus dem gedachten Gregorius anführt, daß ihm ein Mönch begegnet, dem der Benedict seine Traurigkeit und Mißfallen über die verderbten Zeiten entdeckt habe, worauf er sich nach Empfang des geistlichen Habits, nach Casino in die Einsamkeit begeben.

diesen angezogenen Jahrhunderten sehr gelehrte Männer auf; dahin der Alcuin, Rabanus Maurus, Claudius und Joh. Scotus, Amalarius, u. s. gehören (*) S. 25. Besonders wird S. 34 angemerkt, daß der König Alfred in Engelland sich aus Frankreich gelehrte Männer verschrieben habe, um die verloschenen Wissenschaften wieder herzustellen.

Das 10 Jahrhundert, welches sonst wenig Gelehrte erzeuget, hat zugleich unterschiedene gelehrte Benedictiner in Italien, Frankreich, und Deutschland aufgestellt, dahin Ratherius, Atto, Frodoard, Gerbert, Dunstam, Ethelwold, Adelbert, Othwic, Helwich, Rupert u. s. f. gehören S. 36. In dem 11ten Jahrhunderte bekam der Benedictinerorden dadurch eine ausnehmende Zierde, daß er dem röm. päbst. Stuhle sieben Päbste gegeben, als Silvester II, Leo IX, Victor II, Stephanus IX, Gregorius VII, Victor III, und Urbanus II. Ueberdieses wird eine feine Anzahl gelehrter Benedictiner angeführt, welche dieses Zeitalter berühmt gemacht haben, dahin Abo, Odilo, Hugo, Poppo Stabulensis, Siegbertus, St. Richard, Notker, Siegfried rc. vornehmlich gehören, S. 54. Das 12 Jahr-

(*) Eine nähere Nachricht von den angeführten Benedictinern findet man bey dem Mabillon in Annalib. Benedictin. Sect. IV Benedict. p. 182, nicht weniger bey P. Bernhard Pez in Bibliothec. Benedict. mauriana, besonders aber in dem Anonymo mellicensi de Scriptorib. ecclesiastic. p. 462 u. f. f.

12 Jahrhundert, da die Unwissenheit ziemlich geherrschet, hat gleichwohl der Welt Gelehrte aus diesem Orden, als dem Rupertus Tuitiensis, den heil. Bernhard, Abaelard, Eadmer, Henric Abt zu Braunschweig, Arnold Abt zu Lübeck ꝛc. gegeben. S. 64. In dem 13 Jahrhunderte, welches man das scholastische Weltalter bey den Gelehrten nennet, haben sich nicht weniger große Männer in dem Benedictinerorden hervorgethan, dahin Albertus M. Garinus, Fabianus, Robertus de Salerno, Nekam, Adelbertus, Hermann Abt zu Corbey zu rechnen sind. Das 14 Jahrhundert ist vielen Unruhen, in Ansehung der unter den Päbsten entstandenen Irrungen, unterworfen gewest. Gleichwohl können die Benedictiner unterschiedene Gelehrte welche ihnen Ehre machen, aufweisen. Unter dieser Zahl stehen die Päbste aus dieser Gesellschaft, als Benedict. XII, Clemens VI, und Urbanus V oben an. Diesen kan man den Eberhard Altacensem, den Engelbert, den Guilielmus de Mangiaco und Gido de Castus an die Seite setzen. Besonders wird dieses als etwas Vorzügliches angemerkt, daß die Benedictiner die schönen Wissenschaften, in Engelland und Frankreich verbeßert und ihrem Untergange entrissen haben. S. 70. Das 15 Jahrhundert ist vieler Umstände halben sehr merkwürdig. Die Uneinigkeiten zwischen den Päbsten Petrus de Luna, Gregorius XII, und ihren Nachfolgern, wie auch

die Verfolgung der Hußiten machen lautet Verwirrungen. Der Zustand der Gelehrsamkeit in Italien und Deutschland war so schlecht, daß die großen Cardinäle und Praelaten kaum lesen konnten; wie insonderheit nach dem Beyspiele des Theodoricus Brickmanns, Abts zu Hildesheim, welcher sich durch seine Unwissenheit auf der Kirchenversammlung zu Basel lächerlich gemacht hat, sattsam erwiesen wird. Inzwischen haben sich doch noch hin und wieder einige Gelehrte gefunden, unter welchen Udalricus zu Sangallen, Eberhard de Venulo, und Trithemius die Vornehmsten sind. S. 90 u. s. f. Das 16 Jahrhundert war nicht besser: doch fanden sich allgemach gelehrte Leute, welche die Wissenschaften aus dem Staube hervorsuchten, als Angelus Rumpertus, Leonhard zu Ottobeuern. Das 17 Jahrhundert ist an gelehrten Benedictinern etwas fruchtbarer, besonders da sich die Gesellschaft des heil. Maurus in Frankreich (*) um die schönen Künste verdient gemacht. Das 18 Jahrhundert hat den Wissenschaften, durch viel gelehrte Ordensbrüder des Benedict, ihren vorigen Glanz gegeben. Es läßt der enge Raum nicht zu, sie nach der Reihe zu erzählen: man kan

(*) Von dieser ansehnlichen Gesellschaft kan man bey dem P. Pez in Bibliothec. benedictino-mauriana, Cap. I et II, besonders aber in Dissert. historic. de ortu et progressu benedictinae Congregationis S. Mauri in Francia, ein mehreres nachlesen.

man aber beym Mabillon und Bernhard Pez ihre Namen finden. Besonders wird der Card. Quirini als ein Muster angeführet, und mit vielen Lobsprüchen belegt. S. 127 : 140.

Das zweyte Cap. enthält ein Verzeichniß von den Benedictinerklöstern in Italien, Engelland, Frankreich, Neapel, Spanien und Deutschland, welche man als Pflanzschulen der freyen Künste anzusehen hat. S. 188 : 294. Unter solchen Werkstätten der schönen Wissenschaften verdienen insonderheit die Benedictinerklöster in Monte Casino, zu Fulda, zu St. Cloud, Sanggallen, Corbey, und die gregorianischen und benedictinischen Seminarien zu Rom genennet zu werden. Das dritte Cap. handelt in der Kürze von einigen Gelehrten, welche in diesen hohen Schulen gezogen worden. Dahin gehören die Päbste Gelasius II, Leo IV, Alexander II, wie auch die gelehrten Bischöfe und Aebte, Rambertus, Ludgerus, Udalricus und Conradus zu Augspurg. S. 307 : : 341. Das vierte Cap. redet von den großen Musageten und Beförderern der benedictinischen Gesellschaft. S. 343 : 406. Hier siehet man eine lange Reihe von Cardinälen und Bischöfen, welche sich um diesen Orden verdient gemacht haben. Besonders erhebt man den Hrn. Card. Quirini, und erzählt mit aller Bescheidenheit die gelehrten Streitigkeiten, welche er mit den Protestanten, als dem Hrn D.

Schelhorn, Hrn. D. Kießling, Hrn. Rath Kirchmaier, und Herrn Prof. Rothfischern geführet hat. Man bedauret zugleich den Uebergang des letztern, und wünschet, daß er wieder zu seinem Kloster zurückkehren möge. S. 397 u. w. Das fünfte Cap. handelt von den gelehrten Reisen der Benedictiner in den ältern und neuern Zeiten. Aus den ältern Zeiten bringt er nur wenige Exempel vor, dahin der Rothbertus in Engelland, und der Ado Viennensis gehören. Aus den neuern Zeiten stellet er den Tritheim, den Lange in Zeitz, den Mabillon, den Montfaukon, Martene, Pez, Calmet und Hr. Card. Quirini auf. S. 406 : 450.

Das sechste Cap. liefert ein Verzeichniß von den Bibliotheken, Archiven, Stücken des Alterthums, und Seltenheiten, wie auch von ihrem Anwachse und widrigen Schicksalen unter den Benedictinern. S. 453 : 609. Erstlich redet er von dem Büchervorrathe, welchen etwa der heil. Benedict gesammlet haben mag. Er hält davor, daß er vermuthlich einige Schriften der ersten Väter gesammlet habe, glaubt aber, daß die blutigen Kriege, welche in Italien, Frankreich und Deutschland gewütet, solche rare Sammlungen zerstreuet haben. Hierauf wendet er sich zu den schönen Büchersälen, welche die Benedictiner in Italien besitzen. Die casinische und die florentinische Bibliothek in der Abtey der heil. Maria von Florenz, wie auch die severinische

nische in Neapel, und die Bibliothek zu Brixen scheinen den Vorzug vor andern zu haben. S. 461. Doch sind die Büchersammlungen der Benedictiner in Frankreich, Spanien, Lothringen, in den Niederlanden, Beyern und Oesterreich, auch nicht geringe, indem sie in ihren Archiven sehr rare Urkunden aufbehalten haben. Unter den Büchersammlungen der Benedictiner in Deutschland verdienen die fuldische, die hildesheimische, die burgfeldische, corbeyische, die würzburgische, die gladebachische und die ottobeurische, die oberste Stelle. S. 583 u. s. w. Ueber dieses erzählet er auch einige Urkunden und Mscpte, die sich sowohl in den größern als kleinern Archiven finden, welche den Liebhabern der Gelehrsamkeit und Forschern der Alterthümer eine feine Anweisung geben, wo sie dergleichen Urkunden suchen und antreffen können. Dabey wird gar sehr bedauert, daß nicht nur die langwierigen Kriege und andere Schicksale, sondern auch die Kirchenreformation den Benedictinern einen ansehnlichen Vorrath von Büchern und Urkunden entrissen haben. Allein H. Ziegelbauer hat nicht Ursache, dießfalls Klage zu führen, indem die Protestanten durch den unwiederersetzlichen Verlust der schönen heydelbergischen Bibliothek, welche im Vatikan zu Rom größentheils stehet, ein weit mehreres verlohren haben.

Der andere Theil dieses schönen Werkes beschäftigt sich mit der nähern Abhandlung

aller

aller Wissenschaften, durch welche sich die Benedictiner berühmt gemacht haben. Das erste Cap. begreift 5 besondere Abhandlungen, und handelt vornehmlich von den theologischen Wissenschaften, davon wir einen kurzen Abriß machen wollen. Die erste Abtheilung redet von der Dogmatic S. 1-72, und zeiget, daß der H. Benedict solche zu seinem Vorwurfe gemacht habe, wie aus verschiedenen Stellen des Jolius und Mabillons erwiesen wird. Nachhero ist die Wissenschaft der Gottesgelahrheit durch allerhand dunkle und unnütze Lehrbegriffe verderbt worden: aber man hat sie in den nachfolgenden Zeiten ziemlich wieder hergestellt; zu welcher Verbesserung der Alcuin, der Rabanus Maurus, und Lupus von Ferrara ein großes beygetragen. Nachhero hat man sich mit vielem Eyfer zu den wahren Quellen der Gottesgelahrheit, nämlich zur Lesung der heil. Bücher gewendet, und viel nützliche Auslegungen der heil. Schrift herausgegeben; dahin insonderheit die Schriften des ehrwürdigen Beda, des Paschasius, des Ratramnus, des Remigius, des Lanfrancus, des Anshelmus in Engelland, und des Rupertus gehören. S. 73-114. Darauf wird in der zweyten Abtheilung gezeiget, daß die scholastische Theologie in den nachfolgenden Zeiten eine ganz andere Gestalt bekommen habe, da man sie anfangs, als eine Theologiam argumentativam, oder, als eine solche Lehrart gebrauchet hat, daß

man

man aus den Glaubenslehren gewisse Folgerungen hergeleitet. Denn man hat ehedem die Glaubenslehren in keinem ordentlichen Zusammenhange und System vorgetragen, bis Johannes Damascenus die Grundsätze der Gottesgelahrheit, in seinen Büchern de orthodoxa fide, in eine feinere Gestalt gebracht (*). Dem Damascenus sind andere nachgegangen. Oudin machte den Hincmarus Reimensis zum Urheber der scholastischen Theologie: doch es wird dargethan, daß es der Anshelmus gewest, dem in den nachfolgenden Jahrhunderten die größten Männer, als

(*) Wir sind nicht in Abrede, daß die scholastische Theologie zuerst eine weit feinere Gestalt gehabt, als sie nachher bekommen. Johannes Damascenus hat allerdings in seinen Büchern vom wahren Glauben, viele Scharfsinnigkeit gebraucht, welche zu allerhand Zweydeutigkeiten, und unnützen Fragen Anlaß gegeben; davon man D. Budden in Isagoge ad vniuers. Theol. Lib. II Cap. I p. 353, und Christoph. Pelargi epitomen universae Theolog. damasc. nachlesen kan. Jedoch die abendländischen Scholasticker haben es nachhero nicht besser gemacht, sondern sind auf so viel unnütze und fast lächerliche Fragen und Streitigkeiten verfallen, daß sie dadurch das Wesen der Gottesgelahrheit ganz verdunkelt haben. Tribechov in dem Buche, de Theol. scholastic. und Heidegger in Diss. de Theol. scholastica haben die Irrwege der scholastischen Theologie mit Fleiß untersucht und beschrieben.

als Hildeberdus, Robertus Pullus, Abaelardus, Petrus Lombardus, und andere auf dem Fuße nachgegangen sind. Insonderheit haben sich die spanischen Ordensleute der scholastischen Theologie ergeben, von welchen er eine merkliche Anzahl anführet.

Die dritte Abtheilung gehet auf die Polemic, oder theologische Streitigkeiten. S. 115 = 158. Der H. Benedict erhält auch hier das Lob, daß er solche getrieben habe, um die Ketzer seiner Zeiten, als die Arianer, Eutychianer, Helvedianer, und andere Irrgeister desto glücklicher zu bestreiten. Was in dieser Art der Wissenschaft übertrieben und schädlich sey, erweiset der Verfasser mit unterschiedenen Beyspielen solcher theologischen Wortstreiter und Klopffechter; wobey er doch den großen Nutzen dieser Wissenschaften nicht leugnet. Wie geübt die Benedictiner in den theologischen Streitigkeiten sind, erweist der Hr. Verfasser damit, daß Pabst Clemens VIII den zwey Benedictinermönchen dem Anastasius Cazanicus und Jacob Bossuet aufgegeben habe, die mit den Jansenisten über die Lehre von der Gnade und Bekehrung des Menschen entstandenen Streitigkeiten zu untersuchen, und der dießfalls angestellten Versammlung beyzuwohnen (*). Die vierte Ab-

(*) Cornelius Jansenius hat zu seiner Zeit viel Streitigkeit über die Lehre des Herrn Augustins erreget, welche nachhero durch Ques-

Abtheilung trägt die geistl. Sittenlehre vor. S. 159 = 188. Es ist leicht zu erachten, daß der H. Benedict die größten Lobsprüche, als der beste Sittenlehrer bekömmt. Die andere Stelle nach ihm erhält Gregorius der große. Der Herr Verfasser hält davor, daß die guten Sitten, welche die Ordensleute des H. Benedictus von sich blicken lassen, die Ursache gewest, daß Kayser und Könige solche zu ihren Gewissensräthen, und Beichtvätern angenommen haben: Wie er denn erzählet, daß sich Ignatius Loyola, der Stifter des Jesuiterordens bey seiner Bekehrung in die Arme des Benedictinermönchs Joh. Clanous geworfen, und drey Tage lang seine Sünden gebeichtet habe. Die Sittenlehre seines Ordens hält er vor die allerreineste und beste, weil solche dem Menschen den Weg nach den Himmel weder zu schwer, noch zu leichte machet. Unter diesen großen Sittenlehrern stehen Theodorus Cantuariensis, Ildephonsus Toletanus und Beda oben an. Denen folgen Hinckmarus, Rabanus, Ratherius u. s. w. Die fünfte Abtheilung handelt von der mystischen und ascetischen Gottesgelahrheit. S. 189 = 221. Man giebt den Dionysius Areo-

Quesnell fortgesetzt worden. Die ganze Streitigkeit kan man in der schönsten Ordnung in Hrn. Kanzler Pfaffens Introduct. in histor. Theologiae literariam Part. III, p. 247, wie auch in dessen Actis publicis Constitutionis unigenitus &c. lesen.

Areopagita als den ersten Lehrer dieser geheimnißvollen Gottesgelahrheit an; doch hält man ihn nicht vor den, dessen Paulus gedenket. Inzwischen haben sich in den nachfolgenden Jahrhunderten viele Lehrer gefunden, welche die mystische und ascetische Theologie getrieben. Der Herr Verfasser ist dabey nicht in Abrede, daß man sich mit sehr unbedachtsamen Eifer auf diese Wissenschaften gelegt habe; woraus denn allerhand übele Folgen, vornehmlich das eingebildete Vorgeben göttlicher Erscheinungen, Entzückung, und wesentliche Verwandlungen der Menschen erwachsen sind. S. 211. Dahero redet der Herr Verfasser den Pantheisten, Enthusiasten und Quietisten im geringsten nicht das Wort.

Das zweyte Cap. handelt in drey Abtheilungen vom kirchlichen- weltlichen- und Staatsrechte. S. 221-260. Diese Abhandlung schmecket gar sehr nach dem Sauerteige des päbstlichen Rechts. Doch da dieses Kirchen- und Staatsrecht in unsern aufgeheiterten Zeiten eine ganz andere Gestalt bekommen hat; so glauben wir nicht unrecht zu thun, wenn wir diese trockene Abhandlung den Papisten überlassen. Das dritte Cap. redet in 6 verschiedenen Abschnitten von allerhand Wissenschaften, welche die Benedictiner allezeit getrieben haben, dahin die Philosophie, die Medicin, die Chimie, die Mathematik, u. s. f. gehören. S. 261-336. Es wird der Be-

nedicti-

nedictinergesellschaft zur Ehre gesagt, daß sie eine aufgeheiterte Weltweißheit in ihren Klöstern vorgetragen. Aldhelmus, Alcuinus, Rabanus, Dunstam, Remigius ꝛc. sind es, welche sich auch in diesem Werke um ihren Orden verdient gemacht haben. Ueberhaupt bemühet er sich zu erweisen, daß die Benedictiner zu allen Zeiten die Mittelstraße gehalten, und sich weder der aristotelischen, noch auch der cartesianischen Philosophie ganz ergeben haben. Das vierte Capitel beschäftiget sich in 3 Abtheilungen mit der Kirchen- und weltlichen Geschichte, durch welche sich dieser Orden in Ansehen gesetzt hat. S. 348. 431. Es wird aus dem Bolland dargethan, daß sich die Benedictiner der Geschichte von dem Leben der Heiligen unterzogen haben. Gleiches Lob gebührt ihnen auch, wegen der Geschichte und des Lebens der Päbste, welche Adelhard, Anastasius und Atto Floriacensis besonders geliefert haben. Ueber die Klostergeschichte haben sich Paulus Diaconus, Hilduin, Eadmer, Sigbert, Trithemius und andere mehr gemacht. Nicht weniger wird dargethan, daß sie bey den Werken des Baronius hülfliche Hand geleistet. In der weltlichen Geschichte haben Rogerius de Vendovena, Matthäus Parisius, Bessel, Pez, Calmet, Hergott, Desing, Pock und andere sattsame Proben ihrer Geschicklichkeit abgelegt: Wie denn auch die Chronica, Casinense, Fuldense, Gemblacense, Vulturnense, Murense,

se, &c. von dem Fleiße der Benedictiner zeigen. Dahin hat man auch die Annales Benedictinos des Mabillons zu rechnen, welche allgemeinen Beyfall gefunden.

Das fünfte Cap. handelt in drey Abtheilungen von der Diplomatik, Critik und Antiquität. S. 444-509. Bey der Abhandlung der Wissenschaft die alten Urkunden zu beurtheilen, wird in dem ersten Abschnitte erwiesen, daß Mabillon allerdings der erste sey, welcher diese Wissenschaft in gewissen Grundsätzen und einer ordentlichen Gestalt vorgetragen. Inzwischen hat eben dieser *Mabillon* bey dem Papebroch und Hentsch großen Widerspruch gehabt, welchen Germon *und* Harduin fortgesetzet (*). Mabillon hat den P. Montfaucon ermuntert, seinen Fußtapfen nachzugehen und die Palaeologiam graecam auszuarbeiten, welche ihm Ehre macht. S. 453. Der zweyte Abschnitt redet von der Critik, und zeigt, daß sich die benedictinische Gesellschaft durch die Ausgabe der griechischen und lateinischen Kirchenväter, wie auch anderer Schriften hervorgethan, aber sich dadurch

(*) Wenn man ohne Partheylichkeit davon urtheilet, so muß man gestehen, daß die Jesuiten aus heimlichen Neide dem Mabillon widersprochen haben, da sie ihm in dieser Wissenschaft doch nicht die Wage halten können. Von dieser Streitigkeit und Rettung der Unschuld des Mabillons lese man den Bernh. Pez, in Biblioth. Benedict. Maur. Lib. I, Cap. 35, p. 121.

dadurch den Neid der Jesuiten zugezogen habe. Unter den Benedictinern, welche ihre Stärke in der Auslegungskunst erwiesen, werden insonderheit du Pin, Nourry, Petitdidier gerühmet. In dem dritten Abschnitte gehet der Verfasser auf die Alterthümer, und macht erweißlich, daß man sie in Italien und anderweit unter den Benedictinern mit vielem Eifer getrieben habe. Doch ist er mit dem Rivetus und andern Protestanten nicht zufrieden, welche die Benedictiner und andere Mönche beschuldiget, daß sie viele Stellen der Kirchenväter verfälscht haben (*). In den Alterthümern haben sich besonders der Aquirre, die Brüder Pez, Montfaucon und Mazzalini hervorgethan.

Das sechste Cap. trägt die Geschichte der feinern Gelehrsamkeit und der Theologie vor. S. 544-584. Es fällt dem Herrn Verfasser nicht schwer, aus der ältern und neuern Zeit einige grosse Männer seines Ordens aufzustellen, welche sich in dieser Art der Wissen-

(*) Es ist gar keine ungegründete Beschuldigung, daß man die Lehre der ältern Kirchen in ihren Schriften sehr verstümmelt hat, um durch das Ansehn und die Aussprüche der Kirchenväter, die Irrthümer der röm. Kirche zu beschönigen. Thomas James und Thom. Comber in Engelland, haben die Wahrheit dieses Satzes in ihren Büchern von der Verfälschung der Kirchenväter und Concilien in der röm. catholischen Kirche mit unzähligen Beyspielen ganz überzeugend dargethan.

schaften hervorgethan haben. Dahin rechnet er vorzüglich den Lupus von Ferrara, den Dunstam, Aethelwold, Ratherius und Trithemius. Es wird angemerkt, daß man freylich in den ältern Zeiten die heiligen Sprachen, wie auch die lateinische wenig getrieben; ohne daß sich noch hin und wieder einige Lehrer dieser Sprachen gefunden, welche auch die Red- und Dichtkunst gelehret, und einige Proben ihrer Geschicklichkeit der Nachwelt zurücke gelassen haben. Nachdem sich aber die düstern Wolken der Unwissenheit und Finsterniß mit dem Anfange des 16ten Jahrhunderts zertheilt, hat man die Nothwendigkeit der Sprachen eingesehn und sich mit allem Fleiße daraufgelegt. Dahero wird auch die Einrichtung der Congregation de propaganda Fide zu Rom sehr gerühmet, weil man durch dieselbe das Wachsthum aller Sprachen und Künste ansehnlich befördert hat. S. 580. Wir bleiben hier stehen, und werden von den zwey übrigen Theilen dieses beträchtlichen Werkes zu anderer Zeit reden.

II.

Daniel de Superville des jüngern Predigten über verschiedene Stellen der heil. Schrift, in der wallonischen Kirche zu Rotterdam gehalten, und aus dem Französischen übersetzt von M. G. H.

G. H. Martini. Leipzig, 1755, I Alph. 9 Bogen, in 8vo.

Dieses Bändchen heil. Reden unterscheidet sich von viel andern durch die gute Wahl der darinne vorgetragenen Materien, durch einen gründlichen, ordentlichen und lebhaften Vortrag, und durch eine schöne und männliche Beredsamkeit. Wir werden nicht unrecht thun, wenn wir diese Reden unsern Canzelrednern als ein Muster anpreisen, das nachgeahmt zu werden verdient. Dieses Urtheil wollen wir rechtfertigen. In der Absicht setzen wir erstlich die Aufschrift der in diesen Reden abgehandelten Wahrheiten hieher. Die 1te Predigt über 1 B. Mos. 32, 26 handelt von dem Kampfe Jakobs; die 2te über Hiob 38, 2 von dem ungerechten Murren wider die Vorsehung; die 3te, so etliche Tage nach dem Ableben des Prinzen-Statthalters über Ps. 90, 13 gehalten worden, von dem Nutzen, der aus dem Zählen unserer Tage entsteht; die 4te über Ps. 132, 9 bey der Confirmation eines Predigers; die 5te über Pred. Sal. 7, 11 von den Vorzügen des Vergangenen vor dem Gegenwärtigen; die 6ste über Hagg. 1, 9 bey einem Fast- und Bußtage; die 7te über Matth. 7, 1 von der Pflicht nicht zu richten; die 8te über Matth. 22, 41-46 von den Dunkelheiten der Offenbarung; die 9te und 10te über Luc.

 16, 19

16, 19-26 über die Gleichnißrede vom reichen Manne und armen Lazarus; die 11te über Hebr. 11, 7 von dem Glauben Noah; die 12te über Hebr. 11, 27 von dem Glauben Moses. Dieses sind die Aufschriften: und man wird gleich bey dem Anblicke derselben, wie auch der Betrachtung der zum Grunde gelegten Schriftörter urtheilen, daß bey solchen Materien sich viele vortreffliche und gemeinnützige Wahrheiten sagen lassen. Doch die glückliche Wahl der Sache würde wenig Achtung verdienen, wenn Ordnung und Gründlichkeit, nebst einem deutlichen und rührenden Vortrage nicht damit verknüpft worden. Erlaubten es unsere Blätter, so wollten wir die Grundrisse von diesen Predigten unsern Lesern mittheilen, um zu zeigen, wie ordentlich und gründlich Herr Superville in seinem Vortrage geht. Allein da solches zu weitläuftig fallen dürfte; so würde es auch überflüßig seyn, weil man aus einer Probe schon auf die übrigen schließen kan. Wir legen daher unsern Lesern bloß den Abriß der 8ten Predigt vor Augen.

In dem Eingange derselben redet der Herr Verfasser von der Gewohnheit der morgenländischen Völker einander Räzel aufzugeben: und von dem Urtheile über dieselben gehet er zu der Frage fort, die Jesus in dem Texte den Pharisäern vorlegt, von welcher er einen dreyfachen Nutzen nahmhaft macht, ohne denselben besonders zu erklären. Er zieht

viel-

vielmehr drey andere Folgen aus der gewählten Schriftstelle, und erklärt sie in drey verschiedenen Theilen. Die erste ist diese: zwo Wahrheiten der Offenbarung können gewiß und wahr seyn, auch wenn man nicht einzusehen vermag, wie sie mit einander zu vergleichen sind. Die zweyte Folge: die Offenbarung hat zu allen Zeiten dunkle Wahrheiten in sich enthalten, und sie können unmöglich von derselben ausgeschlossen seyn. Die dritte Folge: Stolz und ein ungelehriges Gemüthe sind in den Augen des Herrn sehr verhaßte Laster; und er läßt Leute so damit behaftet sind, wie die Pharisäer darinne stecken. In dem ersten Theile erklärt er, was das heiße, zwo Wahrheiten der Offenbarung können gewiß seyn, ob sie gleich einander aufzuheben scheinen. Er erweiset solches aus der Frage in dem Texte: wie Christus Davids Sohn? und auch dessen Herr seyn könne? welche die Pharisäer zu ihrer Beschämung unbeantwortet ließen. Er erweiset es ferner aus der im A. B. bezeugten Hoheit und Niedrigkeit des Meßias; aus der Versuchung des Abrahams, welchem Gott seinen Sohn, dessen Nachkommenschaft so zahlreich wie die Sterne werden sollte, zu opfern befahl, ehe er noch Kinder gezeugt hatte; aus dem Schicksale des letzten jüdischen Königs, von welchem Jeremias und Ezechiel widersprechend zu weissagen schienen. Hierauf zeigt er den Nutzen dieses erklärten und erwiesenen Satzes in der Religion,

 und

und giebt verschiedne Anweisungen, wie wir uns zu verhalten haben, wenn wir in der Religion solche Sätze antreffen, die dem ersten Ansehen nach einander aufheben.

Im Anfange des zweyten Theils antwortet der Hr. Verfasser erst denen, welche wünschen und fordern, es möchte alles Danckle aus der Offenbarung verbannet seyn. Er antwortet ihnen, daß es im A. B. eben diese Bewandniß gehabt habe, und führt die Lehre von der Abkunft, von der Hoheit und Niedrigkeit des Meßias, wie auch von der Vorsehung zum Beweise an, über welche damals gleichsam noch ein Vorhang gezogen war; und schließt hieraus, daß wir uns in unsern Tagen gewisse Schwierigkeiten nicht dürfen befremden lassen. Nächst dem führt er Gründe an, warum wir uns so bezeigen müssen, und zwar erstlich drey allgemeine; so dann aber noch einen besondern. Jene sind diese: Es giebt Wahrheiten, die ihrer Natur nach so beschaffen sind, daß sie ein eingeschränkter Verstand nicht einsehen kan. Gott kan weise Ursachen haben, warum er uns eben so, wie im A. B. manche Wahrheit nicht deutlich offenbart, um seine Absicht eher zu erreichen; wobey das Gleichniß von einem Kinde, dem sein Vater nicht alles entdeckt, was es wissen möchte und könnte, sehr wohl angebracht ist. Gott will uns durch diese dunklen Wahrheiten zur Ausübung mancherley Tugenden ermuntern. Den besondern Grund, warum

wir uns manche dunkle Wahrheiten der Offenbarung nicht sollen befremden lassen, nimmt der Herr Verfasser aus der Erfahrung her, daß die obigen Schwierigkeiten des A. B. nach und nach alle glücklich aufgelöset worden sind; daher auch wir uns Hoffnung machen, einen so glücklichen Zeitpunkt erwarten zu können, wo alles Dunkle klar werden wird.

Der dritte Theil beweiset, daß Stolz und ein ungelehriges Gemüthe, Gott und Christo sehr verhaßte Laster seyn. Denn Christus der große Lehrer, läßt die Pharisäer, so mit diesen zwey Lastern behaftet waren, in ihrer Unwissenheit, und bestraft sie mit derselben: oder, wie sich der Herr Verfasser ausdrückt: er überzeugt sie von ihrer Unwissenheit, ohne sie für würdig zu halten, sie daraus zu reisen. Er gesteht zwar, daß Christus noch andere Ursachen seines Stillschweigens, wie aus andern Fällen erhellet, gehabt haben könne; erklärt sich aber doch mehr für die erste. Diese Abhandlung beschließt er mit einer rührenden Vermahnung, welche dahin abzielt, ein gelehriges und demüthiges Gemüthe in seinen Zuhörern zu erzeugen; damit sie die Glaubenswahrheiten aufrichtig und demüthig untersuchen und lernen, die Lebenspflichten aber mit Eifer und ohne Vermessenheit auf ihre Kräfte ausüben.

Dieser Abriß einer von diesen heiligen Reden wird zureichend seyn, unsern Lesern auch von den übrigen einen guten Begriff beyzubrin-

bringen. Wir müssen aber auch von der Schönheit des Vortrags eine Probe liefern, und erwehlen dazu eine Stelle aus der neunten Predigt, allwo der Hr. Verfasser die elenden Gründe entkräftet, wodurch manche Menschen sich von der Pflicht losmachen wollen, den Unglücklichen beyzustehen. "Und welche, spricht er, führt man an? Bald die elende Zeit: Macht aber eben diese unsre Wohlthaten nicht doppelt nothwerdig? Bald was man schon gethan hat: Muß man aber nicht denselben Fleiß bis ans Ende beweisen, die Hoffnung fest zu halten? Bald die Unwürdigkeit der meisten solcher Personen, für die man sich Mühe giebt: Muß man aber den Unwürdigsten in ihren äußersten Bedürfnissen nicht Beystand leisten? Und können Armuth und Tugend gar nicht beysammen stehen? Bald die Sorge für seine Familie: Ist aber nicht dieses das wahre Mittel sie glücklich zu machen, daß man sie durch seine Gutthätigkeit den Schutz des Gottes anvertraut, der die Liebe selbst ist? Und ist es nicht unendlich besser, daß man seinen Kindern das kostbare Beyspiel seiner Tugenden, und die Neigung selbst zu arbeiten, als unmäßige Schätze hinterläßt, welche, weil sie ihre Faulheit nähren, oft bloß ihre Sitten verderben helfen? Bald die Ausgaben, die die Einkünfte verzehren: Sind aber diese Ausgaben allezeit nothwendig? sollten sie nicht oft anders eingerichtet werden?„ u. s. w. Hat diese

Stelle

Stelle das Glück, unsern Lesern zu gefallen, so hoffen wir, die Abschilderung des sterbenden Lazarus und des reichen Mannes, in der zehnten Predigt werde solches nicht weniger haben. Wir würden sie beyfügen, wenn sie für unsre Blätter nicht allzulang wäre, und wenn wir unsre Leser nicht vielmehr ermuntern wollten, sie in dem ganzen Zusammenhange nachzulesen.

Unser gelehrter Herr M. Martini, welchen wir die Uebersetzung dieser Reden zu danken haben, legt durch dieselbe einen neuen Beweiß der Geschicklichkeit ab, die er bereits in andern Schriften mit vielem Beyfall erwiesen. Man vermißet bey seiner Dolmetschung nichts von der Stärke des französischen Vortrages: an der Reinigkeit und Zierlichkeit des deutschen Ausdrucks aber wird niemand was zu erinnern finden.

III.

Melanges de litterature, d'histoire et de philosophie.

das ist:

Allerley Schriften, die in die schönen Wissenschaften, in die Geschichte und in die Sittenlehre einschlagen. Zwey Theile in groß 12, Berlin, 1753, zusammen I Alph. 3 Bogen.

Obgleich Berlin auf dem Titel steht, so verräth doch Druck, Papier und der

bloße

bloße Augenschein, daß diese Sammlung zu Paris gedruckt sey. Es soll, wie man sagt, Mr. d'Alembert ihr Vater seyn. Sie enthält neues und altes. Alt sind diejenigen Stücke, die der Verfasser schon vorher anderwerts bekannt gemacht hatte: Neu aber sind die, welche für ietzo zuerst ans Licht treten. Zu jener Classe gehöret der ganze erste Band, so wie der zweyte zu der letztern.

In jenem trifft man zuerst den discours preliminaire, oder die Einleitung an, welche dem großen und berüchtigten Lexico universali, das zu Paris unter dem Titel Encyclopedie herauskömmt, vorgesetzt ist. Es hatten einige, die das ganze Werk nicht kaufen konnten oder wollten, dennoch die Einleitung zu lesen verlangt. Den zu gefallen hat sie der Verfasser hier mit eingerückt. In der Vorrede beantwortet er die Vorwürfe, die ein gewißer Journaliste, vermuthlich ein Jesuite von Trevoux, gedachtem Lexico gemacht hatte. Er urtheilt von ihm, er sey allem Ansehen nach, in seinem Glauben richtiger als in seiner Vernunftlehre und Art zu schließen. So richtig er auch in seinem Glauben seyn möge: so gewiß bleibe er allezeit zehnmahl mehr hämisch und unbillig. Er beschwert sich über die Zeiten, darinne wir leben, in denen man sich eben so wenig ein Gewissen macht, andere für Unchristen und verruchte Glaubensspötter auszuschreyen, und solche dadurch zu stürzen, als frech und verächtlich von Gott und heiligen

Din-

Dingen zu sprechen. Bey gegenwärtiger zweyten Ausgabe dieser Einleitung ist nichts hinzugekommen, sondern nur in etlichen wenigen Stellen einige Veränderung vorgenommen worden.

Das zweyte Stück im ersten Bande ist eine Lobrede oder Lebenslauf des berühmten Bernoulli; die zwar schon im Martio des Mercure A. 1748 steht, hier aber aufs neue viel vermehrter mitgetheilet wird. Die neuen Zusätze betreffen die Frage wegen der endlichen Bestimmung des Menschen; Bernoulli Meinung von der Härte der Cörper, insonderheit aber dessen Streit mit der theologischen Facultät zu Gröningen.

Das dritte und letzte Stück im ersten Bande ist ein anderer auch aus dem Mercure (Jan. 1751) wiederholter Lebenslauf des Abbe Terasson, der auch gewissermaßen umgearbeitet worden.

Den zweyten Band machen gleichfalls drey Stücke aus. Das erste sind Gedanken über die ehemalige Königin Christina von Schweden, und neue Nachrichten von ihr. Da wir von dieser merkwürdigen Person vor einiger Zeit in unsern Blättern bey Erwehnung der arkenholzischen Nachrichten, zu sprechen Gelegenheit gehabt; so vermuthen wir, es werde unsern Lesern nicht unangenehm seyn, wenn wir bey dieser kleinen Abhandlung, die eine Prüfung gedachter Nachrichten seyn soll, ein wenig länger als bey den übrigen stehen bleiben.

Das

Das andere Stück im zweyten Bande hat uns beym Durchlesen so wohl gefallen, daß wir uns kaum zu irren vermeinen, wenn wir solches für das beste und lesenswürdigste von der ganzen Sammlung ausgeben. Der Verfasser nennt es einen Versuch oder zufällige Gedanken von dem Umgange der Gelehrten mit den Großen in der Welt, von dem Ruhme oder gutem Ansehen, von den Gönnern der Gelehrten und Pflegevätern der Wissenschaften, und von den Belohnungen gelehrter Bemühungen. Man sieht, der Mann kenne die Welt, er sehe sie mit aufgeklärten Augen an, und habe Billigkeit und Muth genug, aufrichtig zu sprechen. Seinem Berichte nach hindert ihm die Lebensart, welche er erwehlet daran nicht. Von Natur war er zu einer solchen geneigt, und nach reifer Ueberlegung widmete er sich einer solchen, die zwar wenig Aufsehn macht, aber auch nicht beunruhiget, bey welcher es so wenig Feinde und Richter, als Lobredner giebt. Er trachtete nicht nach ansehnlichen Stellen noch Belohnungen. Er hatte das Glücke nicht, von hoher Hand unterstützt zu werden, oder viel Mitwerber zu bekommen. Er hatte die Großen und so genannten Mäcenaten in so weit kennen gelernet, daß er keine Ursache fand, sie zu bekommen, und hinwiederum so wenig Umgang mit ihnen gehabt, daß er sich über sie nicht beschwerren durfte. Das ist die Schilderung die der Mann von sich selbst macht.

Das

Das dritte und letzte Stück sind einige Seelen aus dem Tacitus französisch übersetzt. Das Lateinische steht gegenüber, damit man beyde Sprachen zusammenhalten, und eine aus der andern verstehen könne. Sollte dieser Versuch einer Uebersetzung von einem so schweren Schriftsteller Beyfall finden, so möchte sich der Verfasser wohl entschliessen, den Tacitum ganz zu übersetzen. Er muß ihn sehr hoch schätzen. Er erhebt ihn so sehr, als solchen ein Engelländer nur vor kurzem in einer eignen Schrift heruntergesetzt. Wie unterschieden sind doch die Urtheile der Menschen? Wie schmall und düstern sind nicht die Grenzen des Reiches der Wahrheit und des Irrthums?

Nachdem wir überhaupt von den Stücken und der Einrichtung dieser Sammlung Rechenschaft gegeben haben, so schicken wir uns an, dem gethanen Versprechen wegen der Königin Christina Genüge zu leisten. Man muß dem Verfasser Recht geben, wenn er gleich zu Anfange seiner Reflections & Anecdotes sur Christine Reine de Suede sagt, der Vortrag vergangener Geschichte oder die Historie, sey die allerschlechteste von allen Wissenschaften, wenn sie nicht durch die Philosophie erleuchtet wird. Es würde, fährt er fort, sich in derselben umzusehen, für uns viel brauchbarer und von grösserer Wichtigkeit seyn, wenn man sich nicht sowohl bemühet hätte, das Leben und die Thaten der Fürsten, das ist, Ta-

gebücher von Lastern oder wenigstens von ihrer Schwäche, als vielmehr die Geschichte des Menschen zu schreiben (*). Noch schlimmer ist

(*) Aber thut man denn was anders, wenn man die Handlungen der Fürsten erzehlt, deren Aufführung von anderer Menschen ihrer nicht anders als durch den Stand der Person unterschieden ist, und nicht ihres Vorzuges wegen in den Geschichten Statt findet, sondern weil sie mehr in die Augen fällt? Fürsten sind der Spiegel des menschlichen Geschlechts; und man wählet sie als ein Muster vorzüglich, weil es nicht möglich ist, aller Menschen Thun zu wissen oder zu beschreiben, und weil das menschliche Herz an Fürsten mehr Gelegenheit und Freyheit hat, sich in seiner wahren Gestalt und Größe zu zeigen. Woran erkennet man das Herze mehr als an seinen Handlungen? Man erzehle sie nur schlecht weg, ohne darüber sein Urtheil zu fällen: so wird ein Zuhörer, der Einsicht und Kenntniß der Welt hat, schon unerinnert wissen, was er daraus schließen, was er davon sagen soll. Eine beurtheilende Geschichte ist so wenig ein Werk für iedermann zu schreiben, als zu lesen. Es giebt mehr Leute, die schlecht weg wissen wollen was geschehen ist, als solche, die auf den Grund der Dinge zu gehen, die Art und Weise der Zufälle zu betrachten, und sich darau zu spiegeln, geneigt sind, oder solches thun können. Man versuche es, in dem Geschmacke wie Tacitus zu schreiben, und sehe zu, ob man sich nicht hunderterley Vorwürfe machen werde. Dem einen wird man zu dunkel, dem andern zu strenge und unangenehm seyn;

ist es, daß man die Geschichte mit kleinen
Umständen überhäuft, daran niemanden ge-

seyn: von dem dritten wird man für einen
Menschenfeind, für einen Menschen voller
Tücke, Galle und Bosheit angesehn wer-
den, der, weil er selbst keinen guten Grund
des Herzens hat und sich nichts Gutes be-
wust ist, alle Leute nach sich abmißet, und von
iedermann böses spricht. Der hauptsächlichste
Vorwurf den sich eine beurtheilende Geschich-
te machen lassen muß, ist die Bezüchtigung
einer Erdichtung. Lebt man zu gleicher Zeit
mit den Dingen und Personen, die man be-
schreibt, und lobt sie: so setzt man sich in den
Verdacht eines Miethlings und Schmeich-
lers. Schilt und bestraft man sie, so heißt es,
man sey unbillig und vorurtheilig. Schreibt
man von vergangenen Dingen, so kan man
nicht umhin, man muß zuweilen seinen Lei-
denschaften und Muthmaßungen folgen, und
zum historischen Träumer werden. Wenn
ie eine Wissenschaft schwer und mangelhaft
ist; so ist es die Historie. Aber sie kan nicht
anders seyn. Es ist an dem, den Kern ver-
missen wir, die Schalen bleiben uns übrig.
Mit Nahmen und Zahlen von Jahren muß
man sich den Kopf beschweren, und von diesen
die Wissenschaft der Ursachen und Oerter ie-
der Zufälle verdringen lassen. Ist aber das
ein Mangel, so ist er in der menschlichen
Natur und in dem Wesen der Dinge ge-
gründet; mithin eben so sträflich und zu-
gleich unverbeßerlich, als die Erbsünde.
Doch ließ es sich beynahe zweifeln, ob sol-
ches ein wirklicher Mangel sey. Der Mensch
kan nicht gar weit sehen. Sein Gehör er-
streckt sich auf einen noch viel engern Raum.
Er

legen ist (*). Es wäre zu wünschen, daß man alle hundert Jahre einen Auszug von den wirklichen nützlichen Begebenheiten machte,

Er fühlet und schmecket nichts, als was ihm unter die Finger und auf die Zunge kömmt. Ist er darum mangelhaft, oder zu beklagen, daß er nicht 10 oder 20 Meilen weit sehen oder hören kan? Keinesweges, er kan so weit sehen und hören, als zu Erhaltung und zu Herbeyschaffung der Bedürfnisse und Bequemlichkeiten seines Lebens nöthig bleibt: das ist genug. Würden sich seine Sinnen weiter erstrecken; so würden sie ihn beschweren, betäuben und verwirren. So geht es auch mit der Geschichte. Sie soll uns zur Lehre seyn. Sie soll uns sagen, was für Folgen diese oder jene Handlungen nach sich ziehn. Dazu braucht man wenig Beyspiele. Und diese genügen einem Manne von Einsicht und Ueberlegung auch ohne beygefügte sittliche Betrachtungen. Denn er kan sie selbst machen: und Leuten, welche die Geschichte entweder als ein Handwerk treiben, oder als einen Roman lesen, ist der philosophische Geschichtschreiber nichts nutze.

(*) Auch diese lassen sich entschuldigen, und sind gewissermaßen nöthig. Ist die Absicht der Historie die Kenntniß des menschlichen Herzens, so kan man ihrer nicht entbehren, da das Herz sich in den kleinen häuslichen Verrichtungen in seiner wahren Gestalt hervorthut, in den großen und öffentlichen aber sich zu schminken und zu verstellen pflegt. Viel kleine Handlungen machen die Gemüthsbildung eines Menschen aus; so wie ein Zusammensatz von kleinen Steinen ein grosses Gebäude.

e, und das übrige verbrennete (*). Man würde damit der Nachwelt die Furcht einer

 Ueber-

(*) Ein solcher Rath, so nützlich und nöthig er auch zu seyn scheint, ist doch in der That so schädlich als unthulich. Wer soll die Auszüge machen? Wer soll entscheiden, was wirklich nützlich ist? Jemand der keiner Nation zugehört. Und wo soll der herkommen? Denn was dem einem Volke und Menschen wichtig und merkwürdig vorkommt, das pflegt die andern wenig zu rühren. Man sehe nur unsern Franzosen an. Er wird ohnfehlbar in diesen Ueberlegungen ein Muster haben vorstellen wollen, nach dem man eine Historie schreiben soll. Die Historie wäre aber wohl zu beklagen, wenn sie keine bessern Künstler bekäme, als dieser ist. Der Verfolg wird zeigen, daß der Franzose sich überall hervorthut. Wir wollen so viel sagen: er jagt meistentheils Kleinigkeiten nach, die in Frankreich unter dem Namen des Witzes beliebt sind, und vergißt darüber die wichtigsten Begebenheiten. Er beurtheilt alles nach seiner Einsicht, und bürdet seine philosophischen Träume der Nachwelt als ungezweifelte Wahrheiten auf. Zeitrechnungen und Beweise sucht man bey ihm vergeblich. Man soll ihm auf sein Wort trauen. Ein Engländer würde schon eine andere Geschichte von dieser berühmten Königin geschrieben haben: ein Deutscher noch anders. Wie kan man also besser thun, als daß man die Thaten einer Person vorträgt, solche mit bewährten Zeugnissen erweiset, und es sodann jeder Nation überläßt, einen Auszug nach ihrer Weise daraus zu machen. Gesetzt, alle andern

Ueberschwemmung von unnützen Büchern und Kleinigkeiten benehmen. Ich zweifle nicht, (wir theilen seine eignen Worte mit) viele unter den Gelehrten werden einen so billigen Wunsch für ein crimen laesae eruditionis ansehen, welches werth sey, daß alle Zusammenstoppler es mit Scheltworten und mit dem Bann bestraften. Nur ist es ein Glück, daß der Banne dieser Herren weniger auf sich hat, und so empfindlich und furchtbar nicht ist, als der Bann der Geistlichen. Die Weisen allein (*) sollten das Recht haben, Men-

dern Erzehlungen von der Königin Christina giengen verlohren, und es kämen des einzigen Franzosen seine sogenannten Anecdotes auf die Nachwelt. Würde diese nicht an der Treue und Richtigkeit seiner Erzehlung eben so viel Recht zu zweifeln haben, als man z. E. in Livii und anderer Römer ruhmräthigen Erzehlungen von ihrer Landsleute Thaten, darum ein wohlgegründetes Mißtrauen setzt, weil sie keine öffentlichen Beweise mittheilen, und die Römer sehr sorgfältig gewest, der Carthaginenser, Macedonier und Syrer Historien zu unterdrücken? Hätte man die Geschichte von solchen Völkern selbst, die sich unter der Römer Joch beugen musten; so würde das hohe Ansehen der Tapferkeit, Weisheit und Billigkeit, darein lateinische Geschichtschreiber die Römer zu setzen und eine zeitlang zu erhalten, das Glück gehabt haben, einen gar großen Abfall leiden.

(*) Wer ist aber so lieblos gegen sich selbst, daß er sich von dieser Zahl ausschließen sollte?

Menschen zu schildern, so wie zu regieren (*). Ferner sagt er, er habe sich solcher Gedanken beym Anblick und Durchblätterung zwey starker Bände von Memoires über die Königin Christina, die vor kurzem in Holland zum Vorschein gekommen, nicht entbrechen können. Er kenne viel Gelehrte in Frankreich, die ob sie gleich zu Durchlesung ekelhafter Bücher gleichsam abgehärtet wären, dennoch die Gedult nicht gehabt hätten, einen so ungeheuren Schober von Belesenheit, darunter die Geschichte der Königin Christina ersticken

te? Wenigstens hat es der Franzose nicht gethan. Da er ein Muster giebt, wie man die Königin Christina hätte schildern sollen, so muß er sich wohl für das Haupt seiner Sages angesehn haben, dem die andern nachahmen sollen. Und da er Hr. Arkenholzens Schrift für eine Compilation ausgiebt, und die Compilateurs den Sages entgegensetzt; so muß er nothwendig ihn und alle Deutschen, die nicht im französischen Geschmacke, das ist, wie die Sages schreiben, für das Gegentheil der Weisen gehalten haben. Das sieht der französischen Weisheit ähnlich.

(*) Das sind blinkende, aber vergebliche Einfälle. Die Welt wird darum nicht anders als sie ist. Weil keine philosophische Regierung in dieser Welt angeht, sondern Fürsten heut zu Tage gebohren werden; so müssen sich zuweilen manche zu ihrer eignen Verwunderung auf dem Gipfel der Ehre befinden, die sich zu einem andern Stande besser schicken würden.

sticken müsse, zu verschlucken. Jedoch die große Begierde die er gehabt, von einer Person die zu ihrer Zeit so viel Aufsehens in der Welt gemacht, einen guten Begriff zu erlangen, habe ihn dahin vermocht, daß er eine (seinem Ausdrucke nach) enorme Compilation mit einiger Aufmerksamkeit durchgelaufen. Denn sie durchzulesen hätte er nicht können über sein Herze bringen. Er habe also dieses Werk als ein scheußliches Bild betrachtet, das perspectivisch gemahlt sey, das in einer gewissen Entfernung alles ungestalte oder fremde verliere, und nur das eigne und wahre dem Auge vorbehalte und darbiete. Er habe gesucht, sich in diesen Gesichtspunkt zu stellen: und nichts destoweniger dürfe er sich nicht einbilden, ihn betreten zu haben. Unterdessen wären ihm aus seiner Bemühung gegenwärtige Gedanken und Anecdotes (*) erwachsen. Würde dem Leser Zeit und Weile dabey lang werden, so müsse er wissen, daß er sie für sich (**) aufgesetzt, sich die Muße zu verkürzen. Zudem wolle er niemanden wehren, aus der Quelle, (er meint das arkenholzische Werk) zu schöpfen. Er hätte anfänglich,

(*) So viel wir Griechisch und Französisch können, sind Anecdoten geheime Nachrichten, die nur sehr wenigen bekannt sind. Vielleicht will es heut zu Tage in Frankreich was anders sagen. Wenigstens suchen wir Anecdoten oder geheime Nachrichten in diesen Anecdoten noch zur Zeit vergeblich.

(**) Und dennoch hat er sie drucken lassen.

lich, wie er sagt, eine zusammenhangende Geschichte der Königin Christina schreiben wollen. Weil er aber gefunden, daß er keine natürlichen Gaben und Neigung dazu hätte, indem er an der einförmigen Schreibart keinen Gefallen trage, zu welcher man die Historie anhalten wolle: so hätte er lieber einzelne und zwar die vornehmsten Umstände ihres Lebens vorzunehmen, und darüber seine Gedanken auszulassen, für gut befunden. Er wisse zwar wohl, daß man alle Beurtheilung von der Historie abgesondert wissen wolle, weil ein Urtheilsprecher in derselben für einen unbilligen Richter angesehn werde. Allein da auch die allertrockenste Art geschehene Dinge zu erzehlen, den Geschichtschreiber von dem Verdachte der Einseitigkeit nicht befreye, mithin die Furcht für übler Nachrede auf keiner Seite vermieden werden könne; so wolle er für seinen Theil doch lieber eine Geschichte wehlen, die sich mit Vergnügen lesen lasse. Man möchte seine Gedanken für Betrachtungen über die merkwürdigsten Lebensumstände der Königin Christina, oder für einen beurtheilenden Auszug aus den bewusten Memoiren, oder für eine selbstständige Anrede an seinen Leser, oder für ein Sendschreiben gedachte Memoiren betreffend, oder für was man endlich wolle ansehen, so solle ihm solches gleich viel seyn.

Nun schreitet er zur Sache selbst und hält sich zuerst, vielleicht nicht mit Unrecht darüber

über auf, daß man Briefe, die Christina als ein Kind von 5, 6 Jahren an ihren Herrn Vater geschrieben, für würdig geachtet hat, solche der Welt vorzulegen. Hernach will er den Werth des Königs Gustav bestimmen. Dieser große Held muß nicht recht wohl bey ihm angeschrieben seyn; und er suchet alle an ihm so sehr gepriesene Tugend verdächtig zu machen. Die Schweden werden insonderheit dieses Stück, das den größten ihrer Könige so heruntersetzt, mit vielem Unwillen lesen. Ueber Christinens Minderjährigkeit, ja selbst über ihre Regierung wischet er geschwinde hin, weil er sich vorgenommen, Christinen selbst zu betrachten, nicht aber die Geschichte ihres Reiches zu erzehlen. Nur mißbilliget er ihre Auferziehung und tadelt es, daß theils die Stände von Schweden dafür gesorgt hätten, daß sie in der H. Schrift unterrichtet würde (*), theils ihr Lehrmeister derselben so viel Griechisch und Lateinisch beygebracht, daß sie in ihrem 18ten Jahre den Thucydides gelesen (**); da sie doch vor allen

(*) Hat sie iemals die Bibel inne gehabt: so hat sie dieselbe gewiß bald wieder vergeßen.

(**) Wer Thucydidem in seiner Sprache gelesen hat, wäre wohl einfältig, wenn er ein solches Lob für etwas anders als eine Schmeicheley annimmt. Wenn man von den Hohen in der Welt spricht oder sprechen hört, muß man wissen, daß man seine Worte nicht abwägen, noch sie in dem strengsten Verstande annehmen müsse.

llen Dingen die Welt hätte sollen kennen
rnen (*).

Zu einer der löblichsten Thaten Christi-
ens macht er die Hochachtung, die sie zu dem
ugo Grotius getragen haben soll (**). Er
ält sich lange bey diesem Gelehrten auf, für
essen größten Ruhm und Verdienst er des-
en Freundschaft mit dem unglücklichen Bar-
neveldt ausgiebt. Christinens übrige Hand-
lungen, den münsterschen Frieden, ihre vorge-
habte Heurath, die Bestimmung eines Thron-
folgers berührt er mit wenig Worten, um
desto länger bey Cartesio stehen zu blei-
ben (***), von dem er doch weder etwas neues
berichtet, noch solche Gedanken hervorbringt,
auf die nicht iedermann verfallen sollte. Un-
ter den Ursachen und Absichten, die Christina
bey

(*) Sie hat sie leider mehr als zu viel ken-
nen gelernt. Es würde für sie und für
Schweden besser gewest seyn, wenn keine
Franzosen ihr Land betreten, und ihr le grand
monde hätten sehen lassen, wo man Men-
schen kennen lernet. Meint aber der Ver-
fasser mit seinem connoitre les hommes, die
Kenntnisse der Verderbtheit und der innern
Triebe menschlicher Herzen, und die Anwen-
dung solcher Kenntniße zu Beßerung seines
eigenen; so steht es dahin, ob er ihrem Ge-
schlechte nicht eine zu schwere Last aufbürde.

(**) Aber alles Lob das er ihr dieserhalb bey-
legt, gehört nicht ihr, sondern dem Canz-
ler Oxenstierna zu.

(***) Das macht, daß beydes Cartesius und
der Verfasser, Philosophen und Franzosen
waren.

bey der ersten Erklärung ihres Entschlusses den Thron zu verlassen, mag gehabt haben, giebt er diese mit an: Sie habe vielleicht darunter nichts anders gesucht als die wegen der ungewöhnlichen Steuern und Gaben schwürigen und erschöpften Unterthanen zu besänftigen. Ihren schleunigen Uebergang zur römischen Kirche, gegen die sie kurz zuvor eine Abneigung öffentlich bezeugt hatte, schreibt er hauptsächlich dem blinden Eifer der Geistlichen (*) zu, welche mit ihrer ungestümen Herrschsucht die Gemüther gegen ihre Lehre erstlich gleichgültig machten, und alsdann gar aufbrächten. Bey Gelegenheit der häufigen Lobreden auf Christinen, die nunmehr vor hundert Jahren die Druckerpressen beschäftigten, geräth er auf Plinii Panegyricum, und schreibt dessen Erhaltung bis auf unsere Zeiten, den Tugenden Trajani zu. Ja er meint, es werde die Schwäche des Kaysers seine Lobrede mit eignen Ohren anzuhören, durch nichts anders als durch eben dieselben Tugenden bedecket. Von ihren häufigen Complimentsschreiben an die Gelehrten in us (so nennt er sie) urtheilt er, die Königin Christina

(*) Diese Leute sticht er bey aller Gelegenheit an. Vielleicht ist er von ihnen einmal gerupft worden. Mit den Lutheranern verfährt er noch ganz säuberlich. Aber Rom schont er nicht. Und darum hat auch das Titelblatt müssen zu Berlin gedruckt werden, oder wenigstens hat diese Stadt ihren Nahmen auf dem Titel hergeben müssen.

stina würde besser gethan haben, wenn sie sich darinne gemäßiget, und dafür dem guten Heinsio starke Wechsel übermacht hätte. Er verargt es dem Hrn. Arkenholz, daß er sich ihrer annimmt, und sie von der Beschuldigung einer schreienden Ungerechtigkeit losspricht. Er meint, man dürfe es so genau nicht nehmen, wenn große Herren unter einander keine Sklaven ihres gegebenen Wortes, und in diesem Stücke nicht ehrenfest wären. Das könnten sie thun. Nur müßten sie an Unterthanen nicht untreu werden.

In dem ganzen Briefwechsel der Königin mit den Gelehrten will er nichts merkwürdigers gefunden haben, als die Begebenheit mit dem Scudery. Ein Urtheil über ein Gedichte von einem vielleicht bessern Gemüthe als poetischen Kopfe, müsse in auserlesenen Gedanken, in geheimen Nachrichten, in einem vorgegebenen Muster, wie man Geschichte schreiben soll, auch eine Stelle finden (*). Daß Christina sich verlauten lassen, die Engländer hätten recht daran gethan, daß sie ihrem Könige den Kopf vor die Füsse gelegt, den dieser nicht hätte gebrauchen können, kan er darum nicht glauben, weil er eine so freche Rede mit ihrem Condolenzschreiben an Carl den IIten nicht zusammenreimen kan (**).

Die

(*) Und warum das? Weil Scudery ein Franzose war.

(**) Der Mann muß entweder den Hof, die Welt, sich selbst nicht kennen, oder ein Ueber-

rest

Die Abdankung der Königin scheint er nicht zu billigen. Zwar untersucht er nur überhaupt die Ursachen, warum zuweilen große Herren die Regierung niederlegen. Es scheint aber, als ob er unter der Hand so viel sagen wolle: die Neigung zum Müßiggange und die Begierde in der Stille und ungestört ihren Lüsten nachzuhangen, habe die Königin zu einer That verleitet, die heut zu Tage so sehr getadelt wird, als sie vor hundert Jahren gepriesen wurde. Bey ihren beyden Reisen nach Frankreich, hält er sich am längsten auf. Ihre Strenge gegen den bekannten Monaldeschi schilt er als ungerecht und grausam. Diejenigen Gelehrten läßt er hart an, welche sich nur haben in den Sinn kommen lassen, die Frage aufzuwerfen: ob eine Königin, die sich ihrer Krone begeben, berechtigt sey, einen ihrer Bedienten ohne Rechtsverfahren, ums Leben zu bringen? Mit Leibnitzen hat er Mitleiden, daß er so niederträchtig seyn, und die Königin vertheidigen könne. Es läßt sich leicht erachten, was er von dem Compilateur halte, der ein gleiches thut. Man hätte, sagte er, vielmehr fragen sollen: ob sie in Schweden und auf dem Throne zu einer so barbarischen That berechtiget gewest? Die Untersuchung der Ursache dieses berüchtigten Mordes hält er für unerlaubt. Vielleicht,

sagt

rest derjenigen Zeit seyn, die nie gewest ist, da man von keinem Complimenten wußte, da Herz und Zunge nie mißhellig waren.

r, erfordert es die Ehre der Königin, an den Vorhang darüber ziehe, und sich umbekümmert lasse. Es wäre doch lich, wenn gewisse Liebeshändel die rauerspiel verursacht hatten (*).

n den ersten Jahren ihres Aufenthalts in r, saß Alexander VII auf dem H. Stuh. Diesen Herrn mahlt der Verfasser mit ichen Farben ab (**). Von dem Be. en der Königin Christina in der bekann Beleidigung des französischen Gesandten zu

*) Wir sind eben auf solche Gedanken gerathen, und haben sie in unserer Nachricht von dem arkenholzischen Memoires mit der verblümten Frage: war sie auch etwan eine Semiramis? andeuten wollen. Die Auslegung derselben steht beym Diodorus Siculus II, 13 in den Worten: A legitimis nuptiis sibi temperabat, metu ne regno excideret: interim elegantissimos ad rem secum habendam delegit. Omnes tamen qui cum ea congressi fuissent, deinceps sustulit.

(**) Unter andern erzehlt er von ihm, er habe sich zu Anfange seiner Regierung gestellt, als wollte er den zu Rom so gewöhnlichen als verhaßten, und dennoch allen Wahlreichen anklebenden und unvermeidlichen Nepotismum abschaffen. Das hätte der Cardinal Pallavicini in einer Dedication sehr gerühmt. Sie ward gedruckt. Unterdessen aber änderte der Pabst plötzlich entweder seinen Vorsatz oder seine Verstellung. Mithin ward die schon gedruckte Zuschrift unterdrückt, und kam nicht zum Vorschein. Gehört das etwa mit zu den versprochenen Anecdoten?

zu Rom, dafür sich Ludwig XIV eine dem römischen Hof sehr demüthigende Genugthuung verschaffte, urtheilet er, Christina habe zu gleicher Zeit die Ehre, bey dem Könige in Frankreich für den Pabst, der doch ihr Freund eben nicht war, ein gut Wort einzulegen; aber auch den Verdruß gehabt, abschlägige Antwort zu bekommen. Der Pabst hingegen, der mit Verdruß das Nachsehen des Königes, einer Königin würde schuldig gewest seyn, der er nicht gewogen war, und vielleicht die Absichten einsahe, die sie mochten veranlasset haben, sich in diesen Handel zu mengen, nemlich den Pabst zu demüthigen und sich ihn zum Schuldner zu machen, meinte ihr nun nichts mehr schuldig zu seyn, weil es ihr in ihrem Ansuchen nicht hätte gelingen wollen, und setzte seine vorige Weise, sie gar nicht zu schonen so fort, daß sie endlich müde ward, vom Pabste anders nichts als Verdruß und Sorgen zu erhalten, daher sie festiglich entschloß, sich wieder nach Schweden zu wenden (*). Es ward aber nichts daraus.

Was

(*) Das ist ein französischer Uebergang von einem Dinge zu einem andern von ganz unterschiedener Art. Die Franzosen wissen sich viel damit. Sie vermeinen, indem sie die Bahn der Erzehlung frey und schlüpfrig machen, dadurch einen Vorzug über andere zu erhalten, die sich es für unanständig achten, die Lücken ihrer Geschichte mit einem so dünnen und brockeligen Kalche zu übertünchen.

für ein Ansehen die Wissenschaften
stinens Zeiten in Schweden und an-
derswo

en. Wenn sie doch wüsten, wie unerträglich,
e lächerlich sie damit bey Leuten würden,
e auf den Grund dringen und die wahre
eschaffenheit der Dinge besser wissen. Viel
ichtigere Absichten lockten Christinen nach
Schweden. Sie verließ Rom, weil sie ei-
nem verscherztem Königreiche nachjagte, nicht
weil sie müde war, vom Pabst Alexander
anders nichts als Seegen und Beleidigun-
gen zu erhalten. Eben so schlodderig ist
der Zusammenhang ihrer schwedischen Reise
mit der Münze, die sie mit einer schwedi-
schen Aufschrift schlagen ließ, damit die ita-
lienischen Münzkenner zu beschäftigen und
lächerlich zu machen. Unterdessen sagt er:
da sie die Neigung der Stände von Schwe-
den wegen ihrer vorhabenden Reise ergrün-
den ließ, unterhielt sie sich zu Rom im Um-
gange mit den Gelehrten, und trieb zuwei-
len ihren Spott mit ihnen u. s. w. Indes-
sen ist sein Urtheil über dieses ihr Betragen
wohl gegründet. Ich weiß nicht, sagt er,
ob ein solches Vergnügen sich wohl für ih-
ren Stand schicke. Einem Fürsten ist so
viel daran gelegen, die Wissenschaften zu lie-
ben und zu befördern, daß er die armen Ge-
lehrten vielweniger verhönen darf, als je-
manden anders. Er hat freylich recht. Aber
was darf man von großen Herren anders
erwarten? Ueberfluß und Müßiggang macht
muthwillig: und der Muthwille muß sich
nothwendig auf die nächstumstehenden er-
gießen. Bleibt von ihnen weg, ihr Herren
Gelehrten, und flehet die Fürsten mit dem

 eiteln

derswo gehabt haben, hatte Herr Arkenhol
durch die Lebensbeschreibung der damaligen Ge
lehrten vorstellig machen wollen. Der Franzo
se aber weiß ihm keinen Dank für seine ge
habte Mühe, und meint, eine solche Aus
schweifung gehöre für die Geschichte eine
Königin nicht (*). Bey Gelegenheit de
Unru

eiteln Ruhme großer Gelehrsamkeit un
Liebe zu den Wissenschaften nicht auf, die
wenns hoch kommt, mehr nicht als etwa
von dem Spielwerke der Gelehrsamkeit wis
sen. Oder steckt widrigen Falls derben Spa
geduldig ein. Ihr wisset es, mit was für
einer Art von Geschöpfen man euch an den
Höfen vergleichet.

(*) Für eine förmliche Geschichte gehört si
freylich eben so wenig, als die loci commu-
nes die der Franzose für Anecdoten verkauft.
Man muß jedesmal die Absicht eines Schrift-
stellers in Erwegung ziehen, und ihn dar-
nach richten. Das arkenholzische Werk soll
keine förmliche Geschichte, sondern nur ei-
ne Sammlung von Nachrichten und Stü-
cken seyn, die jemand zur Hand haben muß,
der etwa eine Geschichte zu schreiben gedächte.
Will man mit der Strenge verfahren; was
haben denn in des Franzosen Aufsatze so
manche gemeine, nichtswürdige Anmerkun-
gen zu thun? die ihm witzig zu seyn deuch-
ten, und nur darum herhalten musten, da-
mit er Gelegenheit hätte, einen frostigen
Spruch darüber zu sprechen. Dahin gehö-
ret die hier angebrachte Nachricht von des
Pallavicini Buche: Beweis der göttlichen
Vorsicht in dem großen Zuwachse, den
der catholische Glaube in der Königin
Chri-

en, welche die Quietisten zu ihrer Zeit
eten, sagte er: zu Rom würde die Ke=
n Grunde so sehr verachtet, als man
vielen Umständen und Gepränge un=
e und verdamme. Christina hatte sich
Unruhen gemengt, die wegen der Ruhe
eelen entstanden waren. Sie hätte sich
, daß sie einem unglücklichen Priester
Pflichten der Menschlichkeit geleistet,
ihe in den Verdacht gesetzt, als hienge
inen Schwärmereyen an. Der Friede
Molinos predigte, hatte so viel Unfriede
Rom verursacht, daß Pasquino sich ge=
ziget gefunden, in folgende Worte auszu=
hen: Reden wir, so warten die Ga=
en darauf. Schreiben wir, so steht

Ll 2 der

Christina erhalten hat. Daß solches Buch
sey verdammt worden, weil man 44 Ketze=
reyen darinne gefunden habe, wird zu kei=
nem andern Ende angeführt, als damit
man Gelegenheit haben möchte auszurufen:
Ich verwundere mich über die Gedult
derer jenigen, die sie (die Ketzereyen) er=
zehlt haben. Sollen alle Nachrichten von
Gelehrten, von der Lebensbeschreibung der
Königin Christina entfernet seyn: warum
macht er denn ihren Umgang mit dem ge=
lehrten Lucas Holstenius zu einem eignen
Artikel? Darum, daß er von diesem ohnstrei=
tig geschickten Manne sein soviel Bosheit
als Unkunde verrathendes Urtheil fällen
könnte: das sey der Mann, der 8000 Feh=
ler habe im Baronius finden wollen, und
vielleicht selbst noch mehr andere würde ge=
macht haben.

der Galgen darauf. Halten wir uns in Ruhe, so laufen wir der Inquisition in die Hände (*). Den Pabst Innocentium XI. der diese Ketzerey verdammte, lobt der Verfasser und nennt ihn einen **tugendhaften, eigensinnigen und kurzsichtigen Pabst;** (Pontife vertueux, opiniatre & borné). Den Pabst Alexander VII nennt er homme vain & minutieux, **einen eitlen Mann voller Kleinigkeiten.** Ueber einen Brief den Christina an einen Comte Vasato geschrieben und ihn ermahnet haben soll, in den Mönchsstand zu treten, urtheilt er, der Compilateur hätte besser gethan, wenn er ihn zurück gehalten hätte. Denn es sey nicht sowohl ein Beweis ihres Eifers in der catholischen Religion, darüber man sich ohne

(*) Verdiente wohl ein so frostiges Wortspiel, so vielen schönen und seltenen Beweisstücken und Nachrichten entgegen gesetzt zu werden, dadurch das arkenholzische Werk brauchbar und unentbehrlich wird, aber bey leichtsinnigen und unruhigen Franzosen, die nur für Müßiggänger und Frauenzimmer schreiben, eben deswegen den gehäßigen Nahmen einer Compilation, eines Zusammengesetzes erhält? Um eine gute Geschichte nach französischem Geschmacke zu schreiben, darf man sich nur einen guten Vorrath von Tischreden und Strassenanecdoten anschaffen. Documente, Zeitrechnung und alle schwermüthige Untersuchung muß man den Compilatoribus, den abgeschmackten dummen und mühsamen D = = = überlassen.

doch zu sehr beunruhige, als vielmehr ichen, daß sie für langer Weile zu Rom gewust habe, was sie anfangen soll (*). In ihrem Ende berichtet er, man wolle pten, sie habe darinne die Königin Elli übertroffen. Es wäre zu wünschen, er hinzu, daß man ein gleiches von ih- Leben sagen könnte (**). Sie befahl hren Leichenstein nur diese wenige Worte etzen: D. O. M. vixit Christina annos LII. Die Bescheidenheit und der Stolz in Leichenaufschriften, rühren beyde von der elkeit her. Bescheidenheit schickt sich am ten für eine Eitelkeit, die sich großer Tha- bewust ist. Eine solche aber, die nur in einigkeiten kriecht, und sich nie hat hervor- un können, muß sich durch Hochtraben und uhmräthigkeit aufhelfen. Beurtheilt man hristinens Leichenstein nach diesem Maße,

Ll 3 so

(*) Bayle muß doch ganz andere Gedanken gehabt haben, weil er dieses Schreiben bekannt machte, und darüber in einen Briefwechsel mit der Königin gerieth.

(**) Christina war freylich bey weiten keine Elisabeth. Aber sie würde gewiß mehr Gutes gestiftet haben, wenn sie an der Regierung geblieben wäre, und die Franzosen sie nicht verführt hätten. Wäre sie aber mit alle den Lastern die sie von ihren artigen Lehrmeistern eingesogen hatte, auf dem Throne geblieben, so würde sie auch ohne Zweifel sich und ihrem Lande vielmehr Unheil zugezogen haben.

so ergiebt sichs, daß dessen Aufschrift wahr, aber nicht edel ist. Der Unbestand und die Ungleichheit ihrer Aufführung, Gemüthsverfaßung und Neigung, die wenige Achtung für den Wohlstand die sie in ihren Handlungen bezeigte; die geringen Vortheile die sie aus ihrer Gelehrsamkeit und natürlichen Gaben zohe, um sich und andere Menschen glücklich zu machen, ihre oft übel angebrachte Sprödigkeit, oder vielmehr Trotz, (denn diejenige Härte ist Trotz, welche nicht Hochachtung zurückläst) ihre zweydeutigen Ausdrücke über den Gottesdienst den sie verließ, eben sowohl als über den zu welchem sie sich wandte, endlich ihre so zu sagen landstreicherische Lebensart unter Fremden, die sie nicht werth hielten: alles dieses machte, daß man ihr zum Ruhme mehr nicht nachsagen konnte als dieses, sie habe 63 Jahre gelebt (*).

Bald darauf äußert er seine Gedanken von Christinens beyden hinterlassenen Schriften. Die eine, sagt er, führet die Aufschrift: Pensées diverses. Sie ist, wie beynahe alle andern

(*) Es ist nicht zu leugnen: in seinen Urtheilen verfährt der Franzose vielmals richtig. Vielleicht ist dieser Gedanke über eine Grabschrift die viele bewundert haben, einer der richtigsten. Wir widersprechen hiermit unserm anderweitigen Urtheile nicht, da wir behaupteten, diese Anecdoten wären mit locis communibus ausgespickt.

: dieser Art, eine Sammlung von
nmunibus. Gar oft hat man sich
mal die Mühe genommen, sie in eine
matische oder sinnreiche Gestalt ein-
. Das wunderbarste an dieser
ist dieses, daß man in derselben Ver-
gen zur Duldung der Andersgesinn-
it; auf welche unmittelbar Stellen
welche die Untrüglichkeit des Pabstes
vermeßenste Art behaupten. Wenn
fasserin die letztern in der Absicht aufs
daß sie ein Gegengift der erstern ab-
sollte man nicht mit Recht sagen:
neh sey schlimmer als die Krankheit
Das zweyte Werkchen, das sich von
nen herschreibt, ist eine Lobrede auf
der den großen, den Sieger, das Gö-
des Alterthums, den Vorwurf, an
die Tadelsucht der neuern Zeiten reibt:
ie die meisten Fürsten weder das un-
e Lob womit die Schmeicheley ihn über-
te, noch die hämischen Stiche verdie-
womit man heut zu Tage seinen Ruhm
verkleinert, weil man weder böses noch
mehr von ihm zu erwarten hat. Chri-
hätte diesen Fürsten weniger loben, und
nachahmen sollen, nicht in seiner unge-
gten Ruhmbegierde und Durste nach
en, sondern in seiner Großmuth, in der
hicklichkeit zu regieren, in seiner Kennt-
der Menschen, in seinen weiten Aus-
n, und in seiner lautern und erleuch-

teten Liebe zu den Künsten und Wissenschaften (*).

Mit diesen Worten beschließt der Franzose seinen Aufsatz, welchen er geruhet hat, geheime Nachrichten zu nennen, und dem Leser rathen zu lassen, warum er eben eine so viel versprechende und reizende Aufschrift gewehlt. Es ist diese Schrift, die Wahrheit zu sagen, nichts anders als ein nach französischem Geschmacke eingerichteter kurzer Auszug aus des Herrn Arkenholzens Memoires, dergleichen man in unsern deutschen Monatsschriften aus neuen Büchern zu machen pflegt. Ehedem äfften die Deutschen den Franzosen nach. Nun scheint es, als ob das Blatt sich wenden wolle. Das wird gewiß ein Vortrab und Zeichen seyn, daß die Krankheit, Journale zu schreiben, auch die Franzosen anstecken werde. Aus diesen Anecdoten kan man den Geschmack der Franzosen kennen, und das Urtheil, welches sie von unserer deutschen Art Geschichte zu schreiben fällen, verachten lernen. Ihre Geschichte ist für Leichtsinnige angenehm zu lesen; aber übrigens mager, und nach allen Betrachtungen mangelhaft. Die deutsche Art ermüdet

(*) Da es sich von Personen die vor hundert Jahren gelebt haben, so schwer urtheilen läßt: wie schwer, wie zweifelhaft, wie vermessen muß nicht der Ausspruch von einer Person werden, die so weit von unsern Zeiten entfernt ist, und eine so seltsame Rolle in der Welt gespielet hat?

über den Verfasser mit mühsamen, lang-
erigen Nachschlagen und weitläuftigen
ntersuchungen. Sie hält den Leser bey jedem
chritte auf. Der Deutsche sucht mit Bele-
n und Versicherung bey der gegenwärtigen
d zukünftigen Welt seinen ehrlichen Namen
erhalten; da hingegen die Franzosen gar oft
on zu historischen Betrügern geworden sind.
anzösische Geschichte sind den Schauspiel-
ken gleich, welche das Perterre mit ver-
pelten Händeklatschen, daran vielmals
einen Partheilichkeit und der andern blin-
Nachahmung den grösten Antheil hat, be-
tet. Deutsche hingegen werden sich wie
nigen Vorstellungen erhalten, welche nebst
r tüchtigen Einrichtung und innerlichen
te, auch noch das Glück haben, dem Pö-
zu mißfallen.

IV.

ärke und Schwäche der Feinde der
öttlichen Offenbarung, von ihrem
rsten Alter bis auf das fünfte Jahr-
undert nach unsers göttlichen Er-
ösers Geburt, aus gehörigen Grün-
en untersucht und bewiesen von M.
Friedrich Christian Koch, Prediger
u Schwabhausen und Petriroda.
Gothe 1753, in 8, erster Theil 1 Alph.
Bogen.

Je nützlicher und nöthiger uns die Offenbarung zu unsrer ewigen Wohlfahrt ist; je grösser und tadelnswürdiger ist der Undank derer gegen das höchste Wesen, welcher die göttlichen Bücher und Wahrheiten zu bestreiten sucht. Der Herr Verfasser erweiset solches in der Vorrede zu der Schrift, die wir hiermit unsern Lesern näher bekannt machen. Er mahlt denselben mit den häßlichsten Farben ab, nachdem er die himmlischen Wahrheiten, derselben Vorzüge und herrliche Vortheile bey allen Arten von Menschen auf das lebhafteste geschildert hat. Hierauf folgert er weiter, daß die Feinde der geoffenbarten Wahrheiten sich selbst und ihrem wahren Vergnügen gehäßig seyn müssen; und will aus der Vergleichung aller Widersacher der Offenbarung, vom ersten bis auf das itzige Jahrhundert, eine fast allgemeine Quelle ihrer so irrigen und verächtlichen Meinungen entdecken. Ohne sie zu nennen, führt er die vornehmsten Religionsfeinde an, und will seine Leser aus ihrem Verhalten auf die Quellen desselben schlüssen lassen. Solche sind das Heidenthum, die Gnostiker, die Juden, Mahomed und die von Christen herstammende Feinde der christl. Religion, welche es bloß darum sind, weil sie theils nur herrschen und in Wollüsten leben, theils blos der vermeinten Vernunft und den Träumen ihrer schwärmenden Einbildungskraft folgen wollen. Von dem Mitgliedern dieser so lan-

ge

stehenden Gesellschaft will der Hr. Verfass
eine, wo nicht vollständige, doch so viel,
möglich, ausführliche Sammlung, in ei-
chronologischen Ordnung, nebst ihren
nwürfen und einer kurzen und bündigen
iderlegung derselben, seinen Lesern durch
benannte Schrift in die Hände liefern.
erkennt zwar die Schwierigkeiten, so ihm
Entfernung des Alterthums, der Unter-
ig mancher feindsel. Schriften, die Entle-
heit der Orte, die Unwissenheit in verschie-
en ausländischen Sprachen u. s. w. bey
er Arbeit in den Weg legen werden: allein
offt dieselben durch Fleiß, Mühe und die
yhülfe derer, so vor ihm schon zu gleichen
ecke, doch in einer andern Ordnung ge-
eitet haben, zu überwinden, und auch oh-
ine so vollständige Sammlung zu geben,
che alle Gegner aller Orten und Zeiten,
en ausgenommen, in sich hielte, nützlich zu
r; zumal da sich so viele finden, die einen
hm darinne suchen, daß sie den vermein-
starken Geistern ihre Spöttereyen, ihre
nals längst vermoderten und beantwor-
n nur neu aufgewärmten Spöttereyen
beten, welche durch die Belehrung hier-
nothwendig schamroth werden müssen.
Seine Arbeit hat nach der gesetzten Absicht
) Theile: wovon der erste die Stärke,
zweyte die Schwäche der Gegner vor-
gt. Bey dem einzigen Julian dem Ab-
innigen, verbindet er beydes mit einander,
um,

um, wie er spricht, unnöthige Wiederholungen und Weitläuftigkeit zu vermeiden. Der erste Theil besteht aus 4 Hauptstücken. Das erste ist gleichsam eine Einleitung zu dem ganzen Werke, und redet von den zufälligen Vortheilen, so die heil. Schrift von ihren Gegnern erhalten, und der Ordnung, die unter ihnen zu beobachten; das zweyte handelt von der dreyfachen Quelle der menschlichen Erkänntniß, und erweiset, daß wie nicht bloß die geoffenbarten Wahrheiten, sondern auch die klärsten Aussprüche der Vernunft, der Gegenstand des Widerspruchs gewesen *sind*; so mache dieser Widerspruch weder die einen noch die andern falsch und verdächtig. Das dritte lehrt die Schicksale der Offenbarung bis auf die Zeiten der Apostel; und das vierte stellt die Gegner der Offenbarung vom 1sten Jahrhunderte bis zu dem fünften, nebst einem Abrisse von ihrem Leben und Lehrgebäude dar. Der zweyte Theil besteht aus 2 Hauptstücken. Das erste davon trägt einige nöthige Vorerinnerungen bey dieser Materie, Gesetze nach welchen die Widerlegung der Irrthümer anzustellen, ingleichen die Schriftsteller vor, welche von den Widersachern der Offenbarung in den ersten 5 Jahrhunderten etwas geschrieben haben. Das andere handelt in 4 besondern Abschnitten von der Schwäche der gnostischen Lehrer der jüdischgesinnten Christen; ingleichen von den Irrlehrern, so um einiger besondern Lehrsätze willen,

gner der Offenbarung worden; und endlich
i den heidnischen Vorwürfen.

Dieses ist der allgemeine Entwurf der ge-
nwärtigen Schrift. Allein wir können es
rbey nicht bewenden lassen, sondern müssen
s noch weiter über dieselbe erklären. Des
en Theils erstes Hauptstücke ist gleichsam
: Einleitung zu dem ganzen Werke, worin-
der Herr Verfasser von den Vortheilen
et, welche die heilige Schrift zufälliger
ise aus den übelgesinnten Bemühungen
r Gegner ziehet. Sie kommen darauf
Die Verehrer der göttlichen Schriften
dadurch aufgemuntert worden, alle Kräf-
nzuwenden, ihre Hoheit aufrecht zu erhal-
: dadurch ist gleichsam der Staub von
Büchern der göttlichen Offenbarung ab-
iumt worden, so daß ihr kostbares Gold
o mehr glänzet; dadurch hat man die
wendungen der Gegner als sandigte Grün-
und als alte unverständige Kunstwörter
inden: dadurch sind ihre Freunde und
rtheidiger munterer, scharfsichtiger und be-
samer worden. Allein dieser Vortheile
eachtet verdienen die Gegner der Offenba-
g kein Lob, weil man nichts Böses thun soll,
etwas Gutes daraus komme, und weil diese
ihren Einwendungen nicht die gute Absicht
en, sich von der Wahrheit und Göttlichkeit
Schrift zu überzeugen. So wenig verdie-
sie Ruhm, als ein Missethäter, dessen ge-
te Strafen manchen Zuschauer zur Besse-
rung

rung ermuntert. Der Hr. Verfasser stellt hierauf den allgemeinen Innhalt der H. Schrift, als in einem Schattenrisse dar, und sagt, man würde alsdenn den Tadel und die Einwürfe der Gegner wider ein so schönes Bild gewissermaßen noch für vernünftig halten können, wenn sie Geschicklichkeit und Beruf hätten, sich als Richter aufzuwerfen, und wenn sie die Schrift selbst mit gehöriger Aufmerksamkeit und ohne Vorurtheile recht betrachteten. Allein da die meisten weder gnugsame Fähigkeit noch Wissenschaften besitzen, die eine solche Arbeit erheischt; da sie die Schrift kaum hie und da flüchtig, gleichsam zum Spas, und noch darzu in einer vielleicht schlechten Uebersetzung angesehen, und auch da schon mit Vorurtheilen gegen sie eingenommen gewest: wie kan man ihren Tadel für vernünftig ausgeben? Endlich giebt der Hr. Verfasser noch die Ursache an, warum er die Feinde der göttl. Offenbarung mehr in einer chronologischen als andern Ordnung aufführt. Er spricht, die alphabetische Ordnung der Personen nach ihren Namen sehe einem historischen Wörterbuche zu ähnlich: die Ordnung aber nach den Sachen und Materien, welche an der Offenbarung ausgesetzt werden, welche unstreitig sehr große Vortheile für sich gehabt haben würde, war zu mühsam, ja fast unmöglich. Denn diese Leute sind sich niemals gleich, setzen auch ihr Irrthumsgebäude niemals so feste, daß sie nicht davon abweichen, sich widersprechen, und auf

nge fallen sollten: daher müßte
er Gegner gar oft an mehr, als an
rte wiederholt werden. Aus diesem
n hat es ihm beliebt, die chronologi-
dnung zu wählen, um einen Leidfa-
jaben, nach welchem er wo nicht alle,
meisten nahmhaft machen, und ihre
und Schwäche zeigen könnte(*).

zweyten Hauptstücke handelt der Hr.
ser erst von den drey Quellen mensch-
Erkänntniß, der Erfahrung, Vernunft
ffenbarung, und setzt ihnen gleichsam
e Grenzen. Die Erfahrung ist uns
hm, weil wir die Sinnen und deren
euge zu dieser Absicht mit Vortheil be-
die Vernunft ist es, weil sie den Weg
Deutlichkeit bahnt: die Offenbarung
weil sie uns glücklich macht. Keine
iesen Quellen dürfen wir fahren lassen,
wir nicht in Ungereimtheit, Irrthü-
nd Elend verfallen wollen. Aber es
ch keine derselben, so fest wir uns an

die-

Diese Ordnung müssen wir billigen, und
war unter andern aus dem Grunde, weil
nan dadurch überzeugt wird, daß die heu-
igen starken Geister nicht viel neues wi-
er die Schrift aufbringen, sondern längst
vorgetragene Einwürfe nur wieder aufwär-
men, und aufs höchste ein wenig feiner
inkleiden, ohne daß sie den horazianischen
Ausspruch bedenken: ridetur, chorda qui
semper oberrat eadem.

dieselben zu halten haben, unangefochten geblieben. Plato, Arcesilas, Sanchez, Cornelius Agrippa, le Vayer, Huet und andere haben die erste angefochten, indem der eine bald mehr, bald weniger wider die Wahrheit der sinnlichen Empfindungen geschrieben. Die zwente hat dadurch, daß sie einige zu sehr erheben, als Cherbury und Lock, andere aber solche zu sehr erniedrigen, ja gar verbrennen wollen, als die Schüler des Pythagoras, die sich blos an einem αυτος ἐφα begnügen ließen, ein Pairet u. s. w. ihre Widersacher gefunden. Folgt aber hieraus, daß man bende Quellen menschlicher Erkänntniß darum verwerfen muß, weil sie Gegner gehabt haben? nichts weniger, als dieses. Wir müssen aus ihnen schöpfen; und wenn wir solches thun, nur die gehörige Unpartheilichkeit, Aufmerksamkeit und Behutsamkeit bey Untersuchung der Wahrheit anwenden, damit wir weder aus Leichtgläubigkeit alles gleich annehmen, noch aus Eigensinn alles verwerfen. Und gesetzt, wir wollten in Absicht dieser zwo Quellen so verfahren, wie die Freydenker in Absicht auf die dritte thun: in wasfür ein Labyrinth würden wir bey allen unsern politischen, mathematischen, historischen, ja selbst öconomischen Bemühungen gerathen (*)?

Das

(*) Unserm Bedünken nach hätte die Folge: der Widerspruch gegen eine Sache macht die-

3te Hauptstücke liefert die Schicksale
barung bis auf die Zeiten der Apo-
ie diese in eine ganz feine Schreib-
kleidet, aus den Büchern der heil.
selbst entlehnt und folglich bekannt
können wir uns der Mühe überhe-
as aus denselben hier beyzubringen.
nüssen wir anmerken, daß der Herr
r bey dem Schluße seiner Erzehlung
ung ist, die Bemühung und den Vor-
rs allerheiligsten Glaubens vor der
en, jüdischen und mahometanischen
zu zeigen, sey bey den itzigen hel-
ten mehr ein gelehrter Putz als eine
idige Ausführung zu nennen. Denn
terscheid in Ansehung der Lehren,
n und Bewegungsgründe sey empfind-
ß, und ein mäßiges Nachsinnen wer-
ß ein gegründetes Urtheil zur Ehre
tlichen Religion fällen.

4ten Hauptstücke werden die Gegner
enbarung aus den ersten 4 Jahrhun-
nach einander erzehlt. Anfänglich
tzten sich der christlichen Religion über-
Jüden und Heiden, und sonderlich die
Apostel. Von dieser ihren heftigen,
aber

ise noch nicht ungewiß oder falsch, et-
is besser aus einander gesetzt, und solcher
sdenn auf die Offenbarung angewendet
erden können und sollen.

aber fruchtlosen Bemühungen, finden wir in den Büchern des N. B. Nachricht. Bey ihren Nachfolgern, so aus den Christen aufgestanden, finden sich mehr Schwierigkeiten. Der Herr Verfasser erwehlt, um doch in etwas sicher zu gehen, den Herrn Canzler von Mosheim zu seinem Vorgänger. Alsdenn folgt eine kurze Nachricht von den Gnostikern, worunter diejenigen Irrlehrer der ersten Jahrhunderte verstanden werden, die das System ihrer orientalischen Weltweisheit mit in die christliche Lehre einflochten, und diese nach jenem erklärten. Von ihnen nimmt er 1 Tim. 6, 20; 1 Cor. 4, 19; 2 Tim. 3, 4. Offenb. 2, 6, 14 an (*) Hierauf werden die Feinde der göttlichen Offenbarung selbst erzehlt (**). Simon der Zaube-

(*) Unsere Leser werden vielleicht sowohl als wir zweifeln, ob alle diese hier angeführte Stellen von den Gnostikern zu verstehen sind. Sie werden es weder dem Verfasser noch dem Herrn Hammond, auf den er sich beruft, zu gefallen glauben. Vielleicht fänden sich in mancher Stelle keine Gnostiker, wenn man keine finden wollte.

(**) Niemand wundre sich, wenn er unter diesem Verzeichniss manchen findet, den er hier nicht zu finden glaubt. Der Herr Verfasser hat nicht bestimmt, was für Leute er eigentlich unter den Feinden der Offenbarung versteht. Uns dünkt, er nehme das Wort in einer weitern Bedeutung als sonst gewöhn-

macht den Anfang. Seine Ge-
on dem Gesetze und den Propheten,
welcher jenes nicht von dem guten
:ühre, sondern zur Plage des mensch-
schlechts, von einer derjenigen Mäch-
Welt geschaffen, ausgesonnen worden,
Propheten, und zwar jeder von einem
ı dieser neidischen und hochmüthigen
jetrieben worden; und daß derjenige
Tod und Verderben laufe, der dem
aube: dieses alles sieht der Hr. Ver-
s eine der Hoheit und dem Ansehn
her A. B. widrige Lehre an. Er
dem Dositheus, einem Landsmanne
non fort, welchen er weder für den
ıoch Schüler dieses letzten, wie andere
:sgiebt. Er wollte für den Messias
n seyn: und dieses mit einigem
: thun zu können, hat er die Bücher
)orsetzlich verfälscht, und zuerst geleug-
die Propheten des A. B. von dem
l getrieben worden; auch den Erzva-
as sehr mißgehandelt. Cerinth, der
zum Vorscheine kömmt, verfiel aus
)e die jüdische Lehre mit der christli-
eligion zu vereinigen, und beyde wi-
der morgenländischen Weltweisheit
:eichen, auf eben die Gedanken von
oelche die Gnostiker und Simon heg-

 ten.

hnlich ist. Nach dieser Anlage wird man-
r der Neuern seinen Namen hier finden,
ne daß er mit Recht hieher gehöret.

ten. Darinne aber geht er von ihnen a[b,]
daß er lehrt, der gute Gott sey von der Sch[ö]
pfung an, bis zur Zeit des Erlösers, völlig u[n]
bekannt gewest, und die Schöpfung sey blo[s]
durch eine Gesellschaft Engel vom gering[e]
Ansehen bewerkstelliget worden, unter dene[n]
einer der Herr des jüdischen Volks gewes[en.]
Doch diesem ungeachtet verwarf er weder da[s]
ganze A. T. noch das Gesetz Moses übe[r]
haupt; sondern drange vielmehr auf die B[e]
obachtung der jüdischen Gebräuche. Unte[r]
den Büchern des N. B. nahm er blos da[s]
Evangelium Matthäi, nach Ausschluß ve[r]
schiedener Stücke an; des Paulus Brie[fe]
aber verwarf er gänzlich. Den Beschluß i[n]
diesem Jahrhunderte machen die Nazaräe[r]
nebst den Ebioniten, und ihre der Offenba[h]
rung widrigen Meinungen. Jene glaub
ten, jedermann sey verbunden, das Gese[tz]
Moses, doch bloß dem klaren Buchstabe[n]
nach, ohne die pharisäischen Zusätze zu beob
achten, und bekümmerten sich wenig um di[e]
Bücher des N. B. außer einem in ebräische[r]
Sprache geschriebenen Evangelium: dies[e]
aber gingen viel weiter. Sie glaubten, ma[n]
müsse dem Gesetze Moses in allen Stücken,
ja selbst den Aufsätzen und Ueberlieferungen
der Alten, Gehorsam leisten, verwarfen das
N. Testament und redeten von dem Apostel
Paulus sehr verkleinerlich vermuthlich wei[l]
er in seinen Briefen so sehr wider die Beob
achtung der äußerlichen Gebräuche eifert.

Im

zweyten Jahrhunderte kommen erst
in und Basilides mit ihren Träumen,
eisungen und lästerlichen Lehren zum
in. Diesen folgt Harpokrates mit sei=
hängern; Valentinus mit seinem
oder Schüler Ptolemäus, dessen Ge=
on dem Gesetze wir mit einstreuen müs=
l er sich wieder anders erklärt, und be=
das Gesetz könne weder von Gott dem
noch von dessen Feinde dem Satan
nen. Dem ersten sey es unanstän=
Stifter eines so unvollkommenen
seiner Ergänzung noch so vieles be=
n Gesetzes zu seyn, dem letztern aber
seine Gottlosigkeit nicht verstatten,
zu geben, weil es seine Eigenschaft
ur Böses zu thun. Es müsse folg=
e kunstreiche Schöpfer der Welt das=
rsonnen haben, was darinne zu finden.
s Gesetz recht zu erklären, müsse man
des bemerken: das in den fünf Büchern
enthaltene Gesetz habe nicht einen eini=
heber, sondern wäre mit Befehlen von
hen untermenget, indem zu den Gese=
ottes, Moses und die Aeltesten des Volks
gnem Antriebe Zusätze beygefügt hät=
Ja selbst die von Gott stammenden Ge=
wären in drey besondere Glieder getrenn=
davon die ersten rein und von aller Ver=
ung des Bösen befreyt seyn, z. E. zwo
stafeln. Die andern wären mit schlim=
Sachen vermischt, z. E. die Selbst=

rache

rache u. s. w. 3 B. Mos. 24, 20 welche de
Heyland weggeräumt hätte. Die dritte wü
den typische und symbolische Befehle genen
net, bey welchen der Heyland das so in di
äußerlichen Sinne fällt, auf das Geistlich
und Unsichtbare angewendet. Hierauf trit
Cerdon auf, welcher aus dem Verbote von den
Baume des Erkäntnisses und von dem Baum
des Lebens zu essen, aus den Strafgerichten
Gottes in der Sündfluth, in der Verwüstung
der sodomitischen Gegend, in der Vertilgung
der canaanitischen Völker, aus den Gese-
tzen Auge um Auge, Zahn um Zahn u. s. w.
der Schrift und ihrem Urheber nachtheilige
Folgen zohe, den guten Gott nicht für den
Höchsten erkannte, und das einige Evangelium
des Lucas nebst etlichen Briefen des Paulus,
wiewohl sehr verstümmelt annahm. Nach
dem Cerdon kommt der Marcion, welcher
nicht weniger Widersprüche in dem A. B.
finden, und aus den Büchern des N. B. nichts
mehr annehmen wollte, als das was sich mit
seinen Grillen vereinigen, oder sehr leicht ver-
drehen ließ. Diesen folgte Apelles, welcher
die Schriften Moses vieler Geschichte wegen
für unglaublich, ja für widersprechend, und
folglich für falsch hielt; aus Paulus Brie-
fen wählte, was ihm zuträglich zu seyn schien,
und bey einer gelehrten Unterredung mit dem
Rhodon, da er nicht weiter konnte, behaupte-
te: Man müsse niemands Glauben untersu-
chen, sondern einen jeden darbey lassen, was
er sich einmal in den Kopf gesetzt hätte.

Wer

sicht hieraus nicht zur Gnüge, wer
gänger der heutigen Freydenker ge
ind wie schon vor viel 100 Jahren
wider die göttlichen Schriften vor-
worden, das diese itzt als neue Sa-
rzubringen glauben? Doch wir ge-
en übrigen Feinden der Offenbarung
n denen wir bloß die Nahmen in der
g des Herrn Verfassers hersetzen wer-
il uns die Anführung ihrer Meinun-
veitläuftig fallen würde. Nach dem
folgen also die Cainianer; der durch
und Hochmuth geänderte Tatian;
s; Artemon, welcher mit seinen An-
i die Schrift um ihrer Einfalt willen
e; die Alogi, und unter den heyd-
Widersachern sonderlich Celsus, Cre-
nd Lucian. Der erste verfertigte aus-
h wider die christliche Religion ein Werk
osheit und Gelehrsamkeit, welches er
ἀληθὴς überschrieben. Es ist zwar ver-
gegangen: allein Origenes, der es
gt, hat doch des Celsus eigene Worte
hrt, und man kan daraus erkennen,
r seine Gedanken angekommen sind.
err Verfasser glaubt, seine Lästerungen
theils Personen, theils Sachen zum
urfe gehabt, indem Jüden und Chri-
Christus, Moses, die Propheten und
l bey ihm in schlechtem Ansehen sind,
re Gesetze, Lehren und Pflichten seinem
nken nach, der Griechen und anderer

Völker Aussprüchen weit nachstehen müssen. Seine Lästerungen werden in verschiedenen Abtheilungen vorgetragen, und haben die Ueberschriften: des Celsus Gedanken von dem Volke der Jüden, von den Christen, von Moses, von Mosis Schriften, von den Propheten und ihren Weissagungen, von dem Erlöser Jesu Christo, von den Jüngern Christi, von der christlichen Lehre. Wir können dessen hier angeführte anzüglichen Lästerungen, boshafte Verdrehungen und ungereimte Schlüsse unmöglich anführen. So viel erinnern wir, daß die neuern Nachfolger eines Celsus, in bittern Ausdrücken, unvernünftigen Grundsätzen, thörichten Folgen, ihren heydnischen Vorgänger vielmals weit übertreffen. Von dem Crescens und Lucian haben wir nichts unbekanntes beyzubringen.

Aus dem 3 Jahrhunderte werden der Elcesäer, Sabellianer, Manichäer und des Bischofs Nepos, theils der ganzen Schrift, theils mancher Bücher derselben, nachtheilige Meinungen angeführt; diesen aber die beyden Heyden Porphyr und Philostratus (deren vornehmste Lebensumstände eingeschaltet sind) zur Gesellschaft beygefügt, welche durch ihre erdichteten Erzehlungen von dem Plotinus und Apollonius, der Geschichte und dem Ansehn unsers Erlösers Schaden zuzufügen getrachtet haben.

Unter den Feinden der Offenbarung, so das 4te Jahrhundert hervorgebracht, werden

Arius,

Aetius und Priscillian mit ihren An-
n erwähnt, und diesen Hierokles, Liba-
:nd Julian der abtrünnige aus den
ı zur Gesellschaft gegeben, auch ihre
ıngen und Bemühungen der christlichen
ion zu schaden, nicht vergessen. Die
ıdlung von dem Julian ist die weitläuf-
und geht von S. 234 bis 362. Wir
n uns hierbey etwas aufhalten, theils
Julian unfehlbar einer der stärksten und
ten Gegner der christlichen Religion
t ist, theils weil der Herr Verfasser
die Widerlegung seiner Sätze beyge-
, wovon wir unsern Lesern eine Probe
ı wollen, damit wir uns bey dem folgen-
,wenten Theile nicht allzulange aufhal-
dürfen. Es enthält diese Abhandlung
vornehmsten Umstände dieses Fürsten,
ıus des Abts de la Bletterie Leben des
ians entlehnet sind; seine listigen und heim-
n Anstalten dem Christenthum Scha-
zuzufügen, und endlich einen Auszug der
erungen, so dieser abtrünnige Fürst wider
christliche Religion selbst schriftlich aufge-
hat, und in des alexandrinischen Bischofs
rillus Schriften bloß auszugsweise bis
unsre Zeiten gekommen sind. Der Herr
erfasser hat solche Lästerungen in verschiede-
Absätze eingetheilt, um desto eher einen
egriff von denselben machen zu können.
er erste zeigt Julians Absicht an, warum
wider die Christen geschrieben. Sie ist mit

 seinen

seinen eignen Worten also ausgedrückt: um der ganzen Welt die Ursachen vor Augen zu legen, durch welche er dahin gebracht worden zu glauben, die Secte der Galiläer sey eine blos menschliche und boshafter Weise geschehene Erdichtung, welche nichts Göttliches in sich hält, sondern als eine Liebhaberin der Fabeln, welche den kindischen und närrischen Theil der Seele mißbraucht, lauter wunderbare Erzehlungen als einen Beweis der Wahrheit anbringt. Hier wird nichts weiter angemerkt, als daß solche Worte gleichsam einem Manifeste ähnlich seyn, um seine Verfolgungen wider die Christen zu beschönigen, und daß unter dem Worte Galiläer, die Christen gemeint werden. Der zweyte zeigt die gewählte Ordnung des Gegners, der sich *entschließt* a) zu erklären, woher und wie uns zuerst der Gedanke von Gott beyfalle? b) die Meinungen der Griechen und Hebräer von Gott gegen einander zu halten; c) die Leute, so von der Secte der Galiläer sind, zu fragen, warum sie beydes der Griechen und Hebräer Lehre verlassen, und ihre Religion aus den Fehlern beyder Völker zusammengesetzt, da sie von der jüdischen Leichtsinnigkeit, den Abscheu vor den Göttern, von der griechischen Trägheit und Verwirrung aber, die gottlose und lüderliche Aufführung angenommen haben, und solche Sammlung für den herrlichsten Gottesdienst ausgehen? Der Herr Verfasser merkt an, Julian sey diesem ent-

nen Plane selbst nicht gefolgt: er aber
nselben doch um der Ordnung willen
en, und es erhelle daraus, was dieser be-
e Spötter sich für einen Begriff von
ll. Religion gemacht habe. Im dritten
wird dasjenige vorgebracht, was Ju-
e Beantwortung der Frage: Woher
uns der Gedanke von Gott einfalle?
agen. Er spricht: Eine Empfin-
ht uns bey dem Gebethe gen Himmel,
nicht ohne Grund geschehen kan.
ahrgenommene Ordnung und Unver-
chkeit der Himmelskörper hat gemacht,
an glaubt, das sey Gott und Gottes-
weil eine dergleichen unveränderliche
weder einen Anfang noch ein Ende
kan. Aber die Gestirne sind neue sicht-
Götter und Bilder des verständigen un-
ren Wesens, und der unsichtbaren Göt-
und haben alle zusammen ihren Schö-
die Menschen, das Vieh und die Pflan-
önnen nicht von dem Schöpfer seyn,
ie sonst unsterblich seyn müßten; sie sind
ch von den Göttern, vermöge der vom
r erhaltenen Schöpfungskraft hervor-
cht worden; in dem Vater sind alle Voll-
nenheiten, in den andern Göttern nicht;
ern sie herrschen blos über dieses oder je-
and, und regieren blos diese oder jene
st: daher kan man die Erfahrung erklä-
warum die Einwohner verschiedener Län-
auch verschiedene Gemüthsarten und Nei-

gun-

gungen haben, welche man aus dem christlichen System nicht entwickeln kan, u. s. w. Der Herr Verfasser antwortet hierauf: Gewiß zu unsern Zeiten würde ein Julian sich schämen, dieses Vorgeben, als eine besondere Weisheit zu verkaufen. Die heutige Erfahrung lehret, daß alles dieses ein bloßes Mährchen ist.

Im 4ten Absatze kömmt dasjenige vor, worinne Julian die Heyden und Jüden gegen einander zu halten verspricht. Er schreibt: die Fabeln der Griechen von den Göttern sind unglaublich und erstaunend. Vergleicht man aber des Plato Erzählung von der Schöpfung mit des Moses seiner, so muß man jene dieser vorziehen; jenem anständige Gedanken von Gott, diesem aber Widersprüche und Verfälschungen beymessen. Hier setzt der Herr Verfasser den so sehr gepriesenen Traum des Plato, wie er den Schöpfer redend einführt, selbst der Länge nach her, und schließt also: Ist dieses nicht eine treffliche Geschichte von größerer Wahrscheinlichkeit, und von höherm Werthe, als die Erzählung Moses von der Schöpfung? Ich glaube, kein halb vernünftiger Mensch wird diesem platonischen Traume den Vorzug vor jener zuerkennen. Im 5, 6 und 7ten Absatze kommen Einwürfe des Julians vor, wodurch er des Moses Geschichte zu verkleinern sucht. Er spricht: der von Gott gepflanzte Garten, die zur Hülfe geschaffene, aber zum Verderben und Bösen gereichende Eva, die redende

Schlan-

ge, das Verbot vom Baume des Er-
sses Gutes und Böses zu essen, oder
ugheit zu besitzen, sind Fabeln und
lästerungen, weil sie Unwissenheit,
und Mißgunst in Gott voraussetzten.
Herr Verfasser antwortet auf die vor-
Frage: mit was für einer Stimme
hlange geredt haben sollte? also: Es
ine solche Stimme, darüber sich Eva
der Aehnlichkeit mit der menschlichen
nderte und sie verstand. Bey den letz-
nacht er die Anmerkung: Sollte der
Schrift so wohl belesene Julian nicht
t haben, daß Adam mit der edelsten
heit versehen, aus Gottes Händen ge-
ien, ehe er etwas von dem Baume ge-
hatte? Wenn dieses nicht ist, so muß er
er einem Kinde am Verstande gleich ge-
seyn: [illegible] wenn er die Klugheit erst
h den Genuß der Frucht dieses Baums
igt, so muß er sie mit aus dem Para-
gebracht, und auf seine Nachkom-
fortgepflanzt haben; worwider die Er-
ung streitet. Es wird übrigens die Ge-
tigkeit Gottes leicht gegen diese Vorwür-
u retten seyn. Im 8ten Absatze kömmt
weitere Vergleichung des Julians zwi-
n der heydnischen und jüdischen Lehre, wie
ht zu vermuthen, zum Nachtheile der letz-
n, vor. Der Vorwurf kömmt darauf an,
ß sich nach dem mosaischen Berichte, Gott
s jüdische Volk vor andern Völkern er-

wähle

wählt habe; welchen Vorwurf er auch weiter auf die Propheten, Jesum und Paulum (den er den größten Gaukler und Betrüger nennet, so jemals gewest) ausdehnet. Doch, fährt er fort, sey an dem letztern, der bey aller Gelegenheit gewohnt wäre, die Lehren von Gott zu ändern dieses zu bewundern, daß er behaupte, Gott sey nicht nur der Jüden, sondern auch der Heyden Gott. Wäre er solches, so fragte er: warum Gott nur zu den Jüden, Propheten, Lehrer und Herolde gesendet? Warum er die Heyden durch den Mangel dieser Dinge verachtet? Hierauf wird geantwortet: die Heyden hätten sich in den ältesten Zeiten durch ihren muthwilligen Ungehorsam der Gnade Gottes verlustig gemacht, ohne daß sie der Herr darum gänzlich verworfen; indem sie, durch den Umgang mit dem Volke Gottes, bey dessen Gefangenschaft und Zerstreuung, überall Gelegenheit gehabt, den wahren Gott Israelis kennen zu lernen. Habe Gott das jüdische Volk erwählt; so sey es wegen des Glaubens Abrahams an die göttliche Verheißung geschehen. Ueberdieses schien in den Tagen des N. B. Gott mehr der Heyden als der Jüden Gott zu seyn.

Der 9te Absatz enthält Julians spöttische Anmerkungen über den mosaischen Bericht von dem babylonischen Thurmbau und der dabey vorgefallenen Sprachverwirrung. Er nennt beydes ein offenbares Mährchen, dem

er

wenig Glauben beymessen könne, als
hristen der homerischen Erzählung von
irch die Riesen unternommenen Him-
eſtürmung beyzumessen pflegen. Hier-
vird von dem Herrn Verfasser folgen-
ngemerkt: Julian zeigt hier, daß er
die Geschichte, noch die Absicht der Leu-
ch das Vorhaben Gottes, noch die Ma-
itik verstehet. Niemand ist iemals so
tig gewest, zu glauben, die damals le-
n Völker hätten in Sinne gehabt, ei-
tadt zu bauen, die wirklich bis an den
nel reiche. Vielleicht hat er nicht wiss-
ollen, daß die Redensart, bis an den
nel, so viel heiße, als ein sehr hohes
iude in der Luft. Der Odem würde
i Bauleuten bald sehr kurz worden seyn,
i sie höher kommen wollen. Die ver-
nen Leute fürchteten sich, ihrer verneuer-
Gottlosigkeit wegen, für einer zweyten
idfluth. Dieses Gebäude sollte ihnen
Freystadt und Retirade seyn. Dar-
wollten sie nicht den Himmel stürmen,
ern nur ihr Leben retten. Sie kann-
Gott besser, als daß sie hätten glauben
i, er fürchte sich vor ihnen. Ihr böses
vissen furchte sich vielmehr vor dem Zorne
tes. Gottes Absicht bey Verwirrung
Sprachen und der darauf folgenden Zer-
iung der Völker gieng dahin, die Völ-
zu Einwohnern nicht eines Orts, son-
des Erdbodens zu machen. Und dieß

ge-

geschahe auch wirklich, durch die Uneinigkeit ihrer Gedanken und Reden. Folglich braucht es bey den falschen Gründen keiner so gefährlichen Folgen, (nämlich Gott hätte fürchten müssen, es möchten die Menschen einerley Sprachen behalten) die der Wahrheit der Geschichte zuwider, auch Gott unanständig sind, und den Christen zum Schimpfe gereichen.

Wegen Mangel des Raums sind wir genöthigt abzubrechen, und wollen das übrige in dem folgenden Stücke nachholen.

Innhalt.




Friedrich Gotthilf Freytag.
Rector der Land-Schule
zu Pforta.

Zuverläßige
Nachrichten

von dem

[ge]genwärtigen Zustande,
[V]eränderung und Wachsthum
der Wissenschaften.



[Hu]ndert acht und achtzigster Theil.

Leipzig, 1755.

[I]n Joh. Friedr. Gleditschens Buchhandlung.


Friedrich Gotthilf Freytag.
Rector der Land-Schule
zu Pforta.

Zuverläßige
Nachrichten

von dem

genwärtigen Zustande,

eränderung und Wachsthum

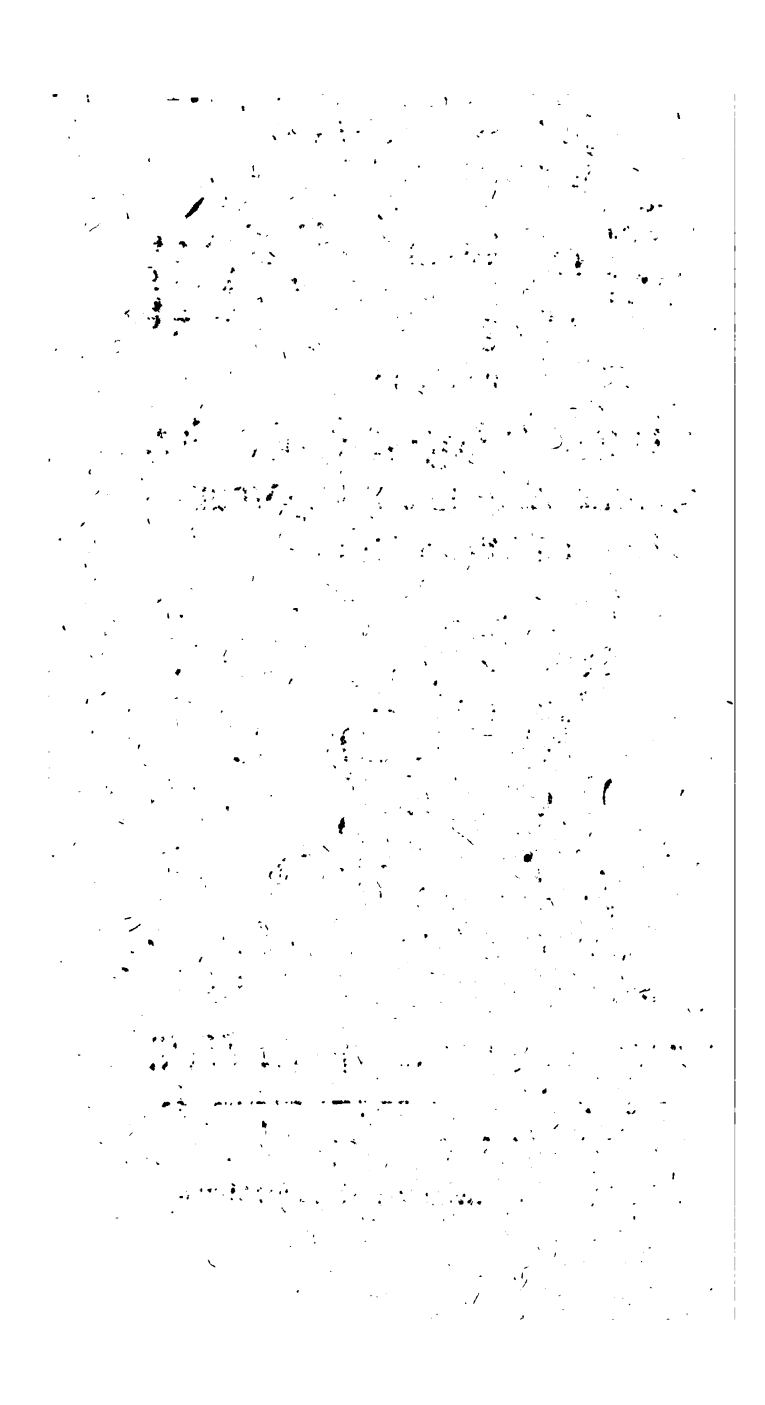
der Wissenschaften.



undert acht und achtzigster Theil.

Leipzig, 1755.

in Joh. Friedr. Gleditschens Buchhandlung.





I.

Recueil des Antiquites.

das ist:

nlung von alten egyptischen, etru-
hen, griechischen und lateinischen
nkmahlen, ausgefertiget von Mr.
ylus, de l'Academie des Infcri-
ons. Paris 1752. 4to, II Alphab.
ßt 107 Kupferstichen.

er Verfasser legt dem Leser in dieser
Sammlung nichts als solche Stücke,
die ihm entweder annoch selbst zugehö-
oder doch ehedem sein eigen gewest sind:
darum verspricht er Treue in deren Be-
dung und Vorstellung. Es mangelt
war an Schriften dieser Art nicht; aber
d theils unvollkommen, theils fehlerhaft.
Antiquarii haben die alten Denkmahle nur
Gelehrte betrachtet, und solche mit viel
senheit überladen, da sie dieselben doch
als Künstler betrachten sollten. Der Ver-
gedenkt solchen Mangel zu ersetzen. Da-
acht er den Leser überall auf den Geist des

Künstlers zu führen, ob er gleich die Geschichte, Fabeln, Gebräuche u. s. w. auf welche die alten Stücken abzielen, nicht aus den Augen setzt. In der Hand des Künstlers sucht er dessen Absichten und Geschmack auf, und will darinne Beweise der Zeit und des Volkes finden, von denen iedes herrühret. Er glaubt, die lange Ubung könne das Auge in eine solche Fertigkeit setzen, daß es beym ersten Anblicke gleich das Alter und Vaterland eines ieden Stückes inne werde. Der Geschmack eines Volkes in der Bildhauerkunst und den verwandten Künsten, sey von dem Geschmacke eines andern Volkes so sehr wie die Hauptfarben von einander unterschieden. Daher könne man auch in den Alterthümern verschiedener Art, den Fortgang menschlicher Einsicht zum Theil verspühren. An den egyptischen Stücken sehe man etwas grosses, aber noch unausgearbeitetes, und bemerke, wie die Künste ihre erste Gestalt gewinnen. Man erkenne, wie dieselben aus Egypten nach Etrurien übergegangen, und dabey zwar im Kleinen mehr Vollkommenheit erhalten, aber im Grossen und bewundernswürdigen einen Abgang gelitten. Bey den Griechen erblicke man die Künste in ihrer vollkommenen Grösse und Schönheit. An den meisten römischen Stücken bemerke man etwas plumbes und abgeschmacktes, höchstens eine unvollkommne Nachahmung der Griechen. Die Kenntniß des Vorzuges der einen Stücken vor den andern,

hat

}n zuweilen auf die Untersuchung des
eizges gebracht, dessen sich die alten Künst-
dienet. Uberhaupt ist seine Absicht ge-
n Vorstellung alter vollkommener Stü-
sern heutigen Künstlern einen gereinig-
und beliebtern Geschmack beyzubringen.
r zeiget er an den meisten Stücken die
e und Maasse derselben, ingleichen das
ne und Häßliche an, was nachzuahmen
u vermeiden sey. Es ist zwar ein sol-
Vortrag etwas unangenehm, und vermag
wenige die ihn brauchen können, anzu-
i. Er verwickelt ihn in zu viel anscheinen-
leinigkeiten, und wird oft zu einförmig.
zu Erhaltung des löblichen Endzweckes
Verfassers war er nöthig. Das Bey-
des Ficoroni hätte ihn abschrecken kön-
welcher sein einziger Vorgänger in dieser
gewest, und mit seinem ängstlichen Ausmes-
lter Lampen, Krüge und dergleichen, aus-
ht worden ist. Jedoch die Uberzeugung
der Nothwendigkeit und dem Nutzen ei-
solchen Lehrart hat den Verfasser veran-
t, solche vorzüglich zu erwählen. Ja er
selten vergessen anzuzeigen, wie und wo
u diesem oder jenem Stücke gelanget, und
solches etwan hingekommen sey.

Gleich auf dem Titel ersieht man die Ein-
tung des ganzen Werks. Es theilt sich in
r Hauptstücke, und hält sich an die vier ver-
edenen in dem Alterthume bekannten Völ-
, bey denen sich die Künste mit unterschie-

denem Glücke nach und nach aufgehalten haben. Folglich sind die Uberbleibsel egyptischer Werke die ersten in der Ordnung der Zeit. Nach ihnen kommen die etrurischen vor. Jene nehmen 26 Kupferplatten in 4to, diese aber deren 18 ein. Hierauf folgen die griechischen, die auf 13 Kupfern vorgestellt worden. Den Beschluß machen die römischen, davon die Anzahl am stärksten ist, und 50 Kupferplatten anfüllet. Vor jeder von diesen vier Arten der Kupferstiche geht derselben Erklärung vorher, von deren Beschaffenheit und Absichten man sich aus dem obigen leicht einen Begriff machen kan.

Da die griechischen und römischen Alterthümer uns näher als die beyden übrigen angehen; so werden es uns die Leser nicht verübeln, wenn wir diese gänzlich überschlagen, um bey jenen ein wenig stille zu stehen. Es urtheilt der Verfasser von den griechischen Stücken überhaupt: obgleich deren Verfertiger aus Undankbarkeit ihre Lehrmeister, die Egyptier, denen sie ihre Kunst ursprünglich zu danken hatten, verleugnet; so haben sie dennoch dieselbe auch von ihrem eigenen erweitert, vollkommen gemacht, und in ein ganz neues Licht gesetzet. Die Egyptier beschäftigten sich nur mit grossen erstaunenden Werken und ungeheuren Lasten, denen sie eine wunderbare Dauerhaftigkeit und etwas Edeles gaben. Die Griechen hingegen verringerten die Gestalten, um ihnen destomehr Artigkeit und Anmuth

bey-

egen. Durch die glücklichen und künst-
ı Freyheiten, die sie sich in ihren Stücken
snahmen, erreichten sie einen Grad der
effflichkeit, welchen man ausser Griechen-
selten antrifft, und der desto wunder-
an den Griechen ist, weil man ihn etli-
Jahrhunderte hindurch durchgängig an
ischen Werken gewahr wird. Diese
ıigen so viel Vollkommenheiten in ihrer
ıden Nachahmung der Natur, daß es
so gut ist, sie sorgfältig zu betrachten und
zu kennen, als die Natur sich zum Muster
ıstellen. In bedächtiger und fleißiger
ung schöner griechischer Bildsäulen, ler-
nan die Meisterin der Künste kennen, und
erblickt an ihnen alles, was diese anmu-
s und erhabenes hat. Nur ist es Schä-
daß die Länge der Zeit und die Wildheit der
baren, so wenig Überreste derselben auf
kommen lassen. Und von dem wenigen
t haben grosser Herren Cabinetter das
te an sich gezogen. Daher müssen Leute
geringerm Stande, mit etlichen wenigen
icken griechischer Arbeit vorlieb nehmen,
auch selbst verstümmelte Überbleibsel hoch
ızen. Rom und Italien, die unerschöpfli-
Quelle alter Schätze, läßt Ausländern da-
nichts mehr zukommen: und darum ist es
ıig, Kennern und Nachahmern alter Wun-
verke, dieselben in Kupferstichen vorzule-
Nur beklagt der Verfasser dieses: ob
leich eben diejenigen Kupferstecher bey den

gegrabenen Steinen gebraucht, welche die übrigen grössern und mehr in Hände und Augen fallenden Stücke gestochen; so sey doch die Arbeit an den Steinen, die Feinheit und Kunst so groß, so wunderbar und unnachahnbar, daß ihre Kupferstiche nothwendig eben so viel, ja noch mehr verliehren müssen, als seine Arbeiter zu den übrigen Stücken Schönheit und Putz von dem ihrigen hinzugethan.

Zu allererst stellt Tabula XLV. ein Haupt mit einem Helme vor; man kan aber nicht gewiß sagen, ob es Alexanders des Grossen, oder Minervens Kopf seyn solle. Beyde wurden gar oft mit einander verwechselt, und der letztere vielmahls fälschlich für eines Helden Bildniß ausgegeben, ob man gleich keine Heldenzüge daran bemerket. Das zweyte Stück ist ein Cameo mit einem Harpocrates. Der Verfasser hält es für einen der ersten Versuche, den die Griechen in der Kunst Edelgesteine zu schneiden gemacht haben. Folglich legt er ihm ein hohes Alter bey. Er hat ihm einen andern Cameo oder gegrabenen Stein an die Seite gesetzt, der zwar jünger, aber auch zugleich vollkommner seyn soll, damit man durch Vergleichung den Fortgang der Kunst innen werde. Der Stein stellt einen Diomedes vor, wie er das Palladium entführet. Diese Geschichte ist ein gemeiner Vorwurf griechischer Künstler gewest; und er kömmt selbst in vorhabender Sammlung weiter unten Tab. XLVIII. wieder vor. Die Alten liebten nemlich so viel

Ver-

nderung nicht, als wir heut zu Tage.
nderheit macht der Verfasser viel Wesens
er Schönheit, Gleichheit und gleichwei-
ntfernung der Buchstaben, CΟΛΩΝΟΣ
: den Steingräber andeuten. Er be-
et, nichts sey im Steingraben schwerer
en dieses, Buchstaben wohl auszudru-
Doch habe die günstige Natur den Grie-
uch hierinne Glück und Geschicke gleich
rer Geburt mitgetheilet. Die Bilder
XLVI. fallen wohl ins Auge. Inson-
it preißt der Verfasser einen Carniol mit
n Jupiter an, der ein Muster aller an-
von der Art häufig verfertigten soll ge-
seyn. Tab. XLVII. erblickt man unter
en auf einem Amethyst einen Hercules, der
der Laute spielet. Mit Vorstellung die-
Einfalls haben sich die griechischen Künst-
ar oft beschäfftiget. Noch merkwürdiger
ist ein Carniol, auf welchem ein junger
nsch vor einem Frauenzimmer steht, gleich
ob er aufmerksam zuhöre, was diese ihm
t. Beyde sind nackend. An der Blöße
Vorstellungen kan man griechische Arbeit
stentheils erkennen, so wie an den Flügeln
rische. Man vermuthet, es werde die un-
kliche Sappho und ihr unempfindlicher
iebter Phaon vorgestellet (*).

 Bey

(*) Der Verfasser ist noch so ziemlich bescheiden, und gestehet, daß es geschnittene Steine ge- be, deren Bilder bloß die Einbildungskraft und

Bey Gelegenheit eines Weibergesichtes mit einem Schleyer Tabula XLIX. n. 1. wirft er die Frage auf: ob solches ein griechisches Stücke sey, da die Griechen ihre Personen mehrentheils nackend vorzustellen pflegten? und führet Beyspiele vom Schleyer und völliger Kleidung aufgestellter griechischer Bildsäulen an, um die von ihm gemachte Ordnung zu rechtfertigen, nach welcher er besagten Kopf unter die griechischen Alterthümer bringt. Eben daselbst erblickt man auf dem Carniol einen Kriegsmann vor einem Frauenzimmer.

Das

und das Belieben des Künstlers zum Grunde haben. Sonst wollen die Antiquarii alle Gesichter von ein paar tausend und mehr Jahren, noch besser als Leute ietziger Zeit kennen. Allen Gesichtern geben sie ihren Nahmen: alle Vorstellungen sollen Handlungen aus der Mythologie seyn: alle Steingräber müssen in den Poeten und der Götterlehre geübt gewest seyn. Solten unsere Grotesquen und Vignetten, unsere Kupferstiche und Holzschnitte auf die späte Nachwelt kommen; so wird es ihnen, wenn das Geschlecht der Antiquariorum nicht etwa ausgehet, eben so gehen. Man wird alsdenn einem Künstler Kenntnisse beylegen, davon er nie gehört, noch sich davon träumen lassen. Doch es sind die Antiquarii zu entschuldigen. Bey dem Anblicke einer saubern Vorstellung wird man begierig zu wissen, was sie doch andeuten solle: Und das verleitet Leute die ihre Belesenheit gerne zeigen wollen, zu unnützen Grübeln und lächerlichen Muthmassungen.

oll Aeneas seyn, wie er die Androma-
Epiro antrifft, und ihr seine Schicksale
(*). Tab. L. f. 1. stellet ein Weiber-
e auf eine doppelte Art vor, einmahl in
läche, und dann von der Seite. Es
n von Sycomoro oder egyptischen Fei-
lze geschnitztes Bild einer Africanerin
Egyptiern. Die Gesichtsbildung ver-
o gleich etwas fremdes und africanisches.
ıbscheulichen Ohrringe bestätigen die Ver-
ung noch mehr. Das von Natur schwar-
lz ist wohl bedächtig von dem Künstler
hlt worden, die Farbe der Person auszu-
n. Die Kunst des Schnitzwerkes ver-
set den Verfasser zu glauben, daß es von
ınd anders als einem Griechen herrühre.
Kopfputz ist ausserordentlich (**). Eben-
)st sieht man eine Kuh, welche die berühmte
des Myrons seyn soll. Tab. LI. kommt
ein

Was Leute die mit Alterthümern nicht täg-
lich umgehen, folglich von ihren bezaubern-
den Geheimnissen nicht eingenommen und
gleichsam umnebelt sind, von dergleichen Aus-
legungen natürlicher Weise denken müssen,
das läßt sich aus nächst vorher gehender An-
merkung leicht erachten, und auf alle hernach
folgende gleiche Fälle anwenden.

Dieses ist ein Stück, darauf der Verfasser
sonderbare Achtung giebt. Er findet so viel
Kunst und Anmuth in dem Haarschmucke des
Frauenzimmers der ehmahligen Welt, daß er
ihn beynahe dem heutigen zur Nachahmung
anpreiset.

ein Agat vor, auf dem einer zu Pferde mit seiner Lanze einen Löwen erlegt. Weil man nun findet, daß der Kayser Hadrian die Löwen in Africa hat vertilgen lassen, so soll er auf diesem Steine vorgebildet worden seyn, ob man gleich auf vieler andern Kayser Münzen eben diese Vorstellung gewahr wird. Tab. LIII. stellet unter andern einen Vorderfuß von Marmor vor, von dem der Verfasser vermeint, es sey kein abgebrochenes, sondern völliges Stück von einer solchen Art der Bildsäulen, davon man hin und wieder Spuren antrifft, wo nemlich Kopf, Hände und Füsse von weissen Marmor, die übrigen Theile aber von vergüldetem Holze, oder andern färbigen Marmor waren. Bey der Gelegenheit bemerket er den seltsamen Geschmack der Römer in Mischung verschiedener Farben und Zeuge an einem Stücke. So ersucht Cicero seinen Freund Atticus in einem Schreiben, ihm einen Mercur von penthelischen Marmor mit einem meßingenen Kopfe zu schicken. Er zweifelt, ob ein solcher Zusammensatz eine gute Würkung auf unsere Augen thun möchte, und schreibt einen so kindischen Geschmack der Roheit zu, in welcher die Römer zu des Cicero Zeiten in Ansehung der Künste noch stacken, welcher erst unter Augusto reif und rein zu werden anfieng. Bey Gelegenheit der Briefe Ciceronis ad Atticum erklärt er, was Hermeracla seyn. Er will, daß es nicht Hercules und Mercurius in einer Gruppe (wie man es

nennt)

sondern ein Hercules auf einem vier-
n unten spitz zulaufenden Fußgestelle
:) sey. Denn dergleichen steinerne Ge-
hätte man Hermas genennt. Endlich
ft er aus dem Pausanias, daß die Grie-
n ihren Bildsäulen die Köpfe los und so
lich zu machen gewohnt gewest, daß man
nehmen konte, wenn gleich Kopf und
pf von einem Zeuge waren.
bula LIV. bezieht sich auf die Schaubüh-
nd stellt zum Theil Masquen vor. Son-
) ist die erste Vorstellung auf einem Aga-
r merkwürdig. Sie zeiget einen Comö-
leister oder Comödienschreiber, der sich
zwey Acteurs die Rollen hersagen läßt,
olche überhöret, ob sie das wohl aussen-
ig können, was sie hernach auf der Schau-
e vortragen sollen. Zweye dieser Leute
n ihre Larven zurück geschoben, und tra-
ie wie Hüthe auf dem Kopfe. Der drit-
it sie bey Seite gelegt. Ob gleich diese
: römisch gekleidet sind, und sich mithin
Vorstellung der togatæ comœdiæ haben ge-
chen lassen; so schließt der Verfasser doch
der Feinheit der Ausführung, es müsse
s ein Werk eines griechischen Meisters
, der aber zu Rom gelebt habe. Bey
Gelegenheit untersucht er das Alter und
Ursprung der Masquen. Er bildet sich
die Griechen hätten sie von sich selbst nicht
nden; und weil man bey den Egyptiern
on keine Spuren antreffe, auch ausser ih-
nen

nen und den Hetruriern kein ander gesittetes Volk bekannt sey, mit dem die Griechen Verkehr gehabt hätten; so müsse man schlüssen, die Hetrurier hätten die Masquen zuerst unter die Griechen gebracht. Er führt einige Spuren des Umganges beyder Völker mit einander an. Ob aber dieselben zu Bewährung dieser seiner Muthmassung, und einer andern, als hätten die Römer die erste Wissenschaft der theatralischen Vorstellungen von ihren Nachbarn den Hetruriern erhalten, zureichend sind, läßt man dahin gestellet seyn. Tab. LV. stellet zwey Stücken vor, die man in der verschütteten Stadt Herculanum gefunden hat. Das eine ist eine Schilderey auf Kalck mit Wasserfarben; das andere aber ein irdner Topf von hetrurischer Arbeit. Aus dem letztern will der Verfasser seine anderswo vorgetragene Meinung von dem weitläuftigen Handel der Hetrurier mit ihrem Töpferzeuge bestätigen, und meint, dieser Krug, der auf dem einem Ende mit einem Oelzweige steht, müsse in der Absicht, ihn nach Athen zu verführen oder dahin zu verhandeln, gemacht seyn. Von dem Inhalte der Schilderey sagt er nichts. Doch meldet er, (nach bittern Klagen über die Misgunst der Neapolitaner, welche von den alten Brocken einer verheerten Stadt, auch Abrisse zu machen Ausländern nicht gestatten,) seine Freunde in Rom hätten ihm berichtet, diese Schilderey sey unter den neu entdeckten weder eine von den schlechtesten,

noch

von den besten, in Ansehung der Farben der Zeichnung. Er bemerket an dem er mehr Freyheit als Wissenschaft und igkeit. Wenigstens zieht er ihm die so nten nuptias aldobrandinas weit vor, ehauptet, daß dieses letztere Stück unter viewohl sehr wenigen alten Schildereyen h bis auf unsere Zeiten erhalten haben, o noch die erste Stelle behauptet. Der d an der herculanischen Schilderey ist beyschwarz. Hierbey erinnert der Verfasse Alten müsten zärtere und empfindlichere gehabt haben als wir: denn auf allen Gemählden bemerke man lauter dunkele tarke Farben. Die Aussenwände der ude des alten Herculani wären meistens dunkelgelb, oder schwarz, oder rothbraun trichen. Sie müßten also wohl den starBiderschein der Sonne vom weissen Kalche haben vertragen können. Eben ein solund zugleich plumper Geschmack thue sich m Laubwerke und übrigen innern Zierathen lten herculanischen Häuser hervor.

Der Kopf Tab. XVII. kommt dem Verfasicht so wohl der Einbildung wegen, von r nicht viel Wesens machen will, als wegen Augen merkwürdig vor. Diese sind orlich und gleichsam sehend mit Augäpfeln det. Der Verfasser versichert zwar, daß s nichts unerhörtes sey, ja daß er es selbst nehr als einem Orte gesehen habe. Doch griechische Bildsäulen gemeiniglich blind,

d. i. die Augen sind glatt, ohne Abtheilung und Aepfel. Ja selbst der Verfasser hält diese letztere Art Augen zu hauen, für die Bildhauerkunst für viel anständiger, als die andere. Denn da man in dieser Kunst keine Farben anbringen könne, so lauffe man am wenigsten Gefahr, wenn man es dem Anschauer überlasse, den Augen eine selbstbeliebige Gestalt und Lage zu geben. Ferner bemerket er an diesem Kopfe die unnöthige Glätte, welche insonderheit die Griechen ihren Marmorbildern zu geben pflegten. Der Verfasser kan davon keine andere Ursache als folgende finden: Die Griechen bemühten sich durch ihr allzuvieles Putzen und Glätten, dem Marmor das Ansehn von Elffenbein, nicht ohne grossem Nachtheile des Wohlstandes zu geben. Denn damit verlohren ihre Bilder das Ansehn vom Fleische, und der blitzende Glanz verhindert das Auge, alle kleinen hin und wieder versteckten Schönheiten und Beweise des Geschickes des Künstlers zu entdecken. Doch war das damahls eine überall, wiewohl ohne Grund, eingeführte Gewohnheit. Die griechischen Alterthümer beschließt endlich der Verfasser mit einem irdenen Kruge, den man auf der Insel Chio gefunden, so daß man glauben könnte, man dürfe ihn mit Recht zu den griechischen Werken bringen. Nichts destoweniger schließt er aus der Geschicklichkeit desselben, es müsse ein Uberrest einer römischen auf gedachter Insel errichteten Töpferey gewest seyn. Sonsten

hatten

: Griechen auf den Eylanden des Ar-
einen starken Handel mit Töpferzeuge
. Nachdem sich aber die Römer Grie-
:s bemächtiget, so liessen sie die grie-
Brennöfen eingehen, und legten selbst
:n Töpfereyen an. Ubrigens trieben
, sonderlich die Hetrurier und die grie-
Eyländer einen nicht schwächern Han-
hrem Topfwerke beynahe in der gan-
t, als wir heut zu Tage mit dem chi-
und andern Porcellane thun.

den griechischen Alterthümern gehn
dem Verfasser zu den römischen über.
iner Gewohnheit, zu Anfange iedes Ca-
on dem Zustande der Künste bey iedem
,u dem er sich wendet, zu handeln, fäl-
uch sein Urtheil von den Künsten bey
mern, und giebt die Ursachen an, wel-
: er vermeinet, dieselben nie haben em-
nmen lassen. Wären die Römer bey
sten Herrschaft, das ist, unter den Kö-
geblieben, so würden die Künste bey ih-
er festen Fuß gefaßt und eine grössere
mmenheit erreichet haben, da sie an den
:iern geschickte Künstler zu Nachbarn hat-
Allein da sie alles was nicht zu Erwei-
; ihrer Herrschaft diente, für unedel und
kriegerischen Volke für unanständig hiel-
o fiengen sie erst zu der Zeit an, die Schön-
wohl ausgearbeiteter Bildsäulen, Güsse,
ittener Steine, Gemählde u. d. m. zu
ndern, da Corinth zerstört, Griechenlande

seine Freyheit genommen, und die größten Meisterstücke menschlicher Hände nach Rom geschleppet wurden. Doch legten sie sich auf dergleichen Dinge selbst nicht, sondern liessen entweder ihre griechischen Sclaven, oder griechische freye Künstler, die das Geld und die Verschwendung der Römer nach Rom lockte, für sich arbeiten. Daher kommt es, daß sich alles von römischen Alterthümern dieser Art von Griechen herschreibet. Weil aber Griechenland bald erschöpft ward, und manche eigennützige Römer nicht nur die Geschicklicheit ihrer Sclaven durch Mildigkeit nicht anfeuerten, sondern auch noch dazu solche als ein Mittel reich zu werden gebrauchten, indem man einen Sclaven um desto theurer verkaufen konnte, ie mehr er Geschicklichkeit hatte; so versiegte auch diese Quelle bald. Zwar es schien, als wolten sich diese Künste, unter solchen Fürsten die sich ihrer annahmen, als unter Trajano, Hadriano und einigen wenigen mehr, wieder aufrichten: allein die Verlegung des Reiches nach Constantinopel und der bald drauf erfolgte Einbruch der Barbaren gaben ihnen den Rest. Sie konnten nicht eher wieder zu sich kommen, als zu der Zeit, da die Türken dem griechischen Kayserthume ein Ende machten, und die Griechen nach Italien jagten. Damahls kam gleichsam ein neues Leben unter die Leute, und man fieng an, den Werth derjenigen Stücke kennen zu lernen, sie zu bewundern, und ihnen nachzuahmen, in deren Mitte

man

sagen bisher gesessen hatte, ohne ihres

römischen rechnet der Verfasser auch
en Alterthümer, sintemahl die Rö-
Zeit Gallien beherrschten, und zu
griechische Künstler sich eben so wohl
, als in Italien, niederliessen. Doch
wenigsten in Frankreich gefundenen
ner, durch Angebung des Ortes ihrer
ng, von den italienischen unterschie-
ieher gehört gleich die erste Vorstel-
b. LVIII. sie soll ein Jupiter seyn,
die Kleidung gallisch ist. Der Ver-
eint, diese Bildsäule von Meßing sey
chenland zwar verfertiget, aber mit
r Tracht angethan worden, damit sie
on verführet und daselbst aufgestellt
wo man sie vor ein paar Jahren ge-
hat. Tab. LIX. zeigt sich ein schöner
in Agath, mit einer Vorstellung die
uch auf einer Münze der Kayserin Fau
ewahr wird. Es ist dieses das einzige
el nicht von Münzen, die auf Edel-
wären copirt worden. Nur fragt
woher das kömmt? Der Verfasser ist
lerhand Muthmassungen verfallen. Erst
eint er, es wäre so zu gegangen: Die
zmeister, wenn sie Befehl bekamen, Stem-
neuen Münzen zu machen, hätten erst
Entwurf davon in Wachs gebracht, und
en dem Kayser vorgelegt, um sein Gutach-
darüber zu vernehmen. Nun hätte einer

 oder

oder der andere, um sich sehen zu lassen, oder sich in Gunst zu setzen, einen solchen Entwurf nicht in Wachs, sondern in einem edlen Steine gemacht. Allein er verwirfft diesen Einfall, weil zu Ausarbeitung eines Agaths mehr als eines Jahres Frist erfodert werde. Man kan also schliessen: entweder die Fürsten haben selbst anbefohlen, solche Vorstellungen, die ihnen auf Münzen wohl anstunden, auf Edelgesteine zu bringen; oder die Künstler haben selbst vor sich etwas unternommen, davon sie versichert waren, daß sie es würden an den Mann bringen; oder es kommen endlich dergleichen Stücke von Künstlern her, die aus ihrem Kopfe selbst nichts erfinden konnten, und sich also nur an das Nachahmen halten müssen. An Fig. 1. Tab. LXI. ist nicht allein dieses selten und merkwürdig, daß nicht nur Hercules als gehend und mit der Keule auf der Schulter vorgestellet wird, welches man nicht leicht findet: sondern auch, daß diese Vorstellung von Golde gemacht, und in einen schwarzen Jaspis eingelegt ist. Ob man gleich dergleichen Steine noch mehr hat; so macht doch die Menge der seltenen Umstände, welche dieses Stückgen begleiten, solches dem Verfasser um so viel verdächtiger, als es leicht ist, Gold, das zumahl nicht dicke seyn darf, auf einen hohl geschnittenen Steine abzuformen, so viel als die Rundung desselben Platz einnimmt, auszugraben, und das goldene Bildgen einzusetzen.

).LXII.n.1. ist ein Kopf, vielleicht eines
sophen. Die Römer pflegten derglei-
Köpfe gern in ihren Häusern, Biblio-
, Bädern, Gärten und an den Haus-
, auf obbeschriebene Hermas oder gaines
n. Diejenigen, so beym Eingange zu
pflegten, waren meistentheils zweyköpfig,
man so wohl beym Ein- als beym Aus-
einen Kopf erblickte. Selbst auf dem
setzten sie in gewissen Entfernungen sol-
rminos und Mercurios, die dem Auge
n gefallen haben.

b. LXIV. steht ein Kerl, den der Verfas-
r einen Faunum oder Bacchum, oder viel-
für einen der dem Baccho opfert, an-
(*). Auf Tab. LXVI. ist alles sonder-
Erstlich ein Telesphorus, Sohn des
lapii, Gottes der Wiedergenesung: so
ein Smaragd mit einem Gemenge von
ischen, griechischen und römischen Gott-
n; und endlich ein paar in einander ge-
ngene Schlangen von Metall, die, des
fassers Muthmassung nach, ehemahls der
f von einem Gefäße gewest seyn sollen. Es
nt aber vielmehr ein Pferdezaum zu seyn.
. LXVII. erblickt man einen Kopf von

 Marmor,

(*) Aber solte es nicht vielmehr einer von der Pa-
lästra seyn, der sich mit den halteribus oder
Springbleyen übet? Man legte nehmlich
Lasten Bley auf die Schultern, oder nahm sie
in die Hand, und bemühte sich damit auf eine
gewisse Höhe zu springen.

Marmor, der ehemahls in einer lateinischen Aufschrift, die der Verfasser darneben in Kupfer stechen lassen, von Octavio Mundello, einem Herzoge von Savoyen, für den Kopf Pompeji M. ist verkauft worden. Allein der Verfasser erweist den Betrug aus dessen ungeheuren Grösse und abscheulichen Gestalt, glaubet auch, es sey vielmehr einer von den Goliaths Köpfen, dergleichen gewisse Bildhauer von Florenz zu Anfange des XVI. Seculi zu machen pflegten. Tab. LXX. ist sonderlich der Hanswurst mit seinen Heyduckenhosen merkwürdig. Man könnte, sagt der Verfasser, dieses meßingene Stück für das Werk neuerer Zeiten halten, weil ehemals die Römer keine Hosen trugen. Allein die Comödianten durften alle Trachten auf die Schaubühne bringen, welche etwas lächerlich machen konnten. Zu dem erweiset der Zeug und die Ausarbeitung des Stückes dessen Alter unstreitig.

Tab. LXXIII. stellt einen Kutscher vor, dergleichen in dem Circo um die Wette zu fahren pflegten. Ein doppelter Gürtel geht ihm um den Leib; weil sich solche Leute wider die schneidende Schärffe der schnell bewegenden Lufft wohl verwahren musten. Das sind des Verfassers Gedanken. Aber erweget man die Bleylasten die ihm auf beyden Schultern liegen, und die Gleichgewichte die er in beyden Händen hat, (halteres) so bleibt kein Zweifel übrig, es müsse ein Springer von der Palästra oder Leibesübungsschule seyn. Tab. LXXIV.

nimmt

t eine in vier unterschiedenen Lagen dar-
e Vorstellung von einem Sclaven ein,
n Winzer zu seyn, und Trauben mit dem
ch habenden Kneife geschnitten, und in
Topf gesammlet zu haben scheinet. So
ilt der Verfasser von diesem Stücke. Der
ist deutlich zu erkennen; Aber der Kneif
unkel und zweifelhaft. Und überhaupt
ieses meßingene Stück mehr das Wesen
Isis, als eines Sclavens. So viel ist
i, daß es ehedem ein Aufsatz oder ein
auf einem Springbrunnen gewest sey.
es ist hohl, und die untere Weite der
ung verhält sich zu der obern, wie 17. zu 5.
am Kopfe befinden sich in der Gegend
hren zwey Handhaben, daran man die
hahn nach Belieben hat drehen, und das
as Wasser hemmen oder auslassen kön-
Die nächstfolgenden 4 Kupferstiche neh-
acht Frauenköpfe ein; und die Verschie-
eit des Haarputzes ist an ihnen das be-
lichste. Auf Tab. LXXIX. trifft man ein
ck von alten Email (wie es der Verfasser
t) aus Egypten an: Er meint Glasierar-
mit Gemählden und mit Goldblättern
elegt. Es ist ein Beweiß der Pracht der
ner in Auszierung des Innern ihrer Ge-
e. Es mag von den Zeiten des Kaysers
timii Severi herrühren. Denn wie sich
dieses Münzen die Victoria zeiget, so er-
ft man sie auf diesem Email auch. Uber
y Dinge wundert sich der Verfasser am

 meisten:

meisten: einmahl über die Dauerhaftigkeit der Farben auf diesem Stücke, die noch heut zu Tage einen starken Glanz besitzen; wiewohl sie nicht ihren ehemahligen erhalten haben: hernach aber über die Art die Verguldung ohne Feuer so aufzutragen, daß sie nicht losgeht. Wir wollen seine eigenen Worte hersetzen. Die Alten hatten, sagt er, verschiedene Mordants, (*) das sind verschiedene Arten von Fürniß, Gummi, Harz, die, so lange sie noch flüßig sind, alle leichten Zeuge, die man ihnen darbietet, umfassen; Fette Oele, welche von der Lufft trocken werden, desgleichen flüßige und solche Harze, die man zuvor zerlassen muß, wenn sie dem Pinsel folgen sollen, sind Dinge, daraus sich die Mordants zusammen setzen lassen. Man bedeckt damit die Oberfläche eines Cörpers von was für Art er auch sey, den man verguldeu oder mit Farbe belegen will, nur ganz dünne, und überall gleich stark. Den Alten waren allerhand Arten von Terbenthin, Mastix, Sandrach, und noch mehr Harz bekannt, die sie zu diesem Ende anwendeten; wiewohl ihnen auch die gemeinsten Dinge dazu hinlänglich seyn konnten. Die Dauer der Farben rührt nicht von dem Mordant (oder der Tünche, wenn es erlaubt ist so zu übersetzen), sondern von ihrem Wesen selbst her. Sie waren so beschaffen, daß, nachdem sie einmahl aufgetragen

(*) Mordant oder Einbeisser nennen die Franzosen alles was Beydinge zusammen hält.

gen waren, sie nicht mehr vergehen konn-
da weder Lufft noch Feuchtigkeit etwas
sie vermag. Das Gold, das Blaue und
je hat sich so viel hundert Jahre hindurch
.ten. Was mag wohl davon die Ursache
? Nichts kan das Gold verzehren, zu-
l wenn es in einiger Dicke aufgetragen ist.
n hat Blätgensgold auf die noch feuchte
che auftragen, oder Goldstaub mit einem
sel aufnehmen können, den man mit einer
ıen Tünche getränkt hatte. Doch verliehrt
Gold bey der letztern Art sehr viel von sei-
ı Glanze. Das Blaue ist eben so dauer-
t als das Gold. Denn von Natur ist es
Zeug, der zu Glase werden kan. Es ist
ır. Das Rothe rührt vom Zinnober, oder
ı Mennig (minio) der Alten her. Das ist
h; eine Erzstuffe (minera), er mag nun na-
lich oder gemacht seyn. Er besteht aus
hwefel und Quecksilber. Folglich ist auch
se Farbe eine der dauerhaftigsten: folglich
ben die Farben es der Härte ihrer Bestand-
eile zu danken, daß sie so lange Zeit den viel-
ltigen Veränderungen der Witterung haben
derstehen können; zumahl in einem so war-
en Lande, als Egypten ist, und in dem In-
ern der Häuser zu Rom, wo, nach Aussage
r Reisenden, die Hitze mit Egypten gleich
roß ist. Wir können folglich auch alle glatte
örper vergolden, und beyde itzo genannten
farben beliebiger massen anwenden. Erhält
ich unsere Verguldung nicht so lange, so liegt
die

die Schuld nicht an den Mordants (Tünchen oder Kütten), sondern an der Feuchtigkeit der Lufft, an der Veränderung der Witterung, an der schlechten Arbeit, an der Untreu der Goldschmiede, da sie zu dünne Blättgen nehmen; und endlich an der Zerbrechlichkeit der Cörper, auf denen wir unsere Zierathen anbringen.

So weit gehn des Verfassers eigene Worte. Tab. LXXXI. stellt einen Reifen von Eisen vor, daran 8. Ringe hängen. Die Buben pflegten sie mit einem Stecken vor sich hin zu treiben, oder über dem Haupte in der Lufft herum zu drehen. Der Verfasser meint, es sey vielleicht der einzige alte Reifen von der Art, der sich bis auf unsere Zeiten erhalten. Darinne irrt er sich wohl ohne Zweifel, daß er κρίκον und κρικελασίαν von dem τρόχῳ unterscheidet und leugnet, daß an dem Reifen den man auf der Erde vor sich hintrieb, solten Ringe oder Schellen gehangen haben. Es läßt sich zwar hören, daß dergleichen Ringe den Lauf des Reifens würden gehemmet haben. Aber das ausdrückliche Zeugniß der Alten legt diesem Einwurffe ein völliges Stillschweigen auf. Bey dem nähesten irdenen Geschirre, theilt der Verfasser p. 204. die Geschichte einer zu Ausgang des XV. Seculi zu Urbino und Faenza angelegten ganz bekannten Töpferey mit, von welcher Topf- und Glasgeschirre Fayence genennt werden. Er giebt Nachricht von den dazu verfertigten Gemählden, zeiget auch, was des Raphael Urbino

Lehr-

linge für Antheil daran genommen, und um diese Anstalt endlich eingegangen. Auf . LXXXVI. ist ein cameo contorniato merk- dig. Vielleicht hat man dergleichen noch t gesehen, auch wohl nicht einmahl von m cameo contorniato ic gehört. Wir len uns deutlicher erklären. Diejeni- grossen Medaillons, die in den spätern ten, als in dem VI. und nächsten Seculis f die ludos circenses geprägt wurden, nennt in numos contorniatos. Weil nun vorha- der Achat einen Nero auf einem circensischen rspännigen Wagen vorstellt, in der rechten it einem mappa consulari, und in der linken it einem Scepter, wo der Adler oben drauf ht, mit der Umschrift NEPUN AΓOTΣTE o schrieb und sprach man damahls aus) für Neron Auguste: so hat dieses den Verfasser eranlasset, diesen Achat einen cameo contornia- zu nennen, welches vor ihm niemand wird ethan haben. Zu Tab. XC. macht der Ver- asser ein paar artige Anmerkungen: erstlich iber die ascia; und dann über die Aufschriften er Püxen, worinne die Augenärzte und Quack- salber ihre Salben und Pulver verwahrten. Man kan nicht einig werden, was doch das sub ascia dedicare bedeuten solle. Der Ver- fasser meint, ascia sey dasjenige Werkzeug das er auf besagtem Kupferstiche unter zwey Ge- stalten vorlegt. Es ist eine Haue oder Hacke, und soll des Verfassers Meinung nach, gedient haben, das Gras, die Brennesseln und derglei-

chen

chen von dem Grunde weg zu schaffen, wo man ein Grab machen wolte. Weil dieses nur alsdenn geschahe, wenn ein Grab mit allen feyerlichen Gebräuchen solte gemacht werden; so findet man nicht auf allen Leichensteinen die Worte sub ascia dedicare. Die Worte die auf dem eben daselbst vorgestellten Arzeneykasten eines Augenarztes stehen, haben dem Verfasser Gelegenheit gegeben, alle bisher bekannt gewordene Aufschriften von der Art zusammen zu bringen und zu erklären. Die meisten darunter sind viel seltsamer als die Aufschrifft des gegenwärtigen Kastens selbst. Er ist viereckigt und hat auf ieder Seite eine Aufschrift. Auf der ersten steht: Lenem ad impetum: auf der andern ad caliginem: auf der dritten post impetum: auf der vierten ad aspritudinem. Unser Vorhaben leidet nicht, diese den alten Aerzten eigene Redensarten zu erläutern.

Tab. XCIII. untersucht der Verfasser bey Gelegenheit zwey alter mit Meßing beschlagenen Pfeile, die Frage: Ob die Alten mehr Eisen oder Kupfer zu ihren Waffen, als zu den Degen, Pfeilen und dergleichen, ja so gar auch den Messern genommen haben? Er behauptet, daß das letztere vielmehr im Gebrauch gewest sey als das erste, und daß sie die Kunst gewust haben, das Kupfer eben so zu arbeiten, eben so dauerhaft und geschmeidig zu machen, eben so zu härten und zu schärffen, und zu eben den Nutzungen zu verschmieden als das Eisen. Er weiset mit den Worten eines Chymisten, den

er

rüber zu Rathe gezogen, daß diese ver-
ie Kunst könne wieder hergestellet werden,
theilt das Geheimniß mit, wie solches an-
ıgen sey. Bey Tab. XCIX. wundert er
iber die Menge alter küpferner Trinkge-
re, die nicht verzinnet sind. Das einzige
npel einer Art alter Verzinnung setzen ei-
neulich in dem alten Herculano entdeckten
ernen, inwendig vergüldeten und versilber-
Gefäße. Die Alten haben nothwendig die
ıädlichkeit des Grünspanes, der sich leicht
küpferne Gefäße ansetzt, wissen müssen.
s dem Plinio erhellet auch, daß sie solche
ıt allein, sondern auch dessen Gegengifft, die
rzinnung, wohl gewust haben. Dennoch
r findet man an denjenigen küpfernen Ge-
ßen die ohne den geringsten Schaden und
gang auf uns gekommen, nicht die gering-
Spuhr davon. Bey Tab. CIII. untersucht
: Verfasser, warum die gläsernen Gefäße
) uns aus dem Gebrauche gekommen, deren
) die Römer so häufig bedienten? Er meint:
re Zerbrechlicheit, nebst der Erfindung der
orcellane und sogenannten Fayence, sey dar-
ı Schuld. Ferner bemerkt er, die Römer
ıtten ihre Glasgeschirre ohne ponty (*) ge-
macht.

(*) So nennt man in Frankreich das Glasblasen auf die Weise, daß der Glasblaser seine Röhre auf den Grund des Glases setzt, um eine Oeffnung zu machen. Ein solch Verfahren macht das Glas nicht nur daselbst uneben, sondern auch viel zerbrechlicher als an andern Orten.

macht. Weil nun eine solche Zubereitung ohne poncy mühsam und langwierig sey, und die Glaskrämer wegen der in Schwang kommenden Porcellanwaare, die ihrige hätten wohlfeiler machen müssen, wenn sie nicht gar nichts loswerden wollen; so hätte man die alte Art, Glas zu blasen, liegen lassen. Doch habe er Berichte von Deutschland aus, daß man sie daselbst seit einigen dreyßig Jahren wieder hervor gesucht. Von den gläsernen urnis sepulcralibus die man in Frankreich häufig findet, bemerkt er, daß sie gemeiniglich eine Hülle oder Decke von Bley um sich haben, die ihnen die desto längere Dauer verschaffen soll.

Tab. CV. weist allerhand merkwürdige Sachen auf. Erstlich einen conischen Münzstempel vom Kayser Augusto. Es ist der eine von den zweyen, die man vor einiger Zeit zu Nimes fand. Der eine gieng unter der Münzpresse in Stücken, deren Schwere er nicht widerstehen konnte: der andere aber ist dem V. in die Hände gerathen, der bey Prüfung seiner Feilspäne befunden, daß er aus Kupfer, Zink, Zinn und Bley bestanden habe. Er bestätigt hieraus seinen obangeregten Satz, die Alten hätten mehr Kupfer als Eisen bearbeitet, ob man gleich das letztere in den folgenden Zeiten vorgezogen: entweder weil es gemeiner worden, oder weil man alsdenn erst gelernet, wie man es behandeln solle. So finde man eiserne Stempel vom Kaiser Constantio. Das zweyte Stück, so sich auf eben dieser 105. Kupferplatte

findet, ist noch merkwürdiger; und die
kungen, die der Verfasser darüber ma=
ind sehr artig. Es ist nemlich das zwey=
ick ein als eine Walze gestalter Zusam=
z von runden hölzernen Münzmodellen.
Modell hat zwey Seiten, davon sich
ur andern schickt, sondern iedesmahl mit
ien Seite von einem andern Modelle zu=
en gesetzt wird, um eine Münze daraus
chen. Jede zwey hölzernen Muster ha=
ne gemeine Kerbe, dadurch man das ge=
lzene Silber oder Gold goß, welches sich
in in die ins Holz geschnittenen Bilder und
ifren eindrückte. Die Walze von der=
en Mustern, die der Verfasser hier be=
bt, enthält deren 8: zu der obersten aber
der Gegentheil. Der Verfasser versuchte
üssen, Abdrücke davon zu nehmen: Und
: hat er rund um die Walze herum in
fer stechen lassen. Man ersicht daraus,
s Münzen von Caracalla, Geta, Julia
ina und Julia Maesa sind. Da diese Au=
i genennet wird, so folgert der Verfasser
unwahrscheinlich daraus, daß sie diesen
nnahmen schon zu Severi Zeiten müsse ge=
en, oder wenigstens nicht erst von Helio=
ilo erhalten haben. Es hatten einige An=
arii behauptet, daß sich die Römer bey al=
ihren Münzen zugleich des hölzernen Mu=
s und des metallenen Stempels bedienet;
enem zuerst die Münze, damit sie ihre Run=
q und einen leichten Eindruck der Vorstel=

 lung

lung und Schrift bekäme, gegossen; hernach aber eben dieselbe Münze unter den Stempel gelegt, und die Aufschrift deutlich hinein geprägt hätten. Der Verfasser verwirft diese Meinung mit dem Herrn Mahudel, welcher dafür gehalten, daß sich die Münzmeister nur der Stempel, falsche Münzer aber der hölzernen Formen bedient. Aber auch von dieser Meinung geht der Verfasser ab, und sucht darzuthun, daß einige römische ächte Münzen in Formen abgegossen, andere aber, wie gewöhnlich, unter dem Stempel wären geprägt worden. Mahudels Meinung widerlegt er damit, daß die gegossenen Münzen von schlechtem Gehalt wären (*); mithin die falschen Münzer mit deren Nachmachen keinen Gewinst erhalten hätten. Zu Bestätigung seiner Gedanken aber führt er darauf verschiedene Sätze an.

Tab. CVI. stellt ein Blumenwerk en mosaique vor, von dem der Verfasser dem Leser ermessen läßt, wie viel Zeit und Fleiß dessen Zusammensatz müsse erfodert haben, da die Stücken Glas, woraus es besteht, so klein sind, daß ein Zoll im Viereck deren auf die 144 enthält. Wie sehr wünschten wir, es in der Wissenschaft der Kunst Glas zu machen und zu mahlen, so weit gebracht zu haben, daß wir unsern Verfasser auch in Erklärung der letzten Kupferplatte, welches die 107te ist, folgen, und unsern Leser in die Begriffe des Herrn Caylus von

(*) Vielleicht hat Mahudel eben daher Anlaß genommen, auf diese Gedanken zu gerathen.

der Art der Alten das Glas zu behandeln
zu mahlen, und von der Gewohnheit ihre Ge-
fäße damit zu schmücken, setzen können. Wir
den ihm ohnfehlbar viel artiges, viel merk-
würdiges, viel neues mittheilen können. So
finden wir uns genöthiget, Liebhaber sol-
Nachrichten auf die Quelle selbst zu ver-
weisen.

II.

Herrn Mich. Christoph Hanovs, Profes-
sors der Weltweisheit und Bibliothe-
carii an dem academischen Gymnasio
zu Danzig, Seltenheiten der Natur
und Oeconomie u. s. w. heraus gege-
ben von M. Johann Daniel Titius.
Zweyter Band. Leipzig bey Friedrich
Lankischens Erben. 1753. 8vo, II Alph.
11 Bogen.

Der zweyte Band dieser so nützlichen, als
wegen der Mannigfaltigkeit des In-
halts so angenehmen Sammlung besteht aus
Theilen; davon der erste das Pflanzenreich
zu seinem Gegenstande hat, der andere aber
von den Luftbegebenheiten und deren Wirkun-
gen handelt. Die Einrichtung des Werks selbst
ist so wie sie in dem ersten Bande gewest, dessen
Inhalt wir vor einiger Zeit angezeigt haben. Der
erste Theil enthält also 2 Classen. In der er-
sten Classe sind die an mancherley Erdgewäch-
sen beobachteten Seltenheiten begriffen; und

derselben erstes Hauptstück, welches wieder in verschiedene Abschnitte eingetheilt wird, ist den Bäumen und Sträuchern gewidmet.

Der I. Abschnitt besteht in einigen Betrachtungen über erfrorne Bäume. Der Hr. Prof. hat wahrgenommen, daß bey dem starken Winter im Jahre 1740. aus den Rinden der dadurch beschädigten Bäume ein röthlicher Saft heraus gedrungen, welcher die Eigenschaften eines Gummi hatte; gleichwie auch die erfrornen Bäume, ehe sie gänzlich ausgehen, an verschiedenen Orten des Stammes stark auszulaufen pflegen. Da nun dieses leztere zeigt, daß der Saft des Baums noch seinen Umlauf habe, und der Baum selbst noch einiges Leben besitze; so räth er, daß man mit Ausrottung solcher schadhaften Bäume nicht allzusehr eilen, und dieselben vielmehr entweder förderlichst verbinden, oder denselben, wenn die Rinde nichts mehr taugt, eine neue Rinde zu verschaffen suchen soll. Man muß nehmlich um den längsten Tag herum die Rinde von dem ganzen Stamme und Aesten abschälen, den austriefenden Saft aber mit einer Feder um den Stamm herum öfters ausbreiten, und den Stamm indessen da hiedurch eine neue Rinde entsteht, so wohl vor der Sonne, als dem Regen und Winde verwahren. Diese so nützliche Manier, kranken Bäumen zu helfen, ist die Erfindung eines märkischen Edelmanns, Herrn von Hünecken.

Der

)er II. Abschnitt enthält fürs erste eine
bachtung, welche bey vielen Fällen von gu-
Nutzen seyn könnte, daß nehmlich die Aeste
er Bäume, oder auch selbst junge nahe
ammen stehende Bäumgen, wenn sie fest
mmen gebunden werden, so zusammen
)sen, daß man endlich fast keine Spur mehr
et, daß sie ehedem von einander abgesondert
est. Doch besorgt der Herr Prof. daß sol-
Zwillingstämme wohl nicht so festes Holz
en möchten, als andere einstämmige Bäu-
von eben der Art.

In dem III. Abschnitte folgen 1) eine
ze Beschreibung der Musa oder des Pisang,
welcher unter andern angemerket wird, daß
Anwächse nicht wie bey allen unsern einhei-
schen Gewächsen, um den ganzen Stamm
rum gehen, sondern sich nur um die Helfte
sselben ansetzen, so daß iede Lage im Durch-
)nitte sich so darstellet D; 2) eine ebenfalls
rze Nachricht von dem Lerchenbaume, wobey
meldet wird, daß man in Rußland aus der
nersten Rinde dieses Baumes so feine weisse
)andschuh mache, als von dem feinsten Leder;
) eine Beschreibung der Frucht des gemeinen
Spindelbaums (Evonymus).

In dem IV. Abschn. wird 1) die Meinung
widerlegt, daß es ein Zeichen eines bevorste-
)enden harten Winters sey, wenn die Blätter
im Herbste sehr lange auf den Bäumen bleiben.
Der Herr Verfasser erinnert, daß sich dieses
vielmehr alsdenn ereignet, wenn die Bäume

 in

in dem vorhergehenden Frühjahre späte Blätter bekommen haben; desgleichen wenn ein sehr trockner Herbst ist, und also die Blätter an den Bäumen selbst dürre werden. 2) Entdeckt der Herr Verfasser seine Meinung von den Ursachen des Zusammenwachsens der Blätter. Er erinnert, man könne iedes Blatt als eine besondere Pflanze ansehen, die schon ihre Wurzel, ihre Stämmgen und ihr Zweigelgen hat, weil man bekannter massen aus einem einzigen Blatte einen ganzen Baum ziehen kan.

Der V. Abschn. betrifft die Blüthen. Man findet darinne 1) einen Fall, da eine einzige Blüthe eines Kirschbaums aus einem kleinen Risse der alten starken Rinde hervorgekommen; 2) da jährige Sprößlinge eines Muscatenbirnbaums um Johannis herum geblühet, nachdem der Baum bereits im May stark geblühet und viele Früchte angesetzt. Der Herr Verfasser führt hierbey an, daß von beyden die Ursache darinne liege, weil iede Pflanze von kleinen Pflänzgen ihrer Art voll ist, die bey starkem Zuflusse des Nahrungssaffts ausbrechen. 3) Gedanken von dem Ursprunge der vermeinten Schwefelregen, welche, wie der Hr. Verf. mit andern Naturforschern dafür hält, sich in den Jahren ereignen, wenn die Fichten und Tannen stark blühen, und der Fruchtstaub durch die Winde auf die Erde oder auf die Dächer geführt, von starken Regen aber zusammen geschwemmet wird. 4) Nachricht von einem spanischen Hollunderbaume, der eine achtblät-

terichte

Blume bekommen, da dieselbe sonst nur
n Blatte besteht. 5) Die Kunst späte
sen zu bekommen. Diese besteht dar-
; man den Stock, ehe die Knospen auf-
ausgräbt und versetzt.

VI. Abschnitt ist gleiches Inhalts,
erden darinne besonders verschiedene
enkönige (flores proliferi), da nehm-
: Blume über der andern steht, Blu-
ysser, da über der zweyten noch die drit-
teht, beblümte Früchte, da über
ucht noch eine Blume entsteht, Rosen-
nge, da nehmlich 2 Rosen in einem Kel-
hen, beschrieben.

i dem VII. Abschn. wird von ungewöhn-
Früchten, als doppelten und dreyfachen
ln, Kirschen und Erdbeeren, die auf ei-
Stiele gestanden; ingleichen von zusam-
gewachsenen Pflaumen und Haselnüssen,
eichen Traubenweise gewachsenen Hasel-
Welschennüssen, einer Birne die aus einer
en hervorgewachsen u. s. f. geredet.

n dem VIII. Abschn. werden verschiedene
kannte Früchte beschrieben. Als Cocos-
e, die in zwey auch drey Höhlen abgetheilet
en, da ordentlich in ieder nur eine Höhle,
auch nur ein Kern gefunden wird. 2) Ei-
Citrone, in welcher inwendig eine andere
ne steckte, die aber keine Kerne hatte wie
grosse, und andere dergleichen besondere
üchte mehr.

 In

In dem IX. Abschn. folgen Beschreibungen besonderer Arten vom Holze. 1) Eines im Dunkeln leuchtenden Stückes Buchenholz, wobey der Herr Verfasser erinnert, daß diese Eigenschaft des faulen Holzes davon herkömmt, daß bey der Fäulniß und dem Stocken die in dem Holze befindlichen Salz- und Schwefeltheile aufgelöset werden, ausdunsten, und die umher befindlichen Lichttheilgen in Bewegung setzen; daher auch das Leuchten zugleich mit der stockenden Bewegung und der Ausdünstung aufhöret; 2) solches Holzes, um welches sich steinerne Schalen angesetzet haben, die von eben der Materie zu seyn scheinen, aus welcher die Osteocolla oder der Beinbruch besteht.

Wir gehen nunmehr zu dem zweyten Hauptstücke der ersten Classe fort, welches von den Kräutern und ihren Zubehör handelt.

In dem I. Abschnitte wird einer besondern Vermehrung der Erdäpfel gedacht, da nemlich einige, welche in einem Keller an der Mittagsseite in den Sand verscharret gewest und vergessen worden, oben ausgewachsen und Ranken getrieben, welche Ranken für sich keine Blätter gehabt, aber wohl häufige junge Erdäpfel getragen. Diese Beobachtung zeigt ein Mittel zu Vermehrung solcher Früchte: Doch müssen sie nothwendig an dem wärmsten Orte des Kellers liegen, weil sonst die kleinen Aepfelgen, wie der Herr Verfasser aus eigner Erfahrung erinnert, bald verwelken. Nebst dem wird betrachtet, daß die Erdäpfel so gar in den Stuben

iben auswachsen, und junge Früchte ansetzen: wie denn auch bey dieser Gelegenheit die aus den Erdäpfeln eine Stärke, oder ein isses Kraftmehl zu machen, beschrieben d, welche hie zu Lande sattsam bekannt ist. olgt die Beschreibung eines Stücks Beinch, in welchem ein Stück Rohrwurzel steckwie der Hr. Verfasser aus den an der inwenn Oberfläche dieser Röhre gemachten Einckeu deutlich erkennen konnte, welche er in ern Stücken Beinbruche die er damit verh, bey weitem nicht so kenntlich fand. Bey ser Gelegenheit wird die Erzeugung des inbruchs überhaupt kürzlich erklärt. Dieentsteht daher, wenn sich eine feine im Wasaufgelösete Erde um eine Wurzel ansetzt, lche hernach entweder durch die Winterfröoder die Wärme im Sommer ausgetrocknet d hart gemacht wird. Dieses geschiehet nicht eich in einem Jahre, wie man aus den verhiedenen Lagen, welche man bey dem Beinbrue unterscheiden kan, urtheilet. Und da die rde selbst, welche sich ansetzt, von verschieener Art seyn kan; so sieht man leicht, daß ieses in dem Gebrauche des Steinbruchs selbst inen Unterscheid machen kan. 3) wird verhiedener besonders gewachsener Wurzeln Melung gethan; als einer, die durch einen Rükenwirbel eines Schöpses durchgewachsen; esgleichen vierfüßiger gelber Möhren, eines rossen dreyfüßigen Rettichs, einer gelben Feuerlilie, welche zwey und einen halben paris. Zoll

 über

über der Mutterzwiebel, desgleichen auch noch höhere hinauf, in freyer Luft zusammen zehen junge Zwiebeln an dem Stengel getrieben, auf deren einer ein grünes Blatt, und auf einer andern gar eine unvollkommene Lilie gestanden hat. Den Grund hiervon leitet der Herr Verfasser daher, daß an den Oertern des Stengels, wo die Zwiebeln gewachsen, etwas Erde geworfen worden, und daran sitzen geblieben, hernach aber von dem Thau und Regen hinlänglich benetzet worden. Da nun diejenige Zwiebel, auf welcher die Blume gestanden, an der Mittagsseite, die andere aber, über welcher ein Blatt hervorgekeimet, an der Mitternachtsseite hervorgekommen; so sieht man ohne Schwierigkeit, daß die vorzügliche Wärme die in der ersten verborgene Blume, welche erst künftig auf einem Stengel hätte erscheinen sollen, frühzeitig herausgetrieben hat, da es hingegen bey der andern, aus Abgange der Wärme, nur bey einem Blatte geblieben.

In dem II. Abschn. theilt uns der Hr. Prof. zuvörderst seine Beobachtungen von den bandförmigen breiten Blumenstengeln mit, die man nicht selten bey vielerley Pflanzen, besonders bey Zwiebelgewächsen, als Lilien, Kayserkronen u. s. w. desgleichen bey dem Spargel und viel andern findet, und welche entstehen, wenn wegen allzustarken Zuflusses des Nahrungssaftes zwey oder mehr Stengel zusammen wachsen (*).

Der

(*) Von dergleichen Pflanzen hat der ietzige wittenbergische

r III. Abschn. enthält Seltenheiten an
er Fortpflanzung bestimmten Theilen der
zen, als den Blumen, Früchten u. s. w.
findet darinne Beschreibungen von einer
e mit 3. Blumen auf einem Stengel, von
gelben Tulipe, die 3 oder 4 andere gelbe
ien über einander hatte, deren eine immer
der andern gewachsen war, von Nelken,
welchen andere Nelken hervorgekommen;
r Beobachtungen über die Honigbehält.
in den Blumen verschiedener Pflanzen u.

Hierauf folgt eine Untersuchung des Urs
ngs und der Eigenschaften des Mutter=
Brandkorns. Mutterkorn nennet man
nigen Körner, die sich von andern Rog=
Weitzen= und Gerstenkörnern durch ihre
kelbraune Farbe unterscheiden, und in kei=
Hülsen stecken, deren man zuweilen eins,
weilen zwey oder mehrere mitten in den Aeh=
findet, welche ein weisses Mehl geben. Der
er Verfasser macht einige Zweifel wider die
einung, daß dasselbe daher entstehe, weil
le Körner wegen Uberflusses des Nahrungs=
ts aufplatzen, der hernach, weil er ein gal=
ichtes Wesen ist, an der Luft harte wird, und
Gestalt eines andern Korns bekömmt. Er
innert, man nehme keine Spuren wahr, daß
Haut, in welcher jedes Getraydekorn liegt,

zer=

tenbergische Professor, Herr D. Böhmer, in
seinem vor 2 Jahren geschriebenen Progr. de
Plantis fasciatis ein starkes Verzeichniß ge=
macht.

zerplatzet und der Saft herausgedrungen sey. Wolte man sagen, die ganze Haut sey zerplatzet: so fände sich eine andere Schwierigkeit, daß viel solche Mutterkörner nicht grösser, sondern so gar kleiner als die gemeinen Körner sind, und man nicht genugsam zeigen kan, daß hier die Haut, da das Korn noch sehr klein gewest, geplatzet sey. Ausserdem nimmt der Hr. Verfasser zwar als eine unstreitige Erfahrung an, daß das andere Korn, unter welchen sich ziemlich viel Mutterkorn befindet, schön ist, und gut schüttet; wie er denn auch nicht zweifelt, daß das Mehl von dem Mutterkorne, wenn es nicht so häufig unter das andere Mehl gemischt ist, keine schädliche Wirkungen nach sich zieht. Indessen meint er doch, daß man auch die hie und da angeführten Erfahrungen von der Schädlichkeit desselben nicht ganz aus der Acht zu lassen habe, und daß allerdings Gefahr dabey seyn könnte, wenn es sich in allzugrosser Menge unter dem andern Mehle befände, da man an dem Mutterkorne, auch wenn es lange an trocknen Orten gelegen, einen dumpfigten und widrigen Geruch wahrnimmt. Was das Brandkorn anbelangt, so unterscheidet es sich leichtlich von dem Mutterkorne dadurch, daß jenes auswendig auch in der Aehre schwärzlich, dieses aber meistens in der Aehre so schön aussiehet, als eine andere gute Aehre, auch in einer Hülse steckt, und hingegen ein schwarzes, verdorbenes Mehl enthält, zuweilen auch steinhart ist; da es sich hingegen bey dem ersten ganz an-

verhält. Also scheint das erste zu entste-
wenn die Röhrgen welche den Saft in
)ülse führen, verstopft, und hingegen die
jen welche zum Mehle gehen, offen ge-
en sind; das andere aber, wenn die Hül-
re erforderliche Nahrung bekömmt, der
t aber aus welchem das Mehl entsteht,
et. Wir würden allzuweitläuftig werden,
n wir viel andere so nützliche als angeneh-
Beobachtungen von beyden Arten der Kör-
desgleichen verschiedene Mittel dem Bran-
n dem Getrayde zuvor zu kommen, anführen
ten. Wir überlassen dieses dem eigenen
chlesen der Liebhaber der Naturgeschich-
und führen vielmehr den übrigen Inhalt
es Abschnitts kürzlich an. Wir fin-
darinne, daß der abgeschnittene Strunk
es verfaulten Kohlhauptes wieder ausge-
inet und Blüthen angesetzet hat; desglei-
n Beschreibungen von traubenweise zusam-
ngewachsenen Goldäpfeln und Erdbeeren,
)illingkürbissen und Gurken, von dem Saa-
en des Farrenkrauts, von welchem nach des
errn Verfassers Rechnung, jedes Blatt
)8000 Körngen enthält (*); von ungewöhn-
lichen

*) Dieses übersteigt die von dem Swammer-
dam angegebene Anzahl sehr weit. Denn
dieser rechnet, daß jedes Blatt von dem filice
mare dodon. nur über 2460 Saamenkörner
enthält. S. Bibel der Natur p. 358. wo-
selbst man auch eine unständliche Beschrei-
bung der Saamenkapseln dieser Pflanze fin-
det.

lichen Obstkernen, und verschiedenen Arten Schwämme.

In dem vierten und letzten Abschnitte widerlegt der Hr. Verfasser durch einen von ihm selbst so wohl als einem seiner Freunde angestellten Versuch, das Vorgeben, als ob aus verwelkten Kohlblättern, Kohlsaat entstünde, wenn man dieselbe in Tücher wickelte, im Herbste vergrübe, und auf den Margarethentag wieder ausgrübe.

Die zweyte Classe des in diesem zweyten Bande enthaltenen ersten Theils ist zweyen Wasserpflanzen bestimmt, und enthält 1) die Beschreibung der gelben Mummeln (Nymphæa); 2) einer dunkelgelben Hornstaude, welches Pflanzengeschlechte die Kräuterkenner sonst Ceratophyton nennen, weil unter den Rinden dieser Pflanzen ein hornartiges Wesen anzutreffen ist, welches glatt, im Alter schwärzlich wie Horn, dabey etwas biegsam ist, und wenn es bricht, auch inwendig wie zersplittertes Horn aussiehet.

Der zweyte Theil dieses Bandes handelt von den Luftbegebenheiten und ihren Wirkungen. In dem ersten Abschnitte werden verschiedene dahin gehörige Nachrichten ertheilet. Als 1) von zwey in den Jahren 1750, den 19. April, und 1751. den 6. April erschienenen Nebensonnen; 2) von einem Regenbogen, den der Herr Verfasser den 5. Dec. im Jahr 1752. Vormittags um halb neun Uhr

gese-

; 3) von einem Regenbogen nach Un-
ge der Sonne.

II. Abschnitt enthält die Beschreibung
m Jahr 1749. den 30. Dec. geschehenen
mondes, desgleichen einiger zu verschie-
Zeiten beobachteten Mondregenbogen.
dem III. Abschn. folgt auf eine Nach-
on einem Hofe um die Ziege an dem Him-
id der den 29. Dec. im Jahre 1751. durch
ond geschehenen Bedeckung des Jupiters,
urze Erklärung des Cometenschweifs.
Herr Prof. verwirft die Meinung, daß die-
chweif ein aus dem brennenden Cometen
igender Dampf sey, weil man durch den-
auch die kleinsten Fixsterne noch erken-
an. Vielmehr hält er denselben für ein
licht des Cometen. Wir müssen der Kür-
lber dessen sinnreiche Vermuthungen, da-
er seine Meinung zu bestärken sucht, mit
leschweigen übergehen, und noch eines
ausführlichen, mit Anmerkungen begleite-
Verzeichnisses aller Cometen gedenken, die
Erschaffung der Welt, so viel uns noch
hrichten übrig sind, erschienen seyn sollen;
welches eine umständliche Nachricht von
Cometen im Jahre 1744. folget. Beydes,
ohl das Verzeichniß als die Anmerkungen,
den ein hinlänglicher Beweiß von des Herrn
fassers seltener Belesenheit seyn, wenn
lbe nicht aus so vielen andern Proben
ugsam bekannt wäre.

In dem IV. Abschn. folgen Nachrichten von etlichen Nordlichtern, und einem sonderbaren den 19. März 1743. nach halb acht Uhr gegen Süden erschienenen Bogenlichte. Es war dasselbe weit über der untern Gegend der Luft: denn die Wolken giengen darunter hin, und der Herr Verfasser schätzte es nach seiner Berechnung der wahren Höhe, ungefehr 13. deutsche Meilen senkrechter Linien über die Oberfläche des Erdbodens hoch. Da es ferner durchsichtig war; so will er dasselbe eben so wenig, als die Nordlichter, für wirklich entzündete Dünste halten; und weil es so sehr gegen Süden gestanden, meint er, es könnten dasselbe auch nicht die von den Luftstäubgen zurückgeworfene Lichtstralen verursachet haben. Vielmehr glaubt er, es stiegen von denjenigen Cörpern, welche des Nachts ohne einige Verbrennung schimmern, als dem faulen Holze u. d. m. Dünste in die Höhe, welche, wenn sie häufig genug zusammen kämen, einen stillen Schimmer vorstellten; alsdenn aber, wenn sie von dem Winde in eine stralende Bewegung gesetzt würden, Nordlichter abgäben.

Der V. Abschnitt ist den Eigenschaften der Luft gewidmet. Die erste Stelle nimmt eine Abhandlung von der eigentlichen Schwere der natürlichen Luft ein, in welcher gezeiget wird, wie fern man dieselbe durch Beyhülfe des Barometers und Thermometers genauer als durch das gemeine Abwiegen bestimmen kan. In der darauf folgenden ertheilt der Herr Verfasser

ne kurze Nachricht von Prüfung der Ba-
ter und Verbesserung der Leiter. Der
te Weg dazu ist freylich, wenn man ent-
r in der Nähe ein gutes Barometer hat,
welches man sich verlassen, und das ande-
elches man verbessern will, damit verglei-
kan; oder wenn man ein fahrenheitisches
thermometer hat, welches zugleich die Stel-
ies Barometers vertritt, aber nicht gar
ein ist. Wenn man diesen Weg nicht ge-
kan, so ist weiter nichts übrig, als den
telstand des Quecksilbers durch eine viel-
ige Beobachtung seiner verschiedenen Hö-
u bestimmen, und die Leiter darnach nach
rdern zu erhöhen oder zu erniedrigen.

In dem VI. Abschn. wird von der Kälte und
rme, wie auch verschiedenen Arten dieselben
nessen gehandelt, und 1) eine kurze Anlei-
g gegeben, die fahrenheitischen Barometer zu
sen; worauf 2) wieder ein monatlicher Aus-
der größten und kleinsten Höhen des Queck-
ers im Thermometer ebenfalls vom Jahre
39. bis 1752. eingerücket ist; 3) folgt ein
rschlag die Grade des Frostes ohne Wetter-
s zu bestimmen. Der Grund der Bestim-
ng beruht auf der Erfahrung, da das Eis
einerley Zeit bey starkem Froste stärker als
gelindern wird. Man darf also nur rei-
s Wasser nehmen, und zwar solches, das
n schon befroren ist, weil uns ebenfalls die
fahrung lehrt, daß das Wasser nahe unter
n Eise, nur 1. oder 2. Gr. von der Frostkälte

unterschieden ist. Dieses Wasser soll man etwa eine ganze oder halbe Stunde, und zwar in freyer aber stiller Luft in einem flachen Gefäße, das vorher ebenfalls einige Zeit an einem ungeheitzten Orte gestanden, gefrieren lassen; welche Zeit man in Ermangelung einer guten Uhr bestimmen kan, wenn man 1000, oder woferne der Puls langsam schlägt, 900 Pulsschläge auf eine Viertelstunde rechnet, und Acht haben, wie dick das Eis in dieser Zeit wird. Gesetzt es würde in einer Stunde $\frac{1}{16}$ einer Linie, so nimmt man dieses für den ersten Grad des Frostes an; $\frac{1}{8}$ deutet 2 Grade, 1 Linie aber 16 Gr. Frost an, u. s. w. welche Bestimmung auch mit den fahrenheitischen Thermometer übereinkömmt, wie aus einer beygefügten Tabelle zu sehen. Allein sie setzt voraus, daß in einer Stunde allezeit wenigstens beynahe einerley Kälte bleibt. Denn daß dieses nicht im scharffen Verstande angenommen werden kan, ist ausser Zweifel. Woher kan man aber, ohne ein Thermometer zu brauchen, wissen, daß die Kälte eine Stunde durch sich nicht beträchtlich verändert? Dieses zu erhalten, räth der Herr Verfasser, man solle das Eis, wenn das Gefäße weit genug ist, von Zeit zu Zeit z. E. alle 200 Pulsschläge einmal aufstossen, iedesmal ein Stück herausnehmen, und nach Verlauf einer Stunde zusehen, ob in gleicher Zeit gleich dickes Eis gefroren. Ubrigens erkennet der Herr Verfasser selbst, daß bey dergleichen Bestimmungen der Kälte, vie-

lerley

Irrungen vorgehen können. Denn der
, die vorige Wärme des Gefässes oder
rundes darauf es steht u. s. w. können als
Abweichungen veranlassen, daß das Was-
einer angenommenen Zeit bald stärker,
ünner als es seyn solte, gefrieret. Der-
en Zufälle sind fast nicht gänzlich zu ver-
n. Allein er erinnert mit Rechte dage-
daß es wohl noch einmal so schwer ist,
ehler bey dem Gebrauche der Wettergla-
vermeiden. Der vierte Aufsatz ist ein
ug der danziger Kälte von 1709, 1729
1740, im Jenner und Hornung; der
e eben dergleichen Auszug in dem März,
ember und December, erstgedachter Jahre,
uch im November und December der Jah-
728, 1739. Beyde Auszüge sind mit An-
ungen begleitet. Der sechste enthält eine
gleichung der Kälte von 1740 mit der
gen Kälte verschiedener anderer vorherge-
en Jahre. In dem siebenden hat der Hr.
fasser die Absichten der ausserordentlichen
te untersucht, und sowohl die nützlichen
schädlichen Folgen derselben umständlich
igt. In dem achten ertheilt er Nachricht
der sehr zuverläßigen Schießpulver Pro-
die eine Erfindung des Herrn von Reau-
r ist.

Den Schluß dieses Abschnittes macht end-
eine Nachricht von der Beschaffenheit des
nters im Jahre 1740 in Island; welcher
Folge, nach Berichte der isländischen Com-

pagnie, in Island, der bey uns so strenge Winter, daselbst so gelinde gewest, als man sich dort herum kaum erinnern können; daher es wenig Eis gegeben.

In dem VIII. Abschnitte wird die Veränderung des wolfischen Manometers genauer bestimmt; und in dem neunten folgen einige lesenswürdige Aufsätze von Ausmessung der Stärke und Geschwindigkeit der Winde, so wohl in der obern als untern Gegend der Luft, wovon sich in der Kürze wenig verständliches sagen lassen würde.

Der X. Abschnitt enthält verschiedene kurze Aufsätze. In dem ersten meldet der Herr Verfasser, daß der Athem schon sichtbar wird, wenn das fahrenheitische Thermometer noch 11 Grad über 0 steht: In dem zweyten, daß die Fenster auswendig beschlagen, wenn die äussere Luft 15 Grade wärmer als die innere ist; wobey er gelegentlich zu zeigen verspricht, daß das Salmiac an den so mannigfaltigen Figuren der gefrornen Fensterscheiben den meisten Antheil habe: In dem dritten, daß der Thau schon merklich fällt, wenn der Unterscheid zwischen der Mittags- und Mitternachtswärme auch nur 15 Gr. ist. In dem vierten merket er an, daß nur diejenigen Wände welche verstockt sind, auf der innern Seite bey einfallendem Thauwetter ausschlagen und schwitzen. In dem fünften wird gemeldet, daß der Rauch, der aus den Schorsteinen in die Höhe steigt, wenn er roth erscheinen soll, nicht

allzu-

dicke, aber auch nicht allzudünne seyn darf; die Sonnenstralen auf den Rauch, nicht gerade in unsere Augen fallen müssen, und sie daher dem Horizonte nahe oder nahe y seyn, und gegentheils die Dünste dreyßig vierzig Grad über unserm Auge schweben sen. In dem sechsten trägt er seine Mei- g von der Erzeugung des sternförmigen)nees vor. Der Herr Verfasser stellt sich Sache so vor: Da die Dünste lauter klei- kugelrunde Bläsgen sind, und 6 Kugeln einerley Durchmessern um die siebende so um liegen können, daß sie so wohl dieselbe sich selbst unter einander sämmtlich berüh- ; so werden auch die Dünste, wenn sie in ndstiller Luft sinken und einander berühren, r bereits halb gefroren sind, daß sie nicht hr zusammenfliessen können, zusammenge- eren und gleich anfangs eine Sternfigur be- nmen, wenn 6 gleichgrosse Dunstbläsgen) um das siebende herum legen. Wenn aber solcher kleiner Flocke entweder weiter her- iter fällt, oder durch den Wind noch einige it in der Luft erhalten wird; so werden sich rmöge des Gesetzes des Anziehens, kraft ssen sich die Cörper am stärksten nach einem rte bewegen, wo mehr ihres gleichen vor- nden sind, andere ebenfalls halbgefrorne in r Luft zerstreute Dünste, mehr nach den Spitzen des erstgedachten Sterngen, als nach m Zwischenräumen zwischen deren mittel- en und den äussersten Dunstbläsgen ziehen,

wodurch diese Spitzen immer länger werden. Dieß zum Grunde gesetzt, lassen sich die kleinen Verschiedenheiten in der Figur des sternförmigen Schnees ohne Mühe begreifen. In dem siebenden Aufsatze endlich giebt der Herr Verfasser eine kurze Beschreibung von einer lichten Himmelsröthe die er im Jahr 1746 den 19 Octobr. Abends nach ¾ auf 7 Uhr gesehen, und erklärt den Ursprung dieser Lufterscheinung fast auf eben die Art wie die Erzeugung der Nordlichter.

In dem XI. Abschn. wird zuerst untersucht, wie die Federkraft der Luft durch die Entzündung vermindert wird. Die Wärme dehnt die Luft aus; und es scheinet daher sehr natürlich, daß diese Ausdehnung desto stärker seyn solte, ie stärker die Hitze ist. Bey dem allen aber weiß man, daß sich eine Wetterglasröhre weit schwerer mit Quecksilber oder Oele, als mit Weingeiste füllen läßt, ungeacht siedendes Quecksilber und Oel einen weit heftigern Grad der Hitze haben als Weingeist; und daß also die Luft in der Röhre durch den so heftigen Grad der Hitze doch nicht so sehr als durch den weit geringern verdünnet worden ist; desgleichen daß sich ein Wetterglas weit leichter als sonst mit Quecksilber füllen läßt, wenn man vorher Weingeist hinein thut, und denselben hernach über dem Feuer nebst der Luft heraustreibt. Der Herr Verfasser hat daher verschiedene Versuche angestellet, woraus klärlich erhellet, daß der brennende Schwefel die

Feder-

aft der Luft schwächet, auf was für
auch geschehen mag: woraus er fol-
aß die Oele wohl eben deswegen, weil
s von der Art des Schwefels in sich
, auch gleiche Wirkung thun. Der
Abschnitt enthält eine Nachricht von
stillen Feuerkugel in der Luft, welche
durch von andern nicht allzuseltnen un-
den, daß sie ohne einigen Knall zer-
jen; und der dritte, von einer vor wel-
n heftiger Donnerschlag vorher gegan-
In dem vierten wird eine Lichtkluft
ma) beschrieben, welcherley Arten Luft-
nungen mit dem Blitze übereinkommen,
aß sie länger dauern; wie denn die letzt-
hte eine gute Viertelstunde gedauert, ob
ohl in Ansehung der Grösse immer abge-
nen. Der fünfte Aufsatz enthält die Er-
ng eines besondern Zufalls, da sich in ei-
Apotheke zweymal hintereinander, als man
Kühlfaß, welches ziemlich lange nicht mit
hem Wasser versehen worden, reinigen wol-
das faule Wasser bey Annäherung des
es plötzlich entzündet, worauf ein starker
ll gefolget; und der sechste eine umständ-
Nachricht von der Entzündung und dem
alle eines heimlichen Gemachs bey Annähe-
g des Lichtes.
In dem zwölften und letzten Abschnitte lie-
t der Herr Verfasser ein Verzeichniß des zu
anzig von 1739 bis 1752 monatlich aus
n Wolken gekommenen Wassers, aus wel-

 cher

cher man sieht, daß die mittelmäßig nassen Jahre diejenigen sind, welche ungefehr 21 paris. Zoll Wasser haben: Worauf ein Aufsatz folgt, in welchem kürzlich die Ursachen der starken Überschwemmungen in der Erndtenzeit 1744 untersucht werden.

Dieses ist kürzlich der Inhalt des zweyten Bandes, welchem ein brauchbares Register über beyde Bände beygefügt ist. Da der Herr Professor Hanov noch immer unermüdet fortfähret, die ihm vorkommenden Seltenheiten der Naturgeschichte in den danziger Nachrichten zu beschreiben und zu erklären: so wünschen wir, daß der Herr M. Titius auch seiner Seits sich diese zerstreueten Aufsätze seines Herrn Vetters noch ferner zu sammeln, und besonders die lesenswürdigen physicalischen Abhandlungen, welche in des Herrn Prof. dissertationibus varii argumenti &c. mit befindlich sind, bekannter zu machen, belieben möchte.

III.

Histoire civile, ecclesiastique & litteraire de la Ville de Nismes.

das ist:

Weltliche, Kirchen- und Gelehrtenhistorie der Stadt Nismes, mit Anmerkungen, nebst einigen historischen und critischen Abhandlungen von ihren Alterthümern und verschiedenen Beobachtun-

…tungen über ihre Naturgeschichte, …rch den Herrn Menard, Rath bey …m Obergerichte dieser Stadt und …itglied der königl. Acad. der Auf…riften. Vierter Band. Paris 1753. 4to, IV Alph. 9 Bogen.

…bwohl diese einzelne Stadtgeschichte, welche wir allen Stadtchronickenschrei…gern zum Muster vorschlagen möchten, weitläuftig wird; so sehen wir uns doch …ssermassen genöthiget, ihr zu folgen; weil …einmal den Anfang gemacht haben, un… Lesern davon Nachricht zu geben. Wir …iben freylich wohl, daß sie den Mitbür…n des Verfassers weit angenehmer und …licher ist, als sie ihrer Natur nach den …sländern seyn kan. Indessen zweifeln wir …h auch nicht, daß vieles darinne vorkömmt, …lches, wo nicht ihre Wissensbegierde rei…, iedoch ihre Neugier vergnügen wird.

Gegenwärtiger Band fängt sich mit dem …ahre 1482 an, und endiget sich mit dem …565ten Jahre. In diesem Zeitraume wur… Nismes zu verschiedenenmalen von der Pest …eimgesuchet, welche aller guten Anstalten …nd Verordnungen ungeachtet, oftmals wie…erkam, wenn sie kaum aufgehört hatte. Die …wichtigsten Begebenheiten für diese Stadt aber waren wohl die Secularisirung der Kirche zu Nismes, da aus den bisherigen regulirten

Chorherren, im 1539ten Jahre weltliche Chorherren wurden, die nicht ferner in Gemeinschaft lebten: ingleichen die Errichtung einer Universität der freyen Künste und eines Präsidialgerichts, wofern nicht die Einführung der reformirten Religion die wichtigste unter allen ist. Die Nismer waren dieser Lehre besonders zugethan, und liessen eine grosse Lebhaftigkeit bey Behauptung derselben blicken. Sie nahmen an allen denen Bewegungen Theil, welche die Lehrverbesserung in Frankreich verursachte; und Nismes wurde eine von den Hauptstützen derselben. Da wir dem Verfasser in allen den kleinen Umständen und Vorfällen, welche er von seiner Stadt erzählt, weder folgen können noch mögen, auch die politischen Begebenheiten überhaupt in diesem Zeitraume von keiner sonderlichen Wichtigkeit sind: so wollen wir nur dieses Stück der Kirchengeschichte unsern Lesern vortragen, hernach aber eine und die andere Merkwürdigkeit beyfügen.

Die ersten Keime von Luthers Lehre liessen sich im 1532. Jahre zu Nismes merken, welche auch in dem übrigen Languedoc aufwuchs. Das Parlement wandte alle Schärfe an, den Fortgang derselben zu hemmen, und ließ einen Augustiner zu Ende der Charwoche auf dem Schlosse zu Nismes gefangen setzen, welcher die Fasten über geprediget hatte. Der Stadtrath aber stand ihm bey, und beschenkte ihn noch ausser seinem gewöhnlichen Solde,

weil

il er das Volk mit einer guten evangeli-
en Lehre die Fasten über genähret hätte.
er allen besorglichen Neuerungen vorzubeu-
, ersuchete man den Bischof, redliche Leu-
zu bestellen, welche alle Sonntage das Wort
ottes predigten, und sich selbst zu Niemes
s ein guter Hausvater in seiner Familie auf-
halten. Bey dem allen aber nahm doch
se Lehre überhand. Das Parlement zu
oulouse schärfte seine Befehle wider die An-
nger der reinen Lehre, und ließ so gar ihrer
eye, einen zu Toulouse und den andern zu
eaucaire 1543 lebendig verbrennen, bestimm-
auch einigen andern noch andere Strafen.
Doch konnte dieses scharfe Verfahren einige
itzige Schüler der lutherischen Lehre nicht ab-
alten, aus unbedachtsamen Eifer das Ge-
mählde eines Marienbildes auf einem Altare
n der Domkirche 1545 zu zerreissen. Die-
es wurde für eine abscheuliche Sünde ange-
ehn, und zur Aussöhnung derselben ein öf-
entlicher feyerlicher Umgang angestellet, auch
nach den Thätern scharf geforschet. Man fuhr
fort, die Prediger dieser Lehre aufzusuchen und
auf das strengste wider sie zu verfahren. Ei-
ner davon, Nahmens Moritz Sennat, wurde
im August 1551 zu Nismes lebendig verbrannt,
und dem ungeachtet die Stadt beschuldiget, sie
sey schon von Luthers vermeintlichen Irrthü-
mern angesteckt. Weil sie nun glaubte, daß ihr
solches bey dem Könige nachtheilig seyn möch-
te; so suchte sie sich dieserwegen zu rechtferti-
gen

gen und zeigte, daß wenn sich ja einige Lutheraner bey ihr befänden, solche fremd und nicht da wohnhaft wären.

Allein der Widerwille gegen die bisherigen päbstlichen Lehren wies sich bald merklicher. Es kamen einige Prediger von Genf nach Nismes, welche nicht mehr Luthers sondern Calvins Lehre öffentlich vortrugen. Ihre ersten Versammlungen hielten sie im März 1552 ausser der Stadt mit grossem Zulaufe. Sie wurden aber bald wieder gestöhret. Der Official war hurtig hinter ihnen her; und das Parlement zu Toulouse ließ schon im April dieses Jahres einige davon im Bildnisse verbrennen. Zwey Jahre darnach schickte es einige Commissarien nach Nismes, Untersuchungen wider diese Sectirer anzustellen, und den Rath daselbst anzuhalten, ihnen dieselben anzuzeigen. Der Rath war willig dazu; erklärte sich aber zugleich, daß er keine kenne. Man ertapte aber bald einen von ihren Lehrern. Dieses war Peter von Lavau aus Pontillac, welcher einige zeitlang erst ingeheim Calvins Lehrsätze vorgetragen, endlich aber sich unterstanden, solche an hellem lichten Tage auf den Strassen zu Nismes zu predigen. Er wurde gefangen und darauf verbrannt, auch seine Asche in den Wind zerstreuet. Der Prior der Jacobiner in Nismes, Dominicus Deiron, welcher ihn zum Tode begleitete und ihn bekehren solte, bestärkte ihn vielmehr in seinem Glauben. Dieses erregte das Seneschalgericht, und man wolte

ihn

gefangen nehmen. Der P. Deiron aber
oh, und hinterließ einen eigenhändigen
satz, worinne er die Gründe anzeigte, die
bewogen, die neue Lehre anzunehmen und
nzeigen, was er für Ursachen gehabt, die
cht zu ergreifen. Er gieng nach Genf,
elbst er öffentlich sein Glaubensbekenntniß
egte. Dieses Beyspiel trug nicht wenig
, die Lehrverbesserung noch mehrern beliebt
machen, zumal da Deiron viel Verstand be-
i und in gutem Rufe stund. Er hatte zu
ris studieret, war Doctor der Gottesgelahrt-
t, wie auch ein geschickter Prediger. So that
um diese Zeit noch ein anderer Mönch in
n umliegenden Gegenden von Nismes durch
nen Eifer für die gereinigte Lehre hervor.
r war ein Franciscanerbarfüsser und hieß
laudius Roini, welcher nebst andern von Genf
kommenen Predigern, zu Anduse, St. Jo-
ann de Gardonnenque, Sauve und Vigan ꝛc.
ffentlich lehrte, taufte und das heilige Abend-
ahl ausspendete. Um den Lauf ihrer Pre-
igten aufzuhalten, wurde der Criminallieu-
nant des Seneschallats zu Beaucaire an die
Oerter geschickt, und den Gerichten daselbst an-
edeutet, ihm hülfliche Hand zu leisten. Al-
ein die Reformirten schlugen sich zusammen,
nd zwey bis drey tausend Mann lagen zu Fel-
e, um ihre Glaubensfreyheit zu vertheidigen.
Man rüstete sich ernstlich wider sie: ja die
Commissarien liessen viele die sie für strafbar
hielten, gefangen nehmen und hinrichten, an-

dere

dere, aber nach Nismes bringen, wo sie sich vertheidigten, und bey einer bald darauf 1557 erfolgten allgemeinen Verzeihung, die Freyheit erhielten.

Nunmehr fieng man an, ordentlich bestellte Diener des Wortes Gottes von Genf nach Nismes zu schicken. Wilhelm Mauget war der erste, welcher zu Ende des Herbstmonats 1559 daselbst ankam. Anfänglich lehrte er nur ingeheim und bey Nacht: man kan ihn aber als den eigentlichen Stifter der neuen reformirten Kirche in Nismes ansehen. Er war lebhaft, geistreich, ziemlich beredt, vor allen Dingen aber eifrig und hitzig. Ihm folgte bald noch ein anderer, Peter la Serre: und diese beyden fiengen im März des 1560 Jahres an, bey Tage ihren Gottesdienst in einem Privathause zu halten. Die Anzahl ihrer Schüler wuchs in kurzer Zeit ungemein, und sie hielten in der Marterwoche dieses Jahres verschiedene Versammlungen in Privathäusern, wo die reformirten Diener des Wortes Gottes, deren ietzt schon dreye waren, lehrten und tauften. Am Ostermontage kamen viele Personen von den umliegenden Dörfern und Oertern in die Stadt, und hielten das Abendmahl nach genfischer Art. Sie gingen des Nachts bewaffnet in der Stadt herum, woraus man allerhand Unordnungen befürchtete, und deswegen die nöthigen Mittel dawider vorkehrte. Die Versammlungen hörten aber dieserwegen nicht auf. Die Reformirten bemächtigten sich der Kirche zu St. Stephan

n von Capduel, und hielten darinne ihren
tesdienst. Man hätte diese Versammlun-
gern für Zusammenkünfte einiger Aufrüh-
ausgegeben: die Abgeordneten von Nismes
zeigten dem Vicomte von Joyeuse, daß
los gottselig und unschuldig wären, wel-
ihnen gleichwohl geboth, solche zu zerstö-
, und der Stadt mit einer Besatzung drohe.
Der Rath ließ ihm seine unverbrüchliche
ue gegen den König berichten, und wie er ein-
thig beschlossen, alle Unternehmungen wi-
das Ansehn des Königes zu verhüten. Er
annte auch dieserwegen Commissarien, wel-
dem Könige und dem Connetable von Mont-
renci von dem Zustande der Sachen Nach-
t gaben, und sie versicherten, daß in den Re-
ionsversammlungen alles ruhig zuginge,
d das Volk dem Könige getreu wäre. Der
icomte von Joyeuse dagegen meldete dem
nige, daß sich in Nismes und Montpellier
es zu einem Aufstande anliesse: es hätten
schon einige Edelleute dieser Städte bemäch-
et und bewaffnete Soldaten hinein gelassen:
an zöhe auch täglich noch viele durch Geld
f die Seite der Reformirten, und hätte sei-
en Monaten viel Gewehr und Kriegsvorrath
geschaffet: der Magistrat aber thäte dem al-
n vielmehr Vorschub, als daß er ihm abhülfe.
Der Graf von Villars rückte darauf mit eini-
en Truppen ins Land, und ließ den Nismern
ndeuten, die Versammlungen einzustellen, die
remden aus der Stadt zu schaffen, und sich ru-
hig

hig zu halten. Man kehrte dieserwegen alle mögliche Anstalten vor: und aus den dazu gemachten Verordnungen sieht man, daß damals Calvins Anhänger noch Lutheraner genennt worden, welchen Namen sie lange Zeit nachher in Frankreich behalten haben.

Die Reformirten mußten nunmehr unter einiger Bedruckung leben. Diese dauerte so lange bis Carl der IX zu Ende des 1560ten Jahres zur Regierung kam, da sich denn einige Flüchtlinge nach und nach zu Nismes wiederum einfanden. Sie durften sich aber nicht eher recht blicken lassen, als bis ihnen der König im Anfange des 1561ten Jahres eine allgemeine Verzeihung ertheilet. Bald darauf setzten die Einwohner zu Nismes, die schon fast gänzlich reformirt waren, einige Vorstellungen an den König, wegen Verbesserung des Staates und der Religion auf. In Ansehung der Religion, welches der dritte Punct war; wolten sie, es solte eine Nationalkirchenversammlung, so bald als möglich, angesetzt werden, wofern die allgemeine Kirchenversammlung nicht noch eher gehalten würde. Man solte allen denen von der französischen Zunge ein sicheres Geleit und einen freyen Zutritt zu dieser Kirchenversammlung geben. Die streitigen Materien solten daselbst entschieden und allein aus dem Worte Gottes ausgemacht werden. Der König solte in dieser Versammlung mit seinem Rathe den Vorsitz, und gelehrte, exemplarische, ganz unpartheyische Leute zu seinem Beystande haben.

Unterdessen solte man niemand der Re-
n wegen beunruhigen die Atheisten, Frey-
er, Wiedertäufer und andere dergleichen
er ausgenommen. Es solten denjenigen, die
ihrem Gewissen nicht glaubten, an den Cere-
ien der römischen Kirche Theil nehmen zu
ien, Mittel gegeben werden, sich unter dem
)stande der Obrigkeit in dem Worte Got-
unterrichten zu lassen. Die Bischöffe soll-
den Predigern gebiethen, daß sie das Volk
durch die bloße Erklärung der Schrift un-
ichteten, ohne sich in Streitigkeiten einzulas-
Die Pfründner solten keine Beamten des
niges seyn, noch diese einige Pfründen für
oder durch Mittelspersonen besitzen. Man
e kein Geld mehr nach Rom schicken, allwo
n sich desselben oftmals bedienet, den König zu
riegen. Die geistliche Gerichtsbarkeit solte
: der Gewalt des Königes vereiniget seyn, so
; alle seine Unterthanen ohne einige Ausnah-
von seinen Beamten könnten gerichtet wer-
i. Man solte den Catechismus für die Kin-
· aus einem bloßen Unterrichte von den Glau-
ısartikeln, von dem Gesetze der zehen Gebo-
e, von der Art Gott zu bitten, durch die Er-
ırung des Gebetes des Herrn, und von der
ürde, dem Endzwecke und der Kraft der Sa-
ımente bestehen lassen. Alle geistliche Ge-
te solten in einer verständlichen Sprache ge-
)ehen. Man solte niemanden, er sey wer es
olle, das Lesen der heil. Schrift verbiethen: die
)iener des Wortes Gottes solten vielmehr das
Bolk ermahnen, sich dessen, so wie auch des Sin-

gens der Psalmen und geistlichen Lieder, zu befleißigen.

Wilhelm Mauget, welcher bey den obigen Bedrückungen ebenfalls entwichen, aber ietzo wieder zurück gekommen war, fieng an im 1561. Jahre ein ordentliches Consistorium zuerrichten, nach der Art, wie solches Calvin für seine neuen Kirchen bestellet hatte. In dergleichen Versammlungen war der Prediger gleichsam der Präsident, und eröffnete sie stets mit einem lautgesagten Gebete. Mauget nahm auch den Titel eines Pastors und Dieners des Wortes Gottes bey der christlichen Kirche zu Nismes an. Dieses Consistorium hielt ein ordentliches Register über seine Berathschlagungen. Die vornehmsten Beschäftigungen desselben waren die Verbesserung der Sitten, die Versöhnung der Feinde und die Erhaltung guter Ordnung und Zucht unter ihren Glaubensbrüdern. Mauget selbst wurde darinne mit einem andern erst aus Genf gekommenen Prediger, Johann Mutoni, welcher ohne seine Erlaubniß geprediget und getrauet hatte, versöhnt. Es verordnete auch, diejenigen erst vorher zu catechisiren, die zum Abendmahle gehen wolten, welches in dem Garten einer Witwe gehalten wurde. Einem andern wurde darinne verwiesen, daß er sein Kind auf papistische Art taufen lassen, und er mußte deswegen öffentliche Abbitte thun. Diejenigen welche zur reformirten Religion traten, wurden zwar öffentlich angenommen, doch mußten sie sich vorher bey dem Consistorio dazu angeben und dem Pabstthume entsagen. Nicht weni-

ger

misbilligte es das heftige Unternehmen der
ormirten zu Sauve, welche sich der dasigen
che mit Gewalt bemächtiget, die Bilder ab-
ssen, die Altäre umgestürzet und die Prediger
agt hatten. Damit man zu keinen Unru-
Gelegenheit geben möchte, so wurde beschlos-
es solte Mauget die Gemeine ermahnen,
bey dem herannahenden Feste Mariä Him-
fahrt, welches man ein päbstisches Fest nann-
stille zu halten, und ihr vorzustellen, man
ßte der Obrigkeit in solchen Dingen gehor-
i, die nicht wider Gottes Wort und ihr Glau-
sbekenntniß wären. Die benachbarten
chen oder reformirten Gemeinen suchten sich
t ihm zu vereinigen, und zogen es bey bedenkli-
n Unternehmungen zu Rathe. So fragten die
Montpellier z. E. an, ob man sich nicht eini-
r Kirchen bemächtigen solte, um darinne Got-
sdienst zu halten? und bekamen zur Antwort,
an müßte Erlaubniß dazu vom Hofe haben.
ndessen bemächtigten sich doch selbst einige
delleute von der Nismer Gemeine, am Mi-
aelistage der Kirche der Franciscanerbarfüsser
usser der Stadt. Das Consistorium war da-
it nicht wohl zufrieden. Weil man aber die
irche ohne Lärmen bekommen, und übri-
ens eine höchstnöthig brauchte; so beschloß
nan, sie zu behalten und des Nachts bewachen
u lassen. Doch wurde es denen, die solches
ür sich unternommen hatten, verwiesen, und
en Mönchen angebothen, ihre Tagzeiten und
hren Gottesdienst zu denen Stunden darinne
u halten, wenn die Reformirten keinen Gottes-

dienst hätten. Allein die Mönche nahmen ihre Heiligthümer und den Kirchenschmuck, und liessen das Kloster nebst der Kirche den Reformirten, welche den 6ten des Weinmonates 1561 zum erstenmahle darinne predigten.

Weil die Reformirten in Nismes von Tage zu Tage zunahmen, so ließ das Consistorium noch einen Prediger von Genf kommen. Dieses war Peter Viret, welcher schon zu Lausanne das Wort Gottes gelehret hatte. Nach seiner Ankunft war man auch auf die Vertheidigung der Stadt bedacht, wenn solche etwan wider den Befehl des Königes von den Catholicken solte angegriffen werden; und man schlug vor, man wolte sich bey dem Präsidialgerichte die Domkirche ausbitten. Viele von den Beamten desselben waren schon der reformirten Lehre zugethan, und die Sachwalter hatten aus Haß gegen alles was den römischen Gebräuchen ähnlich war, die viereckigten Mützen abgelegt dergleichen auch die Geistlichen trugen, und dafür welche mit Krempen oder Aufschlägen aufgesetzet. Sie wolten so gar, das Consistorium solte die viereckichten Barete zu tragen verbieten. Allein solches war klüger und antwortete, es wäre dergleichen Tracht etwas gleichgültiges, und man könnte zu deren Veränderung niemand zwingen. Dagegen sorgte es dafür, den benachbarten Gemeinen Kirchen und Diener des Wortes Gottes zu verschaffen; bestellete auch ihrer zween durch Auflegung der Hände.

Die Parthey der Reformirten war nunmehr die stärckste in Nismes geworden, und fieng an mit Heftigkeit Kirchen zu fordern. Einige Religiosen befürchteten eine gewaltige Verfolgung, und verliessen also lieber vorher ihre Kirchen und Klöster. Dieses gab den königlichen Beamten Gelegenheit, den Reformirten ihre Forderung zu gewähren, u. ihnen die Augustinerkirche ausser der Stadt wie auch die zu St. Eugenien in der Stadt, unter der Bedingung einzuräumen, daß sie nichts darinne niederreissen oder verderben solten, damit sie solche in dem Stande wie-

dergeben

könnten wie sie solche bekämen, wenn es
g verlangte. Das Volk, welches alle Kir-
en wolte, war damit nicht recht zufrieden:
leich das Consistorium es ermahnen ließ,
eruhigen, oder der Strafe ungehorsamer
anen gewärtig zu seyn; so kehrete es sich
och nicht. Den 4ten Adventssonntag mach-
ge Jungen während der catholischen Pre-
der Domkirche, Lärm vor derselben. Man
ie mit Schlägen verjagen. Dadurch aber
er Pöbel so aufgebracht, daß er in die Kirche
Bilder und Altäre darinne zerschlug, und sich
n bemächtigte. Der Bischof mit seinen Chor-
entflohe noch glücklich. Den folgenden Tag
s auch über die andern Kirchen her, und die
e und Nonnen sahen sich genöthiget, aus ih-
östern zu entfliehen. Den 24sten des Christ-
es predigte Viret zum erstenmale in der Dom-
und am ersten Sonntag des 1562ten Jahres
nan zweymal das Abendmahl, als um 5 Uhr
orgens und nachher wieder um 8 Uhr, wo sich
dem male auf sieben bis acht tausend Personen
eingefunden haben.

e solche Veränderung machte allerdings viel
hens. Man ernannte vom Hofe den Grafen
russol, diese und andere Unruhen in Languedoc
len. Das Consistorium u. der Rath zu Nismes
ten ihm einige Abgeordnete entgegen, denen
deutete, sie solten den Catholicken die Kirchen
er geben, und ihr Schießgewehr auf das Rath-
liefern. Die Reformirten gehorchten in bey-
und dagegen ließ der Graf einige Catholicken
ngen nehmen, welche einen Aufstand wider sie
et hatten. Er geboth beyden Partheyen fried-
mit einander zu leben, sich einander weder Pä-
n noch Hugenotten zu schimpfen, und keine
tlichkeiten wider einander vorzunehmen. Weil
Reformirten nun keine Kirche mehr hatten, der
ttesdienst aber ihnen nicht untersaget war; so
ten sie solchen auf dem Rathhause und in der al-

ten Schule, welche vordem schon dazu gedienet hatte. Indessen wurde am Hofe im Jenner ein Befehl ausgefertiget, vermöge dessen die Reformirten die Freyheit bekamen, ihren Gottesdienst in den Vorstädten zu halten. Zu Nismes bequemete man sich darnach, und verrichtete ihn in dem so genannten Hotel-Dieu; und weil solches zu enge war, in einem eingeschlossenen Bezirke in der Augustinervorstadt, wo man stets 6 bis 7000 Zuhörer will gerechnet haben. Am Osterfeyertage, da man das Abendmahl in dem Stadtgraben hielt, worüber man Tücher gespannt hatte, um die Versammlung zu bedecken, war solche noch stärker, und wurde auf 12000 Personen geschätzet. Diese Haltung des Gottesdienstes in der Vorstadt und unter freyem Himmel hatte keinen langen Bestand. Die Catholicken hielten sich nicht für sicher genug; und die Domherren verliessen ihre Kirche den 26ten April freywillig, welches die Franciscanerbarfüsser einige Tage vorher auch mit ihrer Kirche gethan hatten. Die Reformirten nahmen solche dagegen ein, predigten auch und hielten das Abendmahl darinne. Der Rath war nunmehr ganz reformirt; und Nismes konnte also leicht den sich zusammenziehenden Truppen der übrigen Reformirten in Languedoc zum Versammlungsorte dienen. Es war ihr wichtigster Platz; und der Rath daselbst wandte alles an, sich bey der freyen Ausübung seiner Religion zu behaupten. Man brachte Volk und Geld auf, und beschloß aus dem Silberwerke der Kirchen, Münze schlagen zu lassen; daher man es auf das Schloß in sichere Verwahrung bringen ließ. Es wurden auch die silbernen Behältnissen der Heiligthümer zu Gelde gemacht und dafür Geschütz angeschaffet. Man befahl allen catholischen Geistlichen, die nicht die reformirte Religion annehmen wolten, die Stadt zu räumen: diejenigen aber, die sich dazu bekannten, geriethen bald in Armuth, und mußten Handwerke lernen.

Das Consistorium schickte dem eifrigen Vertheidiger der Reeformirten, Franz von Beaumont, Baron

Adrets, Geld zu Bezahlung seiner Truppen,
uchte den Grafen von Crussol, die Vertheidi-
es Landes als Haupt der Reformirten zu
)men. Der Baron des Adrets kam mit seinen
en nach Montpellier, und wurde von den
rn verstärket. Er wolte den Vicomte von
se in seinem Lager angreifen, unterließ aber
wegen der Schwierigkeit dabey. Indessen
s doch zwischen den Catholicken, welche St.
wegnehmen wolten, und den Reformirten
ismes, welche diesem Orte zu Hülfe eileten,
reffen, worinne die letztern den Sieg behiel-
Nach diesem Siege hielten die reformirten
ie von Languedoc ihre Versammlung zu Nis-
und erwählten den Grafen von Crussol zum
e ihrer Parthey; welche Würde derselbe auch
m. Der Vicomte von Joyeuse berief dage-
e andern Stände von Languedoc, welche zu
ssonne zusammen kamen, und alles dasjenige
hteten und misbilligten, was zu Nismes be-
en worden. Die Feindseligkeiten zwischen bey-
arteyen dauerten beständig fort. Man machte
nstalten zu Nismes, sich in guten Vertheidi-
sstand zu setzen, und bezahlte auch seinen An-
zu dem Solde der Reiter, die man aus Deutsch-
den Reformirten zu Hülfe kommen lassen. Der
higungsbefehl, welchen der König im Jahre
ergehen ließ, vermöge dessen den Reformirten
ewissensfreyheit und die Ausübung ihrer Re-
n in den Vorstädten verstattet wurde, doch so,
sie die Stadtkirchen den Catholicken wieder ge-
olten, entwaffnete den Grafen von Crussol noch
t. Nismes blieb ihm ergeben und zerstörte so gar
Kloster zu St. Salvator von Brunnen. Als aber
Graf von Cailus zur Vollstreckung gedachten
ehles nach Languedoc kam; so übergab ihm der
f von Crussol alle Oerter, welche die Reformir-
inne hatten, worunter auch Nismes war. Er
die Kirchen daselbst den Catholicken wieder ein-
men, und die Reformirten hielten ihren Gottes-

 dienst

dienst von neuem auf dem Rathhause und an andern bequemen Orten. Sie schlossen die Catholicken aus dem Rathe aus, welche sich aber bey dem Statthalter von Languedoc Heinrich von Montmorenci, Herr von Damville darüber beschwerten; worauf solcher von unpartheyischen Leuten einen neuen Rath wählen ließ. Dieser Herr war den Reformirten eben nicht sonderlich gewogen, daher sie sich auch den Catholicken nicht sehr widersetzen durften, und noch dazu geschehen lassen mußten, daß ihr Geschütze nach Aigues-mortes und Beaucaire gebracht wurde. Inzwischen brach die Pest wieder zu Nismes aus, wogegen man alle Anstalten vorkehrte. Die Catholicken schrieben den Fortgang der Pest den Predigten der Reformirten zu, und hielten bey dem Präsidialgerichte an, solche gänzlich zu verbieten. Sie bekamen aber zur Antwort: sie solten aufhören, so bald sie aufhören würden, Messe lesen zu lesen. Im 1564ten Jahre kam der König Carl der IX selbst nach Nismes, hörte die Beschwerden wider den Herrn von Damville an, und mischte sich selbst in die Rathswahl der Nismer, denen er aus den vorgeschlagenen Personen die Consuln ernannte. Er bewilligte auch im 1565ten Jahre den Reformirten zu Nismes zwey Plätze in der Stadt, sich daselbst Kirchen zu bauen; wozu sie denn bald in der Mitte des Jahres den Anfang machten.

Hiermit schließt sich dieser Band, und wir bemerken nur noch, daß man mit eben dem Jahre in Nismes angefangen habe, das Jahr vom ersten Januar anzurechnen, da man es bisher noch mit dem 21sten Merz angefangen hatte.

Es wird uns erlaubt seyn, noch etwas von Errichtung einer Universität der freyen Künste zu Nismes zu erwähnen. Die öffentlichen Schulen daselbst waren bisher durch die gute Vorsorge der Obrigkeit sehr blühend gewest. Man nahm sich daher im Jahr 1534 vor, ein Collegium daraus zu machen, und mehrere Lehrer dabey zu bestellen. Dieses

geschahe

he; und man sanne nunmehr darauf, eine Uni-
t der freyen Künste daraus zu machen. Man
en König Franz dem I schon darum ersucht;
s die Königin von Navarra, seine Schwester
aretha, 1536 durch Nismes gieng: so wand-
) die Einwohner an diese gelehrte Fürstin, und
ten sie um ihren Fürspruch deswegen bey ih-
errn Bruder. Sie ließ es auch an ihren guten
len nicht ermangeln; und der König Franz der I
ete im 1539ten Jahr eine Universität, wie auch
llegium der freyen Künste zu Nismes, und er-
e dem Rector, den Lehrern, den Schülern und
ndern dazu gehörigen Personen, eben die Frey-
und Gerechtsamen, deren die Universitäten
ris, Poitiers, Toulouse und anderer Orten ge-
. Zum Oberhaupte dieser neuen Universität
lte man einen Nismer, Claudius Baduel, wel-
Professor zu Paris war, und aus Liebe zu sei-
Vaterlande diese Stelle mit 200 Livres Gehalt
hm, ungeachtet er zu Paris 400 hatte. Die
gin von Navarra schrieb auch zum Besten die-
niversität an die Bischöffe zu Nismes und Uzes,
olcher doch ein ieder eine Pfründe von 200 L-
Einkünften jährlich zugestehen möchte. Der Bi-
von Nismes erboth sich auch dazu, und Clau-
Baduel zohe durch seinen guten Ruf eine grosse
ge Zuhörer auf diese neue Universität der freyen
ste. Man bestimmte den Rang des Rectors
lben so, daß er bey feyerlichen Umgängen und
tlichen Ceremonien, wenn er die Kappe trüge
von den Bedellen begleitet würde, zwischen den
ehmsten Gerichtsbedienten des Königes und
ersten Consul der Stadt gehen, im Chore in der
nkirche nach dem ersten Consul an der Seite
Kirchners stehen, bey Leichenbegängnissen und
hzeiten aber, wo er sich nicht als eine Person
ände, welche die Universität vorstellte, keinen be-
mten Rang haben solte.

Um dieser Universität noch mehr Glanz zu geben

berief man unter andern geschickten Lehrern, auch Wilhelm Bigot oder Bigotius dahin, die Weltweisheit zu lehren. Er war aus Laval gebürtig, und schon zu Tübingen Professor der Weltweisheit gewest, von da er aber einiger Zänkereyen wegen, weggegangen war und sich ietzo bey dem Herrn von Langie, Lieutenant des Königes in Piemont aufhielt. Er wurde erst nur auf zwey Jahre angenommen: nachher aber verglich man sich mit ihm auf 15 Jahre für 500 Livres jährlich. Das Hospital zu St. Marcus wurde zu einem Universitätscollegio gemacht, und Franz der I schrieb im 1542ten Jahre an den Pabst Paul den III, daß er die Universität bestätigen und ihr die apostolischen Bullen geben möchte, damit sie gelehrten Personen den Gradum ertheilen und öffentliche Handlungen halten möchte. Er konnte aber solches nicht bewirken; daher sich denn die Stadt im Jahre 1554 an den Pabst Julius den III wandte, diese Bullen zu erlangen. Wir finden aber nicht, daß sie ausgefertiget worden. Indessen sorgte doch Franz der I so wohl als sein Nachfolger Heinrich der II dafür, daß dieser Universität genugsame und gewisse Einkünfte angewiesen würden. Zur Zeit der Lehrverbesserung 1561 gieng man damit um, daß man einen Lehrer der Gottesgelahrtheit daselbst bestellen wolte. Wilhelm Tuffan aber, welcher damals das Oberhaupt der Universität war, wiederrieth solches. Er meinte, die Erfahrung zeige es, daß eine Wissenschaft der andern schade, und man sehe auf den Universitäten wo viele Facultäten wären, doch nur eine recht blühen; als zu Montpellier die Arzneykunst und zu Toulouse die Rechtsgelahrtheit. Wenn man einen Lehrer der Gottesgelahrheit bestelle; so würden die jungen Leute gar zu zeitig solche erlernen wollen, die andern freyen Künste und Wissenschaften hindan setzen, und alsdenn die Prediger wieder eben so dumm werden, als es die catholischen Pfaffen gewest. Dagegen rieth er, einen Lehrer der ebräischen Sprache zu bestellen, welche gewissermassen

assen als die Anfangsgründe der Gottesgelahr-
anzusehen wäre. Wie es unter der Zeit mit der
tischen Facultät, oder dem studio juris canonici
ivilis, von dessen Errichtung wir unsern Le-
in dem Auszuge des zweyten Bandes Nach-
: gegeben (*), gestanden habe, solches finden wir
t.

nsere Leser werden sich auch vielleicht aus eben
Auszuge erinnern, daß man ein öffentlich be-
tes und bestätigtes Hurhaus zu Nismes gehabt;
aus dem dritten Bande (**), daß man der Auf-
rin dieser lüderlichen Weibespersonen jährlich
gewisses Geschenke gemacht. Hier müssen wir
) anmerken, daß diese Gewohnheit bis 1532 ge-
ert, da man wegen der oft zurückkehrenden Pest
der einreissenden Venusseuche, die man eben-
s für eine epidemische Seuche hielt, dieses Haus
hlossen; welches zwar einige Zeit darnach wie-
geöffnet, aber auch im 1543ten Jahre von neuem
erret worden.

IV.

rtsetzung der Nachricht aus Herrn Kochs Buche von der Stärke und Schwäche der Feinde der göttlichen Offenbarung.

Wir haben in dem vorhergehenden Theile un-
serer Nachrichten umständlich von diesem fei-
n Buche geredet, und zuletzt von der Feindselig-
: des Kaysers Julian gegen die göttliche Offen-
ung gehandelt. Jetzo wollen wir das was
h zu gedenken ist, kürzlich nachholen.

Im 10. und 11. Absatze wird Moses von dem Ju-
n getadelt, daß er wider besser Wissen geleh-
, es sey nur ein Gott, und zwar der Juden Gott,
doch der Schöpfer der Welt auch den Heyden ihre
ötter und Vorsteher gegeben habe. Im 12ten Ab-
satze

(*) Siehe 167 Th. a. d. 833 S.
(**) Siehe 175 Th. a. d. 535 S.

säße tadelt er die Gebote bis auf das erste und dritte, als Heyden sattsam bekannte, ja oft nachdrücklicher eingeschärfte Sachen. In den vier folgenden Absätzen läßt er seinen Gift sonderlich wider die Worte aus: Du solt keine andre Götter haben, denn Gott ist ein eifriger Herr; will den Christen Abgötterey Schuld geben, weil sie den Sohn Gottes anbeten; und sonderlich die Erzehlung Moses im 25. Cap. des 4ten Buchs auf eine Gott sehr nachtheilige und höchst unanständige Weise verdrehen. In den 3 nähesten Absätzen will er durch ein Exempel, nemlich durch Anführung berühmter Leute weisen, Gott habe den Heyden grössere und trefflichere Dinge wiederfahren lassen als den Jüden. Die Egypter können von dem Hermes, die Chaldäer und Assyrer von dem Annus und Belus, die Griechen von dem Chiron an, unzähliche berühmte Männer aufweisen; da die Jüden hingegen keinen dergleichen hätten. Selbst David und Simson kämen seinen angeführten Helden nicht bey. Unter den heydnischen Helden wären Plato, Socrates, Aristides, Cimon und andre weit gelinder gegen die verruchtesten Bösewichter gewest, als Moses gegen Leute die ihm nichts gethan. Auch der gerühmte weise Salomo selbst habe in Ansehung seines Lebens und seiner Sittenlehre keinen Vorzug; mit dem Phocylides, Theognides und Socrates soll er hierinne gar nicht zu vergleichen seyn. Er sey nicht so gar groß gewest, weil er sich durch die Wollust und die Reden einer Weibsperson habe auf Abwege bringen lassen. Oder wäre er so weise, als vorgegeben wird, so müsse er durch eigne Uberlegung, ja auf göttliches Anrathen, zur Verehrung anderer Götter seyn gebracht worden. In der hier beygefügten Anmerkung kommen lesenswürdige Sachen vor. Im 20. Absatze tadelt er unsern Erlöser wegen seiner neuerlich und unter schlechten Leuten durch geringe Thaten erlangten Bekanntschaft, in welcher Vergleichung er sonderlich den Numa erstaunend

lobt.

1 21ten Absatze tadelt er die Sittenlehre der
, sonderlich ihre Wuth wider den heydni-
enst und ihre Verfolgungen unter einan-
lche weder Jesus noch Paulus anbefohlen
auch zufrieden gewest wären, blos Knechte
gde, und durch diese ihre Herren und Frauen
n zu können; vielleicht weil sie nicht vermu-
aß ihre Nachfolger iemals eine solche Macht
ien würden. Im 22ten und folgenden Ab-
igt er die Christen, warum sie nicht den heyd-
Göttern, sondern der Juden Gott gehorch-
doch dieser seine Verehrter oft in Elend und
genschaft gerathen lasse? warum sich bey
den die Wissenschaften und Künste in einem
1 Zustande befänden? warum sie selbst der
n Schriften läsen, um einen Geschmack an den
ischaften zu bekommen, und um klug und
zu werden, welches die göttlichen Schriften
bewerkstelligen könnten? Im 25ten Absatze
er den Christen vor, daß sie auch die Lehren
iden verlassen; und im 26ten Absatze greift er
rundsatz unsers heiligsten Glaubens, die Gott-
es Erlösers selbst, auf eine empfindliche Art
Allein auf beydes hat der Herr Verfasser sehr
jeantwortet, und sonderlich die Zeugnisse des
gesammlet, woraus sehr wahrscheinlich, wo
vollkommen klar erhellet, daß die Lehre von der
einigkeit auch in den ältesten Zeiten bekannt
st. Die Widersprüche des Julians werden ab-
esen und mehrentheils angemerkt, wo dieser
ünnige die Stellen der Schrift und die Mei-
gen der Christen boshaft verdreht. Kurz wir
n verschiedenes, welches lesenswürdig ist, dar-
angetroffen.

)och genug von dem ersten Theile: wir gehen zu
zweyten fort, welchen zwey Hauptstücke aus-
hen. Verschiedene Vorerinnerungen erfüllen
ersten Blätter, und haben die Absicht, eine An-
sung zu geben, wie man gewisse Sätze bestreiten

oder

oder vertheidigen soll. Der Herr Verfasser erweiset erst die Nothwendigkeit einer solchen Wissenschaft daraus, weil die Wahrheit niemals durchgängig Platz finden kan, so lange die Sinnen, Leidenschaften, Vorurtheile, Gewohnheiten und Eigennutz die Menschen bethören. Verstand und Klugheit sollen bey dem Angriffe und der Vertheidigung eines Satzes angewendet werden. Allein es ist zu bedauern, daß solches nur allzuselten geschieht. Wer sich einer solchen Beschäftigung unterziehen will, muß nach des Herrn Verfassers Gedanken scharfsinnig, gründlich, lebhaft, liebreich, großmüthig, unpartheyisch seyn; Galle aber und Schlafsucht vorhero völlig verbannen. Er muß erst genau untersuchen, ob die zu wiederlegenden irrigen Sätze, auch die wirklichen und wahren Gedanken desjenigen sind, dem sie beygelegt werden; zweytens der Gegner eigene Worte aus Schriften aufrichtig anführen, oder wenigstens ihre Meinungen aus glaubwürdigen Zeugnissen sattsam bestärken; drittens die Quellen dieser irrigen Sätze aufsuchen; viertens die Vorwürfe der Gegner in die Gestalt ordentlicher Schlüsse bringen; fünftens die mit den Worten verbundenen Begriffe, ob sie wahr oder falsch sind, bestimmen, und sehen, ob sie in den Schlüssen auf einerley Art genommen werden; sechstens die Sätze selbst nach ihrer innerlichen Wahrheit betrachten; siebentens sich in der Widerlegung der Feinde nach ihren Begriffen richten und sie aus ihren Grundsätzen bestreiten; achtens wenn sich Lästerungen und Spöttereyen der Gegner einmischen, einen Unterschied machen, ob sie gegen Gott, oder gegen ein ganzes Volk, wenigstens eine einzelne Person ausgeschüttet worden, oder endlich pöbelhafte Ausdrücke sind; solche aber im ersten Falle verabscheuen, im zweyten bescheiden aufdecken und die Unschuld retten, und im dritten großmüthig schweigen; neuntens und letztens seinen Gegner mit Gründlichkeit, Liebe und Bescheidenheit überzeugen.

Diese Gesetze schreibt der Herr Verfasser vor, hoffet ihnen auch selbst sich unter- zu haben. Hierauf führt er diejenigen :steller an, welche die vorhergehenden Feinde iberhaupt, theils einen besonders widerlegt, enigstens von ihm geschrieben haben. Er er oben gemeldeten Ordnung unter den Fein- ielbet auch, wo die angezeigten Schriften en sind, wenn sie nicht besonders abgedruckt, ier andern Sammlung mit einverleibet wor- d.

3 zweyte Hauptstück des zweyten Theils ent- ie Widerlegung der oben angeführten Irr- r selbst, und zwar in 4 besondern Abschnitten, ir bereits erinnert haben. Solches geschieht ı, weil der Herr Verfasser glaubt, die erzählten rer liessen sich füglich in vier Classen bringen; n die erste aus Leuten bestünde, welche nicht hristen des A. und N. Bundes, sondern viel- die morgenländische Weisheit zur Regel und schnur ihres Glaubens angenommen, ja selbst stern nach den Begriffen der letztern erklärt und eht hätten. Die andere enthalte einige jü- jesinnte Christen, die nach ihrem Eifer um das liche Gesetz von den Schriften des N. B. ur- n; die dritte fasse solche Lehrer und Schüler sich, welche um eines gewissen angenommenen es willen, dem Ansehn und den Aussprüchen sser Bücher heil. Schrift Gewalt anthäten; die vierte stelle Heyden dar, die aus Unglauben Unwissenheit die heil. Schrift verwarfen und isterten. Dieses ist der Grund, warum der Hr. asser die obigen Irrthümer in 4 Abschnitten rlegt. Er widerspricht aber nicht allemal ei- jeden ins besondere, sondern beruft sich oft auf Orte, wo er den nemlichen Irrthum eines Vor- gers widerlegt, oder die Quelle des Irrthums n verstopft hat. Wir müssen unsere Leser selbst auf verweisen, welche daselbst manche schöne

und gründliche Gedanken finden. Dieses werden sie mit uns wünschen, daß man eine etwas strengere Ordnung in der Verbindung der Beweise gehalten hätte, und daß nicht verschiedene Fehler mit eingeschlichen wären, welche wir dem Setzer unmöglich zur Last legen können: z. E. S. 125. apogryphische Schriften, und unten in dem Griechischen ἀπογεύφων; S. 137. nach Simons, solte heissen Marcions System; S. 151. παιδευτης an statt παιδευθεὶς δε πρῶτον; S. 228. wird dem Philostrat eine Lebensbeschreibung des Plotins beygelegt, welche doch auf der gleich folgenden Seite den Apollonius unserm Erlöser entgegen setzen soll; S. 378. Carpocras an statt Carpocrates; andere sonderliche in den griechischen Noten zu geschweigen. Ausser gewissen, dem Herrn Verfasser eignen Dingen in der deutschen Schreibart, die wenige nachahmen werden, können wir auch nicht billigen, daß widrige Ausdrücke manchmahl mit vorkommen, als S. 140. Verbösserung, ich wolte schreiben Verbesserung, S. 161. So muß es der Prahler machen, wenn er dem Pöbel die Augen groß und den Beutel leer machen will. Eine iede gesittete Schrift, noch mehr aber eine von der Art der gegenwärtigen, kan sich bey ietzigen Zeiten niemals zu sehr von der Sprache des Pöbels entfernen. Wir würden diese Dinge nicht erinnern, wenn wir nicht wünschten, daß der Hr. Verf. in den zwey versprochenen übrigen Theilen, worzu wir ihm Gesundheit und Kräfte von Herzen anwünschen, auch auf solche kleine Umstände sein Augenmerk richten möchte.

Innhalt.

✿ ✿ ✿





Johann Gottfried Bauer
Königl. Pohlnischer Appellation-Rath
und Ordinarius zu Leipzig

Zuverläßige Nachrichten

von dem

gegenwärtigen Zustande, Veränderung und Wachsthum der Wissenschaften.



Hundert neun und achtzigster Theil.

Leipzig, 1755.

in Joh. Friedr. Gleditschens Buchhandlung.





I.

Examen du Materialisme relativement à la Metaphysique.

d. i.

Untersuchung des Materialismus in Absicht auf die Metaphysik, durch Herrn Denesle, Paris 1754, in 12. I Theil 17 Bogen. II Theil 17 Bogen.

Die Absicht des Verfassers ist nicht, Philosophen von einer Sache etwas Neues zu lehren, von der schon fast alles gesagt ist, was sich sagen läßt; sondern vornehmlich Leuten von weniger Nachdenken und Belesenheit, besonders jungen Leuten, die sich von dem immer weiter um sich greifenden Wahne der Materialisten hinreissen lassen, ein Gegengift in die Hände zu geben. Dieses wird uns rechtfertigen, wenn wir von dem Vortrage des Verfassers einige Proben geben, ohne uns in eine ordentliche Abkürzung desselben einzulassen.

Der erste Theil enthält 43 Capitel, in deren ersten gewiesen werden soll, daß die mechanischen Bewegungen in den sinnlichen Werkzeugen nur veranlassende und nicht würkende Stücke der Empfindungen sind, welches letztere die Materialisten behaupten. Sie können die Empfindungen nicht hervorbringen, weil eine Würkung mit ihrer Ursache einerley Natur haben muß; dergleichen Uebereinstimmung sich hier nicht findet. Von Dingen, die nichts mit einander gemein haben, kan keines des andern Ursache seyn, sagt Spinosa in seiner Ethik. Das Licht veranlasset durch seine Würkung auf das Auge, eine Würkung der Seele, vermittelst deren sie die Sachen empfindet, es mag nun durch eingenommene oder ausgesandte Bilder geschehen. Daran ist wenig gelegen, weil doch nur ein denkendes Wesen den Unterscheid zu machen fähig ist, und also diese Kenntniß weder im Lichte, noch im Werkzeuge, noch im Gegenstande seyn kan. Sie ins Licht zu setzen, wäre ungereimt. Im Auge kan sie eben so wenig seyn, weil es unmöglich ist, daß dieser Theil Materie vermöge seiner Verbindungen im Stande sey, sich eines andern Theils der Materie bewust zu seyn (*). In dem Gegenstande selbst ist diese Kennt-

(*) Dieser an sich richtige Satz wird hier ohne Beweis angenommen, da ihn doch der Materialiste schwerlich zugeben wird. Und die vorhergehenden Grundsätze von der Aehnlichkeit

nntniß eben so wenig; also muß dieselbe der Seele seyn.

In dem 2 Cap. trägt der Verfasser die Einwendung vor, die der Materialiste hier machen könte; die angenommene Vereinigung des Leibes und der Seele sey ebenfalls nur erdichtet; ja wegen der Unähnlichkeit dieser beyden Dinge unmöglich. Man kenne die Materie als der Empfindung; aber man kenne das geistliche Wesen derselben nicht. Eine vollständige Beantwortung dieses Einwurfs behält sich der Verfasser aufs künftige vor, und erinnert jedo nur, daß wir das geistliche Wesen besser kennen als das körperliche, weil jenes uns eigen ist, und uns selbst ausmacht. Auch behauptet man die Vereinigung zwischen Seele und Leib nicht ohne einige Vermittelung: und es ist nicht so ungereimt, wegen derselben sich auf den Willen des Schöpfers zu berufen, als mit den Materialisten offenbar falsche Dinge zum Grunde zu setzen (*). Daher werden in

 der

keit der Ursachen und Würkungen, sind viel zu unbestimmt, als daß sie einem Unpartheyischen überzeugend vorkommen würden.

(*) In diesen Antworten wird wiederum angenommen, daß das geistliche Wesen uns selbst ausmachet, ingleichen daß des Materialisten Voraussetzungen unmöglich sind. Lauter Dinge, von denen man ihn, oder wenigstens unpartheyische überzeugen muß, ehe man ihnen antworten will.

der Folge die Einwürfe der Materialisten wider das Daseyn einer geistlichen Ursache aller Dinge, ihre Gründe wider die Ewigkeit der Materie u. s. w. widerleget. Der Verfasser gesteht übrigens, daß alle unsere Vorstellungen von den Sinnen herrühren; selbst die wichtigste unter allen, die Vorstellung eines Schöpfers nicht ausgenommen, die wir durch die Empfindung seiner Werke erhalten. Er weiset aber, daß dieses den Irrthum des Materialisten nicht unterstütze. Er zeiget zu wiederholten mahlen und bey verschiedenen Gelegenheiten, aus dem Bewustseyn, aus dem Unterschiede, den wir zwischen uns und den Dingen machen, welche wir empfinden, aus den Vergleichungen die wir anstellen u. s. w. mit einem Worte, auf eben die oder eine ähnliche Art, wie sich hier Wolff mit seinen Nachfolgern verhalten haben, daß wir etwas anders sind, als die sinnlichen Werkzeuge und die Materie. Auch die Gründe, welche die Materialisten von den Thieren wegen des Unterschiedes hernehmen, den sie zwischen der Seele derselben und der menschlichen Seele voraussetzen; ingleichen auch andere allgemeine Aussprüche, auf die sie sich stützen, als daß man keine Spuhren eines geistlichen Wesens irgendwo suche, und dergleichen werden geprüfet.

Im andern Theile werden die Irrthümer der Materialisten nach ihrem Verhalten gegen die Sittenlehre in 34 Capiteln betrachtet. Wir müssen aber erinnern, welches schon zu-

vor

te geschehen sollen, daß der Verfasser
ern Namen Materialisten nicht nur die
welche die Seele für cörperlich hal-
ondern auch diejenigen verstehe, welche
Schöpfer und Beherrscher der Welt
n ihrem cörperlichen Gebäude unterschie-
däre, erkennen, wie Spinosa. Daß
Leute Sittenlehre weder sehr rein, noch
gegründet seyn kan, erhellet daraus, weil
ne unbedingte und stoische Nothwendig-
voraus setzet. Der Verfasser beantwor-
also ihre Einwendungen wider eine weise
freye Vorsicht, welche die Begebenheiten
Welt regieret; wider den Begriff von ei-
n höchsten Wesen, den sie als ein Vorur-
il der Erziehung und des Aberglaubens an-
hen; wider die Nothwendigkeit des Gottes-
enstes und das zukünftige Schicksal der mensch-
chen Seele, welche sie von den Seelen der
Thiere nicht unterscheiden wollen. Von allen
iesen Dingen ist schon so viel gesagt worden,
daß man voraus wissen wird, der Verfasser
habe nichts besonders davon sagen können.
Wir wollen also nur noch von einigen Capi-
teln, nemlich von dem XIII. u. f. dieses Theils
reden, wo der Verfasser einige hieher gehö-
rige Lehren der leibnitzischen Weltweisheit ab-
handelt.

Er stellet anfangs das leibnitzische Lehrge-
bäude aus dem 9ten Theile der Histoire de
l'Academie des Sciences vor, und erinnert da-
gegen, es ziele darauf ab, die Nothwendig-

keit aller unsrer Empfindungen, und folglich der Gränzen unserer Erkenntniß, unsers Verlangens und unserer Handlungen feste zu setzen; weil jede Monade wie ein Spiegel nur das vorstellen kan, was vor ihr befindlich ist, und auf die Art wie es vor ihr befindlich ist, nach der Stellung die sie in der Welt einnimmt (*). Er folgert daraus: Also gebe es keine andern Gesetze in der Natur, als die geometrischen Gesetze der Bewegung: Also gebe es weder Vorsicht noch Freyheit (**). Da

(*) Es ist seltsam, daß ein Philosoph aus der metaphorischen Benennung der Spiegel dergleichen Folgen gezogen hat. Vermuthlich wird er auch glauben, die Monaden werfen das Licht unter eben dem Winkel zurücke, unter dem es auf sie fällt. Er wird fragen: ob sie undurchsichtig, oder hinten mit Folie belegt sind? Uebrigens glauben wir, die Empfindungen der Seele sind, vermöge der Erfahrung, ausser ihrer Gewalt, und in Absicht auf das Unvermögen, sie zu vermeiden, wenn sie einmal den Veranlassungen dazu ausgesetzet ist, nothwendig. Hübe dieses die Freyheit auf, so müßten wir nicht frey seyn, weil uns im Winter in der offnen Luft nothwendig frieren muß.

(**) Was die Freyheit betrifft, so hat der Verfasser dieserwegen wider das leibnitzische Lehrgebäude nichts zu erinnern, als daß sich die Seele die Welt, nach ihrer Lage in derselben vorstellet; eine Lehre, welche nicht eine philosophische Meinung, sondern eine Begebenheit ist, von der uns die Erfahrung überzeuget.

aber das Bewußtseyn der Monaden, (denn Verfasser scheint diejenigen, die sich ihrer t bewußt sind, nicht zu kennen) der Quell Erkenntniß und des Willens bey ihnen ist; kommen ihnen diese Vermögen nicht von sen, sondern sie machen ihre Natur aus: o sind sie auch keine Würkung ihrer Stel- ig und Lage in der Welt, noch eine noth- endige Folge der geometrischen Gesetze, son- rn sie stehen nicht unter der Ordnung der Na- ır. Ueber dieses: wie kan Leibnitz mit die- r Hypothesi die Kenntnisse erklären, welche ns Arbeit und Ueberlegung verschaffet ha- en? Daher bemühet sich der Verfasser, och weiter zu zeigen, daß Leibnitzens Lehren, velche nach seiner Meinung ganz ohne Grund zum voraus gesetzt sind, den Materialisten nichts helfen: eine Bemühung, die jemanden, der Leibnitzens Sätze nur im geringsten mehr als der Verfasser, das ist, im geringsten mehr als gar nicht kennet, so nützlich vorkommen muß, als wenn gezeigt würde, daß des Calvini Lehrsätze dem Bilderdienste nicht vortheilhaft wären.

zeuget. Die Vorsicht aber würde statt fin- den, wenn auch bloß geometrische Gesetze der Bewegung vorhanden wären, wo es Gott nicht gefallen hätte, freye und denkende We- sen zu erschaffen. Denn die Gesetze der Be- wegung sind, wie Leibnitz lehret, nicht un- bedingt nothwendig, und zeigen also von der Wahl und Weisheit des Gesetzgebers.

Der Verfasser kommt alsdenn auf die Erdichtung von Sextus, Tarquinius des Stolzen Sohne, wie Valla sie angefangen, und Leibnitz fortgesetzet; wie auch auf des letztern beste Welt. Er glaubt, der Materialiste könne daraus schliessen: dasjenige was man Uebel nennet, sey etwas Gutes, und gehöre zu einer Ordnung, die wir völlig kennen: es werde durch nothwendige geometrische Gesetze bestimmt, und lasse keine Freyheit zu. Er erinnert ferner, Leibnitz setze bey seiner Hypothesi von der **Möglichkeit vieler Welten**, Dinge zum voraus, die er schwerlich rechtfertigen könne. Eben dieses wiederfahre ihm auch oft in der Naturlehre, z. E. bey der Würksamkeit, die das Wesen der Materie noch über ihre Ausdehnung haben soll, welche dem Materialisten so vortheilhaft ist (*). Denn diese gewinnen bey der Bemühung, ohne einen Schöpfer den Ursprung der Dinge bloß aus verschiedenen Verbindungen zu erklären, sowohl, als die Schöpfung ohne etwas zuvor vorhandenes für eine Grille zu halten (**). Leibnitzens Ausdruck: Gott sehe unzählige Welten in der Mög-lich-

(*) Eine Würksamkeit, welche die Materie nur von solchen Wesen hat, die keine Materie sind: wie kan dieses den Materialisten vortheilhaft seyn?

(**) Die Monaden aber können wegen ihrer Untheilbarkeiten nicht aus Verbindungen anderer Dinge entstehen, und ihre Würklichkeit kan keinen andern Anfang haben, als eine Schöpfung aus Nichts.

die alle auf die Würklichkeit Ansprü-
hten, beurtheilet er folgender Gestalt:
die Möglichkeit? Sie kan nicht ausser
seyn: und also ist sie nichts weiter als
sille. Wie machen aber diese mögliche
n Ansprüche auf die Würklichkeit? Sie
also schon vorhanden seyn. Denn
rüche auf etwas zu machen, muß man
nden seyn. Also wäre die Möglichkeit
gn, eine Würklichkeit? Da dieses unge-
ist, so sind diese Welten nicht würklich
können sie also Ansprüche machen? oder
kan man bey ihnen die Lust würklich zu
, zum voraus setzen? Sind sie aber vor-
den, so haben sie nichts mehr zu fodern?
ch alles dieses ist nur ein Wortspiel (*).
rner: Wen hat Gott befraget, als er Din-
gen

(*) Warum spielet denn der Verfasser damit? Wenn jemanden die Lust ankäme, dem Herrn Denesle zu rathen, er sollte noch eine Weile in die Schule gehen, wo die Rhetorik gelehret wird, daß er lernte, was verblümte Redensarten sind, und daß er ihren Verstand, wenn er so deutlich als hier ist, fassen lernte: könnte man nicht sagen, der Herr Denesle erzwänge durch seine schülermäßigen Einwendungen eine solche Erinnerung. Und gleichwohl legte man ihm selbst dadurch so wenig ein Verlangen nach dem Unterrichte bey, dessen Nothwendigkeit er nicht einsiehet, so wenig den möglichen Welten selbst ein Bestreben nach der Würklichkeit beygeleget wird. Das wäre so ein Wortspiel.

gen das Daseyn geben wollte, die es noch nicht hatten? Man setzet bey dieser Hypothesi fast zum voraus, er habe die möglichen Geschöpfe befraget, ob sie willens wären, würklich zu seyn? er habe, nachdem er bey ihnen Verbindungen gesehen, die der Vollkommenheit näher kämen, und sich von dem Gegentheile weiter entfernten, sie diesem gemäß vorgezogen (*). Dieses ist dem unbedingten und ununterwürfigen Willen zuwider, den man bey dem einzigen nothwendigen Wesen zulassen muß (**). Wenn Leibnitz sagt, Gott habe die Welt vorgezogen, in welcher die Verbindung des metaphysischen, physischen und moralischen Guten mit den entgegen gesetzten Uebeln, etwas Besseres ausmache, so antwortet er: Wir wissen nichts von einem physischen Uebel, als bloß physisch, d. i. ohne Absicht auf die angenehmen oder unangenehmen Empfindungen, die eine gewisse Ordnung oder Unordnung einem empfinden-

den

(*) Wenn der Verfasser bey seinem Schreiben gedacht hätte, so wäre ihm gleich in die Augen gefallen, daß dieser Vorzug kein Befragen der Dinge selbst zum voraus setzet. Befraget ein Mäurer die Steine, ob er sie brauchen, und wohin er sie setzen soll?

(**) Der göttliche Wille wird dadurch nur der göttlichen Weisheit unterworfen, wie wir uns wenigstens ausdrücken dürfen, da wir uns die göttlichen Eigenschaften als verschieden vorstellen, die doch wesentlich eins sind. Was liegt aber hierinne Gott Unanständiges?

sen verursachen kan (*). Und was natürliches oder sittliches Uebel kan dem Nichtseyn setzen, das Daseyn oder schliessung davon zu verdienen? Noch Wem ist die Ursache dieses entgegen ge- Guten oder Uebels zuzuschreiben, das möglichen Welten, die nicht vorhanden ehöret? Sie ist kein Wesen, weil kein seyn kan, wo keine Würklichkeit ist. keine Eigenschaft (accidens), weil die- ein Subject nicht statt findet. Diese dung und ihre Ursache kan also nichts tt seyn: Und so verfallen wir wieder in ystem derjenigen Nothwendigkeit, die un- ar aus der Natur Gottes folgt: und Gutes und Uebel gar nicht das, was auben. Leibnitzens Lehrgebäude aber ist ne Annehmung dessen, was bewiesen t soll, und eine Voraussetzung ohne) und Beweis.

sere Leser, auch die, welche für Leibni- icht eingenommen sind, werden ohnstrei- inschen, daß der Verfasser die Irrthü- er Materialisten mit mehrerer Einsicht eget haben möge, als Leibnitzens Lehren, n einem solchen Gegner nichts zu besor- aben. In der That hat er die Lehrsätze seiner

(*) Und dieses ist eben dasjenige, was Leibnitz das physische Uebel nennet. Also versteht der Herr Denesle die Wörter seines Gegners nicht einmal.

seiner eigentlichen Gegner etwas besser gekannt und beurtheilet: doch aber scheinet er uns mit den neuern Schriftstellern und der neuen Art zu denken nicht allzu bekannt zu seyn. Die meisten Schriften, die er anführet, zeigen eine Belesenheit in den Werken des Cartesius, Spinosa und anderer Schriftsteller von ohngefähr diesem Alter an, welche aber für den der itzo die Materialisten bestreiten will, nicht zulänglich sind.

II.

Allgemeines Magazin der Natur, Kunst und Wissenschaften, dritter und vierter Theil. Leipzig 1754, groß Octav, zwey Alphabet.

Die beyden Theile, von welchen wir für dieses mal sprechen werden, enthalten nicht weniger nützliche und angenehme Abhandlungen, als die beyden ersten. Den dritten Band machen 19, und den vierten 18 Stücke aus. Es sind folgende:

1) Des Herrn le Cat Abhandlung von einem Thiere, von dem vor zehn Jahren sehr viel geredet und geschrieben ward: wir meinen die Polypen. Dieses Stück ist keines Auszuges fähig. Will man die Art dieses Thieres, welches Herr le Cat einen Günstling der Natur und die erste Stufe derselben aus dem Pflanzen- in das Thierreich nennet, kennen,

so muß man die ganze Abhandlung le-
Man wird viel Seltenes und Wunder-
n derselben finden.
Ist ein kurzes Stück aus Ellis Pachter,
s den Schaden erweist, den der Land-
eidet, wenn er zu einer Zeit pflügt, da
eit oder regnet.
Ist eine kurze Abhandlung von dem
von Haller, welche mit Versuchen dar-
ll, daß das Herz einzig und allein durch
eizung des in den Blutadern erhaltenen
s in Bewegung gesetzt wird, und daß
ser eben dieser Reizung keine Ursache der
dig abwechselnden Erweiterung und Ver-
ig des Herzens giebt.
Ist ein sehr merk- und lesenswürdiges
k, bey dem wir ein klein wenig stille ste-
nüssen. Es ist eine Nachricht von der
llung der Republic Genua. Nachdem
ngenannte Verfasser den Geschichtschrei-
einen Verweis gegeben, daß sie die Hand-
als etwas Unerhebliches zu wenig in Be-
tung ziehen, so fängt er seine Nachricht
Erzehlung des Zustandes der Stadt Ge-
unter den Römern an. Er geht auf die
en der Gothen, Longobarder und der ka-
rgischen Kayser fort, und kommt endlich
diejenigen, da die Genueser anfingen, sich
Freyheit anzumassen. Er berühret ihre
ege mit den Pisanern wegen Sardinien.
stellet die glückseligen Umstände vor, in
chen sich dieser Staat zur Zeit der Kreutz-

seiner eigentlichen Gegner etwas besser gekannt und beurtheilet: doch aber scheinet er uns mit den neuern Schriftstellern und der neuen Art zu denken nicht allzu bekannt zu seyn. Die meisten Schriften, die er anführet, zeigen eine Belesenheit in den Werken des Cartesius, Spinosa und anderer Schriftsteller von ohngefähr diesem Alter an, welche aber für den der itzo die Materialisten bestreiten will, nicht zulänglich sind.

II.

Allgemeines Magazin der Natur, Kunst und Wissenschaften, dritter und vierter Theil. Leipzig 1754, groß Octav, zwey Alphabet.

Die beyden Theile, von welchen wir für dieses mal sprechen werden, enthalten nicht weniger nützliche und angenehme Abhandlungen, als die beyden ersten. Den dritten Band machen 19, und den vierten 18 Stücke aus. Es sind folgende:

1) Des Herrn le Cat Abhandlung von einem Thiere, von dem vor zehn Jahren sehr viel geredet und geschrieben ward: wir meinen die Polypen. Dieses Stück ist keines Auszuges fähig. Will man die Art dieses Thieres, welches Herr le Cat einen Günstling der Natur und die erste Stufe derselben aus dem Pflanzen- in das Thierreich nennet,

kennen,

so muß man die ganze Abhandlung le-
Man wird viel Seltenes und Wunder-
t derselben finden.

Ist ein kurzes Stück aus Ellis Pachter,
den Schaden erweist, den der Land-
eidet, wenn er zu einer Zeit pflügt, da
eit oder regnet.

Ist eine kurze Abhandlung von dem
von Haller, welche mit Versuchen dar-
ll, daß das Herz einzig und allein durch
eizung des in den Blutadern erhaltenen
s in Bewegung gesetzt wird, und daß
ser eben dieser Reizung keine Ursache der
dig abwechselnden Erweiterung und Ver-
g des Herzens giebt.

Ist ein sehr merk- und lesenswürdiges
f, bey dem wir ein klein wenig stille ste-
müssen. Es ist eine Nachricht von der
lung der Republic Genua. Nachdem
ngenannte Verfasser den Geschichtschrei-
einen Verweis gegeben, daß sie die Hand-
als etwas Unerhebliches zu wenig in Be-
tung ziehen, so fängt er seine Nachricht
Erzehlung des Zustandes der Stadt Ge-
unter den Römern an. Er geht auf die
n der Gothen, Longobarder und der ka-
gischen Kayser fort, und kommt endlich
diejenigen, da die Genueser anfingen, sich
Freyheit anzumassen. Er berühret ihre
ge mit den Pisanern wegen Sardinien.
stellet die glückseligen Umstände vor, in
hen sich dieser Staat zur Zeit der Kreuz-

züge befand. Er war damahls in der herrlichsten Blüthe. In Egypten, Syrien, Asien und Griechenland besaß er entweder ansehnliche Plätze, oder doch die Freyheit zu handeln. Als aber von der einen Seite die Türken ihm solche wegnahmen, und den Handel nach der Levante endlich gar verbothen, auf der andern aber die Entdeckung beyder Indien ihrem Handel einen sehr grossen Stoß gab; so sahen sich die Genueser genöthigt, Manufacturen zu treiben. Da auch überdem die innerlichen Unruhen, welche der Stolz der Edlen und der Reichthum der Niedern einige hundert Jahre hindurch genähret hatte, ihnen den gänzlichen Untergang droheten, so brachte Andreas Doria, dessen Verdienste um sein Vaterland gepriesen werden, den Staat, welcher sich mit verschiedenen vergeblichen Versuchen zu retten ermüdet hatte, An. 1528. in die gegenwärtige Verfassung. Nachdem nun der Verfasser die Staatsveränderungen von Genua kürzlich durchgegangen; so kommt er eigentlich zu seinem Vorhaben. Er spricht von den Sammet- und Seiden- wie auch Papiermanufacturen, von dem Unterschleife, der mit dem sogenannten Freyhafen getrieben wird, von den Zöllen, und warum die von Livorno noch einmal so viel als andere entrichten müssen. Er giebt die Ursache an, warum stärker nach Genua, als irgend einen Ort in Italien gehandelt wird. Sie besteht darinne, daß man im Nothfalle leichtlich gegen einen geringen Zins Geld bor-

gen

, ohne mit Schaden verkaufen zu dür-
Er beschreibt ferner die Anstalten, die
macht hat, dem seit dem letzten Kriege
nen Glauben der Banco wieder aufzu-
Doch zweifelt er, ob dieses jemahls
en werde. Er giebt folgende Hinder-
: 1) Daß die Genueser in auswärti-
nken legen. 2) Daß sie ihren eignen
uten auf allzustarken Zins leihen, und
r Eintreibung allzuschnell und zu stren-
fahren. 3) Daß sie das Vermögen und
ten Namen eines ehrlichen Mannes, der
merey eines gewissenlosen Notarii, wel-
das Berühren des Doge das Ansehn der
iglichkeit beygelegt hat, zum Raube bloß
. Die Vortheile, welche Billigkeit und
tsamkeit mit sich bringen, stellt er ihnen
iem nachahmenswürdigen Beyspiele vor.
st solches ein Ort in der Nähe von Ge-
der vor funfzig Jahren noch nicht ein-
ein Dorf war, ietzo aber ziemlich starken
del, nicht ohne Nachtheil der Genueser
t.

)as fünfte Stück dieses Bandes ist ei-
)eutsche Uebersetzung von Xenophontis
)mause.

)as sechste eine Abhandlung des Herrn Do-
iicus Gusman Galeati von den Eisentheil-
, welche sich in den Körpern befinden. Der
on, und einige Erdarten, einige Oele, die
he der Pflanzen, insonderheit der See-
anzen, z. E. des Schwammes, die Asche

der Thiere, insonderheit solcher, die auf der Erde kriechen, als der Schaben, enthalten viel Eisentheilchen. Nun fragt sichs: ob diese Eisentheilchen in den Körpern vorher schon da gewest, oder erst unter der Ausglühung entstanden sind? Jenes behauptet Lemery, dieses Geoffroy, beydes berühmte französische Chymici. Diesen Streit sucht der Verfasser dieser Schrift zu entscheiden. Er theilt seine Abhandlung in zwey Theile ein. Im ersten untersucht er die Bestandtheile des Eisens, und ob es bloß durch die große Gluth des Feuers aus sauren Salzen, Erde und Oele entstehen könne. Im zweyten tritt er dem Lemery bey, und erweist mit angestellten Versuchen, daß die Eisentheile nicht durch das Verbrennen erst entstehen, sondern vorher schon in jedem Körper sind. Er vergleicht nehmlich die Asche solcher Pflanzen und Thiere, welche auf einem Boden hervorkommen, wo keine Eisenbergwerke sind, mit der Asche solcher Pflanzen und Thiere, die sich auf und um die Eisenwerke aufhalten. Die letztere habe eine viel größere Menge, ja zuweilen hundertmal mehr Eisentheile enthalten, als die ersten. Ja auch das Wasser das über die Eisenwerke hinrauscht, hat, ob es gleich vollkommen durchsichtig gewest, dennoch nach der Ausdünstung einen Satz hinter sich gelassen, der halb Eisen gewest ist. Kan nun, so schließt der Verfasser, die Natur das Eisen im Wasser so auflösen, daß es unsichtbar wird; so kan sie dasselbe

uch in die kleinsten Haargefäße der Pflan-
nd Thiere führen. Daß man in dem
und dem Urine der Leute, welche in den
werken arbeiten, nicht mehr Eisentheile
, als in eben denselben Theilen solcher
chen, die in einer reinen Luft leben, dar-
darf man sich nicht wundern. Denn je-
thalten sich aller Gewächse, die auf den
gen hervorkommen, auch so gar des dor-
Wassers, weil sie solches für ungesund
n.

ie siebende Abhandlung zeigt erstlich die
hrte Art an, und schlägt sodann die rech-
r, den Hollundersaft zu einem angeneh-
und gesunden Tranke abzusieden.

Die achte ist eine Abhandlung vom Erfin-
der Magnetnadel. Sie ist vom Herrn
ndius Collina, und wird der Schrift des
en Trombelli von eben diesem Inhalte ent-
n gesetzt, welche in den zweyten Theil eben
es Magazins eingerückt worden. Sie will
eislich machen, daß man noch nicht völlig
echtigt sey, den Alten die Kenntniß der
agnetnadel abzusprechen; da die Geschichte
: oft von großen Reisen sprechen, welche
Alten sollen gethan haben, die sie ohn-
glich ohne dieses nützliche Werkzeug ver-
hten können. Sie haben ganz Africa um-
iffet, Handel nach Ostindien getrieben, sind
n Carthago nach England und Irrland,
gleichen aus Dännemark nach England, und
us den Niederlanden nach Dännemark ge-

 fahren.

fahren. Man findet Ursache zu vermuthen, daß die Carthaginenser Amerika gekannt und befahren haben. Ophir ist in Spanien oder Amerika zu suchen. Ausser andern Schriftstellern der mittlern Zeiten findet man in dem Salomone Cretensi und dem Geographo Nubiensi einige Spuren des Seecompasses. Es ist nicht wahrscheinlich, daß wir ihn von den Arabern bekommen. Denn hätten dieselben solchen vor uns gehabt, so würden sie nicht dessen Benennung von uns entlehnt haben. So ist es auch nicht glaublich, daß die Chineser den Seecompaß vor uns sollten gewust haben. Denn sie hatten solchen wohl den Arabern, mit denen sie Handel trieben, mitgetheilt. Folglich ist er eine Erfindung der Phönizier, welche sodann auf die Griechen und Römer gekommen, aber durch den Einfall der Gothen und Longobarden einige hundert Jahre in Vergessenheit gerathen, bis man ihn in Italien endlich wieder hervorgesucht.

Das neunte Stück ist eine Abhandlung von der Erzeugung der gewöhnlichen Würmer im menschlichen Leibe. Ihr Verfasser heißt D. Caspar Deodat Zamponi. Er thut mit einem seltsamen Versuche dar, daß der dem Menschen eigne Wurm, ein lebendig gebährendes Thier sey, und sich so wie andere Thiere fortpflanzte.

Das zehnte giebt einige zur Mahlerey gehörige Kunststücke an die Hand, z. E. wie man Gemählde reinigen, wie man den Firniß

machen,

, wie man Eisen und Kupfer mit Fir-
rziehen soll u. s. w.

s eilfte enthält Vorschläge zu Verbesse-
er Fuhrwerke. Sie bestehen hauptsäch-
rinne, daß die vordern Räder so wenig
öglich beschwert werden, hingegen die
i die Last am meisten tragen, daß das
le so lang sey als thunlich ist, daß die
errräder kleiner als die hintern gemacht
n, und das Ortscheid so hoch zu stehen
e, daß die Pferde so nahe als möglich
der Horizontallinie ziehen können.

as zwölfte ist eine Abhandlung von einem
sen gelben Sande bey Bologna, der mei-
heils aus unsäglich kleinen Ammonshör-
besteht, aus welchen der Verfasser, Herr
cari, den Beweis einer allgemeinen Ueber-
emmung ziehet.

Herr Guettard schlägt in dem dreyzehnten
icke allerhand Zeuge zu Verfertigung des
iers vor. Die Abhandlung ist so lehr-
als anmuthig.

Das vierzehnte Stück ist von Herrn Franz
azzo, und betrachtet die Stufenfolge al-
rschaffenen Dinge, und die Verbindung,
ie unter einander haben. Die Natur thut
e Sprünge, sondern geht mit leisen und
emerklichen Schritten von einer Art der
chöpfe zur andern, und von einem Reiche
n andern fort. Der ganze Zusammenhang
haffner Dinge ist gleichsam eine lange Ket-
davon iede Art ein besonder Glied ausmacht.

Aus dem Erdreiche geschieht der Uebergang in das Pflanzenreich vermittelst der Corallen und Polypen, welche von beyden Reichen so vielen Antheil haben, daß man zweifelt, zu welchem man sie rechnen soll. So geht es auch mit den Pflanzen, welche einige thierische Empfindungen zu haben, und also dem Thierreiche zuzugehören scheinen, folglich das Band zwischen diesem und dem Pflanzenreiche ausmachen. Diese Abhandlung ist lesenswürdig.

Das funfzehnte Stück ist von eben demselben Verfasser, und giebt die natürlichen Ursachen des Todes an. Der Tod ist eine natürliche und unvermeidliche Folge der Geburth. Eben in dem Maaße, als ein lebendiges Wesen wird und zunimmt, nimmt es auch ab und vergeht: und zwar darum, weil seine Fasern verharschen und zur Bewegung und Umlaufe der Säfte, in welcher das Leben besteht, ungeschickt werden.

Das sechzehnte Stück ist vom Graf Ludewig Barbieri von Vicenz, und erweiset, daß die Salzigkeit oder der Salzgeschmack des Meeres, weder von den Flüssen so sich in dasselbe ergiessen, noch von einigen Salzadern, so den Grund desselben durchstreichen, und vom Wasser aufgelöst werden, herrühre; sondern eine dem Meere anerschaffene Eigenschaft sey. Diese Abhandlung ist gründlich geschrieben, und läst sich wohl lesen. Einen Anhang dazu giebt ein Brief von D. Joseph Vianelli an den Graf Barbieri ab, worinne dieser jenes

Meinung

nung bestätigt. Der Graf hatte nemlich, die Sülze eine wesentliche Eigenschaft des :res sey, unter andern auch damit erwei: wollen, daß, wenn das Meer anfänglich üsses Wasser gewest wäre, gewisse Fische, ucht anders als im Salzwasser leben kön, bey der Schöpfung nicht würden ih: Nahrung finden, folglich auch nicht le: können. Vianelli giebt also in diesem hreiben solche Fische an, die im süssen Was:, und auch hinwiederum andere, die im sal: en nicht leben können.

Das siebenzehnte Stück ist aus dem am: nschen Kräuterbuche entlehnt und beschreibt Würznagelbaum. Das Stück ist voll :ener und artiger Betrachtungen.

Das achtzehnte beschreibt das Waschen und leichen des Linnenzeuges in Holland.

Das neunzehnte und letzte aber lehrt die Art, ichen und Tannen durch einen Forstbedienten pflanzen.

Das erste Stück des vierten Bandes ist von err Joh. George Altmannen, und handelt on den Würfeln, welche man in der Gegend on Baden in der Schweitz aus der Erde aus: egraben. Man hat sie für ein Spiel der Natur, für etwas selbstwachsenes angesehen; ber der Verfasser erweiset, daß sie ein Werk on Menschenhänden sind. Nun fragt sichs, voher es komme, daß man deren eine so grosse Menge daselbst findet? Der Verfasser sucht vahrscheinlich zu machen, daß solches so zu:

gegangen. Da die Römer diesen Landstrich noch inne hatten, pflegten sie die dasigen Bäder fleißig zu besuchen. Die Badegäste werden sich ohnfehlbar die Zeit wie mit andern Spielen, also auch mit Würfeln vertrieben haben. Da kan es nun geschehen seyn, daß eine Bude, wo man Würfel feilgehabt, durch einen Zufall ist verschüttet worden.

Das zweyte Stück von D. Hillen trägt eine neue Meinung von der Ursache des Brandes an den Bäumen vor. Man hat sonst dafür gehalten, eine gewisse Art Ungezieser, welche der Ostwind mit sich führt, verursache denselben. Allein der Verfasser zeigt, daß das Ungezieser nicht die Ursache, sondern die Folge des Brandes sey, und daß dieser aus dem Stocken der Säfte, wozu ein strenger und unzeitiger Frost Anlaß geben kan, entstehe.

Das dritte Stück enthält eine Muthmassung von dem Wegziehen der Vögel. Sie ist aus Edwards natürlicher Geschichte der Vögel genommen. Der Verfasser widerlegt erstlich mit hinlänglichen Gründen die Meinung derjenigen, welche dafür halten, die Vögel zöhen, wenn sie uns im Winter verliessen, in eine über der Gleichungslinie gelegene Gegend, welche in Ansehung der Entfernung von derselben auf der südlichen Seite der irdischen Halbkugel, und in Ansehung der Wärme mit derjenigen völlig übereinkäme, welche sie bey uns den Sommer hindurch bewohnet haben. Sodann behauptet der Verfasser den Satz:

Die

Vögel zöhen in das näheste Land, dessen
rme mit der Wärme unsers Sommers über-
timmte; dergleichen z. E. Egypten ist.
Wasservögel, die nicht weit fliegen kön-
, verbergen sich in tiefe Klüfte der Berge,
che unter der See hingingen.

Das vierte Stück ist von Herrn le Cat, und
ersucht die Ursache der unterirdischen Wär-
. Es ist wegen der vielen eingestreuten ar-
en natürlichen Bemerkungen lesenswerth;
gleich diejenigen Stellen, wo der Verfasser
Ursachen natürlicher Wahrnehmungen nach
nen Grundsätzen angiebt, für ein gutes Theil
r Leser allzugelehrt, allzugekünstelt und über-
rständlich seyn möchte. Er widerlegt erst-
h die Meinung derjenigen, welche die unter-
dische Wärme für eine verschlungene und zu-
ückgehaltene Sommerwärme ansehen; sodann
rerjenigen, welche sie von einem in dem Mit-
lpuncte der Erde befindlichen Feuer ableiten.
Hierauf richtet er sein Lehrgebäude auf. Es
ommt, so viel wir haben einsehen können, dar-
uf an: das Feuer besteht in einem dichten, flüs-
gen, würksamen Stoffe. Je näher also der-
elbe dem Mittelpuncte der Erde kommt, de-
to dichter und würksamer muß er seyn. Folg-
ich muß es stufenweise um desto wärmer un-
er der Erde werden, je tiefer man in dieselbe
indringet; und desto kälter, je höher man über
dieselbe hinaufsteigt. Daher kommt es, daß
kein lebendiges Geschöpf es auf den allerhöchsten
Gebirgen in der Welt, Cordilleras genannt,

dauren

dauren kan, sondern erstarret, obgleich solche senkrecht unter der Sonne liegen: folglich ist die Sonne nicht der Grund und Quelle der Wärme. Der Nordwind wehet warm, und der Sudwind kalt. Setzte sich eine Rinde um die Sonne, so würde Lappland das wärmste, und das Land unter der Linie das kälteste seyn. Man darf sich also gar nicht wundern, daß der Merkur, ob er gleich der Sonne so nahe ist, dennoch nicht verbrennt. Es können Leute darauf wohnen, und dennoch keine grössere Hitze ausstehen als wir, wenn er nur um so viel weniger dicht ist, als er der Sonne näher kommt als unsere Erde. Hingegen können auch im Saturn Leute wohnen, ohne zu erfrieren, da bey seiner ungeheuren Grösse auch die Dichtichkeit desselben nach gleichem Maaße, mithin auch die Dichtigkeit des flüßigen und würksamen Stoffes, das ist, des Feuers grösser ist, als bey uns. Die Einwohner des Saturns brauchen also keine Sonne zu ihrem Erwärmer. Aber warum fällt denn der Weingeist im Thermometer auf den Gebirgen Cordilleras nicht tiefer als drey oder vier Grade unter demjenigen, bey welchem es ordentlicher Weise friert oder eiset? obgleich auf besagten Gebirgen an einem wohlverwahrten Orte ein Gefäß mit Wasser neben einem Kohlfeuer gefrohren ist. Wer wissen will, wie das nach lecatischen Begriffen zugehe, mag ihn selbst nachlesen. Die beyden beträchtlichsten Beobachtungen und vorzüglichen Theile dieses Stü-

sind zwey Nachrichten, davon die erstere
chiedene wunderseltsame Feuerausbrüche
ifft, die sich in Frankreich von selbst aus
Erde hervorgethan, und ganze Dorfschaf-
in Brand gesteckt haben; die zweyte aber
einer Grube bey Besancon umständlich
delt, aus deren Decke Wasser schwitzt, wel-
den Sommer über alsobald zu grossen Ei-
zen frieret, im Winter aber schmelzt.
Das fünfte Stück macht Herrn Johann
ilipp Lorenz Witthoffs Zergliederung des
enschenhaares aus.
Das sechste betrifft den Mergel und beant-
rtet folgende Fragen: Welches die untrüg-
jen Kennzeichen sind, woran man ihn ent-
ken kan? Wie tief er sich in der Erde befin-
? Welches die beste Art davon ist? Wie
in ihn gebrauchen muß, das Erdreich damit
t zu machen? und wie lange seine Würkung
den Feldern dauert. Für Liebhaber der
ushaltungswissenschaft ist dieses ein lehrrei-
es Stück.
Das siebente theilt sich in zwey Theile ab.
er erste giebt einige seichte Nachrichten von
r öffentlichen und ordentlichen Freygebigkeit
r Römer, insonderheit der Brod- und Speck-
ende unter das gemeine Volk. Der zweyte
itersucht die Frage: Ob die Kutschen in Frank-
ich erstlich A. 1550 aufgekommen sind.
Das achte Stück heißt Obidah und der Ein-
edler. Es ist ein indianisches Mährgen und
hrt, daß man sich auf der Reise des Lebens

für

für Abwegen sorgfältig in Acht nehmen, und, wäre man ja auf deren einen gerathen, je eher je lieber den rechten Weg wieder suchen solle. Die Schreibart ist dichterisch.

Das neunte Stück enthält des Herrn Stancari Grundsätze vom Schalle. Es ist zu mathematisch, als daß sich ein Auszug daraus geben liesse.

Das zehnte beschreibt die in den Niederlanden gebräuchliche Art, den Leinsaamen und Flachs zu bauen. Da der Leinewandhandel ein nicht geringer Zweig der Kaufmannschaft bleibt; so ist allerdings an der Wissenschaft, mit dieser Frucht wohl umzugehen, viel gelegen.

Das eilfte Stück ist so anmuthig und lehrreich, als irgend eines in der ganzen Sammlung. Es enthält die auf eine jederman faßliche Weise vorgetragenen Anfangsgründe der Botanik nach den Lehrsätzen des Herrn Linnäus. Es beschreibt die Hochzeiten der Pflanzen. Es zeiget, daß die Pflanzen eben sowohl als die Thiere leben, männliche und weibliche Zeugungsglieder besitzen, sich unter einander begatten, und aus einem Eye entstehen. Mehr können wir von diesem vortrefflichen Stücke nicht anführen. Doch ist auch solches schon für sich hinlänglich reizend.

Das zwölfte Stück lehret, wie man ein vortreffliches Blau, das dem Ultramarin beynahe gleich ist, zubereiten soll. Das nächstfolgende ist von Herrn Anton Cocchi, und handelt

von dem äusserlichen Gebrauche des kalten
ssers bey den Alten.

Das vierzehnte redet von den Träumen.
r Formey, welcher der Verfasser davon
behauptet, daß weder ein entkräfteter und
üdeter, noch auch allzuvoller und überlad-
Mensch, sondern daß nur ein solcher träu-
, bey dem die durch die Arbeit des vorigen
ges erschöpften Kräfte sich wieder erholet
ien, und daß der Traum nichts anders als
e Folge zusammenhängender Gedanken sey,
)on immer die eine aus der andern entstehe,
erste aber derjenigen Beschaffenheit, worein
Leib versetzt worden, gemäß ist.

Das funfzehnte Stück handelt von der Mus-
tennuß, und ist von eben dem Verfasser,
d aus eben dem Werke, woher die im vori-
n Bande befindliche Abhandlung von dem
Würznelkenbaum entlehnet worden.

Das sechzehnte will erweisen, daß nicht alle
Milchgefäße in den so genannten ductum tho-
racicum, sondern zum Theil auch in die her-
absteigende Hohlader und die Hüftenadern
iliacas) gehen.

Das siebenzehnte streitet mit den vorigen
llen, in Ansehung des artigen Inhalts und
er vorgetragenen Entdeckungen, um den Vor-
ug. Es ist vom Herrn le Cat und behau-
tet, daß es Riesen allerdings zu allen Zeiten
gegeben habe, deren auch noch gebe, und daß
s nichts widersinnisches sey, solches zu glau-
ien; daß es den Kräften der Natur nicht un-
gemäß

gemäß sey, Riesen hervorzubringen. Er führt erstlich alte und neue Beyspiele von Menschen an, die eilf oder zwölf Fuß hoch gewest sind. Nun, schliest er, kan die Natur Leute von einer solchen Höhe bilden, so kan sie auch Menschen zu 15, 20, ja 30 Fuß anwachsen lassen. Darauf hält er sich insonderheit bey dem Grabmahle des Riesen Bukard, des Tyrannen von Wivarais auf, der 22 Fuß soll gehabt haben, und dessen Ueberbleibsel A. 1724 noch gezeigt wurden. Am weitläuftigsten spricht er von dem A. 1614 gefundenen 25 Fuß langen, und an den Schultern zehn Fuß breiten Gerippe des Königs Teutoboch, den der Marius soll überwunden und im Triumphe zu Rom aufgeführt haben. Nächst dem führt le Cat noch andere Exempel von ungeheuren Gestalten an, aus denen er den Schluß macht, daß, gesetzt es wäre auch nur eines davon wahr, es dennoch einen hinlänglichen Beweis des Daseyns der Riesen geben würde. Er räumet wohl ein, daß man öfters Elephantenknochen für Knochen eines Riesen angesehen und ausgegeben habe. Allein Gerippe, an denen man Knochen findet, die der Elephant nicht hat, als das Schlüsselbein, oder Köpfe von einer unglaublich tiefen Höhlung, oder Schienbeine von einer übermäßigen Höhe, können entweder von keinem Elephanten seyn, oder könten nicht mit mehrerm Rechte diesem Thiere, als dem Menschen beygelegt werden, da es in allen Gattungen von Thieren unzählige Stufen zwischen

den

eyden äussersten der Grösse und der Klei-
ähe; so müsse man auch in dem Menschen-
lechte den Unterscheid, der zwischen einem
schen Bullenbeisser und einem Schoßhünd-
ist, mit Recht vermuthen. Warum aber
sich das Riesengeschlechte nicht fortge-
tzt? das macht die Verschwörung der klei-
Menschen wider sie, welche ihnen sowohl
Menge, als an Witz überlegen waren, und
ausserordentliche Gestalten für gefährlich
ten. Denn gemeiniglich sind solche ab-
liche Lasten von Körpern dumm, ungeschickt
schwerfällig. Zuletzt setzt der Verfasser
y Arten von Riesen fest: natürliche, und
stardriesen. Jene sind ziemlich ausgegan-
: diese aber finden sich sehr häufig. Es
aber solche Leute, bey denen ein Theil des
es ein unmäßiges Verhältniß gegen die
igen hat, als wenn z. E. Kinder so grosse Kö-
kriege, als alte Leute, oder bey Mägdchen der
erstock so aufschwillt, daß der Bauch grösser
rd, als bey schwangern Weibern.

Das achtzehnte und letzte Stück erklärt die
sache des Erdbebens. Solche besteht in den
nnenden Dämpfen, welche durch die unterir-
chen Höhlen, worinne sie beschlossen worden,
rchzubrechen suchen. Weil die ganze Erdkugel
tergraben ist, so bleibt kein Land in der Welt für
dbeben gesichert. Das Neue an diesem Stücke
ein Verzeichniß der Erderschütterungen, die
h in England seit Menschen Gedenken ereignet
ben. Es sind deren von A. 1047 an bis 1750
der Zahl 23.

III.

Richard Pocokes Beschreibung des Morgenlandes: zweyter Theil, aus dem Englischen übersetzt von Christian Ernst von Windheim, P. P. O. zu Erlangen. 1754, in 4to, II Alphabet 9 Bogen, nebst 36 Kupferstichen.

Von dem ersten Theile dieses schönen Werkes, der allein die Reise durch Egypten und nach dem Berge Sinai enthält, haben wir vor kurzem Nachricht ertheilet. Wir werden mit dem zweyten, der Palästina, Syrien, einen geringen Theil von Mesopotamien, und endlich Cypern und Candien durchgehet, ein gleiches thun. Jedoch, da dieser Theil von der Einrichtung des ersten darinne abgeht, daß er sich nicht bey einem Lande aufhält, folglich auch nicht die Nachrichten unter gewisse Bücher und Titel vertheilet, sondern iedes Land in einem eignen Buche abhandelt; so werden auch wir nicht, wie wir vorhin gethan, uns mit einer blossen Anzeige des Inhalts begnügen lassen; welches mit den wenigen Worten geschehen könte, daß Herr Pocoke die Oerter, die er betreten, genau beschreibet, den alten Orten und Namen fleißig nachspüret, die alten Ueberbleibsel richtig darstellt, und alles, was ihm bey jedem Volke in Ansehung des Gottesdienstes, der Gemüths- und Lebensart, der Regierung u. s. w. merkwürdig vorgekommen, angiebt:

Sondern

ndern wir werden einige wenige Stellen von
n, die uns beym Durchlesen dieses Theiles
eder neu vorkamen, oder einer Erinne-
zu bedürfen scheinen, auszugsweise bey-
gen.

ierzu giebt uns die schon beym ersten Thei-
ersprochene Vorrede des Herrn Canzlers
Moßheim, die dem Ruhme ihres Verfas-
gemäß ist, Anlaß. Sie bemerket unter-
dene Fehler, die Pocoke beym ersten Theile
ngen; oder sie kläret einige der dunklen
drücke desselben auf, und läßt des Herrn
ersetzers Verdiensten um dieses Buch Ge-
tigkeit wiederfahren. Wir hatten wegen
ngel der englischen Urschrift, uns den Aus-
ch nicht anmassen können, ob das hin und
der vorkommende dunkle, ja widersprechen-
dem Verfasser oder dem Uebersetzer beyzu-
sen sey. Der Herr Canzler aber versichert,
der Engländer sich einer ausserordentlich
orren, nachläßigen, unausgearbeiteten und
ichtigen Schreibart bedienet habe, die ein
bersetzer, gebe er sich gleich so viel Mühe
der von Windheim gethan, dennoch nicht
länglich aufklären könne, wenn er sich nicht
schweifende Freyheiten verstatten wolle.

Pag. 5. äussert der Herr Canzler seine gründ-
en Gedanken von des Maillets billig hoch
hätzten Beschreibung von Egypten. Er hält
ür, daß Mascrier und auch Maillet selbst,
er Einbildungskraft mannichmal zu sehr
hgehangen, die Geschichte durch romanhafte

Erzehlungen verdächtig gemacht, und durch ihr Bezeigen die Beschuldigungen die man wider den Witz ihrer Landesleute macht, gar zu sehr bestärket haben. Hierauf kommt der Herr Canzler auf den Streit wegen des Memnons Säule und fraget: Ob diejenige die man jetzt dafür angiebt, die wahre alte, oder ob es eine neue untergeschobene sey? Nun ist er zwar hierinne unschlüßig, hält es aber doch nicht ganz für unwahrscheinlich, daß im Anfange des zweyten Säculi nach Christi Geburth, da alles in der Welt von Wunderwerken starrete, und jedes Volk die Wahrheit seiner Religion mit Wunderwerken darthun wollte, die egyptischen Priester auch auf ein Wunderwerk zum Behuf ihres Aberglaubens gedacht, und da die alte wahre Memnonssäule längst zerstört gewest, eine andere an deren Stelle in Ruf gebracht haben (*). Nach diesem handelt er von der Schlange Heredy, von der Pocoke p. 201. als von einer bekannten Sache nur obenhin gesprochen hatte. Der Herr Canzler hielte es der Mühe werth zu seyn, die Geschichte derselben vom Anfange herzuholen, und den mit ihr von einigen arabischen Derwischen oder Bettelmönchen vorgenommenen Betrug darzuthun. Ferner bemerkt er, daß Pocoke dasjenige,

(*) Sollte wohl die Vermuthung einer doppelten Säule nicht ungegründet, der ganze Streit unerheblich, und das Gewichte der jablonskischen Beweise unüberwindlich seyn?

se, was er von den Erscheinungen die sich
dem Kloster St. Geminiani zutragen sol.
p. 207. berichtet, nicht aus eigner Erfah-
g, sondern aus des P. Wanßleben von
vorhin beym ersten Theile bereits angezo-
er Reise nach Egypten, habe. Zugleich
deckt er den Betrug, welchen die coptischen
istlichen zu ihrem Vortheile darunter spie-
, und auf was Weise sie die Einfältigen be-
ken. Hierauf trägt der Herr Canzler seine
hlgegründeten Gedanken von einer Reise ei-
s Franciscanermönchs nach der Wüste Si-
i vor, die der Bischof von Klogher in Irr-
nd zuerst bekannt gemacht, und man hernach
s dem Englischen ins Deutsche übersetzt hat.
n derselben wird einer alten in die Felsen der
Wüste, wodurch die Kinder Israel gezogen
nd, eingehauenen Schrift gedacht, und solche
r die alte hebräische Schrift ausgegeben.
ls wir bey dem Auszuge des ersten Theiles ge-
chten, daß Pocoke diese unbekannte Schrift
abe in Kupfer stechen lassen, legten wir unsere
Besorgniß wegen des Ausganges derjenigen
Reise an den Tag, welche, wie verlautet, ei-
ige wohlgesinnte Engländer zu Untersuchung
ieser sinaitischen Aufschriften unternehmen
wollen. Wir befürchteten, die grosse Freude
mancher Gottesgelehrten wegen einer so wich-
igen Entdeckung möchte zu Wasser werden.
Die Schrift kam uns für ziemlich neu ara-
isch vor: Und jetzo ersehen wir mit Vergnü-
gen aus des Herrn Canzlers Vorrede, daß ein

Gelehrter in Paris (*) ihn berichtet, die meisten dieser Aufschriften wären arabisch, einige aber theils aus arabischen, theils aus coptischen Buchstaben zusammengesetzt (**). Nach diesem zeigt der Herr Canzler den Fehler an, den Pocoke p. 278. darinne begangen, daß er die in Egypten lebenden Karreer, eine jüdische Gemeinde, für die alten Essener ausgegeben. Er theilt auch einige Erinnerungen wegen unterschiedener coptischen gottesdienstlichen Gebräuche, als des Fastens, der Verfertigung ihres heiligen Salböles, ihrer Liturgien u. s. w. mit. Die Nachricht, die der Herr Canzler von dem falschen Freyheitsbriefe des Mahommeds, den die Mönche auf dem Berge Sinai aufweisen, aus des Fürsten Cantemirs Geschichten des ottomannischen Reiches beybringt, verdient Aufmerksamkeit. An Pocoken setzt er billig auch dieses aus, daß er verschwiegen, wo er das von ihm p. 423. edirte griechische Verzeichniß der Bißthümer in Egypten, die unter dem Patriarchen von Alexandrien stehn, herhabe. Zuletzt zeigt der Herr Canzler kürzlich

(*) Es wird vermuthlich der Herr Abbe Barthelemi seyn.

(**) Unterdessen können wir nicht unterlassen, dieses zu bemerken, daß schon Diodorus Siculus T. I. p. 209, 67. der amsterdammer Ausgabe, eines alten lange vor Alexander dem Grossen in der Wüsten aufgerichteten Altars mit eingehauener unbekannter Schrift gedenke; ingleichen p. 211, 46.

en, was die Reisen in dem türkischen Ge-
je so sehr beschwerlich, gefährlich, und
Reisebeschreibungen nothwendig unvollkom-
machen; daher man Ursache hat, sich auch
der pocokischen, die doch vor andern vie-
zum voraus hat, nach einer noch vollständi-
zu sehnen.

In dem Werke selbsten hat uns folgende
elle p. 140. merkwürdig geschienen. Wir
len sie mit des Verfassers eignen Worten
setzen, damit man zugleich eine Probe von
tem Vortrage habe. Er spricht: es findet
eine grosse Schwierigkeit in den Psalmen,
Vergleichung des Thaues, der von Her-
n auf die Berge Zion fällt. Ps. 133, 3.
würde dieses sich leicht erklären lassen, wenn
n nur angemerkt hätte, daß die Wolken
lche auf dem Hermon liegen, durch den
ordwind über Jerusalem geführt wurden,
d einen häufigen Thau auf den Bergen Zion
ursachten. Es wird auch eines Sions in
n Stamme Jsaschar gedacht, Josua 19, 19.
lches das Seon seyn mag, wovon Euse-
us und der H. Hieronymus sprechen, als
re es nahe am Berge Thabor gelegen. Viel-
cht ist da ein Hügel gleiches Namens ge-
st, worauf der Thau von dem andern Her-
on gefallen, welcher gegen Morgen von Es-
calon liegt. Jedoch da es nicht gewiß ist, daß
ser Berg Hermon, der bey Thabor ist, ir-
ndswo in der Schrift vorkomme; so sollte
eher denken, daß der Psalmist den berühm-

 ten

ten Berg meine, und wenn Thabor und Hermon jauchzend in dem Herrn Ps. 89, 12. verbunden werden, solches nicht geschehe, weil beyde nahe bey einander, sondern weil sie zwey der höchsten Berge in ganz Palästina waren. Wer es bemerkt, daß der Berg Hermon anderswo ausdrücklich Sihon genennet wird, Deuter. 4, 48. dem wird zweifelsohne dieses als die natürlichste Erklärung ein Genüge thun, daß dieses ganze Gebirge den Namen Hermon und Sihon gehabt habe, aber insbesondere die höchste Spitze Hermon, und die untere die Berge Sihon genennet, mithin diese von dem Berge Zion oder Sion zu Jerusalem unterschieden seyn. Wenn diese Muthmassung richtig ist, so kan der Thau, der von den höhern Theilen auf die niedrigen fiel, gar füglich dem köstlichen Balsam verglichen werden, der vom Haupte Aarons herabfloß in Aarons Bart u. s. w. So weit gehen Pocokes Worte in der deutschen Uebersetzung.

P. 117. heist es: Hierauf kamen wir zu einem Thurme, welcher Kapharlarik heist, und seinen Namen von einem Kaphar hat, der ehemals hier gefangen worden. Pocoke hat sich hier in Ansehung der Ableitung gewiß geirrt, und sein Uebersetzer scheint es in einem andern Stücke versehn zu haben. Caphar ist ein syrisches Wort, das einen Flecken bedeutet, wie aus der Benennung Capernaum und andern dergleichen Worten, die im N. T. vorkommen, bekannt ist.

Es ist noch heut zu Tage in Syrien und
lästina sehr gebräuchlich, und man findet
gemeiniglich vor dem eignen Namen jedes
tes stehen. Atik heist alt. Folglich heist
phar latik so viel als Altstadt. Dieses
phar wird im Arabischen mit einem Kef
er כ geschrieben. Man hat aber noch ein
der Wort, das beynahe so klingt, aber mit
nem ח Chet geschrieben wird, und Zoll oder
eleite bedeutet. Pocoke scheint also den
amen des Ortes von einem Kaphar oder Zol-
, Geleite, hergeleitet zu haben, den man
emals da mag eingenommen, aber nicht
efangen haben. Vielleicht stund im Engli-
hen das Wort catch, das sowohl fangen,
ls einnehmen, eintreiben bedeutet: Und
as mag die Dunkelheit der Uebersetzung ver-
nlaßet haben.

Nicht glücklicher ist Pocoke p. 121. in Ab-
eitung des Namens Syrien gewest. Neu
Tyrus, sagt er, heist jezo Sur, welches
er alte Name von Tyrus ist. Da die-
es die Hauptstadt des ganzen Landes
var, so hat vielleicht Syrien seinen Na-
nen von Sur erhalten. Daß Syrien
nicht von Sur, der Stadt Tyrus, sondern
von den Syriern und Assyriern so genennet
worden sey, daran ist kein Zweifel. Syrer
und Assyrer ist einerley. Die Adspiration
im leztern rührt vom Artickel ה her. Sy-
rien war vormals der Name des ganzen Lan-
des, vom mittelländischen Meere an, bis an

den Tigris. Beym Herodoto findet man, daß die Einwohner von Cilicien Leucosyri, die weissen Syrer in den ältesten Zeiten sind genennet worden: Und noch im achten Säculo nach Christi Geburth hat man den Strich um das alte Babylon diß- und jenseits des Tigris, Surestan, oder das Land der Syrer genennet. Der Nahme der Stadt Tyrus wird mit einem צ geschrieben, und bedeutet einen Felsen, oder eine Enge, schmalen Paß: der Name von Syrien aber wird mit einem ס oder Samech geschrieben.

P. 131. und hernach zu mehrern malen gedenket einer muhammedanischen Sekte, mit Namen Amadei, von denen Kenner arabischer Geschichte nichts wissen wollen. Eben daselbst erwehnt er eine arabische Druckerey, welche die Maroniten auf dem Berge Libanon gehabt haben. Wir erinnern uns, auf der königlichen Bibliothek zu Dreßden einen arabischen Psalter gesehen zu haben, von dem man versicherte, daß er A. 1710 auf dem Berge Libanon wäre gedruckt worden.

Die Stelle von den Drusen p. 138. dünket uns merkwürdig zu seyn, und einige nicht gemeine Nachrichten zu enthalten. Wir wollen sie derohalben ganz hersetzen, da sie ein solches Volk betrifft, von dem man nicht gar zu wohl unterrichtet ist. Die Worte lauten also: Man kan von dem Ursprunge der Drusen keine andere Nachricht geben, als daß sie von den christlichen Kriegesheeren zurückgeblie-

ben

sind (*): und sie sagen selbst, daß sie von Engländern abstammen. Einige meinen, wären von den Franken entsprungen, wel-

che

*) Das ist die gemeine Meinung. Es kan auch gar wohl seyn, daß einige verlaufene Christen in den so genannten heiligen Kriegen sich zu solchem losen Gesindel geschlagen haben, welches nicht besser war als sie selbst. Doch ist gewiß, und es erhellet aus den arabischen Geschichten, daß sowohl die Sekte, als auch der Name der Drusen selbst, lange zuvor bekannt gewest sey, ehe die Franken das gelobte Land einnahmen. Eine merkwürdige Stelle von dem Ursprunge des Namens der Drusen steht beym Elmakina p. 264. der Ausgabe in Folio. Es heist daselbst: A. 408 (das ist im Jahr Christi 1017) kam nach Meßr (oder Alcairo) ein Werber (das ist ein solcher, der Leute zum Glauben der Ismaeliten, einer muhammedanischen Sekte, sonst Schiiten genannt, anwarb) aus Persien, mit Namen Mohammed, der Sohn Ismaels, und mit dem Zunamen Dorzi, das ist der Druser. In der arabischen Ausgabe steht Syro, welches Erpentum verleitet hat, daß er Dararæus übersetzt. Allein es soll Syro heissen. v. Catalog. MSStt. oriental. biblioth. regis Parisinæ p. 264. n. 1580. Ferner meldet Elmakin, daß dieser Drusus in des Hakens, des damaligen egyptischen Chalifens Dienst getreten, ihn für Gott ausgegeben, und einen grossen Anhang erlangt habe, die sich nach ihm Drusos genennet. Endlich aber sey er und ein Theil seiner Jünger in einem Aufruhr erschlagen worden.

che Gottfried von Bouillon mit sich in den heiligen Krieg geführet, und Fekardin (*) habe zu dem lothringischen Hause gehöret. Man hält sie für beherzte Leute und ehrlicher als andere in diesen morgenländischen Gegenden. Da sie und ihr Fürst, die Christen die unter ihnen leben, beschützen, so scheinen sie von den Christen eine gute Meinung und viel Hochachtung gegen dieselben zu haben. Man befürchtet gleichwohl, daß sie wenig oder überhaupt gar keine Religion tragen. Sie geben sich gemeiniglich für Mahommedaner aus. Doch gehen sie so wenig, als möglich ist, in die Moscheen, welches sie wohl nur darum thun mögen, damit sie die Freyheiten der eingeführten Religion geniessen mögen. Man sagte mir, daß sie in einigen von ihren Büchern, die man ohngefähr gefunden hat, sowohl unsern Heiland als den Mahommed lästern. Sie haben unter sich eine Art von Geistlichen, welche sie Akel (**) nennen. Sie trinken

(*) Fachroddin nach der rechten und gelehrten Aussprache. Es war ein mächtiger Fürst der Drusen in der andern Hälfte des vorigen Jahrhunderts, der sich in seiner Jugend zu Florenz aufgehalten und daselbst Lust zur italienischen Baukunst bekommen, auch hernach in seinen Landen schöne Gebäude aufführen und Gärten anlegen lassen, ingleichen mit den Türken rühmliche Kriege geführt hat.

(**) Das ist ein arabisches Wort, und bedeutet einen weisen Mann.

keinen Wein, und wollen nichts essen, was Fürsten gehört (*), weil sie dieses für ei: Raub halten. Sie haben unter ihren ısern besondere Oerter zu ihren Gebeths: monien; und wie man mir sagte, verrich: sie dasselbe nicht öffentlich, ausgenom: ı, daß sie über die Todten, ehe sie zum gräbnisse getragen werden, etwas lesen, h stehe ich für diese Sache nicht. Diese istlichen kommen in ihren Privatgebäuden ammen, und scheinen mehr eine Art weiser ıte oder alter Weltweisen, als Häupter ei: : Religion zu seyn, indem sie wenig oder r keine Gemeingüter haben. Ich glaube :lmehr, daß, wenn diese insbesondere eine eligion haben, sie nur Naturalisten sind. lan erzählte mir für gewiß, daß man von ngefähr in ihren abgesonderten Orten das ild eines Kalbes gesehen habe. Wenn man ıer dem Zeugnisse eines, der einige ihrer Ge: imnisse entdecket zu haben vermeinet, Glau: ben

(*) Diese Leute haben zu allen Zeiten eine auſ: serordentliche Hochachtung gegen ihren Für: sten bezeigt. Ein Hauptstück ihres Glau: bens ist es, ihren Gebiether und Beköstiger für ihren Gott zu halten. Erstaunende Din: ge berichten die Geschichtschreiber der Kreuz: züge von dem blinden Gehorsam der Assasi-norum, die keine andern als eben diese Dru: sen sind, gegen ihren Fürsten, den sie vetu-lum Montanæ, le vieillard de la Montagne, den Herrn des Gebürges, nennen.

ben beymessen darf; so haben sie eine kleine silberne Büchse, welche solchergestalt zugemacht ist, daß sie niemand öffnen kan: und viele unter ihnen wissen nicht, was darinne ist (*), und verehren dieselbe einigermaßen. Ebenderselbe sagte mir, man hätte ihn berichtet, daß in diesen Büchsen die Bilder der Natur beyder Geschlechte

(*) Hieraus lernt man einigermaßen die Worte Abulfedæ p. 231, 13. eique secreta legis & opes & indicia traderet, verstehen. An besagtem Orte stehn noch viel andere diese Sekte betreffende seltene Nachrichten, bey welchen unser Herr Prof. Reiske Gelegenheit haben wird, viel Gutes zu sagen, wenn dessen Anmerkungen über den Abulfeda ans Licht treten werden, welches allerdings zu wünschen ist. Aus allen Umständen erhellet, daß diese Sekte ein Gemenge aus dem Heidenthume, Christenthume und dem persianischen muhammedanischen Glauben sey. Daß sie ihre Wohlthäter, diejenigen von denen sie abhangen, u. von denen sie sowohl Gutes als Böses zu gewarten haben, für ein göttliches Wesen ansehn, das rührt aus dem Heidenthume her. Die Heiden nennten das alles Gott, was eine überschwenkliche Gewalt über den Menschen hat, ihm wohlthun oder auch schaden kan, und deßhalben liebenswürdig, ehr- und furchtbar ist. Die disciplina occulta der Christen mag zu der Heimlichkeit ihres Gottesdienstes Anlaß gegeben haben. Und endlich daß sie den obersten Imam oder Hohenpriester, der sie in alle Wahrheit leiten soll, noch erwarten, das ist ein Stück des persianischen Muhammedenthums.

blechte enthalten wären (*). So weit Pocokens Bericht von den Drusen.

ine Vergleichung einiger alten morgen- ischen Gebräuche mit den heutigen, die 40. steht, werden unsere Leser dem Ver- hen nach nicht ungerne lesen. Sie ist kurz, lautet also: Die Gewohnheit, um diese unter Bäumen zu sitzen, und verschiede- ndere Gewohnheiten die ich bemerkte, ga- mir Anlaß zu einer Anmerkung von der sen Gleichheit der Sitten und der Ein- sowohl der alten als der jetzigen morgen- dischen Völker, welche man noch in einem ücke der Geschichte Abrahams findet. Weil den heissen Ländern Luft und Schatten sehr genehm sind, so sieht man die Einwohner mals unter einem Baume sitzen. Abra- m saß in der Ebne zu Mamre, als der Herr ihm kam, und er die drey Engel bat, bey n unter einem Baume zu bleiben. Es ward n Mehl für sie zubereitet, geknätet, auch f dem Heerde gebacken; und noch jetzo pflegt an das Brod, so man isset, zu backen, und an hat dazu eiserne Oefen, welche geheitzet, er mit heisser Asche gewärmet werden. Es ist

(*) So rathen, so berichten Leute, die in geheimen Dingen das Ansehn haben wollen, als wüsten sie mehr als andere, ob sie gleich in der That nicht mehr wissen. Was hat man nicht von dem Gotte der Juden und der ersten Christen für alberne Muthmassungen ausgestreuet?

ist auch der Gebrauch üblich, aufzuwarten, zu sitzen, oder ohne Essen bey den Gästen zu stehen. So machte es Abraham, setzte ihnen Butter, Milch, nebst dem zubereiteten Kalbe vor, und stand bey ihnen als sie aßen. Abrahams Weib erschien nicht, sondern stand, nach Gewohnheit der morgenländischen Weiber dieser Zeiten, hinter der Thüre.

Die Nachricht, die Pocoke p. 211. vom Abulfeda giebt, ist unrichtig und nicht aus den besten Quellen geschöpft. Er scheint sie vom Bayle zu haben, dessen Fehler Gagnier in der Vorrede zu Abulfedas Leben von Mohammed längst angezeiget und verbessert hat. Die deutsche Uebersetzung hat sie noch mehr mit einem häßlichen Druckfehler, daran es dieser Ausgabe nicht mangelt, verunstaltet. An statt vor ohngefähr = Fuß von Hamah soll es heissen war ohngefähr = Fürst von Hamah. Die Worte, da die unumschränkte Gewalt bey seiner Familie war, haben gar keinen Verstand, wenigstens keinen Grund in der Geschichte.

Folgende Anmerkung aus p. 250. ist vielleicht ganz neu, wenigstens ist sie uns artig vorgekommen. Wir giengen, sagt Pocoke, des Nachts über die Ebne und ich bemerkte, daß der Blitz horizontal schoß, so wie er in der Hand des Jupiters und auf den Reversen der Schaustücke der griechischen Könige in Syrien abgebildet ist. Weil ich dergleichen noch niemals in einem andern Lande gesehen hatte,

h nähere Nachricht ein, und sonder Zweis
t die Abbildung, so wie man sie auf den
nustücken sieht, davon hergenommen.

266. berichtet er etwas von einem feuer=
nden Berge in der Gegend von Antio=
. Die Leute, thut er hinzu, die in die=
Gegenden wohnen, sind von der Sekte,
nan für Anbeter des Teufels hält, und
welchen ich weitere Nachricht geben wer=
Sie nöthigten vor einigen Jahren einen
länder, der dahin gereist war, einen Hahn
aufen und ihn zu opfern. Er entschuldig=
ch aber, und ließ die Ungläubigen diesen
rglauben verrichten.

Darinne hat Pocoke Recht, daß er p. 290.
gemeinen Sage widerspricht, welche ein
isses Grab bey Tschebile, das in dortiger
zend in grossem Ansehn steht, für das Grab
Ibrahim Sultans ausgiebt. Aber dar=
e irrt er sich, wenn er meint, daß solches
Grab des Ibrahims, des Sohns Walid
, von dem Abulfeda im Jahr 126 seiner
chnung viel erzehlet. Denn dieser Ibra=
n ist in Mesopotamien in der unglücklichen
hlacht, welche die Ommiaden um ihre Herr=
aft in Asien brachte, A. 749 in dem Flusse
b umgekommen und daselbst begraben wor=
. Er hat auch mit nichts die Ehre ei=
s heilig gehaltenen Grabes verdienet. Es
also vielmehr das Grab Ibrahims, des
ohns Adhems, eines grossen Heiligen bey
n Türken, von welchem man den Abul=

seba unter dem Jahre 161 p. 155. nachsehen kan."

P. 309. theilt Pococke phönizische Inschriften im Kupferstiche mit. Uns ist nicht wissend, ob man sie sonst wo schon habe. Er selbst berichtet mehr nicht davon, als daß er sie bey der Stadt Citium in Cypern angetroffen. Nachgrübler unerforschlicher Geheimnisse, über die das graue Alter schon längst den Vorhang gezogen hat, können sich an diesen Steinen den Kopf zerstossen.

Der Schreibefehler Diogenes Poliorcetes, an statt Demetrius Poliorcetes, der sich p. 317. eingeschlichen, wird p. 318. wiederholet. vid. Diodor. Sic. XX. 47. Dergleichen Fehler zu verbessern ist zwar ein Uebersetzer nicht verpflichtet. Ein jeder von ihnen hat nicht die Fähigkeit, und manche nicht die Muse solches zu thun. Indessen macht ein Uebersetzer durch dergleichen Berichtigung seiner Urschrift sowohl als seiner Geschicklichkeit Ehre, und sich den Leser verbindlich.

IV.

IV.

chichte und Thaten Ulrichs, Herzogen zu Würtenberg und Teck ꝛc. nebst einem Anhange von sieben und sechzig theils gedruckten, theils verbesserten Urkunden hierzu. Tübingen 1754. Alph. 3 Bogen in 4to.

e besser die Historie des Herzogthums Würtenberg ausgearbeitet worden, je rühmr ist die Bemühung des Herrn D. Eisen,s, dieselbe in ein vollkommenes Licht zu n. Die Beschreibung gegenwärtiger Gechte ist so wohl gerathen, daß man nicht e Grund hoffen kan, es werde solche die haber begierig machen, eine Fortsetzung Historie dieses Herzogthums zu sehen.

Herzog Ulrich, ein Sohn des unglücklichen inrichs und der Elisabeth, einer Gräfin zu eybrücken und Bitsch, ist den 5 Febr. 1487 bohren. Er kam schon in seinem 10ten Jahzur Regierung, nachdem die Landstände Her, Eberharden dem jüngern den Gehorsam fgesagt und ihn der Regierung entsetzet hatten, il er unter andern verschiedenes vorgenomen, so den Verträgen zuwider war. Herzog lrich war kaum 12 Jahr alt, als zwischen m und des Herzog Albrechts in Bayern Tocher, Sabina, eine Heyrath gestiftet, deren Vollziehung aber, nach Maßgebung der Ehe-

 beding-

bedingnisse, bis auf das 16 Jahr der Prinzessin, welche sich nur erst in ihrem 11ten Jahre befand, verschoben wurde. Hierauf verband sich Herzog Ulrich mit dem Markgrafen von Baaden und andern mächtigen Ständen des Reichs, theils zu seiner Sicherheit, theils zu Handhabung des Landfriedens: und damit er sich den Kayser Maximilian noch weiter verbindlich machen möchte, gab er ihm, als er mit den Schweitzern in einen Krieg verwickelt war, eine ansehnliche Hülfe. Herzog Ulrich hatte kaum sein 17tes Jahr erreicht, als ihn Kayser Maximilian der I. seiner hohen Gaben wegen vor fähig achtete, die Regierung allein über sich zu nehmen. Kaum aber hatten seine bisherigen Mitregenten ihr Amt niedergelegt, und Ulrich allein die Regierung angetreten, als er sich schon in einen blutigen Krieg verwickelt sahe. Denn als George, Herzog von Bayern, seinen Eydam Rupertum von der Pfalz zum Erben eingesetzet hatte, Albert und Wolfgang von der Münchischen Linie aber sich der Vollziehung dieses Schlusses widersetzten, so suchte Maximilian zwar anfangs die Sache in Güte beyzulegen. Allein da Ruprecht alle Vorschläge und Ermahnungen des Kaysers verwarf, wurde er in die Acht erklärt. Aber dem ohngeachtet schreckte dieses den Pfalzgraf Ruprecht nicht ab, sein vermeintes Recht durch die Waffen zu behaupten. Hier bekam Herzog Ulrich Gelegenheit, seinen Muth und die

Stärke

rke seines Herzogthums zu zeigen. Er
dem Kayser nicht nur eine mächtige Hülfe,
ern begleitete ihn auch persönlich in diesem
ge. Das Heer, welches Herzog Ulrich
te, bestund aus 20000 Mann zu Fuß und
zu Pferde. Hiermit eroberte er, nach
er zuvor im Monat May Absagsbriefe
Heidelberg geschickt, und sich für einen
id Philipps und Ruprechts erkläret hatte,
chiedene Städte. Zu der Zeit, nemlich
4 den 17 Febr. starb Herzog Eberhard auf
Schlosse Linderfels im Osterwald, wo
ch also Herzog Ulrich eines gefährlichen
ndes entlediget wurde. Kayser Maximi
1 unterbrach die Siege Herzog Ulrichs, als
ndlich einen Stillestand machte, und die
che 1505 zu Cöln beylegte. Herzog Ulrich
elt im Frieden dasjenige, was er erobert hatte,
) als der Reichstag noch fortdauerte, er
gte er auch den 17 Jul. 1505 vom Kayser
Belehnung seines Herzogthums. So
rde ihm auch die Reichssturmfahne zu Lehn
fgetragen.

An. 1508. gieng er mit dem Kayser nach
talien, kam aber mit ihm bald wieder zu
ck, als der Pabst in dasjenige willigte, was
r Kayser suchte. Im folgenden Jahre war
auf dem Reichstage zu Worms, allwo er
m Kayser auf sein Ansuchen einen Brief er
elt, worinne ihm die Versicherung gegeben
urde, daß die Beleihungen, welche der Chur
irst von der Pfalz, Ludwig, und der Pfalz

graf Friedrich bestimmen, sich weiter nicht erstrecke, als auf das, was sie würklich besäßen, und daß derjenigen Oerter, welche Herzog Ulrich eingenommen, gar nicht gedacht werden sollte. Im Jahr 1511 vollzohe Herzog Ulrich seine eheliche Verbindung mit Sabina, Herzog Albrechts in Bayern Tochter, und hielt am 2 Merz mit derselben ein prächtiges Beylager, ob er gleich über die Vermählung selbst wenig Gefallen bezeugte, solche auch allerdings betrübte Folgen nach sich zohe. Unterdessen gab dieses Beylager Gelegenheit, daß der baadensche Bund erneuert, und auf 20 Jahr gesetzt wurde.

An. 1512 begab er sich auf den Reichstag nach Trier, von da er aber bald wieder zurücke eilte, und seinen Weg nach Zwiefalten nahm. Gleich nach seiner Ankunft daselbst nahm er den Abt dieses Orts gefangen, worüber er, weil er sich an einer geistlichen Person vergriffen, in den Bann gethan wurde; von welchem ihn aber Paulus als damaliger Pabst bald wieder lossprach. Die Ursache dieser Gefangennehmung ist ungewiß, und beruhet auf blossen Muthmassungen, welche der Herr Verf. aus dem Trithem anführet. Der Pfalzgraf Ludwig bekam dahero Befehl, sich seiner Lande zu bemächtigen. Jedoch das Schloß Hartenburg nahm Herzog Ulrich selbst ein, weil die Gemahlin des Grafen von Leiningen, welche sich darinne befand, sich lieber demselben, als Ludwigen, überlassen wollte. In

eben

n diesem Jahre suchte auch Herzog Ulrich
Besitz derer von der Pfalz eroberten Oerter,
ch einen neuen Vergleich noch mehr zu be-
igen. Kurz darauf zohe er dem Kayser wi-
Frankreich zu Hülfe. Er belagerte Dijon,
d würde es gewiß zur Uebergabe gezwungen
ben, wenn die Franzosen es nicht durch List
hin gebracht hätten, daß Herzog Ulrich die
elagerung wieder aufgehoben.

Indessen verursachten die vielen Kriege und
prächtiger Hofstaat, welcher letztere allein
länglich ist, ein Land in unglückliche Um-
nde zu setzen, daß sich Ulrich mit Schulden
erhäuft sahe. Diesem Uebel wollte er ab-
holfen wissen, und schriebe deswegen 1514
e Vermögensteuer aus. Weil aber die Land-
nde in solche nicht willigen wollten, begehr-
er an deren Statt, daß das Gewicht und
Maaß an Fleisch und Wein verringert und
m der zehnte Theil davon gegeben würde.
b nun wohl die Stände solches auf 3 Jahre
willigten, so war doch dieses der Anfang zu
n betrübten Unruhen und den unglücklichen
eiten seines Landes, welche nicht eher als mit
nem Tode ein Ende nahmen. Es würde
er vielleicht nicht so schlimm geworden seyn,
enn Ulrich den Landständen gefolgt, und sei-
en Hofstaat beyzeiten eingezogen hätte. So
ald man die Verringerung des Gewichts ein-
ihren wollte, lehnte sich die so genannte Arme-
ureerrotte in dem Remsthal, und deren
auptanführer Gaiß Pater von Beutelspech

 war,

war, darwider auf. Herzog Ulrich war eben damals abwesend, und hielt sich in Hessen auf. Kaum aber hatte er von diesen Unruhen Nachricht erhalten, als er zurück eilte und dieselben zu stillen suchte. Es währte aber nicht lange, so unternahmen die aufrührischen Köpfe schon wieder eine neue Zusammenverschwörung. Ulrich schrieb deswegen einen Landtag den 20 Jun. nach Tübingen aus, stellete daselbst den Aufstand im Lande vor, und begehrte von denen Ständen wegen seiner Schuldenlast ein und andere Einrichtungen. Kayser Maximilian wollte auch die Ruhe befördern. Er schickte eine Gesandschaft nach Tübingen, welche den gütigen Unterhandlungen beywohnte, und endlich den merkwürdigen Tübinger Vertrag, welcher nun als ein Hauptgrundgesetz des Hertzogthums Würtenberg anzusehen ist, zu Stande brachten. Allein auch hierdurch wurde die Ruhe noch nicht gänzlich hergestellet. Es erwies sich solches sogleich, als Herzog Ulrich, kraft des Tübinger Vertrags, sich theils durch seine Räthe, theils persönlich wollte huldigen lassen. Denn an statt dessen, wurde ihm auf das übelste begegnet, und in Schorndorf gar nach dem Leben getrachtet. Der Herzog Ulrich sahe sich also genöthiget, dasjenige, was er bey den Rebellen in Güte nicht ausrichten konte, mit Gewalt zu suchen. Er sprach den Churfürsten Ludwig von der Pfalz, Markgrafen Philipp von Baaden, die Bischöfe von Costanz und Würzburg um Hülfe

an.

Tübingen gab auch 500 Mann, welche Hauptmann Ernst von Fürst führte. Hier :den nun die Rebellen anders Sinnes. Sie sprachen schuldigen Gehorsam und baten Gnade. Der Cappelberg, welcher von :uhigen Köpfen ganz bedeckt war, wurde einmal leer, und der ganze Haufe zerstreue sich. Herzog Ulrichen wurden 2600 Ge- igene, darunter 46 Gebundene waren, vor- ühret, welche theils am Leben, theils wie es sonst verdienet hatten, abgestraft wur- t.

Im Jahre 1515 war ein junger Edelmann s der berühmten und damals mächtigen Fa- ilie von Hutten bey Herzog Ulrichen, an des- i Hofe er sich befand, in Ungnade gefallen. iese erstreckte sich so weit, daß Hutten, als mit dem Herzoge nicht weit von Siedelfin- :n auf der Jagd war, durch des Fürsten ei- :ne Hand umgebracht, und an eine Eiche auf- :hangen wurde. Hierüber muste Herzog Ul- ich viel Ungemach ausstehen, und sich durch ie empfindlichsten Schmähschriften angreifen assen. Der Kayser ermahnte indessen die andstände Herzog Ulrichs durch ein Schrei- en, den huttenischen Handel zu vertragen, oder n Entstehung dessen, beyden Partheyen einen Anstand zu geben. Die Landstände wollten diese wichtige Sache nicht anders, als in Ge- genwart Herzog Ulrichs, der sich aber damals am kayserlichen Hofe aufhielt, abhandeln. Herzog Ulrich eilte also nach Hause, um ei-

nen Landtag nach Martini auszuschreiben. Allein die Uneinigkeit des Fürsten mit seiner Gemahlin verhinderte die Zusammenkunft, und die Herzogin Sabina machte sich den 24 Nov. gar auf die Flucht nach Ehingen an der Donau. Unterdessen kam doch noch der Landtag auf Luciä zu Stande. Die Landstände baten den Herzog, 1) die huttenische Sache; 2) den Handel mit seiner Gemahlin gütlich beyzulegen; 3) sich in den schwäbischen Bund zu begeben; und 4) einen eingezogenen Hofstaat zu halten. Die Landschaft versprach hiernächst abermals, sich mit 130000 Fl. vor den Herzog zu verschreiben. Mittlerweile bekam Herzog Ulrich von seinen Räthen aus Augspurg Nachricht, daß seiner Gemahlin Bruder nebst denen von Hutten sich wider ihn verbunden hätten, und einen feindlichen Ueberfall droheten. Herzog Ulrich suchte daher bey denen Schweitzern Hülfe: der Kayser aber wendete alle Sorgfalt an, die aufgebrachten Gemüther zu beruhigen. Er begehrte, daß sich Herzog Ulrich 6 Jahr des Regiments begeben, und ohne kayserliche Erlaubniß sein Herzogthum nicht betreten sollte. Ulrich kante sich unmöglich bequemen, hierein zu willigen, und wurde daher vom Kayser in die Acht und Oberacht erklärt; hierauf aber zu Augspurg den 22 October ein Vergleich in Ansehung derjenigen Personen getroffen, die zum Regiment des Herzogthums verordnet werden sollten. Die Landstände versprachen hierbey dem Kayser

27000

27000 Fl. auf drey Termine zu bezahlen, womit die von Hutten befriediget werden könten. Herzog Ulrich bequemte sich zu allem, und gieng mit seinem Heer, womit er nach Göppingen gezogen war, wieder heim. Allein der besondere Zufall auf seinem Rückwege, da aus dem helffensteinischen Schlosse Hillenburg in das Haus, worinne sich der Herzog befand, eine Stückkugel geflogen kam, brachte ihn dermassen auf, daß er sogleich gedachtes Schloß zerstöhrte.

Hierüber zog er sich vom neuen die Ungnade des Kaysers zu, und einige andere Unternehmungen vergrösserten solche noch mehr. Zu Augspurg wurde 1518 ein Reichstag gehalten: Bey welcher Gelegenheit viele den Kayser auf bessere Gedanken gegen Herzog Ulrichen zu bringen suchten. Es war aber alles beym Kayser vergeblich. Herzog Ulrich fertigte bey so mißlichen Umständen ein Schreiben an den Kayser ab, in welchem er sich aufs beste wegen der angeklagten Verbrechen zu entschuldigen suchte. Allein der Kayser starb, ehe er solches erhielt. Herzog Ulrich wohnte selbst dem Leichbegängnisse bey, und bekam zu gleicher Zeit unvermuthete Nachricht, daß in Reutlingen sein Burgvogt von Achalm ermordet worden wäre. Diese That sahe der Fürst als eine Verletzung seiner eignen Ehre an, beschloß auch daher sogleich das Schloß einzunehmen: und das that er den 28. Jan. Der Hr. Verf. gegenwärtiger Geschichte hat die Ursache des Mords nicht

ange,

angegeben, welches ohnstreitig dem Mangel der Nachrichten zuzuschreiben seyn wird. Unterdessen aber konte der schwäbische Bund nebst den Reichsstädten das Verfahren des Herzogs nicht mit gleichgültigen Augen ansehen, sondern beschlossen, sich an demselben zu rächen. Ulrich hingegen ließ auf seiner Seite auch nichts ermangeln, sich in den gehörigen Vertheidigungsstand zu setzen: Und als er sich mit 14000 Mann Schweitzern verstärket sahe, konte er um so viel eher Hoffnung zu einem Siege haben. Wie unglücklich war aber nicht dieser Fürst, als er sich auf Anhalten des schwäbischen Bundes, von den Schweitzern auf einmal verlassen sahe? Er muste die Flucht ergreifen, und war gar genöthiget aus dem Lande zu gehen. Daher konte der schwäbische Bund über das verlassene Würtemberg leicht siegen. Ein Ort nach dem andern wurde erobert, und in kurzer Zeit das ganze Herzogthum eingenommen. Herzog Ulrichs tapferer Muth konte unmöglich lange in der Ferne denen Mißhandlungen seiner Feinde zusehen. Er wagte den 14 Aug. mit wenig Leuten vor Stuttgard wieder anzukommen. Die Stadt nahm ihren Fürsten willig auf, und legte aufs neue den Eyd der Treue ab, welcher auch die meisten Landstände bald nachfolgten. So ungern dieses der schwäbische Bund sahe, so sorgfältig war er, sich in die Verfassung zu setzen, den Herzog vom neuen aus seinem Lande zu treiben. Herzog Ulrich, der gegen seinen Feind viel zu schwach war, und ein Treffen nach dem andern verlohr,

sahe

sahe sich auch würklich genöthiget, abermals das Land zu verlassen. Er nahm jetzo seine Zuflucht zu den Eydgenossen: und als gleich ein Landtag zu Zürch gehalten wurde, ergriff er die Gelegenheit, daselbst um ihren Beystand anzuhalten, mit Vorstellung des ungerechten und unbilligen Verfahrens seiner Feinde. Diese aber thaten hingegen auch alle mögliche Gegenvorstellungen bey den Schweitzern. Herzog Ulrich brachte es aber doch so weit, daß die Eydgenossen ein Schreiben an die Landstände des Herzogthums abgehen liessen, und solche ermahnten, ihrem angebohrnen Landesherrn gehorsam zu seyn, und ihn wiederum zu seinem Fürstenthum und Erbe kommen zu lassen. Die Bundesgenossen besorgten auf diese Nachricht, Herzog Ulrich möchte durch Hülfe seiner Freunde das Land wieder erobern, und suchten es ihm dadurch gar aus den Händen zu spielen, daß sie es verkauften.

Der neuerwählte Kayser Carl V trat dieserwegen in Unterhandlung mit den Bundesgenossen, und der Kauf ward den 5 Febr. 1520 unter gewissen Bedingungen geschlossen. Hierauf ließ derselbe sogleich Besitz vom Lande nehmen, und suchte sich durch die Lehnsempfängniß noch fester zu setzen. Herzog Ulrich befand sich jetzt auf der Tagesatzung zu Lucern: und da unter den kayserl. Abgesandten auch Graf Rudolph von Sultz daselbst wär; so bemühete sich jener, einen Vergleich zu Stande zu bringen. Maximilian von Bayern, der kayserl. Generalorator, schlug selbst eine Unterredung mit dem Herzoge vor, welche

den

den 16 Merz in Schafhausen zu Stande kam. Der Hauptinhalt des Vertrags zwischen beyden Theilen war, daß Herzog Ulrich sich ungesäumt zu dem Kayser nach den Niederlanden zur Verantwortung begeben sollte. Die kayserl. Räthe versprachen zu denen Reisekosten 8400 Fl. herzugeben; und endlich wurde ein Stillestand auf 8 Monate festgesetzt, mit dem Vorbehalt, daß die letzten 5 Monate jeder Theil nach Belieben den Stillestand aufkündigen dürfte. Die Landstände des Herzogthums hatten dieses kaum erfahren, so schrieben sie den 2 April an den Kayser und baten, daß ja Herzog Ulrich nicht mehr zur Regierung gelassen werden möchte. Bis hieher konte der bedrängte Herzog nicht vor den Kayser kommen, welcher erst im Junio in den Niederlanden anlangte. Herzog Ulrich wurde daher ungedultig, und kündigte den zu Schafhausen gemachten Stillestand auf. Zu Stuttgard machte dieses grosses Aufsehen. Man fieng starke Werbungen an, und schickte zu dem Ende selbst an den Kayser einen Abgeordneten. Herzog Ulrich wurde hierauf bey Strafe der Reichsacht abgemahnet, neue Empörungen und Unruhen anzufangen. Auch die Eydgenossen wurden ersucht, dem Herzoge nicht beyzustehen. Ulrich protestirte aber in einem Schreiben an den Kayser wider das an ihn ergangene Mandat, und schlug zugleich eine gütliche Verhandlung vor. Indessen setzte er sich auf unvermutheten Fall in Verfassung, so gut er konte. Jedoch verhinderten einige Umstände, Gewalt zu brauchen. Der Herzog suchte vielmehr

auf

auf dem Reichstage, welchen Kayser Carl nach Worms ausgeschrieben hatte, gehört zu werden. Allein der Kayser schlug ihm solches gänzlich ab; jedoch sollte er einige seiner Räthe nach Colmar abschicken, welche man vernehmen und in der Sache handeln wollte. Herzog Ulrich aber schlug dieses auch aus, worüber er den 5 Junii gar in die Acht und Oberacht kam.

Nunmehro muste er auf seine Sicherheit bedacht seyn. Zu dem Ende trat er in einen neuen Vergleich mit Heinrich von Clingenberg wegen einer Vestung, die ihm dieser übergeben sollte, welches auch unter gewissen Bedingungen geschahe. Die Kayserlichen machten gleich Gegenanstalten. Tuttlingen und das nahe dabey gelegene Schloß Homburg wurde mit Besatzung versehen, um Herzog Ulrichs Vorhaben zu beobachten und solches zu verhindern. Heinrich von Clingenberg wurde auch wegen der Uebergabe seines Schlosses als ein Aechter und Oberächter zur Verantwortung gezogen, und endlich ein Stillestand zwischen Herzog Ulrich und seinen Feinden auf 3 Monat beliebet. Carl V suchte indessen alles hervor, was den Absichten des vertriebenen Fürsten hinderlich seyn konte, und machte unter andern seinen Bruder Erzherzog Ferdinand zu seinem Statthalter und Regenten in Würtemberg, welcher den 25 May 1522 zu Stuttgard einen prächtigen Einzug hielt. Herzog Ulrich trachtete indessen immer nach Mitteln, sein Land wieder zu bekommen. Endlich versuchte er im Jahr 1525 sein Vorhaben nochmals mit

Gewalt

Gewalt auszuführen, und machte den 16 Febr. sein Vorhaben in einem Schreiben von Schafhausen aus denen Ständen des Reichs, ingleichen den 20 dieses Monats dem schwäbischen Bunde und seinen Eydgenossen bekannt. Den 21 Febr. vermehrte sich Ulrichs Heer mit etlichen Fahnen, und von Basel bekam er auch 400 Mann. Er forderte den 26 Febr. Bahlingen als seine erbunterthänige Stadt auf, und den 1 Merz muste sie sich ergeben. Mit Rosenfeld geschahe ein gleiches. Nun aber erfuhr er von neuen die Unbeständigkeit seiner Schweitzer. Ehe er es sich versahe, verliessen ihn 2000 Mann, welche aber das Amt Bahlingen wieder ersetzen muste. Nachdem er noch einige Städte eingenommen, gieng er auf seine Residenzstadt selbst los. Hier aber fand er mehrern Widerstand; und als es die Bundes- und Kriegsräthe bey den Schweitzern dahin zu bringen musten, daß sie den Fürsten aufs neue verliessen, muste er endlich die Belagerung aufheben, worauf sich auch alle eroberte Städte an den österreichischen Statthalter ergaben. Dieser schrieb alsdenn einen Landtag auf den 18 October nach Tübingen aus, wobey derselbe in eigner Person erschien, und wegen Beschützung des Landes Verhandlungen getroffen wurden, die man bey dem Herrn Verf. dieses Werks angeführt findet.

Im Jahr 1526 wurde ein Reichstag in Speyer gehalten. Carl war in Spanien, und daher muste Ferdinand als Statthalter im Rei-

e dessen Stelle vertreten. Herzog Ulrich be-
ente sich dieser Gelegenheit, aufs neue Vorstel-
ung zu thun, daß man ihm zu dem Seinigen wie-
erum verhelfen möchte. Er bewarb sich zugleich
m den Vorspruch verschiedener Reichsstände
ey Ferdinanden. Allein dieser antwortete, daß
Ulrich sein lebenlang eine ansehnliche Pension
ekommen sollte, wenn er sich des Herzogthums
Würtenberg begeben würde. Herzog Ulrich
aber war viel zu großmüthig, den Antrag König
Ferd. anzunehmen; Er wandte sich vielmehr an
den Landgraf Philipp von Hessen, der sich Ulrichs
am meisten annahm: und als bey Gelegenheit
der Fastnachtsfeyer einige Stände des Reichs zu
dem Landgrafen nach Marpurg kamen, Herzog
Ulrich auch selbst gegenwärtig war, fertigten sie
nach gepflogener Abrede Gesandten an König
Ferdinanden ab, der sich damals in Breßlau auf-
hielt, und liessen ihm versprechen, wenn Herzog
Ulrich sein Herzogthum erlangen würde, woll-
ten sie dem König Ferdinand 1000 wohl gerüste-
te Pferde vier Monat lang auf ihre eigne Kosten
zuschicken. Allein dieser entschuldigte sich, daß
er ihnen ohne Vorwissen des Kaysers, keine Ant-
wort geben könne, aber demselben sogleich davon
Nachricht geben wolle. Der Kayser aber blieb
unbeweglich bey seinem einmal gefaßten Schlus-
se, und verfolgte den Herzog aufs neue. Der
flüchtige Fürst hielt sich bey Philipp von Hessen
auf: und obgleich im Jahr 1528 vom Kayser
ein scharfer Befehl an diesen kam, Herzog Ulri-

chen, bey Strafe der gleichmäßigen Acht, nicht mehr zu beherbergen: so kehrte er sich doch nicht an diese Drohungen. Ulrich ersuchte indessen verschiedene Stände des Reichs, nochmals ein gut Wort bey dem Kayser vor ihn einzulegen. Carl war damals in Italien, als ihm das Vorbittschreiben eingehändiget wurde. Er verwies aber die Sache auf den folgenden Reichstag, welcher 1530 zu Augspurg gehalten wurde; erklärte aber auch alsdenn seine Ungenade gegen Herzog Ulrichen, und rieth denen Ständen, sich seiner zu entschlagen: ja er beliehe so gar Ferdinanden auf öffentlichem Reichstage mit dem Herzogthume Würtenberg und Teck, begnadigte auch über dieses das Land mit verschiedenen Privilegien.

Der Landgraf von Hessen, Philipp, rieth nunmehro dem Herzog Ulrich, daß, wenn er wieder zu seinem Lande kommen wollte, er zuvor mit Bayern eine Aussöhnung und Vertrag zu Stande bringen müste. Es wurden daher Tractaten gepflogen, welche 1532 so weit kamen, daß Bayern versprach, das Land wiederum aus Ferdinands Händen zu bringen. Kayser Carln blieb es nicht lange unbekannt, daß Bayern gesinnt wäre, Herzog Ulrichen und seinem Prinz Christoph zu ihren Landen zu verhelfen; und er suchte daher den letztern beyzeiten wegzuschaffen. Der Kayser wollte nemlich den Prinz, der ihn schon mehrmal begleitet hatte, auch jetzt mit sich

nach

nach Italien nehmen, und von da nach Spanien in ein Kloster schicken. Aber der Hofmeister des jungen Prinzen kam hinter diese Anschläge, und vernichtete solche dadurch, daß sie, als sie dem Kayser bis ans Gebürge gefolget waren, sich heimlich von dem Haufen abzogen, ihre Flucht nach Bayern nahmen, und auch glücklich daselbst ankamen, ob ihnen gleich einige Reuter waren nachgeschickt worden.

An. 1533. wurde Prinz Christoph auf den Bundestag nach Augspurg eingeladen. Er erschien auch daselbst, und verlangte, daß man ihm das Seinige wiedergeben solle. Da aber auch dieser Bundstag fruchtlos abgieng, so wollte nunmehr Philipp von Hessen die Sache mit Ernst angegriffen wissen, und Herzog Ulrich sollte mit Gewalt in seine Lande eingesetzt werden. Philipp hatte es bey dem Könige von Frankreich so weit gebracht, daß er Herzog Ulrichen eine ansehnliche Summe Geldes vorschoß: und nachdem Ulrich nebst dem Landgrafen ein Heer von 5000 Mann zu Pferde und 30000 zu Fuß zusammen gebracht hatte, war er nun wohl im Stande, sich im Felde zu zeigen. Der Landgraf und Herzog Ulrich machten also ihr Vorhaben dem Kayser, der sich damals in Spanien befand, denen Ständen des Reichs und König Ferdinanden sogleich in einem Schreiben bekannt. Die Feinde hatten sich indessen auch zu einer guten Gegenwehr gefaßt gemacht. Pfalzgraf

chen, bey Strafe der gleichmäßigen Acht, nicht mehr zu beherbergen: so kehrte er sich doch nicht an diese Drohungen. Ulrich ersuchte indessen verschiedene Stände des Reichs, nochmals ein gut Wort bey dem Kayser vor ihn einzulegen. Carl war damals in Italien, als ihm das Vorbittschreiben eingehändiget wurde. Er verwies aber die Sache auf den folgenden Reichstag, welcher 1530 zu Augspurg gehalten wurde; erklärte aber auch alsdenn seine Ungenade gegen Herzog Ulrichen, und rieth denen Ständen, sich seiner zu entschlagen: ja er beliehe so gar Ferdinanden auf öffentlichem Reichstage mit dem Herzogthume Würtenberg und Teck, begnadigte auch über dieses das Land mit verschiedenen Privilegien.

Der Landgraf von Hessen, Philipp, rieth nunmehro dem Herzog Ulrich, daß, wenn er wieder zu seinem Lande kommen wollte, er zuvor mit Bayern eine Aussöhnung und Vertrag zu Stande bringen müste. Es wurden daher Tractaten gepflogen, welche 1532 so weit kamen, daß Bayern versprach, das Land wiederum aus Ferdinands Händen zu bringen. Kayser Carln blieb es nicht lange unbekannt, daß Bayern gesinnt wäre, Herzog Ulrichen und seinem Prinz Christoph zu ihren Landen zu verhelfen; und er suchte daher den letztern beyzeiten wegzuschaffen. Der Kayser wollte nemlich den Prinz, der ihn schon mehrmal begleitet hatte, auch jetzt mit sich

nach

nach Italien nehmen, und von da nach Spanien in ein Kloster schicken. Aber der Hofmeister des jungen Prinzen kam hinter diese Anschläge, und vernichtete solche dadurch, daß sie, als sie dem Kayser bis ans Gebürge gefolget waren, sich heimlich von dem Haufen abzogen, ihre Flucht nach Bayern nahmen, und auch glücklich daselbst ankamen, ob ihnen gleich einige Reuter waren nachgeschickt worden.

An. 1533. wurde Prinz Christoph auf den Bundestag nach Augspurg eingeladen. Er erschien auch daselbst, und verlangte, daß man ihm das Seinige wiedergeben solle. Da aber auch dieser Bundstag fruchtlos abgieng, so wollte nunmehr Philipp von Hessen die Sache mit Ernst angegriffen wissen, und Herzog Ulrich sollte mit Gewalt in seine Lande eingesetzt werden. Philipp hatte es bey dem Könige von Frankreich so weit gebracht, daß er Herzog Ulrichen eine ansehnliche Summe Geldes vorschoß: und nachdem Ulrich nebst dem Landgrafen ein Heer von 5000 Mann zu Pferde und 30000 zu Fuß zusammen gebracht hatte, war er nun wohl im Stande, sich im Felde zu zeigen. Der Landgraf und Herzog Ulrich machten also ihr Vorhaben dem Kayser, der sich damals in Spanien befand, denen Ständen des Reichs und König Ferdinanden sogleich in einem Schreiben bekannt. Die Feinde hatten sich indessen auch zu einer guten Gegenwehr gefaßt gemacht. Pfalzgraf

Philipp, als königlicher Statthalter des Herzogthums Würtenberg, hatte 12000 Mann zu Fuß und 4000 zu Pferde beysammen: und nachdem der Herzog Ulrich und Landgraf Philipp ins Herzogthum eingerückt waren, kam es endlich den 13 May bey Lauffen zwischen ihnen und den Kayserlichen zu einem Haupttreffen. Ulrich und Philipp erfochten einen herrlichen Sieg, giengen hierauf weiter, eroberten auch Brackenheim, und den 15 May erfolgte der mit Lorbern gecrönte Einzug in die Residenzstadt Stuttgard. Von hier aus ließ Herzog Ulrich sogleich einen Befehl in das Land ergehen, daß sich dasselbe ergeben und die Erbhuldigung leisten möchte. Die Unterthanen nahmen diesen Befehl willig an. Alsdenn zohe die Armee nach Tübingen, und die Stadt muste sich ebenfalls ergeben, welches auch andere thaten. Hierauf versuchten der Erzbischof von Maynz und Herzog George von Sachsen, welcher letztere Vollmacht von dem Landgraf Philipp von Hessen und Herzog Ulrichen hatte, letztern mit dem Kayser und König Ferdinanden auszusöhnen. Die Unterhandlung aber war vielen Schwierigkeiten unterworfen, u. Ferdinand drunge hauptsächlich darauf, daß Würtemberg ein Lehn von dem Erzhause Oesterreich bleiben sollte. Dieser Punct schien dem gesamten Reiche höchst nachtheilig zu seyn, weswegen ihn auch die hohen Unterhändler nicht eingehen wollten. Die unterhandelnden Fürsten schlugen daher vor, daß zwar

das

das Herzogthum Würtemberg von Oesterreich zu Lehn genommen werden, jedoch demselben Stimme und Standschaft im Reich vorbehalten seyn solle. Ulrich wurde auch beredet, solches einzugehn. Es wurde also der cadanische Vertrag unter gewissen Bedingungen den 21 Jun. 1534 geschlossen: Und ob gleich der Pabst sein Mißfallen darüber bezeigte, so muste er solchen doch gelten lassen.

Herzog Ulrichs erste Sorge war nunmehro, seinen getreuen Bundesverwandten, Landgrafen Philipp, in Ansehung des Geldvorschusses, wie auch der Bezahlung der Hülfsvölker zu befriedigen, und in seinem Lande gute Ordnung und Policey wieder einzuführen. Unterdessen war ihm die Afterlehnschaft immer noch unerträglich; und er bemühete sich von neuem, König Ferdinanden von diesem beschwerlichen Artickel abzuwenden. Endlich aber bequemte er sich doch auf vielfältiges Anhalten des Landgrafen und seiner Räthe, den gemachten Verträg vor genehm zu halten, ob er es gleich nicht anders als unter gewissen Bedingungen that. Dieses geschah den 10 Jan. 1535, und den 9 Aug. gedachten Jahrs empfieng er zu Wien die Afterlehn in eigner Person. In eben diesem 1535ten Jahre giengen auch die Religionsveränderungen in dem Herzogthum Würtemberg an, und Herzog Ulrich führte die evangelisch-lutherische Lehre daselbst ein. Der Herr Verfasser dieser Geschichte

 führet

führet hiervon so viel an, als zu seiner Absicht nöthig war. Wir übergehen solches, und wollen vielmehr dasjenige berühren, was die Regierung Herzog Ulrichs in Ansehung des weltlichen Staats ferner merkwürdig macht.

Auf der 116. Seite in der Anmerkung y ist ein Druckfehler, da man statt §. 62. lesen muß §. 67. Der Herr Verfasser beruft sich auf diesen §. wegen des Landtags zu Stuttgard, auf welchem Herzog Ulrich der seinem Lande abgerissenen Stücke Erwähnung thut. Hier fährt der Herr Verfasser fort, und sagt, daß kraft dieses Landtags, Herzog Ulrichs Absichten immer dahin gegangen, diese verlohrnen Stücke wieder an sich zu bringen. Unter diesen war die Herrschaft Heydenheim, welche die Reichsstadt Ulm in Händen hatte. Herzog Ulrich forderte sie schon im Jahre 1535: und jetzt erhielt er sie vermöge eines Vergleichs erst wieder. Weil indessen Herzog Ulrich seine Feinde wuste, und die Spaltungen der Religion Deutschland auch noch viel Unglück drohten; so setzte er sich 1538 gegen die anscheinende Gefahr in die nöthige Verfassung. Es wurde dieserwegen ein Landtag nach Stuttgard ausgeschrieben, auf welchem er von den Landständen eine Geldhülfe begehrte, und hierauf die Oerter Kirchheim und Schorndorf befestigte. Er verkaufte hernach die Herrschaft Babenhausen

an

an Anton Fugger für 36000 Fl., womit er zugleich den Streit hob, welcher mit denen von Klingenberg wegen der Vestung Hohentwiel obwaltete. Noch vorher aber begab er sich in den besondern Bund, welcher zu Braunschweig aufgerichtet wurde, und theils auf die Verstärkung der schmalkaldischen Vereinigung, theils auf die Handhabung des wahren Glaubens abzielete. Zu Nürnberg hingegen wurde den 16 Jun. ein Gegenbund von Kayser Carl V und andern catholischen Ständen gemacht.

Im Jahre 1539 schickte Kayser Carl V seinen Orator und Vicecanzler, D. Matthias Helden, an Herzog Ulrichen ab, und ließ ihm durch solchen verschiedene Puncte vortragen. Wir wollen sie, so viel möglich, ins Kurze ziehen. 1) Wurde Ulrichen zu verstehen gegeben, wie es Sr. Majestät mißfalle, daß er solche Neuerungen in Religionssachen, und zwar mehr als andere Fürsten angefangen hätte. So mahnte man ihn auch 2) von dem Vorhaben ab, den Herzog in Bayern zu überziehen, oder sonst ungütliche Handlungen vorzunehmen. 3) Sollte der Herzog das Concilium, welches der Kayser wegen der Religionsspaltung ausgeschrieben, besuchen. 4) Sollte er dem Kayser wider Frankreich beystehen; desgleichen 5) wider den Türken, wenn etwa unser

was Feindseliges gegen die Christen vornehmen möchte. 6) Sollte der Herzog keinen seiner Unterthanen in französische Dienste gehen lassen, sondern die, welche sich dergleichen unterstünden, bestrafen. 7) Sollte er, wie andere Reichsstände, etwas zum Unterhalte des Cammergerichts bewilligen. Der Herzog antwortete hierauf, daß er, was das 1) anlange, in Ansehung der Religion nichts vorgenommen, welches der Ehre Gottes oder den Wahrheiten der heiligen Schrift entgegen wäre. 2) Sey ihm niemals in den Sinn gekommen, jemanden wegen des geschehenen Vertreibens aus seinem Herzogthume feindlich zu überziehen und sich zu rächen. Was den 3). 4) 5) und 7) Punct anbeträfe, so würde er eben das thun, was andere Fürsten und Reichsstände zu thun verbunden wären. Den 6) Punct aber hätte er bereits schon beobachtet, und diejenigen, die sich in französische Dienste begeben, bestrafet, andern hingegen solches verbothen. Diese Umstände bewogen Herzog Ulrichen, vom neuen vor die Sicherheit seines Landes zu sorgen. Er glaubte, daß die Ruhe von Deutschland nicht lange bestehen würde; hielt daher 1540 wieder einen Landtag, und zwar dieses mal an drey verschiedenen Orten, als in Stuttgard, Merbach und Nagoldt. Er stellte daselbst die zu besorgenden Kriegsempörungen vor, und verlangte dieserwegen eine Land-

steuer.

st uer. Eben so besorgt war er, die Freundschaft zwischen ihm und denen beyden Herzogen von Bayern wieder herzustellen. Dieses geschahe unter Vermittelung Christoph Stadion, Bischofs von Augspurg, durch einen Vergleich zu Lauingen 1541.

Im folgenden Jahre wollte Herzog Ulrich zwischen seinem Herrn Bruder, Graf Georgen, und einer Prinzeßin des Markgrafen Georgen von Brandenburg eine Vermählung stiften. Dem Markgrafen war zwar die Freundschaft Herzog Ulrichs und seines Herrn Bruders ganz angenehm. Weil er aber besorgte, daß er sich dadurch die Feindschaft des Prinzen Christophs zuziehen möchte, weil sein Herr Vater mit ihm noch in Uneinigkeit lebte; so schlug er zuerst eine besondere Zusammenkunft vor, wo von dieser Sache weiter gehandelt werden sollte. Alles aber änderte sich gar bald, als sich Herzog Ulrich mit seinem Herrn Sohne ohngefehr veruneinigte.

In dem Jahre 1545 wurde eine Erbvereinigung und Verbrüderung zwischen Churpfalz und Würtemberg aufgerichtet, als nach des Pfalzgrafen Lüdewigs Tode dessen Bruder Friederich die Regierung angetreten hatte. Den 24 Januar. erkaufte Herzog Ulrich von Wolf Heinrich von Werdnau die Burg und Stadt Wendlingen vor 20000 Fl.

Das 1546 Jahr schien denen Protestanten höchst gefährlich zu seyn, und Kayser Carl V machte solche Anstalten, daß sie sehr aufmerksam werden musten. Die Protestanten setzten sich dahero in möglichste Gegenverfassung. Denn obgleich der Kayser vorgab, daß alles, was er vornehme, einiger Rebellen und Friedensstöhrer wegen geschehe; so war doch nichts gewisser, als daß er sein Absehen wegen der Religion auf die evangelischen Stände richtete. Sie liessen dahero den 11 Aug. eine so genannte Verwahrungsschrift an den Kayser abgehen, warfen ihm seine üble Gesinnung gegen die Bundesverwandten vor, und gaben zu verstehn, wie sie sich solchergestalt genöthiget sehen würden, auf eine Gegenwehr bedacht zu seyn. Ehe noch dieses Schreiben an den Kayser gelangte, hatte der Churfürst Friederich von der Pfalz, Gesandte an ihn abgeschickt, die ihn bewegen sollten zu sagen, wer denn die Ungehorsamen wären, gegen die er sich so rüstete: zugleich aber sollten sie auch dem Kayser gewisse Friedensvorschläge thun. Aber der Kayser war viel zu erbittert, als daß er solche hätte annehmen sollen; und er antwortete auf jenes nur so viel, daß denen Churfürsten schon selbst bekannt wäre, wer die Ungehorsamen seyn, und daß er zu Erhaltung der Hoheit des teutschen Reichs und der kayserlichen Autorität, sie bestrafen müsse.

müsse. Auf diese Erklärung erfolgte erst das gedachte Verwahrungsschreiben, welches er nicht annehmen wollte, und sein Unwille war nicht zu beschreiben. Es kam alsdenn bald zu den Waffen, nachdem der Kayser eine ansehnliche Verstärkung seiner Armee durch 10000 Mann päbstliche Infanterie und 700 Mann zu Pferde, desgleichen 6000 Spanier erhielte. Hierzu stiessen noch 200 Mann vom Herzoge von Florenz, und 100 vom Herzoge von Ferrara. Es ist bekannt, wie schlechten Fortgang hernach die Waffen der evangelischen Stände gehabt. Wegen Herzog Ulrichs zohe solches die traurigsten Folgen nach sich. Kayser Carl beschuldigte ihn in einem Schreiben unterm 16 December 1546 des Ungehorsams, und begehrte, daß er sich nebst seinem Vermögen, auch Land und Leuten, auf Gnade und Ungnade übergeben sollte, wo er anders nicht mit Feuer und Schwerdt verfolgt seyn wolle. Der unglückliche Fürst sahe sich bey solchen Umständen genöthiget, seine Zuflucht wieder nach Hohentwiel zu nehmen, und sein Herzogthum der Gewalt des Kaysers zu überlassen. Als aber Herzog Ulrich auf Anrathen des Churfürsten von der Pfalz durch seine Räthe dem Kayser Friedensvorschläge thun ließ, kam es doch endlich den 3 Januar. 1547 zu Heylbronn zu einem Vertrage: und ob gleich in solchem die härte-

sten

sten Bedingungen enthalten waren, so muste ihn doch Herzog Ulrich eingehen, wollte er anders wieder zu seinem Lande kommen. Kraft des 17ten Articuls gedachten Vertrages, sollte denselben auch sein Prinz Christoph unterschreiben und ratificiren. Nun that es zwar derselbe: Weil er es aber doch vor sehr nachtheilig hielt, so protestirte er dawider feyerlichst. Er behielt sich zugleich vor, ehe die Ratification dem Kayser zugeschickt würde, sich erst mit seinem Herrn Vater dieserwegen zu unterreden. So wenig aber Prinz Christoph die Erlaubniß hierzu erlangen konte; so hurtig wurde der heylbronner Vertrag vollzogen.

Kaum vermeinte Herzog Ulrich mit dem Kayser wieder ausgesöhnt zu seyn; so fieng König Ferdinand schon wieder an, ihn bey dem Kayser zu verklagen. Er beschuldigte ihn, daß er sich in den schmalkaldischen Bund begeben, ohne den Kayser und den römischen König darinne auszunehmen: So hätte er auch würklich Kriegsvolk wider sie denen übrigen Bundesgenossen zugeschickt, und die tyrolischen Landstände verführt, daß sie denen Kayserlichen den Paß durch ihr Land verwehren sollten: ingleichen hätte er seine Unterthanen wider den tübingischen Vertrag geschätzet, und sie auf andere Weise geplagt und gedränget. Kayser Carl ließ daher den 4

Januar.

Januar. 1548 den Herzog nach Augspurg einladen, daß er sich wegen dieser angebrachten Klagen rechtfertigen sollte. Den 9 Febr. wurde auch dieserwegen der erste Reichstag zu Augspurg gehalten, allwo Churfürst Adolph von Cölln im Namen des Kaysers den Vorsitz hatte, und mit einigen Beysitzern versehen war. Im Namen des Königs erschien nebst andern dessen Viceccanzler. Die Sache des Herzogs Ulrichs vertheidigten die Rechtsgelehrten Jacob Hecklin, Johann Feßler, Johann Krauß und Conrad Schott. Auf solche Art wurde der Proceß bis an den Tod des Herzogs fortgeführet, ohnerachtet er alles anwandte, den König zu besänftigen. Als übrigens bey denen Religionsstreitigkeiten das sogenannte Interim an den Tag kam, und solches denen Ständen des Reichs gleichsam aufgedrungen wurde; so mußte sich besonders auch Herzog Ulrich, der sich jetzo der Macht des Kaysers nachzugeben genöthiget sahe, bequemen, dieses Interim anzunehmen und in seinen Landen einzuführen.

An. 1550 den 6 Novembr. erfolgte der Tod dieses besonders merkwürdigen Fürsten. Er starb als ein guter evangelisch-lutherischer Christ auf dem Schlosse zu Tübingen, nachdem er 63 Jahr, 8 Monate, 26 Tage gelebet, und 52 Jahr 5 Monat regieret hatte.

Sein

Sein entseelter Cörper wurde in das fürstliche Begräbniß der St. Georgenkirche in Tübingen gebracht, und wie er ausdrücklich begehret hatte, zur Rechten Herzog Eberhards mit dem Barte geleget. Man wird nicht leicht in der Geschichte einen Fürsten finden, der eine so unruhige und unglückliche Regierung gehabt, und so oft aus seinem Lande verjagt, so oft in die Acht erkläret worden, als Herzog Ulrich, der doch dabey einer der tapfersten und großmüthigsten Fürsten war.

Weil übrigens daran gelegen ist, zu wissen, aus was für Quellen ein Geschichtschreiber geschöpfet hat; so wird es auch hier nicht unnöthig oder vergeblich seyn, wenn wir die vornehmsten Schriften deren sich der Herr Verfasser dieser Geschichte bedienet hat, unsern Lesern bekannt machen. Unter diesen verdient wohl Gäbelkofers Würtembergische Historie oben an zu stehen, die auf Befehl Herzog Ludwigs aus dem Archiv geschrieben worden. Herr D. Eisenbach hat selbst das Manuscript gebraucht. Hierauf folgen Trithems Chron. hirsaugiense, und eines Anonymi Chronicon Würtemberg. (in Schannat. Vindem. liter. collect.). Des Datt Buch de pace publica findet man zum öftern angeführt. So verdienen auch ferner nahmhaft gemacht zu werden Heuters Res burgund.

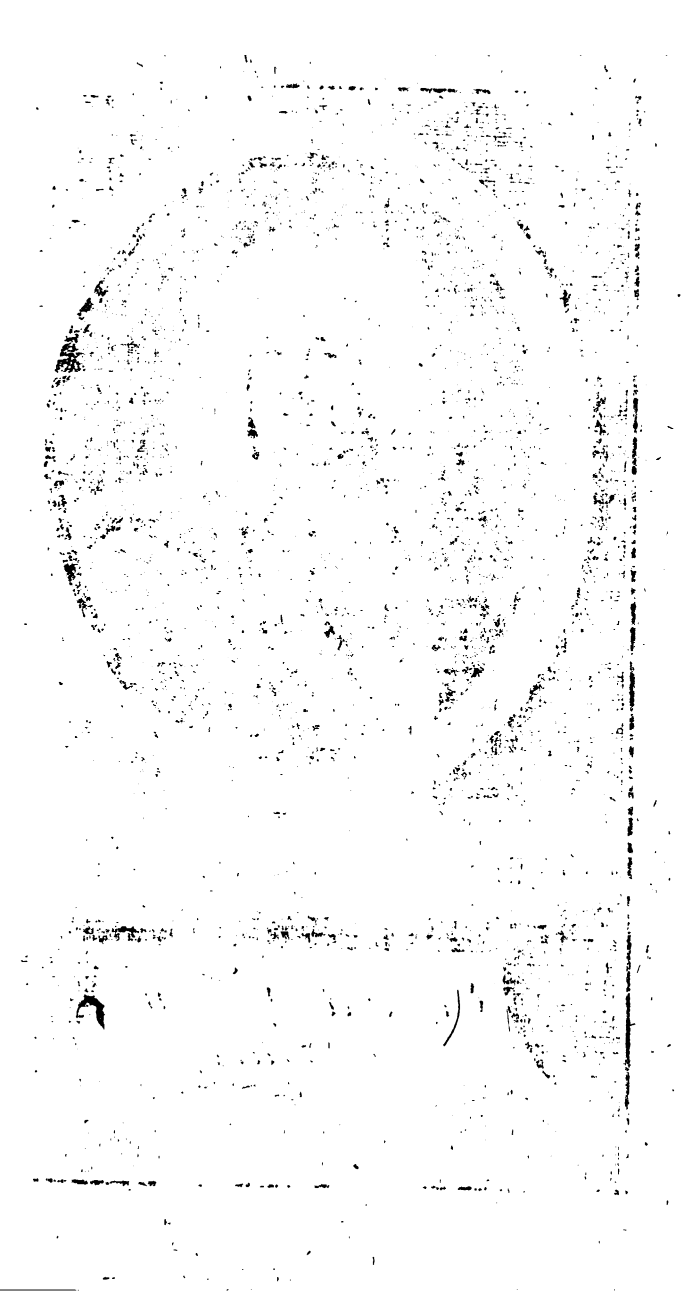
Roo Annal. austr. Steinhöfers Würtembergische Chronicke, Mutii Chron. Germ. Weiß Würtembergische Historie, MSC. Würtembergische historische Ephemerid. Tethinger de Würtemb. rebus (in Schardii Script. Rer. germ.). Sattlers historische Beschreibung des Herzogthums Würtemberg, Wolleber Würtembergische Historie, MSC. Pregizer historische Ephemerides, Hortleder von Ursachen des teutschen Krieges, Sleidani Beschreibung geist- und weltlicher Sachen, Crusii schwäbische Chronicke, Ludov. ab Avila & Zuniga Commentar. de bello german. Thuani Histor. Hortensius de bello german. in Schard. Collect. Scriptor. rer. germ. Adelzreiter Annal.

Man findet im Werke selbst noch mehrere Schriften angeführet: dieses sind aber die vornehmsten, aus welchen Herr D. Eisenbach die Geschichte Herzog Ulrichs so vollkommen als möglich gewest, zusammengetragen hat. Weil hiernächst auf Urkunden vieles mit ankommt, und diesem Werke eine so ansehnliche Sammlung derselben beygefüget ist; so wollen wir auch hier die Quellen anmerken, woraus der Herr Verfasser dieselben genommen hat. Es gehöret hieher 1) die Sammlung der würtembergischen Urkunden. 2) Die reichsständischen Archivalurkunden und Documenta ad causam equestrem.

strem, die vom Serenissimo Wurtembergico ad comitia Imperii gebrachte Vorlegung der anwachsenden Reichs-ritterschaftlichen Irrungen rc. zu bestärken und zu erläutern. 3) Besoldi Documenta Monast. Wurtemb. 4) Lünigs Cod. German. Diplom. Einige Urkunden hat man auch aus dem Hortleder, und andere aus denen oben angeführten Manuscripten genommen; viele aber sind selbst richtige Abschriften von den Originalien.

Innhalt.






Evrard Titon
du Tillet.

Zuverläßige Nachrichten

von dem

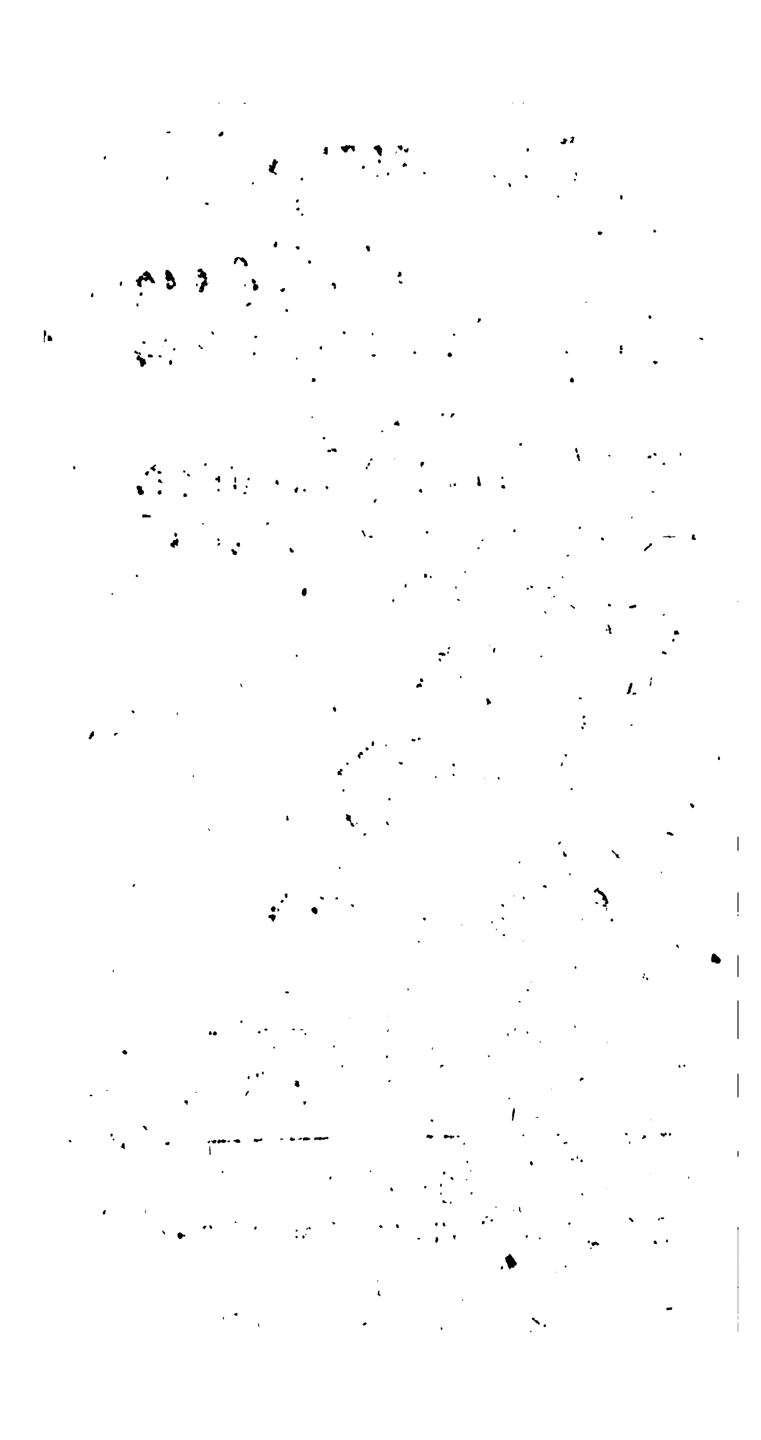
gegenwärtigen Zustande, Veränderung und Wachsthum der Wissenschaften.



Hundert und neunzigster Theil.

Leipzig, 1755.

in Joh. Friedr. Gleditschens Buchhandlung.





I.

Historia Rei Literariæ Ordinis S. Benedicti. &c.

das ist:

Fortsetzung der Geschichte von dem Zustande der Wissenschaften bey dem Benedictiner-Orden, III. Theil. III Alph. 20 Bogen. IV. Theil. IV Alph. 5 Bogen, in Fol.

Der dritte Theil dieser Geschichte liefert eine kurze Beschreibung von dem Leben und Schriften der verdienten Männer, welche dem Benedictiner-Orden in den ältern und neuern Zeiten Ehre gemacht haben. Sie ist, in Ansehung der Lebens-Geschichte nicht allzuweitläuftig, aber doch vollständig, und mit den besten Urkunden versehen. Sie besteht aus 6 Capiteln. Das 1ste handelt von dem Leben des heil. Benedicti, dessen Kloster- oder Ordens-Regeln und noch vorhandenen Urkunden. So gedenket der H. Verfasser auch noch etlicher einzelner Schriften,

welche den Benedict zum Verfasser haben sollen. Gleichwohl haben Claudius Vert, Martene und andere, dabey noch vieles einzuwenden, und glauben, daß man sie dem gedachten Stifter der benedictinischen Gesellschaft nicht mit gewissem Grunde zueignen könne. S. 21 32. Das 2te Cap. fängt von der Lebens-Geschichte des Pabst Gregorius des großen an, und geht bis auf den Anshelm, Erzbischoff zu Canterbury in Engelland, begreifft also den Zeitraum von 604-1109. In der Lebensgeschichte des angeführten Gregorius M. wird angemerket, daß er den Augustin fleißig gelesen, auch denselben seinen Schülern und Freunden angepriesen habe; welches daher geschehen, weil er der griechischen Sprache ganz und gar unwissend gewest ist, wie er selbst bekennet hat. S. 38. Diesem folget S. Oldephonsus, von hoher Geburt aus Toledo. Seine Eltern haben ihm dem Eugenius, ihrem Vetter und Erzbischoffe anvertrauet, welcher ihn in den Wissenschaften so fein gebildet hat, daß er zu gedachter hohen Würde eines Erzbischofs zu Toledo gestiegen ist. S. 42. Diesem folgte Aldhelmus, Beda und Bonifacius. S. 43. Der ehrwürdige Beda wird wegen seiner Gelehrsamkeit, als ein Muster vorgestellt, und von ihm gerühmt, daß er viel Gelehrte gezogen, und einen solchen Eifer in Unterweisung besessen habe, daß er sogar in seiner letzten Krankheit und Todesstunden noch solche Arbeit fortgesetzet, und seine anwesenden Schü-

ler

ser mit diesen liebreichen Worten angeredet habe: Lernt, meine lieben Söhne, weil ich bey euch bin; denn ich weiß nicht, wie lange ich mich noch unter eurer Gesellschaft aufhalten dürfte. Nach seinem Ableben ist er sogleich unter die Zahl der Heiligen aufgenommen worden. Von dem Nahmen Venerabilis, den man ihm beygelegt, glaubt der H. Verfasser, daß er nicht übertrieben, oder abergläubisch, sondern ein Mittelnahme zwischen venerabilis und sanctus sey. Der erste sey ihm noch im Leben, wegen einer besondern Verehrung, der letztre aber nach dem Tode gegeben worden. S. 50. Den heil. Bonifacius nennet man insgemein einen Apostel der Deutschen. Man ist aber mit dem Sagittarius gar nicht zufrieden, wenn er in seinen Antiquitatibus Christianismi von ihm saget, er habe nebst der christlichen Lehre zugleich das päbstliche Joch mit sich nach Deutschland gebracht *).

In der der Reihe der Gelehrten folgen Ausbertus, Alcuinus, Rabanus Maurus, Paschasius, Radbertus, Servatus Lupus, Ado viennensis und Anshelmus. Alcuin war zu sei-

*) Es ist nicht zu leugnen, daß Bonifacius die christliche Religion in Deutschland gepflanzet, und den erzbischöflichen Stuhl zu Maynz besessen habe; aber auch gewiß, daß er die päbstlichen Irrthümer gar reichlich unter den guten Saamen mit ausgestreuet. Man lese Boehmeri Dissert. de Bonifacio, Germanorum Apostolo.

nen Zeit der größte Gelehrte, und über dieses der größte Staatsmann, dessen sich der Kayser Carl der große, als seines Lehrmeisters, in den wichtigsten Geschäften bedienet hat: wie es denn ganz glaublich ist, daß er an den Büchern de cultu imaginum, welche den Nahmen des großen Kayser Carls führen, den meisten Antheil habe. Ado viennensis hat wegen seiner Verdienste vom Pabst Nicolaus I das Pallium zugeschickt bekommen, und sich die Gnade gedachten Pabsts auch dadurch erworben, daß er den Kayser Lotharius, welcher die Teutberga zur Maitresse genommen, auf bessere Wege gebracht. Anshelmus, Bischoff zu Canterbury, hatte das Lob eines sehr großen Gelehrten, daher ihn der Pabst Urban II verschrieb, der Kirchenversammlung, welche man zu Bari mit den Griechen angestellet, beyzuwohnen, allwo er sich allgemeinen Beyfall erworben hat*). Man findet hier noch als einen kurzen Anhang die Geschichte des Gottschalks, eines Benedictiners, welcher sich durch allzuunbedachtsames Lesen des Augustinus zu

*) In dieser Religions-Unterredung zwischen den Lateinern und Griechen hatte man insonderheit die Lehre von dem Ausgehn des Heil. Geistes vom Vater und Sohne, zu seinem Vorwurfe, wobey Anshelmus die gute Sache herrlich vertheidigte. Man lese den Eadmerus in vita Anshelmi, welches Gerberon herausgegeben hat, p. 49, wie auch den Achery in Spicilegio, Tom. IX, p. 116.

zu einigen Irrwegen verleiten lassen **). S. 105. Der Herr Verfasser geht in Erzählung dieser Geschichte sehr aufrichtig, und verschweigt nicht, wie übel Rabanus Maurus und Hincmarus Rhemensis mit ihm umgegangen sind, indem sie ihn mehr mit fleischlichen Waffen, Banne und Gefängnisse, als mit geistlichen bestritten haben.

Das 3te Cap. geht von dem 12 bis auf das 16 Jahrhundert, und fasset die Lebensbeschreibung von 44 Benedictinern in sich. Viele darunter sind größten Theils ihrer hohen Würden wegen berühmt, haben sich aber übrigens durch Schriften nicht sonderlich bekannt gemacht. Die Reihe fängt sich mit Otto, Abt zu Dornick, S. Bruno, Herveus, Godofredus, Hildebertus, Drogo, Eadmerus an, und endiget sich mit dem Johannes Trithemius. S. 126-367. Trithemius, Abt zu Spanheim, verdienet wegen seiner Umstände einige Aufmerksamkeit. Die Natur hatte ihm keine hohe Geburt, aber einen desto größern Trieb zum Wissenschaften und eine ausnehmende Gemüthsfähigkeit geschenket. Er soll ein Jahr lang, Tag und Nacht, Gott um die wahre Weisheit angeflehet haben, worauf ihm ein Engel mit zwo Taffeln des Nachts erschienen, davon eine mit Schrift, die andre mit Bildern bezeichnet gewest. Er hat die erste er-

**) Die Geschichte des Gottschalks und dessen Irrthümer von der Gnadenwahl, findet man vollständig in Usserii Historia Godeschalci.

wählet. Wir wollen dem Herrn Verfasser dieses Historchen, welches er aus der spanheimischen Chronicke erzählet, überlassen. S. 218. So groß die Wissenschaft dieses Trithemius in allen Arten der Gelehrsamkeit gewest, wie ihm denn deswegen die größten Ehrenstellen angetragen worden; so groß ist auch dessen Mäßigung, da er aus Liebe zu den schönen Künsten und Verachtung der Eitelkeit, lieber in der Einsamkeit bleiben wollen. Es ist zwar nicht zu leugnen, daß dieser Abt ein Licht seiner Zeit gewest; alleine Morhoff urtheilet nicht unrecht, wenn er schreibt, daß in seinen Wissenschaften auch vieles übertrieben und großsprecherisch gewest ist. Das 4te Cap. enthält die Geschichte der Gelehrten von dem 17 Jahrhunderte bis auf das Jahr 1752. Die ganze Anzahl bestehe aus 39 Benedictinern, dahin vornehmlich Leonhard Ruben, Breul, Bossuet, die Brüder Pez, Engel, Angelus de Nuce, Rheding 2c. gehören. S. 368-484. Unter allen sind die letzten, der Aguirre, den Mabillon, der Montfaucon, der Tutree, der Petitdidier, der Dionysius de Sainte Marthe, der Cardinal Querini und Bessel die vornehmsten. Von dem Montfaucon wird erzählet, daß er erstlich als ein Junger von Adel in Kriegsdiensten gestanden habe, aber nachhero in die benedictinische Gesellschaft getreten sey. S. 479. Die Lebensgeschichte des Cardinals Querini ist aus seiner eignen Beschreibung bekannt. Noch müssen wir des

Godofr.

Godofr. Bessels, Abts zu Gottwig gedenken, der durch seine Annales gottwicenses bekannt ist. Besonders wird von ihm gerühmet, daß er sich vornehmlich im Bekehrungswerke hervorgethan, wie aus seinem Bekehrungsgeschäffte der Kayserin Elisabeth und des Herzogs Anton Ulrich von Wolffenbüttel bekannt ist. S. 480. Das 5te Cap. liefert ein Verzeichniß der gelehrten und berühmten Aebtißinnen und Nonnen des Benedictinerordens. S. 485-533. Vorläufig wird erinnert, daß sich schon in dem 8ten Jahrhunderte die Benedictinernonnen auf die Wissenschaften, auf die Sprachen und Gottesgelahrheit gelegt haben, wie er aus dem Mabillon darthut. Besonders hat man in der Abtey zu Gandersheim die Wissenschaften getrieben, und sich darinne vor andern hervorgethan, wie der Verfasser mit Beyspielen erweiset. Es werden insonderheit 17 gelehrte Benedictinerinnen angeführt, als die Roswitha von Gandersheim, die Diemudis von Wessenbrunn in Bayern, die Bertrada, Adela, S. Elisabetha, Heloisa, St. Hildegardis, Relindis, Herradis, Gertrudis, Methildis, Baitelli, Helena Piscopia, Regina Jurata, Maria Crucifixa, Maria de Blemur, Maria Soutellari, Maria Magdalena de Rochechouard. Die Roswitha, oder Weida ist Aebtißin zu Gandersheim gewest: aber man hat sich umsonst Mühe gegeben, ihr eigentliches Geschlecht und Abkunft zu entdecken. Einige haben ihren Namen von dem Geschlechte der

von Rossow, andre von Roßing, und Jauning in den Actis bollandianis von der Weyde der Rosse oder Pferde herleiten wollen. Doch der H. von Leibniz und H. Harenberg, in der Kirchengeschichte von Gandersheim, halten dafür, daß ihr Geschlecht ungewiß, aber ganz glaublich sey, daß sie von hoher Abkunft gewest. Man hat auch noch einige Schriften und geistliche Gedichte, welche man dieser Roswitha zueignet. S. 491. Die Heloisa wird nach ihrem Gemüthscharacter und üblen Umgangemit dem Pet. Abälard vollkommen wohl abgeschildert. Man macht kein Geheimniß aus ihren Liebeshändeln mit dem Abälard, und schreibt es ihr zu keiner Ehre nach, daß sie sich in einem Liebesbriefe an ihren Vertrauten so niederträchtig herausgelassen, sie halte es vor eine größre Ehre, eine Concubine des Abälards, als eine Gemahlin des größten Monarchen zu seyn. Ihre Liebesbriefe sind die lebhaftesten Zeugen, daß sie die Wissenschaften besonders getrieben; aber auch auf der andern Seite Proben einer unzüchtigen Nonne. S. 507. u. w. Das 6te Cap. erzählt einige Gelehrte beyderley Geschlechts, welche unter verdeckten Nahmen der gelehrten Welt einige Früchte ihres Fleißes zurücke gelassen haben. S. 535-639. Hierauf folgt ein kurzer Anhang solcher Personen, welchen man einige Schriften mit Unrechte beygelegt hat. Ferner gedenket der Verfasser einiger Benedictiner, welche man in gelehrte Gesell-

sellschaften aufgenommen hat. S. 639-651. Man muß dem H. Verfasser die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß bey ihm kein Ansehn der Person herrschet, indem er die Verdienste seiner Ordensleute mit billigem Lobe belegt, aber auch ihre Fehler nicht verschweiget.

Der vierte Theil dieser Geschichte liefert ein Verzeichniß von Büchern, welche die Benedictiner der gelehrten Welt mitgetheilet, und ihren Nahmen dadurch bekannt gemacht haben. Es sind zwar bereits in dem 3ten Theile die Schriften hin und wieder mit angemerket worden; allein in diesem Theile werden sie nach der Ordnung der Wissenschaften gesetzt, daß man weiß, in welchen Fächern man sie suchen könne. Dieser Theil enthält gleich dem vorhergehenden 6 Cap. Das 1ste handelt von den theologischen Schriften, die aber in besondere Classen eingetheilet worden. S. 2-282. Die 1ste Abtheilung redet von den Verfassern, welche über die heil. Bücher Auslegungen, Erklärungen und Auszüge gemacht haben. Die älteste Uebersetzung der Bücher des alten und neuen Bundes ist die caßiodorische und alcuinische, welche Alcuin auf Befehl Kayser Carls des großen übernommen hat, dabey man lateinische Verse findet. Der Abt Rado hat diese Bibel aufbehalten, und man findet in der kayserl. Bibliothek zu Wien, wie Peter Lambec meldet, davon noch einige Urkunden. Ferner ist zu Fleury in Frankreich noch ein Exemplar vorhanden, welches man die theo-

dul-

dulphische Bibel nennet, die zum Gebrauche der dasigen Mönche nach der Vulgata entworfen ist. S. 5. Hierauf hat man auch in andern Klöstern die heil. Bücher gemeiner gemacht, dahin man die Biblia hirsaugiensia, gladebacensia, vricensia, u. s. f. rechnen kan. Das beträchtlichste ist, daß der Herr Verfasser aus Urkunden erweislich machet, daß der Kayser Ludewig der fromme Befehl gegeben, die Heil. Schrifft in der Muttersprache abzufassen, welcher Arbeit sich besonders Rabanus Maurus, Haimo und Strabo unterzogen haben *). S. 7. Ferner geht er auf die Ausleger der heil. Schrift in den ältern Zeiten, dahin vorzüglich Gregorius der große, Beda, Rabanus, Alcuin, Remigius, Abälard und Herveus gehören. Der Raum verstattet nicht, alle Ausleger der heil. Bücher in einer Reihe zu erzählen. Unter den neuern wird dem Calmet vieles Lob beygelegt: Nicht weniger auch diejenigen angeführt, welche Concordanzen über das alte und neue Testament, desgleichen Lexica gemacht haben, unter welchen Rabanus, Remigius und Beda die vornehmsten sind. S. 54-64. Die 2te Abtheilung redet von denen, welche sich durch Schriften, in

Ver-

*) Der Herr le Long, Bibl. S. part. I cap. VI p. 374, handelt hiervon ausführlicher: wie denn auch H. Joh. Reiske in Epistol. de versionibus Biblior. Germanic. ante Lutherum p. 135 von diesen Bibelübersetzungen nachzulesen ist.

Vertheidigung der Lehre vom heil. Abendmale bekannt gemacht haben. Unter solchen stehn der Rabanus Maurus, Remigius, Ratherius, Ratramnus und Paschasius Radbertus oben an *) Man rühmet ferner den Fleiß der Benedictiner, welche sich um die Ausgaben der alten Kirchenväter verdient gemacht haben. Die benedictinischen Ausgaben der Kirchenväter sind zur Gnüge bekannt, und haben diesem Orden viele Ehre, aber auch grossen Neid von Seiten der Jesuiten zugezogen. Die 3te Abtheil. handelt von den Schrifftstellern der scholastischen Theologie, S. 111. Die 4te von den Verfassern der theologischen Streitigkeiten, S. 122. Die 5te von den Verfassern der Sittenlehre, S. 134. Die nachfolgenden von den übrigen Büchern, welche in die geringern Wissenschaften einschlagen, S. 186.

Das 2te Cap. betrachtet insonderheit die Benedictiner, welche das Kirchenrecht zu ihrer Beschäfftigung gemacht und dasselbige herausgegeben haben. S. 193-282. Die 1ste Abtheil. zeigt diejenigen an, welche das Kirchen-

*) Paschasius Radbertus ist ohnstreitig der erste, welcher die Transsubstantiation in seinem Buche, de sacramento corporis & sanguinis Christi gelehret hat. Man kan hiervon den Cave in Histor. Literar. de Scriptorib. Eccles. p. 453 &c. und H. D. Walchen in Historia Transsubstantiationis pontificiae weiter nachlesen.

chenrecht in Ordnung gebracht, und die päbstl. Bullen, Constitutionen und Decrete zusammen getragen haben. Die 2te Abtheil. handelt von denen, welche das Kirchenrecht mit Anmerkungen erläutert. Die 3te von denen, welche die Breviaria & Ritualia der röm. catholischen Kirche herausgegeben. Dahin gehören Paulus Diaconus, Rabanus Maurus, Amalarius und Edmund Martene, wie auch Mabillon *). Das 3te Cap. hat die Schriften der Benedictiner zum Gegenstande, welche die medicinischen, philosophischen, mathematischen und andre dahin gehörige Wissenschaften getrieben. S. 287-311. In der ältern Zeit haben Alcuinus, Albericus, Abbo Floriacensis und Abälardus den Nahmen grosser Weltweisen gehabt; in den neuern hingegen werden Franciscus Lamy und Ulrich Weis gelobet. Doch hat sich der letztre durch seine Philosophie viel Verdruß zugezogen. Das 4te Cap. redet von Gelehrten, welche sich in der geistlichen und weltlichen Geschichte durch Schriften bekannt gemacht. S. 319-617. Die 1ste Abth. handelt von denen, welche die Chronologie und Geographie, die 2te Abtheil. von denen, welche die allgemeine Weltgeschichte, die 3te von denen, welche die

Kir-

*) Von des Mabillons und Martene Schriften, als des Mabillons Liturgia gallicana, u. Martene de Antiquis Eccles. Ritibus, handelt P. Pez in Biblioth. laudat. Lib. I cap. 15. p. 98 & Lib. II cap. 13 p. 353.

Kirchengeschichte, die 4te von denen welche die Ketzergeschichte, die 5te von denen welche die Geschichte der Heiligen, die 6te von denen welche die Geschichte der Königreiche und Staaten, die 7te welche alte Urkunden, Bilder und Münzen, die 8te welche die Geschichte der Benedictiner beschrieben haben.

Dieser kurze Abriß ist hinlänglich zu zeigen, was vor Schriften man in diesem Werke suchen könne, da es uns ohnmöglich ist, von so mannigfaltigen Abhandlungen etwas mehrers zu sagen. Das 5te Cap. stellt einige Schriftsteller auf, welche sich durch Schriften in der feinern Gelehrsamkeit berühmt gemacht haben. S. 627 = 666. Es redet von großen Rednern, Dichtern u. s. f. Das 6te gedenket noch derjenigen, welche kleinere Schriften, als Schutzreden, Uebersetzungen und Stücke des Alterthums geliefert haben. Den Beschluß machen diejenigen, welche sich durch allerhand Erfindungen bekannt gemacht. Die Verschiedenheit der Abhandlungen, und die Menge der Sachen welche sich auf allen Blättern zeigen, erlauben uns nicht, von diesem so nützlichen Werke ein mehrers zu sagen. Es können aber diese kurzen Züge die Liebhaber der Wissenschaften schon anreizen, das Werk selbst sich näher bekannt zu machen, indem es in der Geschichte der ältern und neuern Zeit fast unentbehrlich ist.

II.

Vollständiger Lehrbegriff der Optic, nach Herrn Robert Smiths Englischen, mit Aenderungen und neuen Zusätzen ausgearbeitet von Abraham Gotthilf Kästnern, Math. P. P. E. zu Leipzig ꝛc. Altenburg 1755. 3 Alph. 22 Kupfertafeln, in 4to.

Robert Smiths Optic ist in dem 18 und 20 Theile unsrer zuverläßigen Nachrichten als ein vollständiges und an neuen Entdeckungen ungemein reiches Werk von der Sehekunst dergestalt angepriesen worden, daß Liebhaber gründlicher Wissenschaften einer Bekanntmachung desselben unter uns hätten wünschen können; wenn nicht die Kostbarkeit eines solchen Buches daran hinderlich zu seyn geschienen. Es wird ihnen desto angenehmer seyn, daß unser berühmter Herr Prof. Kästner diesem ohngeachtet solche glücklich bewerkstelligt hat, und wir halten uns daher für verbunden, von seiner Ausführung einige Nachricht zu ertheilen, wobey wir vornehmlich die von ihm gemachten Aenderungen in Betrachtung ziehen wollen.

Das Werk ist des Hrn. Reichsgrafen von Löser Excellenz, einem großen Kenner der mathematischen und physischen Wissenschaften von dem Herrn Prof. Kästner zugeeignet. Die Spiegel telescope, welche Ihro Excellenz auf

Dero

Dero Sitze zu Reinharz bey Wittenberg verfertigen lassen, werden am Ende der Vorrede beschrieben; besonders aber ein vortreffliches von ohngefähr 7 engl. Fuß, welches auch in Kupfer abgebildet ist.

Smiths erstes Buch hat der Hr. Prof. Kästner meistens ordentlich übersetzt, und nur hie und da Anmerkungen beygefügt: das zweyte und mathematische aber ist von ihm ganz anders, nämlich analytisch ausgearbeitet worden, da Smith solches in einem synthetischen Vortrage abgefaßt, und die Beweise nach der noch ietzo bey den Engelländern beliebten Art der Alten, aus Betrachtung der Figuren hergeleitet hatte. Das dritte, welches von den optischen Werkzeugen handelt, ist wieder meistens eine förmliche Uebersetzung; nur daß Herr Prof. Kästner hie und da Sachen weggelassen, die man aus deutschen Büchern, z. E. Hertels, Leutmanns, u. a. lernen kan; dahingegen er neuere Verbesserungen und Entdeckungen mit beygebracht hat. Von dem vierten Buche, welches die Entdeckungen enthielte, die man durch Ferngläser am Himmel gemacht hat, liefert Hr. Prof. Kästner hier nur das Capitel, welches Bradleys Beobachtungen von der allmählichen Fortpflanzung des Lichtes erzählt. Das übrige, außerdem daß es eigentlich zur Optic nicht gehört, wäre für die gegenwärtigen Absichten eine allzustarke Vergrößerung des Buchs gewest. Vielleicht giebt der Hr. Prof.

Kästner solches einmal besonders heraus. Nach diesem folgen Smiths Anmerkungen über sein Werk, meistens übersetzt, und mit eignen von dem deutschen Herausgeber vermehrt, die doch wie alle seine übrigen Zusätze, durch Zeichen von dem was dem Engelländer zugehört, unterschieden sind: ferner Jurins Versuch vom deutlichen und undeutlichen Sehen, und endlich als ein Anhang die Perspectiv, vom Hrn. Prof. Kästnern allgemein und analytisch abgehandelt.

Die achtzig Kupferplatten, welche sich bey der Grundschrift befinden, sind auf die angezeigte Zahl, ohne dem Werke einen wesentlichen Nachtheil zuzuziehen, folgendermassen vermindert worden. Die zum vierten Buche gehörigen fielen mit diesem Buche gar weg: so sind auch im dritten Buche einige Beschreibungen von Maschinen weggeblieben. Z. E. von Wasserwägen, ingleichen von Hadleys Werkzeuge Winkel auf der See zu messen. Das Wasserwägen wird niemand aus einer Schrift von der Optic zu lernen verlangen: und das andere Werkzeug ist so, wie diejenigen die nur zur Schiffarth dienen, nach Hr. Prof. Kästners Anmerkung in Deutschland für ziemlich entbehrlich anzusehn. Man findet es auch in den Sammlungen von Maschinen, die zu Nürnberg in fol. heraus kommen, beschrieben. In dem ersten Buche hat Hr. Prof. Kästner die Zahl der Figuren dadurch vermindert, daß er nicht bey jedem Satze für alle besondere Arten

den von Gläsern, und alle besondere Fälle Figuren entworfen, sondern angenommen, nachdem einmal die Zeichnungen welche sich Begriffe hiervon zu machen, nöthig sind, gegeben worden, werde man sich in den folgenden Sätzen leichte selbst helfen können. Endlich ist im zweyten Buche die große Menge der Figuren die Smiths Vortrag erfoderte, durch desselben Aenderungen weggefallen.

Wir wollen nun von den Zusätzen des Hr. Prof. Kästners einige Proben geben.

Er erinnert, daß man die geometrische Erdichtung, vermöge welcher eine krumme Linie als ein Vieleck von unendlich kleinen Seiten angesehen wird, nicht allemal sicher in der Optic gebrauchen könne, die Zurückwerfung und Brechung des Lichtes so zu beurtheilen, als geschähe sie von diesen Elementen der krummen Linie; sondern daß man die eigentliche Tangente für die brechende oder zurückwerfende Fläche annehmen muß. Wenn der Neigungswinkel endlich ist, so findet diese Verwechselung statt, weil alsdenn der unendlich kleine Unterschied zwischen dem Winkel des einfallenden Strahles mit der Tangente und mit dem Elemente nichts zu bedeuten hat. Aber wenn der Neigungswinkel unendlich klein ist, wie in den meisten Fällen, die in der Ausübung vorkommen; so würde dieser unendlich kleine Unterschied zu den Neigungswinkel eine beträchtliche Verhältniß haben, und Irr-

thümer geben, wie Hr. Prof. Kästner durch Beyspiele erweiset.

Smith bemerket, (160 §.) daß in der Dämmerung oft mehr Sachen für groß und für entlegen gehalten werden, weil man nichts zwischen ihnen und sich siehet, und also ihre Entfernung nicht schätzen kan. Der deutsche Herausgeber bemerket, daß dieses viele Erscheinungen von Gespenstern erklären könne, und fügt noch eine andere Ursache dieses Betruges bey. Entfernte Sachen sehen wir nicht nach allen ihren kleinsten Theilen, die sich eben der Kleinigkeit wegen verlieren. Daher halten wir diejenigen Sachen für entfernt, von denen wir nicht alle die kleinesten Theile, sondern nur den Umzug, den Klumpen nach dem Ausdrucke der Zeichner, erkennen. So sehen uns aber die Sachen in der Dämmerung aus. Wie hier diesem Satze ein andrer Beweis beygefügt worden; so ist vermittelst einer algebraischen Rechnung beym 163 §. gewiesen worden, wie man den Kreisbogen ziehet, der die scheinbare Figur des Himmels vorstellt, die sich mit einem gedrückten Gewölbe vergleichen läßt. Smith hat von seiner Bestimmung gar keinen Beweis gegeben. Es wird aber dabey noch erinnert, daß man ohne einigen Beweis annehme, dieses Gewölbe des Himmels habe eine Kugelgestalt, und daß Mairen gegentheils solches mit der Muschellinie vergliche.

In dem ersten Buche hat Hr. Prof. Kästner die Ordnung und Zahl der §§ wie sie in

Grundschrift sind, beybehalten. In dem zweyten aber ließe sich solches nicht thun; weil der deutsche Herausgeber in demselben völlig seiner eignen Methode gefolget ist, und mit Smiths Werke nichts als die Sätze gemein, von solchen aber fast durchgängig ganz andere Beweise hat, auch viele Untersuchungen allgemeiner und zum Theil schärfer als Smith angestellet. Er nennt dieses Buch die Geometrie des Lichts, und unterscheidet es in zwey Theilen, in die analytische Katoptric und die analytische Dioptric. Der Katoptric erstes Capitel handelt von der Reflexion auf krummen Flächen, wo er die allgemeine Aufgabe auflöset: wenn ein Strahl aus einem gegebenen Puncte einer willkührlich gezogenen Axe auf eine gegebene krumme Linie fällt, zu finden, wo der zurückgeworfene Strahl diese Axe schneidet. Wie selbst bey dieser Auflösung ein sonderbarer analytischer Kunstgriff, das Gesuchte auf die beqvemste Art zu finden, gebraucht wird; so werden auch verschiedene andere merkwürdige Folgerungen daraus hergeleitet. Es wird z. E. ganz kurz und fast ohne einige Rechnung dargethan, daß nur die Kegelschnitte, Strahlen die aus einem Puncte auffallen, wieder in einen einigen sammeln, welches Bilfinger und Kraft durch sehr weitläuftige Rechnungen gewiesen haben. Ebenfalls wird gezeigt, daß der Weg des einfallenden und zurückgeworfenen Strahls, auch auf einer krummen Linie zusammen ein Größtes oder

ein Kleinstes sey. Daß er bey der geraden Linie ein Kleinstes ist, haben schon die Alten gewust: daß aber dergleichen auch bey der krummen statt finde, hatte Smith geläugnet, und das Gegentheil durch ein Exempel darthun wollen, welches aber hier untersucht und Smith widerlegt wird. Von den vorigen allgemeinen Sätzen hatte Smith gar nichts; die Lehre von den Kugelspiegeln aber, die sich auch bey ihm findet, wird hier analytisch und mit verschiedenen Zusätzen abgehandelt. Ihr folget im 2 Capitel die Lehre von den Kegelspiegeln, den cylindrischen und den verzogenen Bildern.

Der Dioptric erstes Capitel betrachtet die Brechung der Strahlen in einzelnen Flächen und Gläsern. Hier sucht Hr. Prof. Kästner für eine brechende Kugelfläche eine Formel, welche den Durchschnitt des gebrochenen Strahls und der Axe genau angiebt; der einfallende mag so weit von der Axe als er will, einfallen. Der Gebrauch dieser Formel wird wegen der großen Zahlen, mit denen man rechnen müßte, (denn es kommen Sinus darinne vor) allzubeschwerlich seyn; er leitet daher aus ihr eine Reihe her, die das gesuchte durch Näherung giebt, wenn die Weite des einfallenden Strahls von der Axe geringe ist. Das erste Glied dieser Reihe enthält diese Weite gar nicht, und bleibt also übrig, wenn sie nicht gesetzt wird. Das ist, es giebt den gesuchten Durchschnitt für den Strahl, welcher der Axe

unend-

unendlich nahe einfällt. Wenn aber die Weite nicht unendlich klein, doch aber sehr geringe ist; so kan man sich an einer genauern Bestimmung des gesuchten Durchschnitts, mit den beyden ersten Gliedern der gefundenen Reihe begnügen, und die folgenden als unbeträchtliche weglassen. Auf diese Art betrachtet Hr. Prof. Kästner die Brechung in einzelnen Flächen, und durch die Verbindung zweyer Flächen, in völligen Linsen, (lentibus) woraus er die vom Hugen und andern gelehrten Sätze von den Abwechselungen der Strahlen wegen der Kugelgestalt herleitet. Smith hatte eben dieses auf eine Art abgehandelt, die nicht leichter ist, und bey der man nicht so deutlich einsieht, ob nicht in Bestimmung dieser Abweichungen Fehler begangen werden, die in Vergleichung mit so geringen Grössen beträchtlich sind. Die Abweichungen wegen der Farben werden in eben diesem Capitel abgehandelt; wie denn auch die hallerische Formel und ihr weitläuftiger Gebrauch gezeiget wird. Denen zum Besten, welche sich in keine so weitläuftigen Rechnungen, wie die Abweichungen zu bestimmen nöthig sind, einlassen wollen, wird die Erfindung dieser Formel allein auf eine kurze Art gewiesen.

Das zweyte Capitel handelt von der scheinbaren Grösse eines Gegenstandes, der durch so viel Gläser als man will und wie man will gestellt sind, gesehen wird. Cotesens wichtiger Lehrsatz wird mit einem wirklich allgemeinen

Beweise versehen, da Smith ihn nur für wenige besondere Fälle darthut; alsdenn aber auch von Spiegeln und brechenden Flächen erwiesen. Darauf gründet sich in den folgenden Capiteln die Lehre von den Fernröhren und Microscopen, was die Vergrößerung betrifft: die Deutlichkeit aber wird aus der Abweichung vornehmlich derjenigen, die von den Farben herrühret, beurtheilet. Darauf folgt die Lehre von den Brennlinien und vom Regenbogen, wo der deutsche Herausgeber das meiste viel allgemeiner und vollständiger, als der Engelländer abgehandelt hat. Den Schluß dieses Theils der Optic machen Lehrsätze von Vereinigungspuncten der Strahlen, die durch verschiedene brechende Flächen gehen, wie auch von den Gestalten der Sachen, die vermittelst sehr schief auffallender und alsdenn gebrochner Strahlen gesehen werden.

Bey dem dritten Buche und den Anmerkungen sind insbesondere die Entdeckungen beygefügt worden, die man in dieser Wissenschaft seit 1738, da Smiths Werk herausgekommen ist, gemacht hat: auch sind einige mathematische Theorien, z. E. von dem Wege eines gebrochenen Strahles durch die Atmosphäre, von der Stärke des Mondenlichts u. d. g. theils vollkommen ausgearbeitet, theils von neuem hinzugefüget worden; so daß man nicht leichte etwas zur Optic gehöriges in diesem Werke vergeblich suchen wird. Die analytische Perspectiv betrachtet die allgemeinste Aufgabe

gabe der Perspectiv: nemlich zu finden, wo ein Strahl, der von einem gegebenen Puncte in ein gegebenes Auge gezogen ist, die Tafel durschneidet und leitet daraus so wohl die gewöhnlichen perspectivischen Regeln, als die Verzeichnung der Landcharten und Himmelscharten; auf eine so allgemeine und kurze Art her, als bisher eben noch nicht bekannt gewest. Solchergestalt finden in diesem Buche sowohl die Liebhaber tiefsinniger mathematischer Untersuchungen, als auch bloß neugierige Naturforscher, und seblst Künstler vollkommnen Unterricht.

III.

Philologemata Lactantiana Sacra.

das ist:

D. Johann Dietrich Winklers, Superintendentens zu Hildesheim, philologisch biblische Anmerkungen über den Lactantius, sowohl zur Erläuterung der heiligen Schrift, als auch zur Erklärung und Verbesserung vieler Stellen des Lactantius abgefasset, mit Beyfügung einiger critischen und philologischen Anecdoten. Braunschweig 1754 in 8, 1 Alph. 12 Bogen.

Es wird nöthig seyn, daß wir vor allen Dingen unsern Lesern einen Begriff von der Absicht und der Einrichtung der gegenwärtigen Schrift überhaupt machen, welche unter der

der Menge der Schriften, die zur Erläuterung der Bibel itzt an das Licht treten, als etwas Neues in ihrer Art angesehen werden kan. Der berühmte Herr Verfasser tritt, wie er sich in der Vorrede ausdrücklich erkläret, denenjenigen Gottesgelehrten bey, welche die Verdienste der Kirchenväter um die Lehre Jesu, auch in demjenigen Theile der Theologie, der den Namen der exegetischen führet, erkennen: und so wenig er die in der römischcatholischen Kirche angenommene Gewohnheit recht spricht, die Lehrer der christlichen Gemeinen in den ersten Jahrhunderten zu Schiedsrichtern in den Streitigkeiten anzunehmen, welche über den wahren Sinn der göttlichen Schriften entstanden sind; so wenig billiget er auch das Urtheil anderer, als ob diese ehrwürdigen Männer durchgehends schlechte Ausleger der Schrift wären. Er glaubt vielmehr, daß es bey der Auslegung der Bibel nicht nur eine angenehme, sondern auch eine sehr nützliche Beschäftigung sey, in den Schriften der Kirchenväter nachzuforschen, wie sie die oder jene Schriftstelle bey ihren Erklärungen oder Anführungen derselben verstanden haben, und nimmt daher Gelegenheit, die Verfertigung eines solchen Werkes von einer Gesellschaft gelehrter Männer zu wünschen, in welchem man alle Stellen der Kirchenväter, die entweder Erklärungen gewisser Schriftstellen sind, oder sich auf eine und die andere Weise auf einen biblischen Spruch beziehen, nach der Ordnung der biblischen Bü-

cher und ihrer Capitel, mit beygefügten nöthigen Erläuterungen und Prüfungen, auch den auserlesensten Anmerkungen der neuen Schriftforscher beysammen fände, und die ganze exegetische Geschichte einer jeden schweren Schriftstelle, so zu sagen mit einem Blicke übersehen könnte. Man hat zwar die sogenannten Catenas Patrum: aber man darf sie nur ansehen, um sich zu überzeugen, daß sie das Werk, welches er wünscht, nicht sind; ihrer Unvollständigkeit zu geschweigen. Der Herr Superintendens hat, um die Gelehrten zu einer solchen Arbeit, oder wenigstens zu ähnlichen Beyträgen, woraus dereinst ein vollständiges Werk entstehen könte, zu ermuntern, in denen Stunden die er sich von seinen Amtsgeschäften abmüßigen können, aus des Lactantii divinis Institutionibus diejenigen Stellen gesammlet, welche seinen Gedanken nach, den Sinn anzeigen, den dieser Lehrer den Worten der Schrift, auf die er sich hin und wieder beziehet, beygelegt. Er hat den Lactantium erwählt, weil er denselben besonders liebt, und ihn, wie er sagt, das Amt eines öffentlichen Lehrers der Beredsamkeit, so er vor dem acht Jahre auf dem hamburgischen Gymnasio bekleidet, zu solcher vorzüglichen Neigung gegen diesen seiner Beredsamkeit wegen so berühmten Kirchenlehrer verpflichtet habe. Die aus demselben gesammleten Stellen trägt er in eben so viel besondern Artikeln nach der biblischen Ordnung der Sprüche vor, welche durch sie eine

Er-

Erläuterung empfangen. Jede wird, wo es dem Herrn Verfasser nöthig geschienen, kürzlich erläutert, wobey man aber keine eigentlich so genannten critischen Untersuchungen oder Verbesserungen, wie der Titel beynahe anzuzeigen scheint, findet. Der Herr Superintendens begnüget sich an dem, was die gelehrten Herausgeber des Lactantii, als Cellarius, Heumann, Bünemann und du Fresnoy bey demselben versucht haben, und führt des Lactantii Worte an, wie sie in der bünemannischen Ausgabe gelesen werden. Seine Erläuterungen betreffen also blos den Sinn seines Autors, und bestehn meistentheils in solchen Anmerkungen, welche die itztgedachten gelehrten Männer, und besonders ein noch älterer Herausgeber Lactantii, Joseph Isäus, den auch du Fresnoy seinem Werke einverleibet, vorgetragen haben. Hierauf werden Lactantii Meinungen geprüft, und selten bewährt erfunden; worauf noch andere meistentheils neue Schriften, deren Verfasser entweder mit Lactantio geirret, oder richtigere Erklärungen vorgetragen haben, angezeiget; und wenn sich auch da noch eine Verschiedenheit der Meinungen findet, mit vieler Bescheidenheit beurtheilet werden.

Dieses ist der Abriß der gegenwärtigen Schrift. Die Absicht des Herrn Superint. ist dabey allerdings zu billigen, und zu loben. Sie giebt einen neuen Beweis des rühmlichen Eifers, der ihn zu der Verfertigung so vieler brauchbaren Schriften, welche die Welt von

ihm

Ihm empfängt, antreibet; und wir sind mit Ihm völlig überzeugt, daß eine gründliche und vollständige Kenntniß der Schrifterklärungen der Kirchenväter, welche durch ein solches Werk, als der Herr Superint. wünscht, nicht wenig würde befördert werden, einem gelehrten Schriftforscher nicht nur überaus nützlich, sondern auch in vielen Fällen unentbehrlich sey. Aber es deucht uns, daß wir in gegenwärtiger Schrift selbst verschiedenes wahrgenommen, welches der löblichen Absicht des Herrn Verfassers mehr entgegen, als gemäß zu seyn scheinet. Wir wünschen erstlich, daß er zu seinem Versuche einen andern Lehrer der ersten Kirche, als den Lactantium, gewählet hätte. Unter den hundert Stellen, die er aus demselben anführet, werden kaum zehen seyn, welche einem Ausleger der Schrift einen wirklichen Nutzen leisten können; und unter diesen wenigen kaum drey oder viere, wo wider die Erklärung des Lactantii nichts zu erinnern wäre. Wenn wir daher die wahre Absicht des Herrn Superint. nicht aus seiner Vorrede wüßten, so würden wir sein Buch, derselben zuwider, für einen überzeugenden Beweis halten, das Lactantius, der in andern Absichten viele Hochachtung verdient, doch wenig oder gar keine Verdienste um die Auslegung der heiligen Schrift habe. Eben dieses führt uns zu einer andern Betrachtung. Wir finden allzuviel Stellen des Lactantii angeführt und erörtert, welche nach der eigentlichen Absicht des Buches nicht

in

in dasselbe zu gehören scheinen. Bey der Sammlung solcher Stellen aus den Kirchenvätern, welche entweder bey der Auslegung der heiligen Schrift einen wahren Nutzen haben, oder in der Geschichte einer biblischen Auslegungskunst das Ansehen zuverläßiger Zeugnisse behaupten können, muß man diejenigen Stellen, wo diese Lehrer entweder den Sinn eines biblischen Spruchs erklären, oder die Aussprüche der Schrift als Beweise ihrer Lehrsätze anführen, von denen wohl unterscheiden, wo sie nur mit der Bibel reden. Nur die erstern haben ein Recht, in einer solchen Sammlung zu erscheinen, und müßen genauer untersucht werden; nicht aber die andern. Man pflegt sich bey dem Vortrage geistlicher Materien oft biblisch auszudrücken, ohne daß man die Absicht hat, eben diejenigen Begriffe mit dem Ausdrucke zu verbinden, welche die biblischen Verfasser damit verbunden haben. Dieses geschieht öfters in unsern Tagen; und ein billiger Richter wird die Einsicht eines theolog. Schriftstellers oder Canzelredners in den Sinn der heiligen Schrift, nicht aus solchen Stellen seiner Schrift oder Rede beurtheilen wollen, wo er nur, um nachdrücklich oder erbaulich zu reden, die Sprache der Bibel führet. Warum wollte man diese Gerechtigkeit nicht auch den Lehrern der ersten Kirche, diesen so fleißigen Bibellesern wiederfahren lassen? Lactantius hat besonders ein Recht, dieses zu fodern. Er schreibt als ein Redner. Er

sucht

sucht stets seinen Vortrag zu zieren. Wie hätte er also den Schmuck, den ihn die prächtige Schreibart der Schrift so oft anbot, ungebraucht lassen können? Aber alsdenn muß er auch nicht als ein Ausleger der Schrift beurtheilet werden; und wir glauben, es hätte der Herr Verfasser gegenwärtiger Schrift, dem zu Folge manche Stelle des Lactantii aus dem mitgetheilten Verzeichnisse weglassen sollen. Wir sehen wohl ein, daß es nicht allezeit leicht ist, wie es wohl scheinen möchte, den obgedachten Unterschied der Stellen, besonders bey den Kirchenvätern genau zu bestimmen. Man möchte daher denken, es sey am sichersten, alle diese Stellen zu bemerken, wo eine biblische Stelle steht, oder die Beziehung auf einen Spruch der Bibel merklich ist. Allein wir sind auch überzeugt, daß eine Belesenheit in ihren Schriften und eine gründliche Kenntniß ihrer Denkungsart, gar viele Zweifel heben werde. Wir bleiben daher bey demjenigen, was wir gesagt haben. Wollte der Herr Superint. den Lactantium als einen Ausleger der heiligen Schrift vorstellen, so müßten solche Stellen desselben nicht angeführet werden, wo er seine Gedanken nur zur Ausschmückung des Vortrags in biblische Worte einkleidet. Vielweniger wären solche Stellen zu bemerken, wo er allgemeine Wahrheiten und Sätze, welche in den Büchern der Schrift zwar auch vorkommen, aber der Offenbarung nicht eigen sind, ohne dieselbe anzuziehen, und nicht einmal mit

biblischen Worten vorträgt. Sollten aber alle Stellen Lactantii ausgezeichnet werden, welche sich auf Worte der Schrift beziehen; so müßte das Verzeichniß der biblischen Sprüche, wie wir nur bey einer flüchtigen Durchblätterung der Institutionum divinarum wahrgenommen haben, billig noch stärker seyn, als wir es finden. So beziehen sich z. E. die Worte Lactantii lib. 7 c. 24 § 8 *Leones & vituli ad praesepe simul stabant, lupus ovem non rapiet, -- infans cum serpentibus ludet &c.* gar deutlich auf Jes. 11, 6 u. f. Wir haben aber diese Stelle so wenig als Jes. 26, 19 20 angezeigt gefunden, auf welche letztere der Redner lib. 7 c. 26 § 3. 4 allem Vermuthen nach zielet.

Wir haben unsere Meinung gesagt, ohne uns, wie wir glauben, von derjenigen Hochachtung zu entfernen, die wir den übrigen Verdiensten des Herrn Superint. schuldig sind. Das Urtheil überlassen wir unsern Lesern, denen wir nunmehr den Inhalt einiger Artikel umständlicher bekannt machen wollen.

Es sind derselben hundert; funfzig über das alte, und eben so viel über das neue Testament; wodurch das ganze Werkchen in zween Theile abgesondert wird. Der erste Artikel ist über 1 Mose 1, 2. Lactantius führt lib. 1 c. 5 § 16 des Thales Meinung von dem Ursprunge der Welt aus Wasser an: *Thales Milesius, qui unus e septem sapientum numero fuit, quique primus omnium quaesisse de caussis natu-*

naturalibus traditur, aquam esse dixit, ex qua nata sint omnia, Deum autem esse mentem, qui ex aqua cuncta formaverit. Ita materiam rerum posuit in humore, principium caussamque nascendi constituit in Deo. Cicero, Augustin, Plutarch und Diogenes Laertius bezeugen ebenfalls, daß dieses des Thales Lehre sey; und Cudworth nebst Bruckern haben sie umständlich erkläret. Lactantius aber widerlegt den Thales lib. 2 c. 9 § 18 sq. *Heraclitus ex igne nata esse omnia dixit; Thales Milesius ex aqua. Uterque vidit aliquid, sed erravit tamen uterque; quod alterutrum si solum fuisset, neque aqua nasci ex igne potuisset, neque rursus ignis ex aqua. Sed est verius, simul ex utroque permisto cuncta generari. &c.* Endlich setzt er nach einer langen Rede, wodurch er seine schlechte Kenntniß der Physik verräth, hinzu: *Unde autem vel quomodo Deus hæc duo principalia, ignem & aquam vel accenderit, vel eliquaverit, solus scire potest, qui fecit.* *) Es

 haben

*) Wir sehen nicht, was des Lactantii Worte mehr zu der Erläuterung der angezogten Schriftstelle beytragen können, als was Cicero de nat. Deor. lib. 1 c. 10 schreibt: *Thales Milesius, qui primus de talibus rebus quæsivit, aquam dixit esse initium rerum: deum autem eam mentem, quæ ex aqua cuncta fingeret.* Lactantius führt den Thales ausdrücklich an, und nicht den Mose; und wenn er ihn wiederlegt, so geschicht es bloß aus Gründen, die seiner Meinung nach philosophisch wären, ohne Absicht auf dasjenige, was dieser von der Schöpfung der Welt meldet.

haben mehr alte Weltweisen das Wasser für das Grundwesen oder die veste Materie aller körperlichen Dinge gehalten, und einige neuere Gelehrten haben in Petri Worten 2 Petr. 3, 5 den Beweis dieser Meinung zu finden geglaubt. Dem Herrn Verfasser gefallen des Herrn Prof. Nagels in Altorf Gedanken, der sich in einer Disputation über 1 Mos. 1, 1 dahin erkläret, Gott habe zuerst eine mit Wasser vermischte Erde geschaffen, welche man mit Recht den ersten Weltklumpen nennen könnte. Hierauf werden ähnliche Gedanken des Herrn von Leibnitz aus dessen Protogæa, ingleichen des Herrn Stackhouse und Minors aus einer seiner Predigten angeführet. Auch der Herr von Loen, den der Herr Superint. illustrem Iurisconsultum, ex infausto *religionis unicæ*, (sic dictæ) *veræ* cudendæ molimine notissimum nennt, auch dieser hat die Ehre, daß er aus seinen moralischen Gedichten diese Strophe, die er für schön hält, einrückt:

Noch mehr, Gott ließ den Geist auf Wasser schweben,
Als er der Welt die Ordnung wollte geben.
Woraus, so wie mich dünkt, dieß deutlich fließt,
Daß das Wasser aller Dinge Ursprung, Kraft und Fortgang ist,
Welches Gottes Geistes Feuer durch der Sonnen Macht aufschließt.

Endlich gedenkt der Herr Verfasser der Träumereyen, die der schwedische Arzt Swedenburg von dem Urstoffe der Welt gehabt, und beschließt

schliesst den Artikel mit einer der lächerlichsten Erklärungen oder Verdrehungen der ersten beyden Verse in dem 1 Cap. des ersten Buchs Mose von Bernhardin de Bustis, einem mayländischen Dominicanermönche des sechszehenden Jahrhunderts, die der Hr. Past. Vieler in die neuen Beyträge von alten und neuen theologischen Sachen setzen lassen. Sie lautet so: In principio Deus creavit cœlum & terram, *i. e. Joachim & Annam, Mariæ parentes.* Terra autem erat inanis & vacua, *i. e. Anna erat sterilis & infœcunda;* & tenebræ, *i. e. afflictio & confusio*, erant super faciem abyssi, *i. e. super faciem ipsius Annæ;* & Spiritus Dei ferebatur super aquas, *i. e. aquas lacrymarum Annæ ad consolandam eam.*

1 Mos. 3, 24. (der 3 Artikel) Dasjenige was Mose von einem Cherub sagt, der unsern ersten Eltern nach der Vertreibung aus dem Paradiese die Rückkehr mit einem blossen hauenden Schwerdte verwehren mußte, versteht Lactantius von einer feurigen Mauer, womit Gott das Paradies umgeben habe, wenn er lib. 2 c. 12 § 19 schreibt: *Tum Deus, sententia in peccatorem lata, eiecit hominem de paradiso, ut victum sibi labore conquireret, ipsumque paradisum igne circumvallavit, ne homo posset accedere, donec summum iudicium faciat in terra, & iustos viros cultores suos in eundem locum revocet, morte sublata.* Der Herr Superint. erinnert, daß diese Meinung Lactantii nicht allen Auslegern der angezeigten

Schriftstelle bekannt gewest sey, und führt hierauf die neuern Vertheidiger dieser Muthmaßung an, daß das Paradieß mit Feuerflammen umgeben worden. Unter diesen ist nächst Nic. Lyrano und Alph. Tostato, Grotius, dem Calov widerspricht, der Herr Abt Schubert aber nur neulich beygepflichtet. Besonders hat sich Willh. Nicholls umständlich für Lactantii Meinung erkläret; Hr. D. Tresenreuter aber daher vermuthlich Gelegenheit genommen, die Worte Mosis, von der Verbrennung und völligen Einäscherung des Paradieses zu erklären. Dem Herrn Superint. gefällt unsers seligen D. Deylings Erklärung, als die natürlichste, am besten, welcher das flammende Schwerdt in der Hand des Cherubs für ein Bild der strafenden Gewalt hält, welche gewissen Engeln, die sich an den Zugängen des Paradieses in einem furchtbaren Glanze sehen ließen, gegeben worden, um die Menschen durch ihre blitzende Gestalt zu erschrecken, und sie von dem Eingange in diesen Lustort abzuhalten. Er glaubt daher, daß man nicht nöthig habe, mit dem Herrn D. Zeibich eine beständige, von den Engeln verursachte Erscheinung wirklicher Feuerflammen anzunehmen: vielweniger gefallen ihm des Herrn Past. Starkens in Bernburg und des Herrn Prof. Michaelis in Göttingen Gedanken, daß Mose nicht von Engeln, sondern von blitzenden Wetterwolken und häufigen Donnerschlägen rede, welche sich in der Gegend des Paradieses

dieses erzeuget, und die Menschen von der Annäherung zu demselben abgehalten hätten; wobey Hr. Prof. Michaelis noch die besondere Meinung hat, es führe Mose nicht seine eigenen, sondern eines alten Liedes oder Gedichtes Worte an, dessen er sich oft als einer Urkunde bey der Verfertigung seines ersten Buchs bedient habe.

Sprüchw. 16, 16 stehn die Worte: **Nimm an die Weisheit; denn sie ist besser weder Gold: und Verstand haben ist besser denn Silber.** Dieses ist der 33 Artikel. Wir wollen ihn, da er zumal kurz ist, mit des Hrn. Verfassers eignen Worten anführen: Sapien„tiam summo elogio hic condecoratam de„prehendimus a Salomone rege, quæ qui„dem & cum religione inseparabili cohæret „nexu. *Utrumque verum esse necesse est, quia* „*& in colendo sapere debemus, id est, scire, quid* „*nobis & quomodo sit colendum; & in sapien*„*do colere, id est, re & actu, quod scierimus, im*„*plere*, Verba sunt beati PAVLI ANTO„NII, theologi quondam Halensis, in *syn*„*tagmate dissertationum theologicarum pag. 177* „*sequ.* obvia, seu potius LACTANTII „lib. IV. cap. III. § VI. a beato ANTO„NIO excerpta. Idem LACTANTIVS „etiam aliis in locis diligenter inculcat, ex. „gr. lib. I. cap. II. § XXV. scribens: *Cuius* „*scientiæ summam breviter circumscribo, ut ne*„*que religio ulla sine sapientia suscipienda sit,* „*neque ulla sine religione probanda sapientia.*

„Iusto telo in secus agentes *lib. III. cap. XI.*
„§ *II.* invehitur: *Naturam hominis hanc*
„*Deus esse voluit, ut duarum rerum cupidus*
„*& appetens esset, religionis & sapientiæ. Sed ho-*
„*mines ideo falluntur, quod aut religionem susci-*
„*piunt, omissa sapientia, aut sapientiæ soli student,*
„*omissa religione, cum alterum sine altero non pos-*
„*sit esse verum.* Fumos ergo vendere, imo in
„religionem ipsam iniurios evadere facile
„patet, arctum qui religionis veræque sa-
„pientiæ vinculum rumpere, aut hanc cum
„illa amice conspirare (sive superstitione, si-
„ve petulantia acti) negare satagunt; digni
„sane, in quos illustris academiæ Gottingen-
„sis cancellarius, IOANNES LAVREN-
„TIVS A MOSHEIM in *den heiligen Re-*
„*den, part. VI. p. m. 8 sequ.* sic invehatur:
„*Man kan von allen, die die Gottseligkeit und*
„*Klugheit so weit von einander scheiden, als*
„*wenn es ganz streitige und widerwärtige Din-*
„*ge wären, das mit Wahrheit sagen, was dort*
„*der heilige Apostel von gewissen Lästerern*
„*des Glaubens zu seinen Zeiten meldet: Diese*
„*lästern, da sie nichts von wissen. Jud. v. 10.*
„Eleganti sermonis flumine contrarium do-
„cuerunt præter alios laudatus MOSHEI-
„MIVS in *der Sittenlehre der heiligen Schrift,*
„*part. III. pag. 102 sequ.* & beatus R O M A-
„NVS TELLERVS, academiæ Lipsien-
„sis theologus quondam meritissimus, in *den*
„*schrift - und vernunftmässigen Betrachtungen*
„*über auserlesene Materien der christlichen*

„*Glau-*

„*Glaubens- und Sittenlehre, pag. 954 sqq.* Nec
„grato non suavique sono mulcere lectores
„poterunt, quæ hanc in rem tradiderunt ce-
„leberrimus quondam academiæ Argentora-
„tensis theologus, IOANNES MICHA-
„EL LORENZ, in *dissertatione de chara-*
„*cteribus veræ christianorum sapientiæ*, anno
„huius seculi quinquagesimo primo habita,
„cuius *sect. I.* de sapientia eiusque characte-
„ribus in genere agit, sequenti vero *sect. II.*
„de sapientia christianorum eiusque chara-
„cteribus in specie exposuit, & beatus THEO-
„DORVS CRVGERVS in *apparatu*
„*theologiæ moralis Christi & renatorum, cap.*
„*III. sect. II. § VII. sequ. pag. 325 seqq.* Eiu-
„ratos ergo sanæ sapientiæ hostes fanaticos
„lernæque Zinzendorfianæ vicinos, insci-
„tiam & tenebras, infrunita ista idola, revera
„in civitatem Dei infundere conari, quis non
„videt? Rectiora nos edocti sapientiam ro-
„gare Deum iubemur a spiritu veritatis, Ia-
„cob. I. 5. *).„ Auf diese Weise ist die Aus-

 füh-

*) Das sind alles sehr gute Gedanken, die man allenfalls bey einer Predigt über obgedachten Spruch sehr wohl nutzen könte. Was sie aber einen Ausleger der salomonischen Worte für Dienste thun sollen, das sehen wir nicht ein. Und woher will man nur einigermasen erweisen, daß sich Lactantius auf diese Worte des Salomo beziehe, oder sie bey den angezeigten Sätzen nur in den Gedanken gehabt habe? Salomo sagt, die Weisheit sey die gröste Kostbarkeit des Menschen. Lactan-

führung eines ieden Artikels beschaffen. Wir wollen aus den übrigen noch eins und das andere Merkwürdige, theils von Lactantii Meinungen, theils aus den Anmerkungen die der Herr Superint. dabey macht, anführen.

Aus den sechs Schöpfungstagen und der Ruhe Gottes am siebenden Tage 1 Mos. 2, 2 3. macht Lactantius den Schluß, daß die Welt 6000 Jahr in ihrer gegenwärtigen Verfassung fortdauern, alsdenn aber ein tausendjähriges Friedensreich Christi auf der Erde erfolgen werde. Den Beweis seines Vorgebens findet er in den Worten des 90 Psalms, v. 4. **Tausend Jahr sind vor dir wie der Tag, der gestern vergangen ist.** Die Kinder Gottes welche nach den Töchtern der Menschen sahen, 1 Mos. 6, 2 hält er, nebst andern Kirchenvätern, für Schutzengel der Menschen, welche sich, des göttlichen Verbotes ungeachtet, durch die schönen Weibspersonen vor der Sündflut bethören lassen, und deswegen vom Himmel auf die Erde verwiesen worden. Es sind dieses bekannte Träume, zu welchen die Liebe der platonischen, oder vielmehr der morgenländischen Philosophie viele Lehrer der Kir- che

Lactantius spricht, Weisheit und Religion wären unzertrennlich mit einander verknüpft. Das sind zwar Sätze, die eine Verwandschaft haben; aber doch Sätze von ganz verschiedenem Inhalte. Mit mehrern Scheine, aber nicht mit bessern Grunde, könte man sagen, Lactantius habe auf Sprüchw. 3, 13, 19 und Cap. 8, 10 11 19 gezielet.

che, verleitete. Von der Länge des menschlichen Lebens behauptet Lactantius, Gott habe es nach der Sündflut auf 120 Jahre eingeschränkt; ein Ziel, welches kein Mensch überschreiten dürfe. Dieses Vorgeben ist unstreitig schlecht gegründet. Wenn aber der Herr Superint. meint, es habe solches Lactantius aus der hundert und zwanzigjährigen Frist geschlossen, die Gott dem Menschen vor der Sündflut nach 1 Mos. 6, 3 zur Buße einräumte; so müssen wir bekennen, daß wir nicht die geringste Spur einer solchen Folgerung bey Lactantio gefunden haben. Er beruft sich vielmehr auf ganz andere Zeugen als auf Mosen, wenn er lib. 2 cap. 12 ausdrücklich schreibt: Auctores idonei tradunt, ad CXX annos perveniri solere. Und auch an dem Orte, den der Herr Superint. anführet, lib. 2, c. 13, gedenkt er nicht mit einer Sylbe der von Mose erwähnten hundert und zwanzigjährigen Gnadenzeit vor der Sündflut, ob er gleich von der Zeit vor der Sündflut redet, und die Erbauung der Arche meldet; sondern nachdem er bereits der Sündflut, wiewohl mit wenigen Worten Erwähnung gethan, setzt er seine Erzählung also fort: *Deinde orbe siccato, exsecratus iniustitiam prioris saeculi Deus, ne rursus longitudo vitae caussa esset excogitandorum malorum; paullatim per singulas progenies diminuit hominis aetatem, atque in centum & XX annis metam collocavit, quam transgredi non liceret.* Vielleicht hat Bünemanns Anmerkung den

Herrn

Herrn Superint. auf solche Gedanken gebracht. Allein dieser gelehrte Mann erkläret sich selbst sehr deutlich wider die Meinung, welche er als eine fremde anführet. Ueber den Namen Gottes erklärt sich Lactantius, indem er den Ausspruch des Hermes Trismegistus dabey anführt, also: *Deo nomen non est, quia solus est; nec opus est proprio vocabulo, nisi cum discrimen exigit multitudo, ut unamquamque personam sua nota & appellatione designes.* Lib. I. cap. 6. Diese Worte führt der Hr. Superint. unter der Stelle 2 Mos. 3, 13 14 an, wo Gott Mosi seinen Namen offenbaret, und findet einen Irrthum darinne. Allein Lactantius ist an dem Orte, wo diese Worte stehn, mit der Wiederlegung der Vielgötterey beschäftigt, und spricht also Gott, wie aus der ganzen Rede erhellet, bloß in so fern einen Namen ab, als derselbe ein nothwendiges Unterscheidungszeichen vieler einzelner Dinge einerley Art ist: und so hat er vollkommen Recht. Die ägyptischen Plagen, 2 Mos. 7 u. f. sieht Lactantius als ein Vorbild der göttlichen Strafgerichte über die Menschen in den letzten Zeiten der Welt an. Das Osterlamm muste seinem Vorgeben nach allezeit ein weißes Lamm seyn. Denn er scheint die Worte der lateinischen Uebersetzung 2 Mos. 12, 5. *absque macula* nicht recht verstanden zu haben. Daß er aber, wie es der Herr Superint. über 2 Mos. 12, 7 erkläret, in der Meinung gestanden, die Juden hätten mit dem Blute des

Oster-

Osterlammes ein Kreuzzeichen an die Thürpfosten gemahlet, (*signum aspersionis cruciforme fuisse*), davon können wir abermal nicht eine Sylbe im Lactantio entdecken. Seine eignen Worte werden die beste Entscheidung seyn. Er redet lib. 4 cap. 26 von den Absichten des Kreuzstodes Jesu. Eine von den vornehmsten, sagt er § 33 und 34 wär diese: Christus mußte am Kreuze erhöhet werden, und also im Angesichte aller Anwesenden leiden; anzuzeigen, daß allen Völkern der leidende Gott bekannt werden sollte. Und hierauf fährt er also fort: *Extendit ergo in passione manus suas, orbemque dimensus est, ut iam tunc ostenderet, ab ortu solis usque ad occasum magnum populum ex omnibus linguis & tribubus congregatum, sub alas suas esse venturum, signumque illud maximum atque sublime frontibus suis suscepturum. Cuius rei figuram Judaei etiam nunc exhibent,*) quum limina sua de cruore agni notant.*

*) Mit diesem Periodo fängt sich in unserer Schrift die aus dem Lactantio ausgezeichnete Stelle an. Es befremdet uns aber, daß wir sie also lesen: *Cuius rei* (crucis) *figuram Judaei etiam nunc exhibent*, cet. Denn aus dem folgenden ist sonnenklar, daß die Worte *cuius rei* sich auf die ganze in dem vorhergehenden Periodo angeführte Sache beziehen, und folglich nicht etwan also zu übersetzen sind: Die Juden machen noch izo die Figur eines Kreuzes; sondern vielmehr diesen Verstand haben müssen: Die Juden stellen uns noch heut zu Tage ein Bild der zu ihrem

hei

tant. Deus enim percussurus Ægyptios, ut ab ea plaga immunes faceret Hebræos, præceperat his, ut agnum candidum sine macula immolarent, ac signum liminibus suis de sanguine eius imponerent. Itaque quum Ægyptiorum primogenita una nocte interissent; Hebræi soli, signo sanguinis tuti fuerunt, non quia cruor pecudis tantam in se vim gerebat, ut hominibus saluti esset; sed imago fuerat rerum futurarum. Agnus enim candidus, sine macula, Christus fuit, id est, innocens & iustus & sanctus, qui ab iisdem Judæis immolatus saluti est omnibus, qui signum sanguinis, id est, crucis, qua sanguinem fudit, in sua fronte conscripserint. Frons enim summum limen est hominis, & lignum sanguine delibutum crucis significatio est. Was meint nun Lactantius? die mit dem Blute des Osterlamms bestrichnen Oberschwellen der Juden waren ein Vorbild der Gläubigen, die an ihren Stirnen das Zeichen des Kreuzes tragen. Nicht, als ob die Juden ein Kreuz an ihre Thüren gemahlet hätten; das sagt er nirgends: Sondern, weil die Oberschwelle ein

Heil mit dem Kreuz bezeichneten Stirnen der gläubigen Völker vor. Eben so schreibt unser Autor § 40. *Immolatio pecudis, ab iis ipsis, qui faciunt, pascha nominatur ἀπὸ τοῦ πάσχειν, quia* passionis figura *est*: Zu geschweigen, daß Lactantius, wenn die erste Erklärung statt finden sollte, nothwendig also müßte geschrieben haben: *Quod* (sc. signum) *Judæi etiam* &c. Figura signi würde in dem Verstande eine unerträgliche Tavtologie seyn.

ein Bild der Stirne am Menschen, und das mit dem beschützenden Blute des vorbildlichen Lammes befeuchtete Holz der Schwelle, ein Bild des Kreuzes ist, welches Jesus mit seinem Sühnblute besprenget hat. Es ist wahr: die Vergleichung wird ziemlich weit hergeholet. Es ist aber doch Lactantii wahrer Sinn, und eine Anspielung, welche seiner Denkungsart sehr gemäß war. Die Worte Bileams 4 Mos. 23, 19 und Mosis 5 Mos. 28, 66 von denen die erstern in der lateinischen Uebersetzung also lauten: *Non quasi homo Deus suspenditur*; und die andern: *Et erit pendens vita tua ante oculos tuos*, erklärt Lactantius mit andern Kirchenvätern wider alle Redeverbindung von der Kreuzigung Jesu. Dasjenige, was von der Beschneidung der Israeliten durch den Josua Jos. 5, 3 erzählet wird, nimmt er von einer geistlichen Beschneidung an. Der Grund seines Vorgebens ist besonders seltsam. Er zeigt ihn mit diesen Worten an: *Non enim propheta sic ait:* Et dixit Dominus ad me, *sed* ad Iesum, *ut ostenderet, quod non de se loqueretur, sed de Christo, ad quem tunc Deus loquebatur.* Also, schließt er, ist er von der Beschneidung, welche der Meßias gelehret hat, und folglich von der geistlichen Beschneidung die Rede. Der Herr Superint. nimmt bey dieser Stelle Gelegenheit, die Gelehrten anzuzeigen, denen er auch selbst beypflichtet, welche den Gebrauch steinerner Messer bey der Beschneidung behauptet haben. Die Drohun-

hung, welche Jeremias Cap. 15, 9 wider die Einwohner Jerusalems ausspricht: Ihre Sonne soll bey hohen Tage untergehen, zieht Lactantius auf die Sonnenfinsterniß bey dem Leiden Jesu; so deutlich es auch aus den übrigen noch vorhandenen Redensarten ist, daß man einen allegorischen Sinn annehmen müsse. Eben so seltsam werden des Propheten Worte Cap. 17, 9 welche nach den 70 Dolmetschern also lauten; Βαθεῖα ἡ καρδία παρὰ πάντα, καὶ ἄνθρωπός ἐστι, καὶ τίς γνώσεται αὐτόν, von der menschlichen Natur Christi erkläret. Den Namen, der Geist Gottes, legt Lactantius verschiedenemal der zweyten Person der Gottheit bey. Der Hr. Superint. hat diese Stellen bey Marc. 2, 8 angezeigt. Von Pilatus sagt Lactantius, wenn er von der Kreuzigung Jesu redet, *qui tum legatus Syriam regebat.* Den Sinn dieses Ausdrucks untersucht der Hr. Superint. bey Luc. 3, 1.

Wir übergehen das übrige, und sagen nur noch ein paar Worte von den Anecdoten, welche auf dem Titel angezeiget werden. Das meiste davon sind einige Anmerkungen des seel. Hermann von der Hardt über die Absicht der Taufe Jesu, und die bey derselben gehörte göttliche Stimme, Matth. 3, 15 u. f. desgleichen über den Eingang durch die enge Pforte Matth. 7, 13 14, die der Hr. Superint. aus einer noch ungedruckten Schrift desselben *Explicatio difficiliorum quatuor evangelistarum locorum* betitelt, entlehnt. Ferner haben wir ein

Schrei-

Schreiben Willhelm Christoph Kriegsmanns eines Churpfälzischen Cammeraths an einen gewissen Theologum, den der Herr Superint. muthmaßlich für D. Spenern hält, über die Bedeutung des siebenköpfigen Thieres Offenb. 13, 1 u. f. wahrgenommen, welches vermuthlich seine Liebhaber finden wird.

IV.

Joh. Gottfr. Richters P. R. Ichthiotheologie, oder vernunft- und schriftmäßiger Versuch, die Menschen aus Betrachtung der Fische zur Bewunderung, Ehrfurcht und Liebe ihres grossen, liebreichen und allein weisen Schöpfers zu führen. Mit Kupfern. Leipzig 1754, 8, II. Alph. 15 Bogen.

Da es eine große Verwegenheit ist, eine Gottheit bey so offenbaren und so augenscheinlichen Beweisen zu leugnen; so hat man auf verschiedene Mittel gedacht, diesen kühnen Unternehmungen Einhalt zu thun. Die Nothwendigkeit ein vollkommenes Wesen zu erkennen und solches zu verherrlichen, hat die Verehrer desselben gleichsam genöthiget, Beweise von jenem, und Bewegungsgründe zu diesem zu suchen, und solche den Feinden des göttlichen Namens vorzulegen, ob sie etwa dadurch von ihrer Hartnäckigkeit möchten abgekeh-

gekehret werden. Man erwählte zu dem Ende nicht bloße Gründe, welche einzusehen nur ein geschärfter Verstand vermögend ist: sondern man legte auch Gründe dar, welche ein jeder begreiffen kan, der seine Sinnen zu gebrauchen vermag. Man ging dahero in die Welt, und beschaute die in derselben befindlichen Geschöpfe: man richtete seine Augen gen Himmel: man wendete sie auf die Erde: ja man drange mit ihnen in die untersten Oerter derselben. Allerwegen traf man Spuren eines vollkommenen Wesens, das man Gott nennte, an; und bey jeder Art der Geschöpfe muste man erkennen, daß nichts sich selbst hervorgebracht habe, sondern daß ein anderes Wesen, das vollkommener als das Geschöpfe sey, die Ursache von dessen Wirklichkeit enthalten müsse. Wem fallen hier nicht die Physikotheologien ein? Hr. Bertram hat sich die Mühe genommen, eine Geschichte von denselben zu verfertigen *) und dieselbe hat in den folgenden Jahren verschiedene wichtige Beyträge in des Hrn. Rathlefs Akridotheologie, des Hrn. Ahlwards Brontotheologie, des Hrn. Walpurgers Cosmotheologie u. d. m. erhalten.

Voritzo haben wir eine Schrift vor uns, in welcher die Wirklichkeit und Ehre Gottes, aus den Wassergeschöpfen verkündiget und geprie-

*) Man findet sie im dritten Theile seiner vermischten theologischen und philosophischen Betrachtungen auf der 1sten und folg. S.

gepriesen wird: eine Beschäftigung, darinne der Hr. Verfasser nur einen Vorgänger, nemlich den Hrn. Mennander, gehabt hat, der als eine Streitschrift im Jahr 1751 ichthyotheologiæ primas lineas entworfen: eine Beschäftigung, die ihm desto mehr Ehre bringt, weil die Natur der Wassergeschöpfe noch nicht so genau untersucht ist, als die Geschichte derjenigen, die sich auf dem Lande befinden. Wir müssen dem Hrn. Verfasser zum Ruhme nachsagen, daß er keinen Fleiß gesparet, daß er nichts vorbey gelassen habe, was von Fischen kan gesagt werden.

Was ihm an eigenen und langwierigen Erfahrungen fehlet, das hat er mit Zeugnissen bewährter Schriftsteller, deren Verzeichniß fast einen Bogen anfüllet, und durch die Beyträge gelehrter Männer ersetzt, von denen er namentlich den Hrn. Klein in Danzig, die Hrn. Hebenstreit und Kästner in Leipzig, die Hrn. von Bergen und Steinwehr zu Frankfurt an der Oder, rühmt. Aus diesen Hülfsmitteln ist nun eine ausführliche und vollständige Beschreibung von Fischen entstanden, die uns zugleich den Weg zur Erkänntniß und Verherrlichung Gottes bahnet; bey welcher Gelegenheit man die schöne Vorrede des durch andere Schriften berühmten Hr. M. Titius billig zu rühmen hat, in welcher er sich über den Nutzen der Physikotheologien weitläuftig erkläret. Diesen Nutzen, der darinne besteht, daß er das Vergnügen befördert,

dem Aberglauben Einhalt thut, die Erkenntniß natürlicher Dinge erweitert, ermuntert und erbauet, hat auch diese Ichthiotheologie, welche aus zwey Theilen, aus einem allgemeinen und besondern besteht.

Der allgemeine Theil besteht aus vier Büchern, von denen im ersten der Ursprung, das Wesen, die Namen, Arten und Eigenschaften der Fische in zwanzig Capiteln beschrieben werden. Die Mannigfaltigkeit der Sachen erläubet uns nicht, davon mehr als die Ueberschriften und etwas weniges davon anzuführen. Das I. Cap. erklärt den Ursprung und die Schöpfung der Fische. Diese waren nach Hervorbringung der leblosen Welt das erste, womit sich die gütige Hand Gottes beschäftigte. Man hat die Frage aufgeworfen: ob Gott zuerst eine Anzahl von ieder Gattung der Fische in ihren Wässern und Meeren, oder nur zwey von ieder Art, ein Männlein und Fräulein, von welchen alle die übrigen durch die Zeugung entsprungen oder hervorgebracht worden, erschaffen. Dazu hat sonderlich der Befehl des Allerhöchsten 1 Mos. 1, 20 Gelegenheit gegeben, der in seiner Sprache also lautet: das Wasser bringe im Ueberflusse bewegende Thiere hervor, die ein Leben haben: daraus so viel erhellet, daß zum wenigsten viel einzelne Paar von Fischen sind erschaffen worden. Unser Hr. Verfasser tritt mit einigen neuen Weltweisen der letztern Meinung bey, und beruft sich auf Raji Physicotheologie.

Nach

Nach der Schöpfung der Fische wird im II. Cap. ihr Wesen betrachtet; und im III. Cap. wird untersucht, woher die Fische ihre Namen haben. In ihrer Grundsprache führen sie den Namen von vermehren, weil kein Thier sich so sehr als die Fische vermehret. Jedoch findet man in der Schrift nicht, daß ihre Geschlechter mit ihren eigentlichen und besondern Namen, so wie die Thiere auf dem Felde und allerley Vögel unter dem Himmel, von Adam sind benennet worden. Ob es gleich Gott was leichtes würde gewest seyn, die Wassergeschöpfe vor Adam zu bringen; es auch diesem nicht an hinlänglicher Weisheit gefehlet, ihnen Namen nach ihren Eigenschaften beyzulegen: so war es doch Gottes Absicht nicht, die Fische vor Adam zu bringen: sondern er überließ die Benennung der Fische dem Willkühr der Menschen, die den Fischen, welche jedes Land, jedes Meer, jeder Strom künftighin besonders hegen würde, einen Namen, nach ihren Eigenschaften, nach der Aehnlichkeit und Gleichheit mit andern Geschöpfen, oder nach dem Gebrauche und andern Vorfällen geben würden. Im IV. Cap. wird von der Zahl und Menge der Fische geredet.

Obgleich von vielen eine gewisse Anzahl derselben angegeben worden; so ist doch kein Mensch vermögend, alle Arten der Fische und Wassergeschöpfe zu bestimmen. Das Meer, das offenbare allgemeine Wasserbehältniß, ist nicht allein groß und weit, sondern auch so

unerforschlich tief, daß kein Sterblicher dessen Tiefe ergründet. Es werden auch oftmals fremde Fische und Meerwunder gefangen, und von Fischern, Schiffern und Tauchern bekannt gemacht, die man nicht zu nennen weiß. So wenig man nun ein Verzeichniß von allen Wassergeschöpfen geben kan; so wenig ist man auch im Stande, die Berechnung aufs genauste von allen Ländern, Meeren, Seen, Flüssen, Teichen, Morästen, geschweige von allen Gewässern anzuführen. Der sel. Frisch giebt 400 Arten von Fischen an, die in Deutschland sollen anzutreffen seyn. Für die sämmtliche Mark, die dem Könige in Preussen gehört, setzt er 50 Arten. In der Oder hat er 33 Arten gefunden, deren wohl keine Art seyn wird, die er nicht gesehen oder zergliedert hat; unter welchen die Stöhre und Heringe nicht in derselben laichen, sondern aus der See kommen, auch nicht alle Jahre gefangen werden; einige Arten, als der Hering, der Spiegelkarpfen, die Karausche, die Schmerl, der Häßling, die Stinte, der Kaulbaars u. s. w. zwar in der Oder gefangen werden, aber doch selten sind. Krebse und Muscheln werden gar nicht berühret, weil solche zu den schaalichten Wassergeschöpfen gehören. Der Hr. Verfasser führt noch andere namhafte Flüsse, und die in denselben befindlichen Arten Fische an, daraus man die Vielheit und Menge der Wassergeschöpfe erkennet.

Im V Cap. werden die Arten und Geschlechter derselben bekannt gemacht. Der Herr Verfasser theilet mehr als eine Eintheilung derselben mit. Die erste fasset die reinen oder unreinen Fische in sich. Die andere Art respiriret durch die Lunge oder Ohren, entweder mit offenen oder verdeckten Kiefern. Ferner sind einige Fische oder Wassergeschöpfe entweder mit Schuppen oder Floßfedern, mit Floßfedern ohne Schuppen, mit Schuppen und keinen Floßfedern; oder ohne Schuppen und Floßfedern, mit Schalen und Muscheln, mit Leder oder Haaren, oder mit Haut und Horn, oder mit Schilden und Stacheln, Rinden und Schalen, oder vermenget bedeckt. Ferner werden sie abgetheilt, wie sie, entweder allein im Wasser leben, schwimmen, oder sich ansaugen und ansetzen, oder kriechen und liegen, oder kriechen und schwimmen, oder schwimmen und fliegen, oder schwimmen und gehen, oder im Wasser und auf der Erde zugleich leben. Weiter werden besonders die Fische 1) nach ihrer Natur und dem Wasser, darinne sie leben, 2) nach ihrem Stande und Aufenthalte, 3) nach ihrer Gestalt und Größe, 4) nach ihrer Seltenheit und besondern Eigenschaften, 5) nach ihrer Vollkommenheit und Schönheit, 6) nach ihrer Nahrung, 7) nach ihrem Nutzen abgetheilt. Endlich bringt noch der Hr. Verfasser die Abtheilung der Fische in der Oder und in der Mark, nebst der Abtheilung, die Hr. Klein, Linnäus und Ar-

 tedi

redi von ihnen macht, vor. Das sechste Capitel ist sehr weitläuftig, und es werden darinne die Stücke und Theile der Fische betrachtet. Dieselben sind entweder äusserlich, welche in die Augen fallen, oder innerlich. Jene sind 1) der Kopf, 2) der Leib, 3) der Schwanz, 4) die Floßfedern, 5) Haut und Schuppen, 6) die natürlichen Oeffnungen, 7) die besondere Abzeichnung eines ieden Fisches. Ein ieder dieser Haupttheile hat wieder seine besondern Theile. Also hat der Kopf das Maul, die Lippen, die Kinnbacken, den Barth, die Nase, die Augen, Ohren, Backen, Knöchel, den Hals und Unterkehle, oder den Kropf. Bey dem Leibe, als dem nutzbarsten Theile des ganzen Fisches, sind seine Theile, als Brust, Bauch und Rücken, dessen Grösse, Gestalt und Schönheit zu betrachten. An dem Schwanze, als dem grossen Werkzeuge der Bewegung, sind das Gefieder, seine Grösse, Stärke, Gestalt, Mannigfaltigkeit und der Nutzen zu bemerken. An den Floßfedern, oder wie sie die Fischer heissen, an den Finnen, sind die Zahl der Federn, ihre Lage, Unterschied und Mannigfaltigkeit, ihre Befestigung und Stärke, ihre Gestalt und Farben, und dann letzlich ihr Nutzen zu betrachten. An der Haut, den Schuppen und Schildern, welche den Fischen darzu dienen, daß sie dieselben bedecken, wird ihre Beschaffenheit, ihr Nutzen, ihre Farben, Figur, Ordnung, Erhöhung und Lebhaftigkeit bemerket. Ihre natürlichen Oeffnungen sind

von

von dreyerley Art. Einige nehmen die Luft ein und geben sie von sich: andere sind Oeffnungen des Saamenganges: durch andere gehet der Unrath weg. Bey den besondern Abzeichnungen der Fische muß man die gemeinen und bekannten, wie auch die besondern und seltenen in Obacht nehmen. Jene sind Flecken, Puncte, Streifen und Bänder, Sterne, Augen, Linien, Spiegel, Stacheln, Steine in und auf der Haut, Rüssel, Schnautzen und Schnäbel. Diese sind Schwerdter, Hörner, Haare, Flügel, Hände und Beine, Brüste, Gesichte, Krone, Schild, Harnisch oder Panzer, Küraß oder Sturmhaube. Was aber die innerlichen Theile anbelangt; so sind dieselben die Zunge, die Zähne, das Gehirn, das verlängerte Mark, das Steinlein im Kopfe, die Knöchel im Kopfe samt dem Genicke; das Herz, das Blut, die Puls- und Blutadern, die Sennadern oder Nerven, die Muskeln oder Mäuslein, das Fleisch, die Drüsen, der Schlund, der Magen, die Gedärme, das Netz und Gekröse, das Fett, die Leber samt der Galle, die Milz und Nieren, die Blase, die Saamengefäße und Geburtsglieder, die Knochen, als die Wirbelknochen, die Ribben, die Gräten.

Das VII. Cap. ist der Zeugung, Vermehrung und dem Wachsthume der Fische gewidmet. Diese sind wunderbar und erstaunend. Einige werfen lebendige Junge; einige lassen die Eylein oder den Rogen ins Wasser streichen,

 aus

aus welchen die jungen Fischlein hervorschliessen. Bey den Wallfischen geschiehet die Zeugung wie bey andern Thieren: Hingegen geschicht sie bey den andern vermittelst der Eylein oder des Rogens. Die Erfahrung hat sie also angemerkt. Wenn sich die Fische begatten wollen, so schlängeln sie sich und spielen mit den Köpfen zusammen. Der Rogner läßt den reiffen Saamen als einen Striezel von sich gehn oder schiessen; die Milchner aber ihre Milch in eben dem Augenblicke, da sie mit einander scherzen, zu der Zeit, welche die Natur zu ihrer Laiche bestimmt. Der Saame von beyden vermischt sich, klebet zusammen, bleibt an einem Halme, Blatte, Fasen oder Reiserchen hangen; in drey Tagen werden die Augen lebendig und geht die Laiche aus. Hier trägt der Fisch viel hundert, ja viel tausend Eylein bis zur völligen Reife bey sich. Viel hundert tausend Millionen werden indessen durch den Fang zernichtet, davon keine Brut entstehet: und es kommen doch so unzählbare Millionen Fische zum Leben. Der Fisch läßt seinen Saamen ohne einige Behutsamkeit und Überlegung in die wilde See. Die Wellen mögen noch so sehr stürmen; so bekümmert er sich nicht, wo sie bleiben, oder wie die Brut auskommen und Nahrung finden werde. Die befruchteten Eylein bleiben hie und da, gleichsam als verloren hängen. Keine Mutter bebrütet sie; kein Vater bekümmert sich um sie; sie selbst fürchten weder Sturm noch Regen,

weder Donner noch Wetterleuchten; und sie gedeyhen doch in 72 Stunden. Im VIII. Cap. wird von Erhaltung und Versorgung der Fische nach iedes Eigenschaft geredet. Da dieselben in sarcophagos, Fisch- und Fleischfressende, in pamphagos, alles fressende, und in monophagos oder idiophagos, sich selbstfressende abgetheilet werden: so hat Gott ihnen den Trieb gegeben, an verborgenen Orten ihr Futter und Fraß zu suchen. Er hat ohne einigen Unterricht und Anweisung, ieder Gattung auch die ihrem Cörper convenablen Glieder dazu gegeben; auch Fraß und Futter also eingerichtet, daß allezeit Vorrath da ist, und so viel tausend Heere Fische keinen Mangel leiden. Im IX. Cap. von der Fische Schwingen, Gleichgewichte und Bewegung, werden die eigentlichen Werkzeuge der Bewegung und des Schwimmens, der Fische Gleichgewichte und Schwere, der Widerstand des Wassers, das Steigen, Fallen, Fortrudern und Stillestand betrachtet, und die Stärke des Schwanzes und der Floßfedern, der Rücken- und Springfeder; nebst dem Mittelpuncte der Schwere in Erwägung gezogen. Das X Cap. handelt von der Fische Athemholen und Respiration im Wasser. Weil die Fische selbst im Wasser leben und darinne Athem holen, die Luft das Wasser drücket, das Wasser aber selbst über 800 mal schwerer als die Luft ist; so erhellet hieraus, daß die Respiration bey den Fischen, Kraft ihres Widerstandes schwerer, als bey

andern Thieren seyn müsse. Jedoch hat Gott ihre Gliedmassen so eingerichtet, daß es ihnen nicht schwer ankommt. Denn Luft haben die Fische in sich, und zwar mehr als ein ander Thier. Die Luft dehnet sich aus: und Kraft derselben stehen sie mit dem Wasser im Gleichgewichte. Die Luft aber athmen die Fische ein und aus, vermöge ihres Mauls und ihrer Kiefern, weil diese mit viel und kleinen Oeffnungen versehen sind, da die Luft und Dünste durchgehen können; doch kleiner, als daß des Wassers dicker Körper einen Weg dadurch findet. In den Kiefern sind tausend Schöpfröhrchen, wodurch die Luft eingezogen wird. Diese geht hernach durch kleine Zweige in die Luftröhre des Herzens: von diesen kömmt sie in die grosse Pulsader, und von dar so weiter in andere. Ob aber gleich die Fische überhaupt viel Luft in sich haben, so respiriren dennoch einige mehr oder weniger als die andern. Von der Fische Ton, Schall um stummförmigen Aehnlichkeit findet man Nachricht in dem XI. Cap. und zugleich einen kurzen Auszug aus der Mantissa des Hrn. Kleins de sono & auditu piscium. Im XII. Cap. wird das Schmecken der Fische untersucht. Dieses hat seinen Sitz in den Nervenwärzlein, welches Malpighius und Fracassatus in Menschen, Thieren und Fischen zu gleicher Zeit untersucht und beschrieben haben. Nun hindert zwar das Wasser den Geschmack. Man weiß aber, daß lebendiges Fleisch, Kraut und

Gras, so lange es wächset, grün ist und fette Erde hat, seinen eignen Geschmack behält und der Fische eigne Speise ist. Von dem Geruche der Fische unterrichtet uns das XIII. Cap. Solcher ist desto wunderbarer, da das Wasser sonst den Geruch hindert. Allein es haben gelehrte Naturforscher erwiesen, daß wenn der Geruch stark ist, der Ausfluß der subtilen Materie die ihn verursacht, sehr dichte bey einander verbleiben müste, und sich nicht viel ausbreiten dürfe. In dünner und leichter Luft geht dieses nicht an, wohl aber im Wasser. Denn das Wasser zieht den Geruch an sich, lässet solchen auch nicht so leicht fahren, und bringt ihn dicht an die Nase. Daß die Fische ein Gefühl haben, wird im XIV. Cap. aus ihrem Barte oder Fühlhörnern erwiesen: und weil daraus eine Empfindung entsteht; so wird im XV. Cap. von ihrer Empfindung, Vorstellung und Erinnerungskraft gehandelt, welche schon längst **Oppianus** bey ihnen bemerket hat. Eben derselbe hat bey ihnen Temperamente und Affecten wahrgenommen, davon im XVI. Cap. einige Beyspiele angeführt werden. Von der Klugheit der Fische, davon wie von ihrer List und Ordnung im XVII. Cap. geredet wird, ist ihr Wittern, wie es in der Sprache der Fischer heißt, Zeuge. Von ihrer Ordnung als der Tochter der Klugheit, haben die Naturforscher aufgezeichnet, daß eine iede Geschlechtsart ihren Leiter, Führer und König habe. Im achtzehenden Capitel werden einiger

ger Fische ganz besondere Eigenschaften angeführet. Hierzu gehört das Wiederkäuen des Scarus, einer Art Meerbrachsen; die schlafmachende Kraft des sogenannten Zitterfisches, der alle Fische, die er berührt, entkräftet und schlafend macht, auch die Hand und den Leib dessen der ihn anrühret, nicht nur unmittelbar, sondern auch vermittelst des Angels oder der Netze selbst, wenn anders den Fischern zu glauben ist, in zitternde Bewegung und Entschlafung bringt. Weiter gehören hieher die giftigen Fische, als die Seekatze, der Seeadler, der Seescorpion; die unflätigen Fische, als der Blackfisch, der Goldstein, die Meerbarbe, die Tiburine, die Seelamprete, der Blutfluß bey den Schleyen, den Schmerlen, der Barbe; die stinkenden Fische, als die Meerspille (scolopendra); die wohlriechenden Fische, als die Aesche, der Eperlan oder Schmelt auch Röterlein. Im XIX. Cap. wird von dem Schlafe und der Ruhe der Fische geredet. Aus der Erfahrung weiß man, daß sie einen sehr leisen Schlaf haben, geschwind erwachen, und in dem Augenblicke wittern; daß einige einen festen Schlaf haben, des Tages schlafen und des Nachts rauben; daß ihr Schlaf an vier Stunden daure, nemlich zwey Stunden vor, und zwey Stunden nach Mitternacht; daß der Fisch vor zehn Uhr des Abends, und nach zwey Uhr des Morgens wittere. Das XX. Cap. von den Krankheiten, Gebrechen und dem Tode der Fische, hat

zwo

zwo Absätze; einen von ihren Krankheiten, den andern von ihrem Ableben. Jene sind entweder epidemisch und betreffen einen ganzen District, See oder Fluß; oder nur besonders, und es leiden nach selbigen einige Gattungen der Fische. Allgemeine Krankheiten sind eine besondere Strafe Gottes, die sich aber auch bey großen und harten Wintern, wenn erst ein starkes Eis frieret, darauf es etwas bethauet, und das Wasser darüber steht, alsdann aber wieder dergestalt frieret, daß der Fisch ersticken muß; bey garstigen stinckenden Nebeln, nach großen Ueberschwemmungen und darauf stehenden und stinkend werdenden Wassern; wenn viel Hanf in Seen und Wässern erweichet; bey Schwefelsammlen; durch Erdbeben ereignen. Besondere Krankheiten aber treffen nur einige Gattungen von Fischen, oder nur einige Theile und Glieder derselben. Also haben die Rothaugen die Pocken, die Neunaugen im Sommer die Raude, die Schleyen und Schmerlen den Monatfluß, andere Filzläuse, andere die Täntas. Die Forelle bekommt ein Fell über die Augen, so bald sie erkrankt oder abstehen will. Was aber ihr Absterben betrifft, so werden sie gefangen, geschlachtet und gegessen; oder von andern gefressen; oder sie haben Ruhe, entgehn dem Raube ihrer Feinde, und leben lange; endlich aber stehen sie ab und sterben.

Nachdem der Hr. Verfasser in diesen Capiteln die Schöpfung, das Wesen, die Arten

und

ger Fische ganz besondere Eigenschaften angeführet. Hierzu gehört das Wiederkäuen des Scarus, einer Art Meerbrachsen; die schlafmachende Kraft des sogenannten Zitterfisches, der alle Fische, die er berührt, entkräftet und schlafend macht, auch die Hand und den Leib dessen der ihn anrühret, nicht nur unmittelbar, sondern auch vermittelst des Angels oder der Netze selbst, wenn anders den Fischern zu glauben ist, in zitternde Bewegung und Entschlafung bringt. Weiter gehören hieher die giftigen Fische, als die Seekatze, der Seeadler, der Seescorpion; die unflätigen Fische, als der Blackfisch, der Goldstein, die Meerbarbe, die Tiburine, die Seelamprete, der Blutfluß bey den Schleyen, den Schmerlen, der Barbe; die stinkenden Fische, als die Meerspille (scolopendra); die wohlriechenden Fische, als die Aesche, der Eperlan oder Schmelt auch Röterlein. Im XIX. Cap. wird von dem Schlafe und der Ruhe der Fische geredet. Aus der Erfahrung weiß man, daß sie einen sehr leisen Schlaf haben, geschwind erwachen, und in dem Augenblicke wittern; daß einige einen festen Schlaf haben, des Tages schlafen und des Nachts rauben; daß ihr Schlaf an vier Stunden daure, nemlich zwey Stunden vor, und zwey Stunden nach Mitternacht; daß der Fisch vor zehn Uhr des Abends, und nach zwey Uhr des Morgens wittere. Das XX. Cap. von den Krankheiten, Gebrechen und dem Tode der Fische, hat

zwo

zwo Absätze; einen von ihren Krankheiten, den andern von ihrem Ableben. Jene sind entweder epidemisch und betreffen einen ganzen District, See oder Fluß; oder nur besonders, und es leiden nach selbigen einige Gattungen der Fische. Allgemeine Krankheiten sind eine besondere Strafe Gottes, die sich aber auch bey großen und harten Wintern, wenn erst ein starkes Eis frieret, darauf es etwas bethauet, und das Wasser darüber steht, alsdann aber wieder dergestalt frieret, daß der Fisch ersticken muß; bey garstigen stinckenden Nebeln, nach großen Ueberschwemmungen und darauf stehenden und stinkend werdenden Wassern; wenn viel Hanf in Seen und Wässern erweichet; bey Schwefelsammlen; durch Erdbeben ereignen. Besondere Krankheiten aber treffen nur einige Gattungen von Fischen, oder nur einige Theile und Glieder derselben. Also haben die Rothaugen die Pocken, die Neunaugen im Sommer die Raude, die Schleyen und Schmerlen den Monatfluß, andere Filzläuse, andere die Tänias. Die Forelle bekommt ein Fell über die Augen, so bald sie erkrankt oder abstehen will. Was aber ihr Absterben betrifft, so werden sie gefangen, geschlachtet und gegessen; oder von andern gefressen; oder sie haben Ruhe, entgehn dem Raube ihrer Feinde, und leben lange; endlich aber stehen sie ab und sterben.

Nachdem der Hr. Verfasser in diesen Capiteln die Schöpfung, das Wesen, die Arten

und Eigenschaften der Fische betrachtet hat; so kömmt er im andern Buche auf ihren mannigfaltigen Gebrauch und Nutzen. Der erste Gebrauch äußert sich in dem Vergnügen und Ergötzlichkeiten der Menschen mit denselben, welches der Inhalt des I. Cap. dieses Buches ist. Dieses erwächst aus der Betrachtung ihrer schönen Glieder, ihrer wundervollen Vermehrung und Zeugung, ihrer Erhaltung und Versorgung, ihrem Gleichgewichte und Bewegung, ihrer Klugheit und List, ihrer seltenen Eigenschaften, u. d. g. Einige zergliedern die Fische, beschreiben ihre Gliedmaßen, betrachten ihre Blut- und Saamengefäße, ihre Werkzeuge zum Sehen und Hören, und was ihnen der Schöpfer noch mehr verliehen. Sie zeigen sie denen in Bildern, welche nicht Gelegenheit haben, solche im Leben zu sehen; sie trocknen, pressen und verwahren sie auf folgende Zeiten. Viele vergnügen sich mit ihrem Fange, viele mit ihrer Aetzung und Speisung. Aus diesem Vergnügen entsteht die durchgängige Begierde der Menschen nach Fischen, die der Inhalt des II. Cap. ist. Sie rühret daher, weil die Fische ein süßes Fleisch haben, weder Schärfe noch Säure in den Magen übrig lassen, wenigere Zubereitung als andere Speisen erfodern, und weil das Salz, womit sie gewürzt und gesotten werden, den Appetit zum Trunke erweckt; ja weil sie leicht zu verdauen sind.

Indes-

Indessen hat bey dem durchgängigen Appetite einer eine besondere Begierde zu diesem und jenem Stücke und Gliede der Fische, oder zu dieser oder jener Art derselben. Allein es fehlet auch nicht an Personen, welche einen Abscheu vor Fischen tragen. Herodotus beleget sie mit dem Namen απιχθυες, und Erasmus selbst hat keine gegessen. Dergleichen Beyspiele werden im III. Cap. angeführt, im IV. Cap. aber von dem unterschiedenen Geschmacke des Fischfleisches geredet. Obgleich dasselbe süsse ist: so findet man doch verschiedene Arten ihrer Süßigkeit. Also schmecken süß wie frisch Johannisbrodt die Schmerlien und Gründlinge, wie Schweinesleisch der Stöhr, wie Rindfleisch abgedorrete Lachse, wie Manna der Kaulbaars, wie Milch der Welz, wie Weizen oder Semmelsüß der Karpfen, wie Mandeln der Barbe, wie eine Nuß der frische Hering. Von der so leichten Verwesung des Fischfleisches wird im V. Cap. gehandelt. Man sollte glauben, daß die öhlichten und schweflichten Theilchen, woraus das Wesen der Fische bestehet, der Fäulniß widerstehen müßten. Allein, da diese in den meisten Fischen sich kaum wie 1 zu 9 verhalten: so sind sie zu wenig, die wäßrichten und irdischen Theile der Fäulniß zu entziehen, welche die feuchte Wärme befördert, und dieselben in ihr erstes Wesen auflöset. Weil nun in den Köpfen die meisten wäßrichten und folglich auch luftigen, nebst irdischen und andern Theil-

chen enthalten sind; so gehet auch die Verwesung gemeiniglich am Kopfe eher an. Im VI. Cap. wird aus dem Beyspiele der Störe, des Elblachses und der Heringe erwiesen, daß Fische von Natur getrieben aus einem Wasser ins andere treten, und sich mehr als dreyßig Tagereisen von ihrer Heimath entfernen. Die mancherley Arten Fische zu fangen, und das Recht zu fischen werden im VII. Cap. beschrieben, welches ein Merkmal der Herrschaft ist, die Gott dem Menschen über die Fische gegeben hat. Man gebraucht zu einem Fischfange gewöhnlichermaßen die Reusen, Angeln, Hamen, Netze, Garne, Katzen, welche gewisse Machinen von Schleusen sind, die fast wie ein Irrgarten in einander herumgehen, und hinten immer spitziger zukommen; hundert andere Arten zu geschweigen, welche zuläßig und ehrlich; hingegen aber Kuckelskörner, Hanfspreu, Bilsensaamen, ungelöschter Kalk, Reigerschmalz, Hauswurzelsaft, Kienfackeln unzuläßig und höchst strafbar sind. Bey den Chinesern geschieht die Fischerey mit einem Vogel Loumwa genannt. Wenn aber die Zeit, Fische zu fangen, sey, da sie recht fett und eßbar sind, wird im VIII. Cap. angezeiget, und da muß man die Fangzeit von der Laich- und Streichzeit wohl unterscheiden. In den übrigen Capiteln wird von dem Nutzen der Fische umständlicher gehandelt, als im IX. von dem Gebrauche und überausgroßen Nutzen der Fische und ihrer Theile in allen Ständen, bey allen

Men-

Menschen, in allen Ländern; im X. vom Gebrauche der Fische in der Haushaltung; im XI. vom Gebrauche der Fische zur Kleidung und andern Dingen, im XII. vom Gebrauche der Fische in der Arzneykunst, im XIII. in der Wappenkunst, im XIV. in der Meßkunst, im XV. in der Meteoroscopie, im XVI. in der Geschichtskunde, besonders in den Alterthümern. Gleichwie aber der Gebrauch der Fische sehr weitläuftig ist; so bleibt er auch nicht von dem Mißbrauche frey. Der Hr. Verfasser hat diesen im XVII. Cap. angegeben und gezeiget, wie er sich äußere im gemeinen Leben, wenn sie mit Undank und Unmäßigkeit genossen, oder wenn sie zur Wollust, Hoffart und zum Geize angewendet werden; bey Obern, wenn sie dem gemeinen Manne ihre hergebrachten Freyheiten im Fischfangen benehmen; bey Gelehrten, wenn sie die Fische und ihre Jura unrecht gebrauchen; in der Religion, wenn sie zur Abgötterey gemißbraucht werden; endlich wenn man Gott für den reichen Ueberfluß der Fische so wenig dankt, wenn man bey demselben nicht vergnügt ist, geschweige die Fische einiger Betrachtung würdiget. Der Ueberfluß an Fischen wird im XVIII. Cap. aus Anführung der fischreichen Wasser in allen vier Welttheilen erwiesen; und da ein Wasser fischreicher ist als das andere, welches von dem gesunden Wasser, den nahrhaften Quellen, den einfallenden fischreichen Strömen und Seen, der gesunden Luft, dem fruchtbaren Boden,

der angenehmen Lage, und von der glücklichen Himmelsgegend kommt; so hat Gott diesem oder jenem Lande besonders dadurch wohl thun wollen. Indessen muß man nicht schliessen, wo Wasser ist, da müssen auch Fische seyn. Im XIX. Cap. werden fischlose Wasser genennet, wo gar keine Fische zu finden sind, dabey man die Güte Gottes so weit wahrnimmt, daß es derselben, in Vergleichung der fischreichen sehr wenig giebt. Im XX. Cap. werden die Raubfische und Feinde beygebracht, welche die Fische an ihres gleichen, an den Vögeln, an Insecten, an vierfüßigen Thieren, ja an den Menschen selbst haben.

Nun kömmt der Hr. Verfasser seinem Endzwecke näher, und handelt im dritten Buche von den göttlichen Absichten bey den Fischen; von dem, was in der Bibel davon gedacht wird; von Fischerrechten, Fischhandel, und was dahin einschlägt. Ob er gleich bey einem jeden Capitel die Offenbarung der göttlichen Herrlichkeit durch die Fische gezeiget hat; so handelt er doch besonders im I. Cap. von den Endzwecken Gottes, warum er die Fische erschaffen. Dieselben sind nicht allein die Offenbarung seiner Herrlichkeit, unser Leben, unsere Erhaltung und unsere Glückseligkeit; sondern auch dieses, daß durch der vielen Fische Bewegung das Wasser desto eher vor der Fäulung bewahret bleibe. Besonders erkennet man die Liebe und Güte Gottes in der geschenkten Herrschaft über die Fische: und den Reichthum

thum in der unzählbaren Fruchtbarkeit der Fische; dessen Strafgerechtigkeit, wenn er seine Geschöpfe im Meer, theils großen Völkern und Ländern, theils besondern Personen zur Strafe schickt, wie dieses im II. III. IV. Cap. ausführlich gezeiget wird. Von dem letztern ist das Fischsterben in Egypten ein Zeuge, welches nach dem Inhalte des V. Cap. eine Strafe für das Volk war, theils weil der König ansehnliche Einkünfte von den Fischen, sowohl des Nils als der See Möris hatte, theils weil der Egyptier gröste Nahrung Fische waren, und ganze Völker in Niederegypten bloß von Fischen lebten.

Auf Seiten der Fische wird die Majestät Gottes kenntbar, durch ihren Gehorsam, wenn sie sich auf sein Wort versammlen, seinen Befehl auszurichten, und durch ihr Zittern vor dem Angesichte des Herrn bey einem starken Donnerwetter, davon das VI. und VII. Cap. redet. Mit dem VIII. Cap. fängt der Herr Verfasser an, die Stellen in der Offenbarung zu erläutern, darinne der Fische gedacht wird. Dahero wird in diesem Cap. von verbotenen und erlaubten Fischen; im IX. Cap. von Behemoth und Leviathan, Hiob XL. welche das Nil oder Flußpferd und der Crocodill seyn soll; im X. Cap. von dem Fische, der Jonam verschlungen, der ein Cachelot oder Potfisch gewesen ist; im XI. von dem Fische der Tobiam fressen will, und welcher der Sandspiring und der daher benannte Tobiasfisch gewest

 ist;

ist; im XII. Cap. von dem reichen Fischzuge Petri, Luc. 5, 1, im XIII. Cap. von dem Fische, in dessen Munde Petrus Geld gefunden hat, Matth. 11, 24-27, im XIV. Cap. von der wunderthätigen Speisung des Heylandes mit zweyen Fischen und wenig Brodten, Joh. 6, 9-11, im XV. von dem wundervollen Fischmale des Erlösers, Joh. 21, 9, im XVI. Cap. von berühmten Fischern, besonders von den sieben Zeugen der Auferstehung Jesu Christi aus Joh. 21, 2 gehandelt. Von diesen letztern wendet sich der Herr Verfasser auf besondere Personen und Völker, Oerter und Länder, Flüsse und Seen, so vorzüglich von Fischen bekannt sind und daher den Namen führen; denen das XVIIte Cap. gewidmet ist. Im XVIII. Cap. wird der Fischhandel und dessen Reichthum beschrieben, der entweder mit frischen, oder mit gedorrten, geräucherten, gepöckelten und marinirten Fischen, mit Fischhäuten, mit Fischbein, mit dem Steinlein im Kopfe der Fische, mit Wallrath, mit der Fischblase, mit dem Fischrogen, mit der Fischlache, mit der Fischlacke, mit der Fischschwärze und mit dem Miste von Fischen getrieben wird. Damit ein solcher Handel gut von statten gehe, so werden im XIX. Cap. die Arten, die Fische einzusalzen, zu pöckeln, zu mariniren, zu trocknen und zu pressen gelehret, auch zuletzt im XX. nach Art des seel. Fabricius die Sprüchwörter von Fischen angeführet.

Es

Es ist noch das vierte Buch übrig, in dem von fabelhaften, fremden und wunderbaren Fischen geredet wird. Zu den fabelhaften Fischen, die im I. Cap. beschrieben werden, gehört z. E. der piscis ἀνθρωπόμορφος des Aldrovandus und Jonston, der erdichtete Fisch der Juden von 300 Meilen, die Frösche mit Schwänzen, der safrangelbe Vogel Hoancioyn, der des Sommers auf dem Gebirge sein Futter sucht, den Herbst sich ins Meer begiebt und ein Fisch von delicaten Geschmacke wird, wie auch andere mehr, welche man im Theatro Europæo, beym Francisci, Happelius, Plinius, Aldrovandus und Jonston findet. Das II. Cap. erzehlet die grossen Fische, als den Wallfisch u. a. m. führt auch einige Beyspiele von Fischen ausnehmender Grösse an: welchen im III. Cap. die sehr kleinen Fische, die man mit blossen Augen sehen kan, z. E. die Schmerl, der Gründling, der kleine Weißfisch, und solche welche die Naturkündiger mit Vergrösserungsgläsern entdeckt haben, an die Seite gesetzt sind. Diejenigen, welche wunderbare Fische, Mißgeburten und sogenannte Meerwunder sind, trifft man im IV. Cap. und im V. die fremden, ungenannte und unbekannte Fische an. Das VI. Cap. erzählt die Fische, welche ansaugen und schwimmen, als die Lamprete, Neunaugen, der Lump, der Seehaase, der Saugfisch, darzu auch die Schaalfische gehören. Der vornehmste unter denen ist der Krebs, welcher nebst andern dieser Art im VII.

Cap. beschrieben wird. Diejenigen Fische aber und Wassergeschöpfe, welche fortschieben und schwimmen, kan man aus dem VIII. Cap. lernen kennen, so wie aus dem IX. Cap. die Wassergeschöpfe, welche kriechen und schwimmen, als die Lamprete, Neunaugen, Aale, Meeraale, Muränen der alten Römer, ingleichen die Wasserschlangen u. s. w. Fische welche fliegen und schwimmen, die Selavim werden im Xten Cap. angegeben. Sie sind keine Amphibia, wie z. E. die Schildkröte, deren Natur wie der Seekuh ihre und anderer, aus dem XI. Cap. zu erlernen sind. Die Auster- Perlen- Corallen- Agtstein- oder Börnstein-fischerey werden vom XII. bis XV. Cap. sattsam bekannt gemacht. Das XVI. Cap. erzählt Fische in Schiefern und Steinen; und im XVII. Cap. werden die Sinnbilder welche die Alten von Fischen genommen haben, angeführt.

Aus allen diesen, und denen in den vorhergehenden Cap. abgehandelten Wahrheiten wird im XVIII. Cap. die Anwendung auf die Betrachtung der göttl. Majestät, besonders der Allmacht, Weisheit und Güte Gottes gemacht, mit der Vermehrung des Hechts erläutert, und dadurch der Mensch im XIX. Cap. zur Ehrfurcht und Ehrerbietung, zur Liebe und zum Vertrauen gegen Gott ermuntert. Endlich trifft man im XX. Cap. ein vollständiges Lexicon aller Fische in Meeren, Seen, Flüssen, Strömen und Teichen der bekannten Welttheile,

le, so viel uns bisher die Erfahrung kund gemacht hat, an, welches aus dem Aelian, Aristoteles, Plinius, Oppianus, besonders aber aus Hr. Kleins Ichthiologie genommen ist. Aus diesem sehr weitläuftigen Verzeichnisse hat der Hr. Verfasser fünf und zwanzig Stücke herausgenommen, und in dem besondern Theile der Ichthiotheologie zergliedert, poetisch, und in ungebundener Rede beschrieben. Es sind folgende; 1) der Stöhr, oder Stier, der stumme Rhodischer, Acipenser, Sturio, Ellops Rhodius, 2) der Wals, Silurus, 3) der Hecht, Lucius, 4) der Saut oder Zander, Sandbaars, Lucio-Perca, 5) der Baars, Perca, 6) der Karpfe, Carpio, Cyprinus, 7) die Barbe, Barbus, 8) der Bley oder Brassem, Brama, Cyprinus, Latus, 9) die Schley, Tinca, 10) der Aal, Anguilla, 11) die Neunauge, Petromyzon, 12) die Forelle, Trutta, 13) der Lachs, Salmo, 14) der Rapen, Corvus, capito fluviatilis, 15) die Karauße, Cyprinus imberbis, 16) die Sichel, Gobelinus, Saperda, cyprinus imberbis, 17) die Moräne, Marena, 18) der Häßling, Sopratus minor, 19) die Schmerl, Cobitis omnium nobilissima, 20) der Gründling, Fundulus, 21) der Peißker, cobitis barbata, 22) Stichlinge, Pungitii, 23) Stinte, Leurisci argentei minimi, 24) Bütterlinge, Elritzen, Wetterfischlein, Apuæ, 25) die Aalmutter, Mustela vivipara.

Aus diesem Entwurfe kan man auf den grossen Fleiß den der Hr. Verfasser auf die Beschreibung der Fische gewendet hat, und auf seine weitläuftige Belesenheit einen sichern Schluß machen. Wir haben nur von seinen vorgetragenen Wahrheiten einen Schattenriß gemacht, weil uns die Mannigfaltigkeit der Sachen genöthiget, kurz zu seyn: Jedoch verhoffen wir, einige begierig gemacht zu haben, eine so angenehme und vergnügende Schrift selbst zu lesen.

V.

Historia de usu symbolorum in sacris publicis.

das ist:

D. Joh. Rudolph Kieslings, P. P. O. zu Leipzig, Geschichte von dem Gebrauche der Glaubensbekenntnisse der ältern und neuern christlichen Kirchen bey den öffentlichen gottesdienstlichen Handlungen. Leipzig 1753. 18 Bogen, in 8.

Diese lesenswürdige Abhandlung ist um so viel beträchtlicher und brauchbarer, je weniger man eine Schrift von dieser Art findet. Da der Herr Verfasser wahrgenom-

enommen, daß sich die meisten Schriftstel:
er theils mit der Geschichte, theils mit der
Erklärung der Glaubensbekenntnisse, als des
postolischen, des nicänischen, des con:
tantinopolitanischen und des athana:
ianischen beschäftigen; so hat er es vor
nöthig erachtet, eine vollständige Nachricht
von dem Gebrauche derselben in den gottes:
dienstlichen Handlungen mitzutheilen. Die:
se Schrift ist in verschiedene Abschnitte ab:
getheilet, die wir nach ihrem wesentlichen In:
halte erzählen wollen.

Der 1ste Abschnitt bestehet aus 11 Sphen von S. 1:36, redet überhaupt von den Ver:
fassern, der Absicht und dem Nutzen der ange:
zogenen Glaubensbekenntnisse und bestreitet
die Meinungen des Schelstrate von dem
geheimen Gebrauche des apostolischen Be:
kenntnisses in der ersten Kirche. In dem
2ten Abschnitte im ersten Theile wird in 32
Sphen S. 37:126 von dem Gebrauche des
apostolischen Glaubensbekenntnisses gehan:
delt. Einmal hat man in der ersten christ:
lichen Kirche dieses Glaubensbekenntniß zur
Unterweisung der Säuglinge in Christo, oder
der Catechumen gebrauchet, wie mit vielen
Zeugnissen der Kirchenväter erwiesen wird.
Denn da diese Catechumenen schon erwachsene
Leute gewesen; so war es nöthig, sie in den
wichtigsten Lehren des Glaubens zu unter:
richten, ehe sie durch die heilige Tauffe in die

Ge:

Gemeinschaft der Christen könnten aufgenommen werden. Ferner hat man dieses Glaubensbekenntniß bey der Tauffe der Catechumenen sowohl als der kleinen Kinder zum Grunde gelegt; doch mit dem Unterschiede, daß solches die ersten mündlich bey der Taufhandlung gesprochen, bey den letztern aber dasselbe von dem Priester hergelesen, und von den Taufzeugen im Namen der Täuflinge mit ja beantwortet worden, wie dieses noch in unsrer Kirche gewöhnlich ist. Doch bemerket der Herr Verfasser hier einen Unterschied, daß die Catechumen, wenn sie etwa kein gutes Gedächtniß gehabt, nur einen kleinen Auszug aus mehrgedachtem Glaubensbekenntnisse auswendig gelernet, und solchen öffentlich gesprochen; wie er aus dem Cyrillus Hierosolymitanus anführet. Weiter hat man dieses Glaubensbekenntniß in der ersten Kirche bey der Firmelung gebrauchet, da es die erwachsenen Personen herbeten und ihren Glauben dadurch bestärken musten. Der Herr Verfasser geht bey dieser Gelegenheit auf die Gewohnheit der Firmelung, und zeiget die Ursachen, warum man dieselbe in der englischen und in vielen niedersächsischen Kirchen beybehalten, aber in Obersachsen abgeschafft habe. Der Grund ist, daß man römischcatholischer Seits in dem Buche Interim genannt, diesen Gebrauch den Lutheranern, als ein wirkliches Sacrament aufdringen wollen: daher man für gut angesehn hat,

den-

enselben abzuschaffen. Endlich hat man auch dieses Glaubensbekenntniß in den öffentlichen Kirchenversammlungen abgesungen, aber es nicht als ein wesentliches Stücke bey dem Heiligen Abendmale angesehn.

Der 2te Theil besteht aus 11 Sph. S. 127-154 und redet von dem nicänischen Glaubensbekenntnisse. Es wird erwiesen, daß dasselbe das apostolische zur Regel habe, und nur durch einige Zusätze wegen der arianischen Irrthümer erweitert worden. Man hat es sogleich in den morgenländischen Kirchen mit allgemeinem Beyfalle bey den gottesdienstlichen Handlungen angenommen: dagegen die abendländische Kirche immer noch bey dem apostolischen verblieben ist, bis endlich die Päbste das nicänische, den Kirchen in Spanien, England und Frankreich zu brauchen erlaubet haben, weil sich die arianische Ketzerey in dasige Gegenden sehr verbreitet hatte.

Der 3te Theil unterhält sich in 17 Sph. S. 156-202 mit dem constantinopolitanischen Glaubensbekenntnisse. Dasselbe gehet von dem apostolischen und nicänischen nicht ab, außer daß es wegen entstandener neuer Irrthümer gar sehr vermehret worden ist. Die abendländische Kirche hat es lange Zeit nicht bey den gottesdienstlichen Handlungen gebraucht; wohl aber die morgenländische

dische. Nachhero hat der Zusatz in der Lehre vom heiligen Geiste, daß er vom Vater und Sohne ausgehe, eine grosse Spaltung erreget, welche hier kürzlich untersuchet wird *).

Der 4te Theil hat das athanasianische zu seinem Gegenstande in 3 §phen S. 203-211. Da man wegen des Verfassers desselben nicht völlig einig ist, indem man es in den überbliebenen Schrifften des heiligen Athanasius nicht findet; so hat man es zwar angenommen, aber demselben in den gottesdienstlichen Handlungen keinen Platz gegeben; ausser daß die Cartheuser und Ambrosianischen Mönche es statt eines Gesangs in der römischen Kirche gebrauchen.

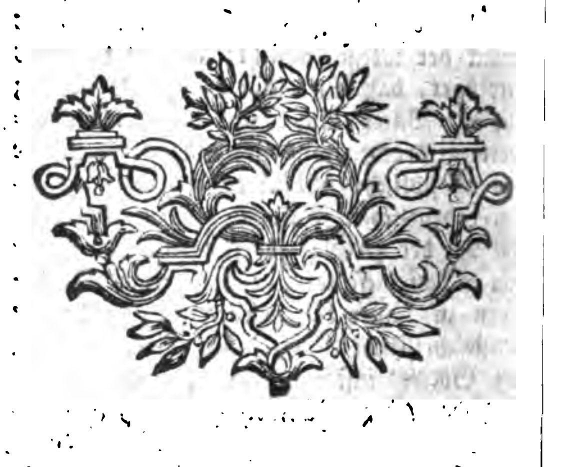
Der III. Abschnitt bestehet aus 20 §ph S. 212-266 und handelt von dem Gebrauche des

*) Der Herr Verfasser hat sich auf diese Streitigkeit vom Ausgange des heiligen Geistes vom Vater und Sohne, welche ein Zankapfel zwischen der morgen- und abendländischen Kirche ist, nicht besonders eingelassen, weil er die Sache nur auf der historischen Seite betrachtet. Die Griechen haben diesen Zwiespalt dadurch zu schlichten gesucht, daß sie sagen: Der heilige Geist gehe vom Vater durch den Sohn aus. Die ganze Streitigkeit hat der Herr Kirchenrath Walch auseinander gesetzt, in Historia Controversiæ Græcorum Latinorumque de Processione Spiritus S. Jen. 1751.

es apostolischen Glaubensbekenntnisses, in
er Evangelischlutherischen Kirche. Es wer-
den die Ursachen angeführt, warum die gott-
seligen Verfasser der augspurgischen Con-
fession, die drey ältern Glaubensbekenntnisse
derselben vorgesetzet haben. Sie wollten da-
durch die Römischcatholischen überzeugen, daß
sie keine neuen Lehren, sondern bloß diejenigen
vortrügen, welche in denenselben bereits ent-
halten seyn. Inzwischen hat die lutherische
Kirche vor nöthig und heilsam erachtet, das
apostolische Glaubensbekenntniß in ihren
gottesdienstlichen Handlungen vorzüglich bey-
zubehalten: Wie sie es denn noch bey der
heiligen Taufe und dem Abendmale wieder-
holet. Doch wird angemerket, daß man
bey der letzten heiligen Handlung von der
römischen Kirche abgegangen. Denn da sie
die Vorlesung des apostolisch-nicänischen
Glaubensbekenntnisses als ein wesentliches
Stück der Messe ansieht; so hat Lutherus
verordnet, daß bey dieser heiligen Handlung
nur das Vater Unser und die Einsetzungs-
worte gesprochen werden. Dagegen hat er
das apostolische Glaubensbekenntniß in ei-
nen ordentlichen Gesang verwandelt, wel-
cher vor der Predigt abgesungen wird. Al-
lein es kan diese löbliche Aenderung D. Lu-
thern zu keiner Last geleget werden, da die
älteste christliche Kirche eben diese Ordnung
des Gottesdienstes beobachtet hat. Es ist
auch eine löbliche Gewohnheit, daß man an
vielen

vielen Orten den christlichen Glauben bey öffentlichen Begräbnissen absinget; wodurch denn die Leichenbegleiter auf eine rührende Art ihres Glaubens erinnert werden. Man findet in dieser kleinen Schrift viele Stücke der Alterthümer und Kirchengeschichte erläutert; daher sie den Liebhabern der feinern Wissenschaften so angenehm als nützlich seyn kan.

Inhalt.






Johann Adam Löw.
Oberpfarrer, General-Superintend.
und Ober-Consistorialrath zu Gotha.

Zuverläßige Nachrichten

von dem

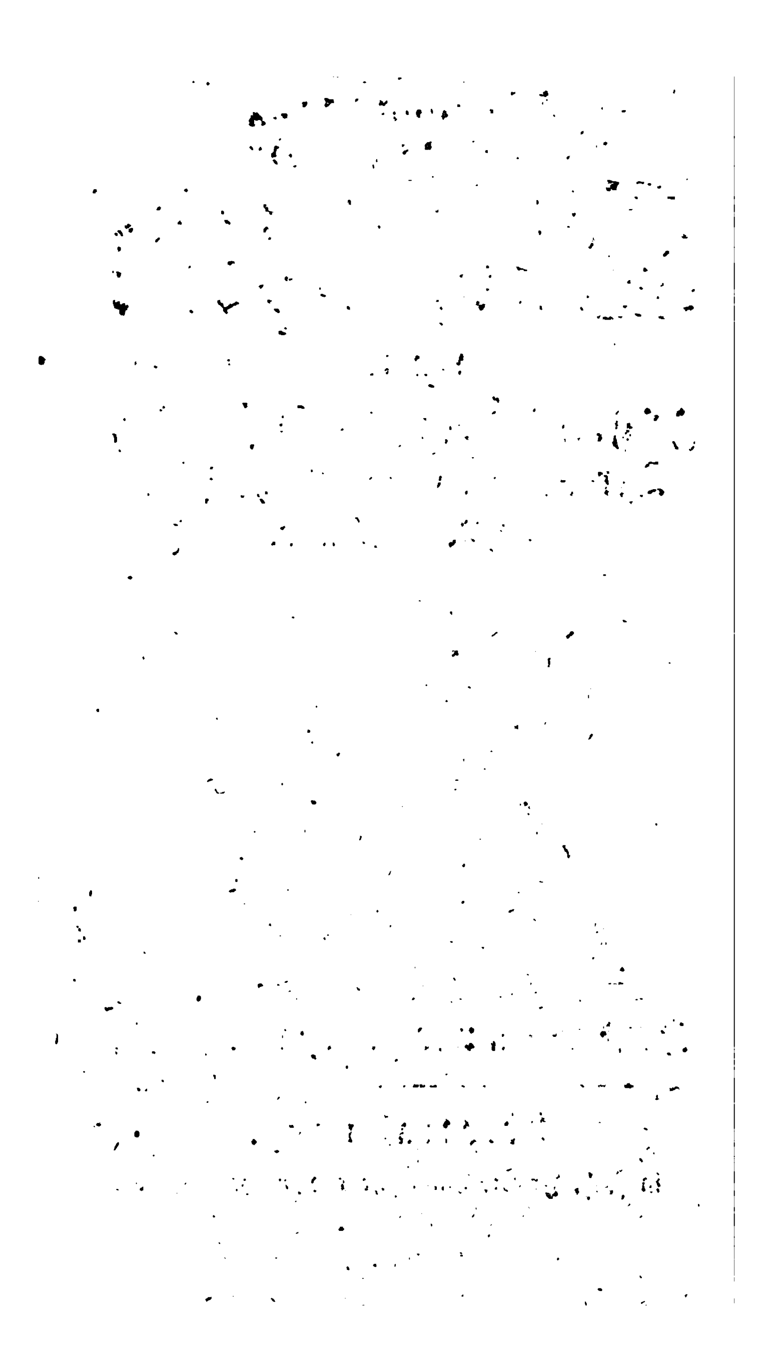
gegenwärtigen Zustande, Veränderung und Wachsthum der Wissenschaften.

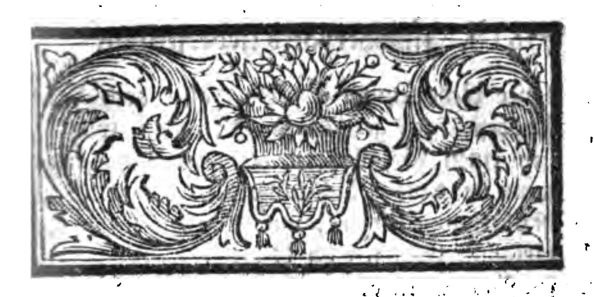


Hundert ein und neunzigster Theil.

Leipzig, 1755.

in Joh. Friedr. Gleditschens Buchhandlung.





I.

Das Neue Testament des Herren unserer Jesu Christi, eigentlich aus dem griechischen Grundtexte gedollmetschet, und in das Teutsche übersetzt durch Johann Jacob Junkherrott. Offenbach, 1732. III Alph. in 8.

Da wir in den vorigen Stücken einiger Uebersetzungen des N. Testamentes gedacht haben, welche in unsern Tagen herausgekommen sind; so werden wir nicht unrecht handeln, wenn wir auch der junkherrotischen Dollmetschung mit wenigen gedenken, ob dieselbige schon vor etliche zwanzig Jahren jung geworden ist. Wir glauben, daß wir hier noch zeitlich genug mit deren Beschreibung erscheinen, da überhaupt diese Uebersetzung nur wegen ihrer Seltenheit und Ungereimtheit, nicht aber ihrer Schönheit und Nutzbarkeit halben, den Nachkommen in den künftigen Zeiten und unsern jetzigen Lesern, zu erwehnen ist. Viele werden schon manches von

dieser Uebersetzung gehöret, aber doch keine Probestückgen gesehen haben; daher wir ihnen einen Gefallen zu erweisen vermeinen, wenn wir davon Nachricht geben. Das Buch ist überhaupt seltsam, und zwar aus folgender Ursache: Es hatte der Uebersetzer einer gewissen Person ein ansehnliches von seiner Verlassenschaft mit der Bedingung vermacht, daß solche diese Version davon sollte drucken lassen. Gedachte Person wollte nun in so ferne dem Willen des Erblassers erfüllen, und sich nicht ungerecht gegen denselben verhalten. Daher besorgte und bestritte sie die Unkosten des Druckes aus dem Legato der Erbschaft. Wie aber das Buch aus der Presse war, zeigte sie solches der Obrigkeit zu Offenbach an, welche das heilsame und gute Werk an dieser Mißgeburth einer Uebersetzung thut, daß sie die ganze Auflage öffentlich wegnehmen, und dem Feuer eine Nahrung davon machen ließ. Daher sind auch sehr wenig Exemplare in fremde Hände gekommen, das Buch selbst aber sehr rar geworden: Welche Seltenheit niemanden schädlich ist. Denn man hat weiter keinen Vortheil davon, als daß einem der Kopf zu halben Tagen wehe thut, wenn man ernsthaft eine Stunde in demselben lieset: oder, wenn man solches mit flüchtigen Augen ansieht, daß man geraume Zeit über das rasende Zeug lachen muß. Indessen aber ist es erbärmlich, daß man Gottes Wort unter dem Deckmantel einer hohen geistlichen Gelehrsam-

ehrsamkeit so mißhandelt und verächtlich macht. Ja, man könnte fast auf die Gedanken kommen, daß der Verfertiger dieser Uebersetzung keinen andern, als diesen Endzweck gehabt. Jedoch wir wollen dieses Urtheil, welches der allwissenden Gottheit überlassen wird, mildern, und nur so viel sagen, daß Junkherrott allerdings, wie aus folgenden erhellen wird, mit unter irrige Lehren behaupte; ja daß es das Ansehen habe, er sey bey seiner grossen Einbildung und Enthusiasterey, endlich gar ein wenig im Kopfe verrückt worden, sonderlich als er die verkehrten deutschen Wörter und das abgeschmackte Zeug in dieser Uebersetzung ausgehecket hat. Der Leser beliebe dieses Urtheil mit dem eigenen junkherrottischen Zeugnissen des Verfassers zusammen zu halten; so wird er die Wahrheit desselben finden.

Die Vorrede fängt sich also an: „Gleich„wie des heiligen Geistes Stilus in wenigem „viel, der Menschen ihrer aber in vielem we„nig da aushin drucket also ist ein solcher „durch das ganze N. Testament zu erkennen, „zugleich aber auch in dessen Benahmelwor„dung, ein Buchwerdungs Jesu Christi. „In deren wenigen (auch ähnlicher Vorrede) „der Geist derer Heiligen da aushin drucket „die Unausdenkliche derer geworbenen da, von „deren Ewigkeiten, beydes auch der werden„den in die Ewigkeiten dahinein; den ohn„gründlichen Grund der Tiefe der Weisheit

„derer Geheimniße Gottes selbst in Christo
„Jesu gewordenen, daß seyende in der Stille
„verschwiegen, auch verborgen worden, auch
„noch verborgen in so fern: von derer Ewig-
„keiten, auch von derer Geschlechtes Fort-
„pflanzungen, nun aber ist gemacht worden
„offenbar denen Heiligen desselben, welche
„als Haushaltere Geheimnüßer Gottes da,
„auch anfiengen zu sprechen dieselbe, nicht in
„beredeter menschlicher Weisheit, aber in der
„Weisheit Gottes, im Geheimnüß in anderen
„Zungen wie der Geist hingabe sich zu lassen
„verlauten.„ u. s. f.

Doch wir wollen dem Leser nichts weiter aus der Vorrede mittheilen, weil er in dem was wir angeführt, non sens genug findet. Der Uebersetzer sagt in der Vorrede, er habe sein Talent, auf den Wink der Zeugung des Lichtes aufpaßend, nicht im Schweißtuch der Furcht halten, dasselbe unterm Fruchtmaaß verbergen, vielmehr aber solches auf den Wechseltisch, mithin auf den Leuchter bringen wollen. Der Schluß lautet endlich also: „Ein Küßer der Wahrheit wünschet allen, „insbesondere den liebenden auch küßenden die- „selbe, daß sie durch den Herrn unserer Jesu „Christi gewordene Gnade bey allen auch in „allen uns, (welche der Anfang und auch En- „de dieses Buchs) Amen.„ In den letzten Wörtern ist kein Menschenverstand. Junkherrott redet von einem Talente. Er hat sich aber sehr geirret, wenn er glaubt, daß seine

verwirrte Einbildung ein ihm von Gott anvertrautes Gut sey, mit welchem er wuchern müsse; da es ein Stück seiner grossen Verderbniß war, und er die natürliche Fähigkeit seines Verstandes besser hätte gebrauchen; jene Narrheit aber vergraben und im Schweißtuche verderben lassen sollen.

Nach der Vorrede kommt eine besondere Abhandlung, in welcher er seine Gedanken über die Dollmetschung des N. Testamentes vorbringt. Hier wird Luther und Reitz getadelt, daß der erste δαιμων durch Teufel, und der letzte durch Geist übersetzet habe; hernach auch eine Erinnerung angebracht, die zur wahren Dollmetschung gehöret. Der Verfasser sagt, man müsse die Bedeutung des einfachen und zusammengesetzten Wortes sorgfältig beobachten: und, wenn ἀλλασσω ich ändere bedeuten soll, so müsse man καταλασσω nicht übersetzen, ich versöhne, sondern vielmehr, ich verändere mich dagegen hin (der Geänderwerdung nach da gegenhin) als welches den Grund der Versöhnung ausdrücket. Denn wenn ich mich dagegen hin verändere, werde ich als ein anderer dagegen hin angenommen. Wenn λεγω heißt, ich rede, so muß ἐκλεγω nicht heißen, ich wähle aus; sondern ich rede da aushin, aus einer da aushin Geredetwerdung, als welches auch selbst den Grund der Außerwehlung ausdrückt.

Weiter soll in der Dolmetschung ein Pronomen nicht wie ein Adjectivum gedolmetschet werden, denn sonst ein verkehrter Sinn herauskommt, wie in dem Gebethe des Herrn, da es heissen muß: Vater unserer, der in denen Himmeln; woraus erhelle, daß nur der Gott als einen Vater anrufen könne, der da aus Gott gezeuget, Gerechtigkeit bewürket, und gerechter fort mehr auch heiliger zu werden wünschet, auch erringet, bis er nicht mehr Sünde thut: Jngleichen sehe man daher, daß Gott in unserer Himmelen zu suchen, auch anzutreffen seye: Endlich, daß doch unserer (der doch auch desselben) Nahme in Himmelen solle gemacht werden heilig. Ferner heißts: D s Adjectivum muß in der Dolmetschung hinter einem Substantivo stehen bleiben, wenn es sich also in dem Grundtexte befindet. Daher muß es z. E. Matth. III, 11. heißen: derselbe euch wird taufen im Geiste heiligem auch Feuer. Auf diese Weise kan und muß das Wort heiligem auf Geiste, nicht weniger auch auf Feuer gezogen werden. Das Wörtlein ὃ oder ὃν muß auch da stehen bleiben, wo es im Grundtexte stehet, als Joh. VI, 38. Welches nicht ihr habt gearbeitet, ihr da andere 2c. welches zum Argument per revolutionem animarum dienet: wenn ich aber setzen würde: Welches ihr nicht habt gearbeitet; würde man den Sinn des heiligen Geistes allhier verdrehen.

Nach

Nach diesen Uebersetzungs-Gedanken stehet drittens eine Erläuterung einiger ohndeutscher auch nicht gründlich gedollmetschter Wörter, so in dem N. Testamente vorkommen. Αἰών ist keine Zeit ohne Anfang und Ende, wie viele sich bedünken lassen, sondern die Aeonen sind Zeitläufte einer bestimmten Zeit irgend welche Gott durch des Sohnes desselben hat gemacht, Ebr. I, 2. deren einer kürzer, einer aber länger ist, als der andere, alle aber ihren Anfang auch Ende haben. Dem zu Folge haben nicht allein die Aeonen dieser Welt ihren Anfang und Ende, sondern auch die da überhinkommende. Denn wenn Apoc. XIV, 9-11. XX, 10-15. geschrieben stehet, daß welche irgend in dem See des Feuers, welches ist der zweyte Tod, sollen gepeiniget werden, in die Ewigkeiten der Ewigkeiten, so kan ich, sagt Junkherrott, weil von der Gehenne die Rede ist, nicht anders urtheilen, als daß diejenige, so da, nachdem sie wider Gott haben rebelliret, ihrem Haupte dem einigen Herrn auch Christo nicht haben sich wiederum unterwerffen, sondern nach ihrem Kopf in der Eigenheit selbsten ihrer allein leben wollen, auf der Capelle des andern Todes werden so lange gebrechlet werden, bis alle Schlacken der Eigenheit, werden verzehret auch verrauchet seyn; denn dahin muß es ja noch kommen, daß alles verbannete nicht wird seyn da mehr, Apoc. XXII, 3. Hier zeiget der Verfasser seinen unreinen mystischen, und

verkehrten wiederbringerischen Sinn, da er das unauslöschliche Feuer doch zu einem Ende bestimmt, und es also auch für ein Feuer ansieht, das nur das Böse, die Schlacken verzehren soll. Oben hat er auch seine irrige Lehre von der gesetzlichen Vollkommenheit eines Christen geoffenbaret, und daß er eine Seelenwanderung glaube. Folglich gehört er zu den Irrgeistern. Doch wir wollen noch einige dergleichen Worterläuterungen hersetzen. So soll z. E. ελεημοσυνη kein Allmosen heissen, sondern eine **Erzeigung, erbarmetwerdungs auf die Erreegtwerdung.** Auf diese Art kan das Wort seinen guten zweyfachen, in der Schrift gegründeten Verstand erhalten, welchen der Verfasser hier mit solchen Worten, die keinen Verstand haben, und folglich die angegebene Bedeutung des Wortes zwar verdunkeln, aber nicht erläutern, angiebt. Αντιχριστος heißet: **Gesalbter, (Salbender) da zugegenhin.** Die weitläuftige Erklärung, welche dieses Wortes Uebersetzung rechtfertigen soll, ist ohne Sinn. Δαιμων heißt bey dem Verfasser, nach der eigentlichen griechischen Ableitung, **ein Geist, der das Wissen blos da hinauf bey Verlangen suchet, da aufhin.** Teufel aber kan dieses Wort in Wahrheit nicht gedollmetschet werden, wie Luther gleichwohl fast in allen Orten N. Testamentes thut, sintemahln διαβολος insgemein Teufel gedollmetschet wird. Dieses ist aber ganz ein ander Wort als δαιμων; Es wird

auch

ich damit ein anderer Geist durch den Buch-
iben der Schrift bezeichnet. Denn gesetzt,
iß Dämonen in das Königreich des Satans
hören, so ist doch um dieses willen, der auch
r Dämon, da nicht der Teufel ist. So
uß auch, nach Junkherrotts Meinung, die
Stelle Ap. Gesch. XVII, 22. also verdollmet-
het werden: denen Dämonen eine mehrere
urcht erweisende; Ap. Gesch. XXV, 19.
urchtverweisung denen Dämonen. Da
at man nun ein Haufen deutsche und abge-
hmackte Worte von den Dämonen; aber
ian weiß nicht, was sie bedeuten sollen, und
as Junkerrott für eine Geisterlehre mag ge-
abt haben, da seine Dämonen keine Teufel
nd auch keine unreinen Geister sollen gewesen
eyn. Er muß also wohl einen irrigen heyd-
ischen Begriff von denen Dämonen gefasset
aben.

Was der Denar bey Matth. XXII. bedeu-
e, davon macht er folgende undeutsche Be-
chreibung: es sey die Genießung der Gerecht-
enung in dieser Weltleeren, auch derer dieser,
nhangenden Titulen auch anderer Vorrech-
en, auch sonst wohl mehrern auch Gemäch-
ichkeiten, welche das Ebenbild eines Kay-
ers, auch die Geschriebenwerdung da überhin
rgend auf dem Denar fürstellen.

Evangelist heißt ein Ankünder des
Wohl in dem angekündet werden; wel-
chem nach denn ein Evangelist ein Mensch
wäre, wie auch ein Apostel, gezeuget aus

Gottes

Gottes bey welchem Jesus Christus geworden Weisheit von Gottes Gerechtigkeit beydes auch Werdung heilig auch Aufgelösetwerdung aus der Gefangenschaft da abhin 1 Cor. I, 20. welcher alle vermögte in dem denselben machenden mächtig Christo Jesu da einhin Phil. IV, 13. auch nicht mehr sündigen könnte 1 Joh. III, 9. damithin dann auch hinlangend zu lehren allen Menschen in aller Weisheit, auf daß er stelle allen Menschen vollkommen in Christo Jesu da beyhin in so fern Col. I, 28. rc. Das ist undeutlicher als Böhmens Geschmiere.

Gehenne (γεεννα) mag man auf deutsch heißen: dahinauf zährendes Feuer. Denn da welche Menschen irgend das Feuer des Zorns auch Grimmes und derer Begierden auch Vergnügungen nicht haben gelöschet, durch der Tauche auch Gnade auch nicht haben wollen löschen da aushin viel vielmehr aber so thaniges in ihrem Leben in dem Fleische dahin gesäet gegessen auch dahin aufgezähret haben, so ist es je nicht ungerecht, daß sie erbten die Saat ihrer selbsten des Feuers da einhin, daß sie werden gequälet in dem Feuer in dem nicht gelöschten da aushin, daß das Feuer so sie gegessen auch dahinaufgezehret haben, endlichen auch sie esse auch dahinaufzehre. Vergleichet man diese des Verfassers Rede, mit dem obigen, so hat ers nur gemeinet, daß die Gehenne die wilden Begierden verzehren, und hernach die Verdammten selig werden sollen.

Χαρις,

χαρις, Gnade, mag nicht wohl aus dem deutschen Buchstaben erkannt werden. Man mag dieses Wort Joh. I, 17. und in andern dergleichen Schriftstellen, wohl achten für **Licht bey Nachtes: σωτηρια, Rettung, Geretterwerdung da aushin: πιστευω, ich glaube, ich bin glaubhaft: ασεβεια, Gottes nicht als Gottverehrung: ευσεβεια, Gotteswohlverehrung: καρδια, der Wille in dem Lichte: φυσις, Dahinaufgewachsenseyung: κηρυγμα, Dahinausrufung: Dahinausgerufenwerdung:** φιλεω, **ich** küsse, nicht, ich liebe. Denn das Lieben geschiehet in dem Innwendigen auch verborgenen; das Küssen aber von aussen auch in dem offenbaren: **προφητης, ein da aushinsagender, zu voraus hin da: υπηρετης, ein Bedienter da unten hin da,** u. s. f.

Viertens kommt ein Anhang eines Nachberichts, in einem vorgegangenen Gespräche vor, in welchem zwo Personen aufgeführet werden, Nahmens Cleophas und Timotheus. Jener macht Einwürfe wider die kauterwältsche Uebersetzung; und dieser rettet dieselbe. Folglich ist das ganze Gespräch von Junkherrotten zu dem Ende verfertiget worden, damit er seine Uebersetzung rechtfertige.

Doch wir müssen noch einige Brosamen von diesem abendtheuerlichen und seltsamen Gerichte, den Lesern zur Stillung des Appetits aufsetzen. Matth. I, 1. stehet; „Ein Buchwerdungs Jesu Christi eines Sohnes David

Gottes bey welchem Jesus Christus geworden Weißheit von Gottes Gerechtigkeit beydes auch Werdung heilig auch Aufgelößtwerdung aus der Gefangenschaft da abhin 1 Cor. I, 20. welcher alle vermögte in dem denselben machenden mächtig Christo Jesu da einhin Phil. IV, 13. auch nicht mehr sündigen könnte 1 Joh. III, 9. damithin dann auch hinlangend zu lehren allen Menschen in aller Weisheit, auf daß er stelle allen Menschen vollkommen in Christo Jesu da benhin in so fern Col. I, 28. ꝛc. Das ist undeutlicher als Böhmens Geschmiere.

Gehenne (γεεννα) mag man auf deutsch heißen: dahinauf zährendes Feuer. Denn da welche Menschen irgend das Feuer des Zorns auch Grimmes und derer Begierden auch Vergnügungen nicht haben gelöschet, durch der Tauche auch Gnade auch nicht haben wollen löschen da aushin viel vielmehr aber so thaniges in ihrem Leben in dem Fleische dahin gesäet gegessen auch dahin aufgezähret haben, so ist es je nicht ungerecht, daß sie erbten die Saat ihrer selbsten des Feuers da einhin, daß sie werden gequälet in dem Feuer in dem nicht gelöschten da aushin, daß das Feuer so sie gegessen auch dahinaufgezehret haben, endlichen auch sie esse auch dahinaufzehre. Vergleichet man diese des Verfassers Rede, mit dem obigen, so hat ers nur gemeinet, daß die Gehenne die wilden Begierden verzehren, und hernach die Verdammten selig werden sollen.

Χαρις,

χαρις, Gnade, mag nicht wohl aus dem deutschen Buchstaben erkannt werden. Man mag dieses Wort Joh. I, 17. und in andern dergleichen Schriftstellen, wohl achten für **Licht bey Nachtes**: σωτηρια, **Rettung, Gerettetwerdung da aushin**: πιστευω, ich glaube, ich bin glaubhaft: ασεβειν: **Gottes nicht als Gottverehrung**: ευσεβεια, **Gotteswohlverehrung**: καρδια, **der Wille in dem Lichte**: Φυσις, **Dahinaufgewachsenseyung**: κηρυγμα, **Dahinausrufung**: **Dahinausgerufenwerdung**: φιλεω, **ich küße**, nicht, ich liebe. Denn das Lieben geschiehet in dem Innwendigen auch verborgenen; das Küßen aber von aussen auch in dem offenbaren: προφητης, **ein da aushinsagender, zu voraus hin da**: υπηρετης, **ein Bedienter da unten hin da**, u.s.f.

Viertens kommt ein Anhang eines Nachberichts, in einem vorgegangenen Gespräche vor, in welchem zwo Personen aufgeführet werden, Nahmens Cleophas und Timotheus. Jener macht Einwürfe wider die kauterwältsche Uebersetzung; und dieser rettet dieselbe. Folglich ist das ganze Gespräch von Junkherrotten zu dem Ende verfertiget worden, damit er seine Uebersetzung rechtfertige.

Doch wir müssen noch einige Brosamen von diesem abendtheuerlichen und seltsamen Gerichte, den Lesern zur Stillung des Appetits auffsetzen. Matth. I, 1. stehet; „Ein Buch-
„werdungs Jesu Christi eines Sohnes Da-

vids

„vids, eines Sohnes Abrahams.„ Ferner v. 18. heißts: „Daß aber Jesu Christi die „Gezeugetwerdung auf diese Art ware da dann „seyender verlobet worden der Mutter dessel„ben Maria den Joseph da ehlich ehe als da „beyhin kamen dieselbe da zusammen hin werd „sie befunden da im Wanste habende da aus „Geistes heiligen.„ Dieses Stück ist besonders des letzten Ausdrucks wegen, recht niederträchtig, da kein gesitteter Mensch von einer schwangern Weibsperson so unanständig und grob zu reden pfleget, sondern allein den Bestien ein Wanst zugeschrieben wird. Der garstige Verfasser will zwar seine heßliche Sache damit bemänteln, daß er sagt, das Schwangerseyn erschöpfe im Deutschen die gebrauchte griechische Redensart nicht, und der Evangelist sehe auf etwas thierisches dabey. Allein jenes erste ist nicht wahr; und dieses letztere aus der unreinen Pfütze der Schwärmer und Enthusiasten gezogen. Er hat gar keine Hochachtung gegen die heilige Schrift, oder ist ganz verwirrt im Kopfe gewest, als er diesen und demselben ähnliche Einfälle hieher gesetzt hat. Wie würdig ist sein Buch des Scheiterhaufens gewest?

Marc. X, 21. 22. „Der aber Jesus habende „gesehen da hinauf demselben da einhin liebe„te denselben da auch sagte er demselben da „ein einiges die gehet ab da fahre da unterhin „so viele etwa hast du da verkaufe da auch „gib denen armen dahin auch wirst haben du

„Schatz

Schatz im Himmel da auch wohlher du da folge mir da nach. Habendt das Creutze da hinauf. Der aber erblaßendt bey der Rede da kame der abhin werdendt gemacht traurig da denn er wäre habendt Güter ohnbewegliche viele da.„ Auch in den leichtesten Stellen wird diese verworrene deutsche Uebersetzung dem Leser unverständlich, in so ferne es dem Verfasser nicht gefallen hat, Commata, oder andere kleine nöthige Unterscheidungs-Zeichen anzubringen. „ Doch mag es wohl angehen, daß συγνάζω auf ein Erblaßen bey diesem Menschen weise, welcher über Jesus Rede erschrack, blaß ward und traurig fortgieng. Aber aber scheints, wenn er das ὑπαγε also übersetzt, als ob ein Deutscher glauben sollte, daß dieser Mensch zu Jesu fahrend gekommen wäre. Cap. XIV. 1. stehet: „Nun wäre aber das Pascha und die von dem sauerteige nicht gesäuerte (Kuchen) nach zweyen Tagen da auch suchten die anfängere unter den Priestern auch die in dem buchstaben gelehrte wie demselben da in betrug habende gehalten da möchten tödten sie da abhin„ v. 12. „auch in dem vordersten tage derer von dem sauerteig nicht gesäuerten (Kuchen) da das Pascha als ein speiß-opfer schlachteten sie da reden demselben die lernjüngere desselben da wo willst du da seyende kommen da abhin (daß) machen sollen wir bereit da damit du essest da das Pascha da.„ Die Partickel da kommt gleich zwölfmal in diesen

Zeilen vor. Auch macht hier Junkherrott seiner seltsamen Version diesen Schandfleck, daß er eine alberne Erklärung mit hinein bringet, und das Osterlamm wider den griechischen Text, und allen gemeinen Menschenverstand zu einen Speißopfer macht. Er hat hören lauten und nicht zusammenschlagen. Gewiß, seine Opferwissenschaft muß sehr seltsam seyn, da er ein Schlachtopfer zu einen Speißopfer macht. Es ist nur gut, daß er die gelehrte Welt mit keinen Erklärungen des N. Testaments belästiget hat; sonst würden wir der paradoxen Erklärungen eine stattliche Anzahl mehr haben, als schon da sind, und zum Theil in Gang gebracht worden.

Das nach Luca Evangelium, fängt sich also an: „Nachdeme ja wohl viele insbesondere haben „zu handen genommen da überhin zu ordnen da „aufhin eine da einhingeführtwerdung da fürhin von derer seyenden beygebracht worden „erfüllt da beyhin in dem gebracht werden in „uns getriebenseyungen da durchhin. Gleich„wie haben gegeben uns da beyhin in so fern „die von anfangs in ihrem selbst leiblichen „gesichte ansehere auch bediente da werdende „der rede da unterhin. Gedaucht hats auch „mir da seyendem nachgefolget von obenher „allen genau da beyhin in so fern nach einan„der her die zu schreiben beßster Küßer Gottes „da.„ Ist das nicht entsetzlich verworrenes Zeug? In vielen hundert Jahren, ja in alle Ewigkeit, würde kein Mensch, wenn er auch

ien englischen Verstand hätte, errathen kön-
n, daß dieses der Anfang des Evangelii Lu-
sey, wenn es nicht oben drüber geschrieben
ünde, daß solches derselbe seyn sollte.

Joh. I, 1. „Im anfang ware die rede da
uch die rede ware zu den Gott da auch Gott
oare die Rede da." Dieses ist wider den kla-
n Wortverstand, da λογος eigentlich das
Wort heißet, und λαλια die Rede. Viel-
cht hat er auch hier etwas irriges im Kopfe
habt.

Die Apostelgeschichte titulirt Junkherrott wi-
r allen Menschenverstand: Treibungen der
r H. Geschichten da abhin. Cap. II, 2 = 4.
Auch ward ohne zu scheinen scheinbarlich da
us des himmels ein schall wie einer dahin
ebracht werdenden geistung in einem ge-
waltsamen drang auch erfüllet er da ganzes
das hauß wo waren sie sitzende da gegenhin.
Auch wurden in leiblichem gesichte sichtbahr
a denenselben da zutheiltwerdende zungen
a fürhin auf das angetheilet werden durch-
hin da wie etwa eines feuers satzte es sich
eydes auf je einen jeglichen derer selben da
gegenhin. Auch wurden erfüllet sie allezu-
ammen geistes heiligen da auch fiengen sie
n zu sprechen (in) andern zungen da gleich-
wie der geist hingabe denenselben da sich zu
assen verlauthen da abhin."

Die Epistel an die Römer heißet bey ihm:
Pauli des geschickten da abhin die zum
Römern Schickung da aberhin. Cap.
V, 14 = 16 ist also übersetzt: „Dann so

„die aus festsetzungs gesetzlicher besitzere des „looses durchs loos nach einer gesetzlichen ge= „setzsetzung fest ist leer gemacht worden der „glauben da auch ist gemacht worden feyerig „da gegenhin die angekündetwerdung da über= „hin. Denn die setzung gesetzlicher fest „zorn bewürket da gegenhin werklich dann wo „nicht ist setzung gesetzliche fest da auch nicht „steigung da beyhin in so fern. Dieses wegen „aus glaubens da auf daß nach genad da in „das seyn fest die angekündetwerdung allem „dem saamen da nicht dem aus der setzung „gesetzlichen fest allein aber auch dem aus glau= „bens Abrahams da welcher ist ein Vatter al= „ler unserer da überhin.„ Hier mag man, wie über das ganze Buch, mit Recht die Auf= schrift setzen: Junkerrott du rasest. Nur wissen wir nicht, ob ihm seine große Gelehr= samkeit, oder seine große Einbildung zu sol= chem unsinnigen Wesen Gelegenheit gegeben hat. Denn, so lange die Deutschen geredet oder geschrieben, ist wohl schwerlich eine der= gleichen Schrift wider die deutsche Mundart und allen menschlichen Verstand, an das Licht gekommen. Doch, wir wollen dem Leser bey dieser losen Speise keinen Ekel oder Erbre= chen erwecken, und dessentwegen zum Ende eilen, wenn wir vorher mit ein baar Worten der hohen Offenbarung gedacht haben.

Die Offenbahrung Johannis führet diesen Titel: „Abhindeckung Johannis da des „Reders des Gottes in der Gereder wer= „dung.

ung. Cap. I, 1. Abhin deckung Jesu
hristi da welche hat gegeben demselben der
Gott dahinzuweisen denen knechten leibeige-
en seiner selbsten da welche sollen werden in
ylfertigkeit da auch hat bezeignet da habend
eschickt durch des ankünders seiner selbsten
em knechte leibeigenen seiner selbsten Jo-
anni da abhin. V. 4. Johannes denen sie-
en aushin geruffenwerdungen insbesondere
enen in dem Asien da genade euch auch frie-
en von dessen der seyende da auch der ware
a auch der kommende dahin auch von derer
ieben geistere welche sind in dem gesichte des
hrones desselben da einhin. Cap. XXII, 11.
Der thuende ohnrecht da mag thun ohnrecht
ort mehr da auch der machende ohnflath da
nag ohnflath machen fort mehr da auch
er gerechte da mag gemacht werden gerecht
ort mehr da auch der heilige da mag gemacht
verden heilig fort mehr da.„

Hier hat Junkherrott noch einen rechten Un-
it auf das letzte Blatt seiner Version ge-
acht, und seine Narrheit in großem Grade
fenbaret, da er doch hätte wissen sollen, daß
r Mensch der Unflat machet, ganz in einem
dern Zustande ist, als der böses thut. Je-
s gehört in das natürliche Feld, und ist al-
allen Menschen gemein; dieses ist etwas
oralisches, auch nur bey den Sündern, und
mnach nur bey einer gewissen Art Menschen
zutreffen. Wir warnen endlich iedermann,
luße auf Lesung dieser Uebersetzung zu wen-

den, weil man nicht nur seine Zeit dabey übel anwendet, sondern auch Gefahr läuft, bey tiefem Nachsinnen, sich den Schwindel im Haupte dadurch zuzuziehen.

II.

Johann Daniel von Olenschlager erläuterte Staatsgeschichte des römischen Kayserthums, in der ersten Hälfte des 14ten Jahrhunderts, worinn die Regierungen der Kayser, Albrecht des I, Heinrichs des VII, Ludewigs des Bayern, und der Anfang Karl des IV, pragmatisch beschrieben werden. Samt einem Urkundenbuche. Frankfurt am Mayn 1755. in groß 4. II Alph. 8 Bogen.

In gegenwärtiger Geschichte hat der Herr Verfasser verschiedene Staatsveränderungen die sich in dem vierzehnten Jahrhunderte eräugnet, in ein näheres Licht setzen wollen, in so weit sie nehmlich das römische Kayserthum * betreffen. Denn die Historie einzelner

* Der Herr Verfasser nennet dieses Werk die Geschichte von dem römischen Kayserthume, weil in dem vierzehnten Jahrhunderte der Nahme eines deutschen Reiches noch unbekannt gewesen sey. Wir nehmen daher Gelegenheit, aus der Lehre von den Benennungen

ner Staaten ehe er vorbeygegangen, zu wel-
cher eine besondere Ausführung bestimmt wor-
den; so wird auch das Staatsrecht dieser Zeit
besonders abzuhandeln versprochen. Er setzt mit
Recht den Hauptgrund jener großen Begeben-
heiten, in die Versetzung des päbstlichen Stuh-
les nach Avignon, und in das daraus ent-
standene Uebergewichte der Krone Frankreich.
Hierinne entdecken sich die Ursachen der Unru-
hen in dem Staate und in der Kirche, die so

gen des Reiches, hier im Vorbeygehen et-
was anzuführen. Als das deutsche
Reich mit dem römischen verknüpfet ward,
und man hierinne einen besondern Vorzug
suchte; so hat auch jenes von diesem die
Benennung erhalten. Doch ist diese Benen-
nung erst seit dem funfzehnten Jahrhunderte
in der Curialschreibart angenommen worden.
Da Maximilian der I. eine große Neigung zu
allem was Römisch hieß, hegete; so gefiel es
ihm auch, sich selbst in den Reichsgesetzen
für einen Nachfolger der alten römischen
Kayser auszugeben. Eben daher mag es
gekommen seyn, daß in dem Titel des deut-
schen Reiches, das Wort römisch vorange-
setzet wird, obgleich das römische Reich zu
der Zeit, als es mit dem deutschen vereiniget
ward, so vieles eben nicht ausmachte. Nicht
weniger hat sich Maximilian einen König der
Deutschen genennet, um den Franzosen da-
durch zu zeigen, wie wenigen Grund sie hätten,
sich, indem sie das deutsche Reich dem römi-
schen Kayserthume für einverleibet hielten, des-
sen Vorzüge anzumaßen. Es erhellet hieraus,
daß die drey Reiche, Italien, Deutschland

viele Folgen gehabt haben; und man ersiehet aus dem Zusammenhange damaliger Zeit, die Kunstgriffe deren sich die französischen Könige, wiewohl nicht allemal mit erwünschtem Erfolge bedienet, um die wichtigsten Staatsgeschäfte von Europa nach ihrem Willen einzurichten. Doch kommen zugleich einige denkwürdige Beyspiele vor, da die deutschen Könige, mitten in allen Bedrückungen, ihre Gewalt in geistlichen und weltlichen Sachen mit großem Ernst und Muthe behauptet haben; welche Beyspiele der Herr Verfasser auf eine solche Art beschrieben hat, daß sie in das Gemüthe des Lesers keinen geringen Eindruck machen, damit solcher desto aufmerksamer sey, in der Folge der Geschichte den Verfall des alten Kayserthums zu bemerken.

Unter der Menge wohlgewählter Umstände die in dieser Geschichte vorkommen, haben wir so

und das römische Reich, nicht zusammen in eines gebracht, sondern noch von einander unterschieden, und nur vermöge eines ewigen Bündnisses, für vereinigt anzusehen seyn. Deßwegen läßt sich vor diesen Zeiten schwehrlich ein sicherer Grund angeben, warum die Reichstitulatur vielmehr so, und nicht anders eingerichtet worden. Man kan also nicht mit dem Hrn. Verfasser sagen, daß allein in dem vierzehnten Jahrhunderte der Name des römischen Kayserthums gelte, und daß diejenigen einen Fehler begehen, die in den Geschichten dieser Zeit von einem deutschen Reiche reden. Es ist hier der Ort nicht, die Sache genauer zu untersuchen.

so viel ausgelesen, als hinreichend seyn wird, von dem Werthe eines so nützlichen Werkes urtheilen zu können. Den Anfang macht darinne die Geschichte Kayser Albrecht des ersten, bey der sich aber der Herr Verfasser eben nicht aufgehalten hat, weil er sie nur mitnehmen müssen, um die Gelegenheit zu zeigen, wie der päbstliche Stuhl nach Avignon verleget worden. Wir wollen also diesen merkwürdigen Punct vor andern berühren.

Bonifacius der VIII. eignete sich die Gewalt zu, die Königreiche, so wie es ihm gefiele, zu vergeben. Da die deutschen Fürsten, ohne ihn darum zu fragen *, Albrechten zu ihrem Könige gewählt hatten; so wollte er diesen schlechterdings nicht dafür erkennen. Die Fürsten sollen sich deßwegen, wie in dem 2ten §. gemeldet wird, an den Pfalzgrafen Rudolph gewendet haben, welcher über die Rechtmäßigkeit der Wahl erkennen möchte **.

 Doch

* Man kan aus der Wahl Albrecht des I. sehen, daß noch vor dem Churfürstenverein von 1338, die Erwählung der Fürsten zulänglich gewesen sey, die kayserliche Würde führen zu können.

** Hier müssen wir etwas von dem merkwürdigen Streite Alberti mit den geistlichen Fürsten, wegen der Rheinzölle gedenken, welcher dem Pabste Gelegenheit gab, seinen unrechtmäßigen Absichten wider den Kayser einigen Nachdruck zu geben. Dieser wollte den geistlichen Churfürsten am Rheine die Zölle, deren

Doch als hierauf der Pabst mit dem Könige in Frankreich, Philipp dem Schönen zerfiel; so

ren sie sich, währenden grossen Zwischenreiches angemasset, wieder abnehmen und sie zu den Reichseinkünften ziehen. Sie schützten darwider vor, es wäre das Recht, solche Vortheile zu geniessen, vorlängst hergebracht, und wendeten sich daher mit ihren Beschwerden an den Pfalzgrafen Rudolph, der sie annahm; welches aber schlimme Folgen nach sich zohe. Der ganze Streit ist in ziemlich dunkle Umstände verwirret. Dieses weis man, daß die geistlichen Churfürsten den größten Theil der Zölle wieder an den Kayser überlassen haben. Der Herr Verfasser erzählet, wie sich der Pabst dieser Gelegenheit, da er die geistlichen Churfürsten wider den Kayser aufgebracht fande, bedienet, den Kayser nach Rom, sich wegen des angeschuldigten Königsmordes zu verantworten, vor sich zu fordern. Die Fürsten aber haben, dem Reichsherkommen gemäß, die Beschwerden an den Pfalzgrafen Rudolphum gebracht: man ist auch wirklich mit der Absetzung des Kaysers umgegangen; doch Albrecht hat darauf viele Stände, und besonders die Städte, welche durch die bisherige Erhöhung der Rheinzölle, von den Churfürsten am meisten gedruckt worden, auf seine Seite gebracht; wodurch es ihm gelungen, sein Ansehen wider zu befestigen. Der Hr. Verfasser hält auch dafür, die Fabel, daß der Kayser den Pfalzgrafen für seinen Richter erkennen müsse, rühre von des Pfalzgrafens uralten Rechte her, über Streitigkeiten wegen der Rechtmäßigkeit einer Kayserwahl zu erkennen.

Allein

ward Albrecht in seiner Würde von jenem [b]estätiget, ja überdieses ihm die französische Krone.

Allein wir sind hierinne anderer Meinung. Daß der Streit wegen der Rheinzölle an Rudolphum gebracht worden, kömmt daher, weil ehedem die Kayser den Pfalzgrafen zum Richter in Domanialsachen gesetzt; so wie Friedrich der erste bey der bekannten Einziehung der Regalien in Italien, durch Richter darüber erkennen lassen, was etwa die welche sich der Regalien angemaßt, für sich anzuführen hätten. Ein gleiches Erkenntniß in Domanialsachen ist unter Heinrich dem Heiligen geschehen. Daraus aber folget nicht, daß der Pfalzgraf am Rhein irgend einmal des Kaysers Richter gewest sey: vielweniger mag man sich hierinne auf das Reichsherkommen berufen. Kan man wohl Beyspiele für dieses vermeinte Reichsherkommen anführen? welche doch zum Beweise schlechterdings nöthig wären. Uns ist keines davon bekannt. Das ist aber an dem, daß in den ältesten Zeiten ein supremus comes palatii war, und daß in dem palatio regis Francorum der König gerichtet wurde. Man begreift es hinwiederum eben so leicht, daß sich dieses auf die Zeiten Albrecht des ersten nicht anwenden lasse. Wäre es ja an dem, daß unter den versammleten Fürsten, Rudolphus, um dem weithergesuchten Ansinnen des Pabstes ein Genüge zu thun, am meisten auf die Absetzung des Kaysers gedrungen; so halten hingegen selbst diejenigen, welchen es wahrscheinlich fürkömmt, dafür, daß Rudolphi Unternehmen verwegen, und eine Art von Rebellion gewest sey: weit gefehlet, daß sie es dem Reichsherkommen für gemäß halten solten.

Krone zum Geschenke angebothen, die er aber nicht annehmen wollte. So sagt man es wenigstens Kayser Albrechten zum Ruhme nach. Allein nach dem Innhalte des 5ten §. ist es wahrscheinlich, daß er das Geschenke unter gewissen Bedingungen sich gefallen lassen, und dem Pabste, der seine Erwählung zum römischen Könige sonst nicht bestätigt hätte, Philippum von dem Throne zu bringen versprochen habe; wohin der Herr Verfasser einige Stellen aus dem Gehorsamsbriefe des Kaysers ziehet. Indessen war Bonifacii Untergang nahe. Eben der König, dessen Krone er in den Händen zu haben vermeinete, ließ ihn gefangen nehmen. Nachher setzte Philipp einen Pabst ein, unter dem Nahmen Clemens des Vten *, welchen auch der König so wohl als dessen Nachfolger, in seinen weit aussehenden Absichten zu brauchen wußten. Die übrigen Umstände, die zu der Regierung Albrecht des ersten gehören, als dessen Anschlag

auf

* Der Hr. Verfasser hat umständlich gezeiget, wie Clemens der V. Pabst worden; nur finden wir dieses nicht angemerket, daß nach Benedicti XI. Tode, der Bonifacio VIII. gefolget war, die Italiener und Franzosen über die Wahl uneinig blieben; daher man dieß Hülfsmittel ausdachte, die Italiener sollten drey Prälaten vorschlagen, und die Franzosen den würdigsten daraus erwählen: worauf der Erzbischoff von Bourdeaux zum Pabste gemacht wurde.

Böhmen und auf die Schweizer *, sind
n 6. §. berühret.
ach Alberti Tode gelangte Heinrich, ein
von Lützelburg, zu der deutschen Königs-
ie. Er ist in der Reihe der Kaiser dieses
nens der siebente. Denn Friederich des zwey-
Sohn hat zwar eben denselben geführet;
Andenken aber ist selbst von dem Vater
öffentlichem Reichstage vernichtet worden.
n dem Ursprunge des lüzelburgischen Hau-
, welches nicht erst durch diesen König in
fnahme gekommen, hat der Herr Verfasser
dem 10. §. seine Meynung erkläret. Er
lt dafür, dasselbe sey von einem Grafen Hu-
, der ein Nepot Lotharii des ersten, entweder
ssen Brudersssohn, oder ein naher Anver-
andter der Kaiserinn Irmengard gewest;
olglich von dem Geblüte der elsaßischen Für-
en abzuleiten. Die Geschichte Heinrich des
VII. ist kurz; enthält aber viel Merkwürdiges.
Es ist zu bewundern, wie er auf den Thron
gekommen; da man dieses von ihm, unter so
vielen Competenten am wenigsten vermuthet
hätte. Wir wollen daher die eigentlichen
Umstände

* Man kan den Ursprung der schweizerischen Eidgenossenschaft, Albrechten nicht zur Last legen. Er mag an den Bedrückungen der Schweizer die wenigste Schuld gehabt haben. Er war Willens, sie durch einen seiner Prinzen regieren zu lassen; fiel aber hernach darauf, die Regierung Landvögten anzuvertrauen, welche derselben nicht mit der gehörigen Sorgfalt vorgestanden.

Umstände seiner Erwählung, die in dem 7 8. und 9. §. ausnehmend wohl auseinander gesetzet sind, mit wenigem anmerken.

Philipp der Schöne schlug seinen Bruder, Karln von Valois, dem deutschen Reiche zum Oberhaupte vor. Seine Absicht suchte er durch Vorschub des Pabstes zu erreichen. Dieser aber war äuserst dawider, daß die kaiserlichen Vorrechte welche sich über die Kirche erstreckten, in die Hände eines französischen Prinzen kommen sollten. Deswegen rieth der Cardinal Prato, daß er den Grafen von Lützelburg bey den deutschen Fürsten in Vorschlag bringen möchte. Dieses gieng auch durch Hülffe der Erzbischöffe von Maynz und Trier glücklich von Statten: zumal da die wählenden Fürsten, ehe sie noch zu Rense zusammen kamen, die Abrede genommen hatten, die Wahl vornehmlich auf das Gutbefinden der geistlichen Fürsten ankommen zu lassen. Wegen der Krönung Heinrich des VII finden wir die Meynung des Herrn von Ludewig in dem 11ten §. bestärket, daß ihm zu Acken den 7ten August 1309. eine silberne, oder die so genannte erste Reichskrone aufgesezt worden. Der erste Reichstag des Kaisers wird in dem 12. §. zu Speyer angegeben *; und in dem 13

bis

* Andere sagen, zu Nürnberg habe der Kaiser den ersten Reichstag gehalten, und noch vor dem Speyerischen einen zu Cölln, der aber nicht ansehnlich gewest. Der Herr Verfasser

sagt

6. §. ist der Römerzug, nebst dem damal Zustande von Italien, genau und richtig ... rieben. Zuvor hatte der Kaiser den Kö... von Böhmen, Johannem, zum Reichs... ...eser eingesetzet *; In Italien ließ er sich ... Meyland krönen, welche Ehre die Stadt ...nza ihrer Stiftskirche zueignete **. Im ... 25. §. kömmt die berühmte Achtserklärung ... apulischen Roberti vor, von der zugleich ... kaiserliche Manifest beygebracht ist; aus ...lchem der Herr Verfasser schließt, der Kai... habe nicht bloß deswegen die Gewalt ge... ...bt, Robertum in die Acht zu erklären, weil ...ser Piemont, die Grafschaft Forcalquier ...d Provence besessen; sondern auch weil ihm ...s Kaiser, die oberste Gerichtsbarkeit über Ro... ...rtum zugestanden ***. Der frühzeitige Tod ...es Kaisers erfolgte zu Bonn convento, einem geringen

...sagt, an beiden Orten habe der Kaiser nur Hof gehalten; gestehet aber, daß auf dem Tage zu Nürnberg Belehnungen ertheilet worden.

* Es ist daraus zu ersehen, daß damals noch keine vicarii perpetui gewesen.

** Die alte eiserne Krone fand sich nicht. Der Kaiser ließ daher eine neue von Stahl in Form eines Lorbeerkranzes verfertigen, die mit Perlen und Edelgesteinen umwunden war. Mit dieser ist auch Ludewig aus Bayern gekrönet worden. Hernach kamen die alten Insignia des longobardischen Reichs wieder zum Vorscheine.

*** Denn der Pabst gab vor, Heinrich könne Robertum, als einen auswärtigen Prinzen, nicht in die Acht erklären.

geringen Orte in dem Florentinischen *. Der 26. §. enthält einige Ursachen, warum man glauben könne, dieser Fall sey nicht natürlich gewest. Man sagt insgemein, ein Dominicaner Mönch, Bernhard von Monte Pulciano, habe dem Kaiser Gift in der Hostie beygebracht; welches daher wahrscheinlich ist, weil der Dominicaner Orden lange Zeit über diese von einem der Brüder begangene Schandthat, verfolget; ja demselben noch zwey hundert Jahre hernach vorgeworffen worden. Sonst hat man diß Verbrechen den Florentinern Schuld geben wollen.

Bey der neuen Wahl waren die deutschen Fürsten in zwo Partheyen getheilet. Einige wähleten am 19 Octob. 1314. Friederich den Schönen von Oesterreich; die übrigen aber den folgenden Tag, Ludewigen aus Bayern zum römischen Könige. Wir bemerken zuerst bey dem 35. §., daß der Churfürst Woldemar von Brandenburg dem König Ludewig seine Stimme gegeben. Denn man hat dafür gehalten **, es sey hiebey ein Irrthum vorgegangen, indem der brandenburgische Wahlgesandte, Nicolaus Bock, aus Versehen Ludewigen die Stimme gegeben, da er sie Friederichen hätte ertheilen sollen. Allein dieses Vorgeben ist ohne Grund, und mag daher rühren, weil Woldemar bey den Vorberathschlagungen zu Rense, persönlich nicht zugegen gewest: denn

* Mussatus meynt, er sey zu Pisa verstorben.
** Henniges hat dieses schon widerlegt.

der Wahl hat er selbst beygewohnet. Hier macht der Herr Verfasser die Anmerkung, s Woldemars Ernst nicht gewest, Lude- die Stimme zu geben, indem er noch r in den Gedanken gestanden, daß es dem enburglandsbergischen Markgrafen Hein- mit dem Kaiserthum glücken würde. Die wiespalt erwählten Könige liessen es auf Glück der Waffen ankommen, wer von n die Krone behaupten würde. Doch sie en nach acht Jahren des Krieges müde, lieferten einander 1322. bey Mühldorf in ern ein entscheidendes Treffen. Friede- ward gefangen und mit ihm eine große hl Edelleute. Aventinus sagt, König wig habe diese Edelleute dem Burggrafen Nürnberg geschenket, der sich statt des geldes die Lehnsherrlichkeit von ihren Gü- vorbehalten; welches die Ursache sey, um Churbrandenburg so viele Vasallen in erreich habe. Der Herr Verfasser hat Aventino beygepflichtet, da sonst der Ur- ng dieser Lehen anders angegeben wird *. hannes der XXII. suchte den König Ludewig alle Art zu verfolgen; daher dieser, wegen harten Verfahrens an eine allgemeine

Kirchen-

* Andere sagen, dieser Lehnsnexus sey viel äl- ter, und rühre von einigen Heirathen her. Man sehe die Anmerkung des Hrn. Verfas- sers nach.

Kirchenversammlung appellierte *. Der Appellation wird §. 45. gedacht, und in dem 54. bemerket, wie der Kaiser solche wiederholet, und zu Sachsenhausen eingeleget; welches vielleicht die Ursache ist, daß einige Neuere auf die Einbildung, von einem großen Reichstage zu Sachsenhausen, gekommen sind. Die letztere Appellation war in Form eines Manifestes abgefasset, und hatte einen Minoriten zum Verfasser.

In dem 67. und 69. §. sind einige bemerkenswerthe Tractate angezeiget, von denen wir etwas gedenken wollen. Herzog Leopold von Oesterreich nöthigte den Kaiser, daß er den trausenitzer Tractat, in welchem der gefangene Friederich auf die Krone Verzicht gethan, wieder aufheben mußte. Darauf kam ein Vergleich 1325. zu München zu Stande, in welchem Ludewig und Friederich die Gemeinschaft der kaiserlichen Würde und der Reichsregierung einander zusagten, den aber die Churfürsten nicht für genehm hielten. Nachher fiel man auf den Vorschlag, daß Ludewig Italien haben, und Friederich Deutschland behalten sollte; worüber jener zu Ulm eine Versicherung ausstellete. Als Folgen dieser Ulmer Abrede, sind die von Friederichen ausgestellten Genadenbriefe anzusehn, von welchen im 70. §. das nöthige beygebracht wird:

welche

* Die Befugniß des Kaisers, an ein allgemeines Concilium zu appelliren, wird hiedurch bestärket.

e aber nicht, wie einige glauben, für einen
eis der gemeinschaftlichen Regierung Frie-
is mit Ludewigen auszugeben. König
vig unternahm 1327. einen Römerzug *.
r einen Reichsverweser hinterlassen, daran
billig gezweifelt: dieses aber ist gewiß, daß
dem 72. §. der Graf Wilhelm von Holland
n seiner Abwesenheit von den Churfürsten
bestellet worden. Der 107te §. zeiget,
die Stände es nicht zugegeben, als der
er, um von dem Pabste die Absolution
Banne zu erhalten, auf das Reich Ver-
gethan **. Man findet Spuhren, daß
vig das alte Herzogthum Schwaben für
n zweyten Sohn Stephan wieder auf-
n wollen; wie in dem 136. §. gemeldet
. Ein merkwürdiges Beyspiel von dem
nnen des Kaisers in Ehesachen enthält der
§.; da derselbe nehmlich dispensierte, als
die reiche Erbinn des Herzogs von Kärn-
Margarethe, von ihrem Ehegemahle schied,
den Markgrafen von Brandenburg, der
ihr im dritten Grade verwandt war, hey-

Ggg 2 rathete.

* In dieser Unternehmung ist Castruccio be-
rühmt geworden, der dem Kaiser den Weg
nach Rom geöffnet. Er machte ihn zum
Reichsvicar unter andern von der Stadt
Lucca; welches wider diejenigen zu merken
ist, welche die Freyheit gedachter Stadt von
Rudolphs von Habsburg Zeiten herleiten.

** Ein Beyspiel, daß sich die Kaiser nicht nach
eigenem Gefallen der Regierung begeben
konnten.

rachete. Von dem Tode des Kaiser Ludewigs aus Bayern, der so lange er lebte die Majestät des alten Reichs erhalten, geschiehet in dem 168. §. Erwähnung *.

Dieses ist ungefehr dasjenige, was wir bey den drey Kaisergeschichten anzumerken bequem gefunden. Die Ausführung davon wird man nicht ohne Vergnügen, nicht ohne Nutzen lesen. Auch hat der Herr Verfasser die übrigen beträchtlichen Umstände, die wir hier übergehen müssen, so geschickt zusammen gesetzet, daß man sich die ganze Geschichte in ihrem Zusammenhange daraus auf das deutlichste vorstellen kan; worinne sich sein Buch von viel andern historischen Schriften genugsam unterscheidet. Man muß es ihm zum Lobe nachsagen, daß er die Zeitrechnung sorgfältig beobachtet habe. Er führt Zeugnisse nicht nur aus glaubwürdigen Schriftstellern **, sondern auch aus bewährten, und nicht gemeinen

* Von ihm wird gesagt, daß er eine beständige Residenz gehabt. Denn die nachfolgenden Könige sind noch umher gereiset. Allein er blieb deswegen zu München, weil er besorgte, andere Städte möchten ihm, da er in den Bann gethan worden, die Sacramente versagen.

** Von dem Burgundus, den er bey der Geschichte Ludewigs aus Bayern gebraucht hat, erinnern wir nur dieses, daß demselben der Ludovicus Bavarus nicht zuzuschreiben sey; ein

gemeinen Urkunden an. Die Begebenheiten hat er nicht trocken, sondern mit einer anständigen Lebhaftigkeit die sich in einer guten Schreibart ausnimmt, vorgetragen. Oft finden wir sittliche Betrachtungen mit eingestreuet und an dem rechten Orte angebracht: oder die Erzählung stellt die Sache dergestalt vor, daß der Leser Gelegenheit hat, selbst dergleichen Betrachtungen darüber zu machen. Seine Schilderungen von großen Männern, deren Eigenschaften die Geschichte rühmet, müssen gefallen; besonders die vom Könige Ludewig und die von dem Herzoge Leopold von Oesterreich. Zwischenerzählungen, z. E. von den Thaten des englischen Königes Edward, sind so von ihm angebracht, daß sie zur Erläuterung der Hauptgeschichte dienen. Auch gefällt uns die vollständige Nachricht von der Bemühung der Gelehrten damaliger Zeit, die Gränzen der päbstlichen Gewalt zu bestimmen.

In Erwägung dieses allen, wird niemand an den Vortheilen zweifeln, welche die Geschichtkunde von dem Fleiße des Herrn von Olenschlager erhält. Wir wünschen, die andere Hälfte der Geschichte des vierzehnten Jahrhunderts von ihm beschrieben zu sehen;

 bis

ein Buch, welches der gelehrte Jesuite Brunner verfertiget, die Herausgabe aber dem Burgundus, einem Politico, aufgetragen hat, weil er selbst seinen Namen nicht davor setzen wollen, aus Furcht, bey dem Pabste Misfallen zu erregen.

bis dahin wir es verschoben, von der Regierung Karl des IV, deren Anfang gegenwärtig nur ausgeführet worden, das beträchtlichste zu melden.

III.

Michaels Herrn von Montagne Versuche, nebst des Verfassers Leben, nach der neuesten Ausgabe des Herrn Peter Coste ins Deutsche übersetzt. Dritter und letzter Theil, mit einem Register übers ganze Werk. Leipzig 1754. II Alph. 5 Bogen in groß 8.

Von den zween ersten Theilen dieses Werkes und ihrem Inhalte haben wir bereits Nachricht gegeben, und müssen also noch des dritten gedenken. Herr M. Titius meldet in der Vorrede, daß er die Uebersetzung der Versuche, nebst einem seiner guten Freunde, dessen Namen er auf wiederholtes Verlangen verschweige, übernommen, und daß man sich, ungeacht aller mögliche Fleiß bey dieser Arbeit angewendet worden, dennoch, wenn wider Vermuthen hie und da einige kleine Verbesserungen statt finden sollten, bey einer neuen Auflage dieses Werkes die geneigten Erinnerungen der Kenner mit Vergnügen zu Nutze machen werde. Ausserdem aber hat gedachter Herr M. Titius den Montagne noch auf eine sehr gründliche Art wider die Vorwürfe der

Schul

Schulfüchserey, des Mangels der Gründlichkeit und der Aufrichtigkeit, welche ihm Malebranche gemacht, vertheidiget.

Auf diese Vorrede folgt das auf dem Titel versprochene Leben des Montagne, welches sich auch bey den französischen Ausgaben des Hrn. Coste, doch ohne Namen des Verfassers, befindet; und in den Ergänzungen zu der Ausgabe die Herr Coste im Jahr 1724. in Quarto zu London an das Licht gestellt, welche auch eben daselbst in französischer Sprache erschienen sind, dem berühmten Präsidenten Bouhier zugeschrieben wird. Da dieses Leben meistentheils nichts als eine Sammlung derjenigen Nachrichten ist, die Montagne in seinen Versuchen gelegentlich mit eingemischet hat, die wir auch zum Theile in den Auszügen aus den beyden ersten Theilen mit beygefügt; so wollen wir uns dabey nicht aufhalten, sondern sogleich zu dem Werke selbst eilen.

Der dritte Theil der deutschen Uebersetzung enthält den Ueberrest des dritten Buches der Versuche, und fängt sich mit dessen VI. Hauptst. an, welches der Aufschrift nach von den Wägen handelt. Montagne klagt darinne zuvörderst, daß die grossen Schriftsteller, wenn sie von den Ursachen schreiben, öfters mehr beflissen sind, ihren Witz zu zeigen, als die Wahrheit zu suchen. Er erläutert dieses besonders mit einem Beyspiele aus dem Plutarch, welcher meint, die Ursache, warum diejenigen, welche das erstemal zu Schiffe gehen,

bis dahin wir es verschoben, von der Regierung Karl des IV, deren Anfang gegenwärtig nur ausgeführet worden, das beträchtlichste zu melden.

III.

Michaels Herrn von Montagne Versuche, nebst des Verfassers Leben, nach der neuesten Ausgabe des Herrn Peter Coste ins Deutsche übersetzt. Dritter und letzter Theil, mit einem Register übers ganze Werk. Leipzig 1754. II Alph. 5 Bogen in groß 8.

Von den zween ersten Theilen dieses Werkes und ihrem Inhalte haben wir bereits Nachricht gegeben, und müssen also noch des dritten gedenken. Herr M. Titius meldet in der Vorrede, daß er die Uebersetzung der Versuche, nebst einem seiner guten Freunde, dessen Namen er auf wiederholtes Verlangen verschweige, übernommen, und daß man sich, ungeacht aller mögliche Fleiß bey dieser Arbeit angewendet worden, dennoch, wenn wider Vermuthen hie und da einige kleine Verbesserungen statt finden sollten, bey einer neuen Auflage dieses Werkes die geneigten Erinnerungen der Kenner mit Vergnügen zu Nutze machen werde. Ausserdem aber hat gedachter Herr M. Titius den Montagne noch auf eine sehr gründliche Art wider die Vorwürfe der

Schulfüchserey, des Mangels der Gründlichkeit und der Aufrichtigkeit, welche ihm Malebranche gemacht, vertheidiget.

Auf diese Vorrede folgt das auf dem Titel versprochene Leben des Montagne, welches sich auch bey den französischen Ausgaben des Hrn. Coste, doch ohne Namen des Verfassers, befindet; und in den Ergänzungen zu der Ausgabe die Herr Coste im Jahr 1724. in Quarto zu London an das Licht gestellt, welche auch eben daselbst in französischer Sprache erschienen sind, dem berühmten Präsidenten Bouhier zugeschrieben wird. Da dieses Leben meistentheils nichts als eine Sammlung derjenigen Nachrichten ist, die Montagne in seinen Versuchen gelegentlich mit eingemischet hat, die wir auch zum Theile in den Auszügen aus den beyden ersten Theilen mit beygefügt; so wollen wir uns dabey nicht aufhalten, sondern sogleich zu dem Werke selbst eilen.

Der dritte Theil der deutschen Uebersetzung enthält den Ueberrest des dritten Buches der Versuche, und fängt sich mit dessen VI. Hauptst. an, welches der Aufschrift nach von den Wägen handelt. Montagne klagt darinne zuvörderst, daß die grossen Schriftsteller, wenn sie von den Ursachen schreiben, öfters mehr beflißen sind, ihren Witz zu zeigen, als die Wahrheit zu suchen. Er erläutert dieses besonders mit einem Beyspiele aus dem Plutarch, welcher meint, die Ursache, warum diejenigen, welche das erstemal zu Schiffe gehen,

gemeiniglich mit Brechen, oder der sogenannten Seekrankheit befallen würden, sey die Furchtsamkeit; da es doch offenbar ist, daß nebst der ungewohnten schwankenden Bewegung des Schiffes, der besondere Geruch des Meerwassers, die wahre Ursache dieser verdrüßlichen Zufälle bleibe. Nach diesem Eingange wird kürzlich von dem unter den alten Völkern üblichen Gebrauche der Wägen im Kriege, dessen Abschaffung er nicht billiget, wie auch von dem Gebrauche der Wägen zu Unterstützung der Üppigkeit und Weichlichkeit, gehandelt, wovon einige Beyspiele angeführet werden. Aber die seltsamen Erfindungen des Marcus Antonius, der auf einem mit Löwen bespannten Wagen in Rom herumfuhr, des Heliogabals, der bald Tyger, bald Hirsche, bald Hunde anspannen ließ, und des Kaisers Firmus der seinen Wagen von ungewöhnlich großen Straußen ziehen ließ, machen, daß Montagne der Wägen völlig vergißt, und auf ganz andere Betrachtungen verfällt. Er zeigt nämlich bey dieser Gelegenheit, daß der ausschweifende Aufwand und die verschwenderische Freygebigkeit, Regenten, deren Haupttugend die Gerechtigkeit ist, höchst unanständig sey, weil sie, indessen da sie einige wenige Günstlinge bereichern, den größten Theil ihrer Unterthanen durch unaufhörliche Erpressungen in die äuserste Dürftigkeit stürzen; und weil sie durch alle ihre Verschwendung, selbst bey ihren Günstlingen, deren Begierde jederzeit unersättlich

seyn wird, keine wahre Liebe geg... hingegen aber das Volk auffätzi... man kein ausnehmenderes Bey... gleichen Verschwendung als an... chen Schauspielen findet, welche d... mischen Kaiser dem Volke gaben; ... Verfasser eine kurze Beschreibung ... ben Prachte. Der große Unterschie... der sich in diesem Stücke zwischen den alten und neuen Zeiten findet, führt ihn auf eine Vergleichung zwischen der alten und damals noch nicht gar lange entdeckten neuen Welt. Er redet daher von den Sitten und prächtigen Gebäuden der Amerikaner, und dem grausamen Verfahren der Spanier mit ihnen.

Das VII. Hauptst. handelt von der Beschwerlichkeit eines hohen Standes. Der Verfasser bezeigt von sich, daß er sich niemals um hohe Bedienungen, oder einen großen Namen, beworben. Nebst dem behauptet er, daß die Fehler der Großen dieser Welt vor andern zu entschuldigen sind, weil ihre Würde eine der schweresten ist, und ihnen ihre Fehler meistentheils stets verborgen bleiben.

Das VIII. Hauptst. hat die Aufschrift von der Kunst sich mit andern zu unterreden. Es wird darinne gewiesen, daß der Umgang mit andern nützlicher als das Bücherlesen sey, wenn man sich nur erst gewöhnet hat, nicht allein die Warheit zu hören, und sich widersprechen zu lassen; sondern auch die Schwachheiten anderer Menschen geduldig zu ertragen,

 und

gemeine sich dabey sorgfältig hütet, daß man sich nicht durch das Ansehn der Personen blenden läßt, weil die Würden selten nach Verdiensten ausgetheilet werden, und viele ihre, dem Ansehen nach großen Thaten, nicht dem Verstande, sondern einem guten Glücke zu danken haben; eben so wie viele die Stärke der schönen Einfälle, mit denen sie sich in Gesellschaften viel wissen, selbst nicht erkennen. Der Verfasser ertheilt daher den Rath, daß man einem Menschen, dessen Fähigkeit man auf die Probe stellen will, wider seine Meinungen Einwürfe machen, oder sich ein wenig einfältig gegen ihn stellen, und sich nähere Erläuterung von ihm ausbitten müsse. Den Schluß dieses Hauptstücks macht eine Ausschweifung über den Charakter des Tacitus, welchen er zwar für einen aufrichtigen Schriftsteller hält, der das gemeine Beste geliebt; nichts destoweniger aber doch denselben einer Partheylichkeit wider den Pompeius beschuldiget. Hingegen entschuldigt er ihn wegen einer Sache, die viele dem Tacitus nicht weniger, als andern Geschichtschreibern zur Last legen; nemlich daß er viel unglaubliche Dinge und gemeine Gerüchte anführt. Montagne hält dieses vielmehr für lobenswürdig, und für die Pflicht eines jeden Geschichtschreibers.

Das ganze IX. Hauptstück enthält eine Abschilderung der Gemüthsart des Verfassers, und soll von der Eitelkeit handeln.

Dieses giebt ihm in dem X. Hauptstücke Gelegenheit zu allerhand Betrachtungen. Die erste ist diese, daß man sich bey Verwaltung eines Amtes nicht gar zu eyfrig bezeigen soll, man möchte sonst wider die Regeln der Klugheit und Billigkeit verstoßen. Die zweyte läuft darauf hinaus: man muß, wenn man sich bey Staatsunruhen zu einer Parthey schlägt, nicht deswegen gleich an allen Ungerechtigkeiten und lächerlichen Einbildungen derselben Theil nehmen, und sich nicht von den Häuptern der Parthey blindlings leiten lassen. Die dritte: man muß alle Gelegenheiten welche Leidenschaften erregen können, sorgfältig vermeiden, und zwar destomehr, weil die heftigsten durch sehr geringe Ursachen öfters veranlaßt werden.

In dem XI. Hauptstücke betrachtet der Verfasser einen herrschenden Fehler fast aller Menschen, die Begierde Grund von Begebenheiten anzugeben, ehe sie untersucht haben, ob die Begebenheiten sich wirklich iemals ereignet, oder ein blosses Mährchen sind. Er zeigt dabey, wie die falschen Wunder in der Welt Glauben finden, und daß dieses vornemlich mit daher kömmt, weil diejenigen, welche dergleichen zuerst aus Leichtgläubigkeit für wahr halten, hernach wenn sie Widerspruch finden und dadurch erst die Unwahrscheinlichkeit der Erzählung wahrnehmen, dieselbe, um den Schein der Leichtgläubigkeit zu vermeiden, aufs beste ausschmücken, verfälschen, und völlig unkennt-

lich

lich machen: so, daß der Grund aller solcher Irrungen dieser ist, daß man sich seine Einfalt und Unwissenheit zu gestehen schämet. Der Verfasser behauptet, daß einer, der die in der heil. Schrift erzählten Wunder ohne Ausnahme glaubt, deswegen noch keineswegs verbunden ist, auch die vermeyntlichen neuern für wahr anzunehmen. Und ob er gleich wegen der Hexerey und der Gespensterhistorien nichts mit Gewißheit entscheiden will; so hält er doch die meisten solchen Erzählungen für Mährchen, und glaubt die vermeinten Hexenmeister und Hexen wären verrückt im Kopfe; daher man sich auf ihr eigenes Geständniß nicht verlassen kan. Nach diesem grossen Eingange kömmt Montagne endlich auf das, was die Ueberschrift dieses Hauptstücks veranlaßet hat, auf ein altes griechisches Sprichwort von dem Lahmen, welches Erasmus in seinen Adagiis so ausdrückt, *Claudus optime virum agit.* Er zieht die Wahrheit desselben in Zweifel, und verdenkt es denen, welche einen Grund von dieser vermeynten Erfahrung anzugeben, behauptet haben, es käme daher, weil bey Lahmen die Füße und Schenkel nicht die gehörige Nahrung annehmen könnten, daher solche nach denen gleich darüber befindlichen Theilen geführet würde.

Von dem XII. Hauptstücke macht, wie bey den meisten andern, dasjenige, was der Titel verspricht, den kleinsten Theil aus: Denn es soll von den Gesichtszügen handeln. Der Ver-

Verfasser lobt zuvörderst den Sokrates, weil er sich in seinem ganzen Leben, so wohl als in seinen Unterredungen, jederzeit der Einfalt beflißen, und nicht mit Gelehrsamkeit gepralet. Er behauptet ferner, daß die durchaus nützliche Erkenntniß, welche uns bey Widerwärtigkeiten, und bey dem bevorstehenden Tode selbst, mit Standhaftigkeit ausrüstet, sich auch bey dem gemeinen Volke, und öfters in einem höhern Grade finde, als bey den Gelehrten. Er macht, diesen Satz zu beweisen, eine sehr lebhafte Beschreibung von der traurigen Verfassung, in welcher sich damals seine Landschaft befand, welche eines Theils, bey Gelegenheit der bürgerlichen Kriege durch die verschiedenen Partheyen, andern Theils durch eine grausame Pest, verheeret wurde, und dem gelassenen und kaltsinnigen Bezeigen der Landleute bey diesen Umständen. Und hieraus folgert er, daß die gekünstelten Vorbereitungen auf den Tod nicht allein öfters gar nichts nützen, sondern die Menschen so gar mehr als der Tod selbst martern; daß diejenigen am anständigsten sterben, welche in allen Stücken, wie Sokrates, der Natur folgen. Allein Sokrates ist bekanntermaßen nicht eben schön gebildet gewest. Dieser Umstand führt den Verfasser endlich nach vielen Umwegen, auf seine Hauptmaterie. Er gesteht der Schönheit des Leibes einen großen Werth zu; erinnert aber dabey, daß sich eine gute Physiognomie eben nicht allezeit auf die schöne

Gesichts-

Gesichtsbildung gründet, und daß man den Gesichtszügen nicht allezeit trauen darf. Daß, aber eine gewisse unschuldige Gesichtsbildung öfters sehr zuträglich seyn kan, beweiset er durch sein eigenes Beyspiel, da ihm seine unschuldige und aufrichtige Mine zweymahl aus großer Gefahr gerettet hat.

Wir kommen zu dem XIII. und letzten Hauptstücke, welches von der Erfahrung handeln soll. Der Verfasser hält dieselbe für kein geschicktes Mittel, richtig von den Dingen urtheilen zu lernen, weil die Dinge in der Welt einander allezeit mehr unähnlich als ähnlich sind. Die Unähnlichkeit der Rechtsfälle hat die vielen Gesetze veranlaßt, wodurch man den Richtern die Hände zu binden gedacht. Allein diese Vorsichtigkeit hat wenig genutzet, weil es unendlich vielerley Fälle giebt; auf der andern Säte aber nicht wenig geschadet, da die vielen Glossen, welche man darüber gemacht, dieselben völlig verdunkelt haben; so gar daß es nicht einmal für vollkommen unschuldige Leute recht sicher ist, sich den Händen der Obrigkeit anzuvertrauen. Diesen grossen Unbeqvemlichkeiten hat auch eine langwierige Erfahrung noch nie abhelfen können. Allein, wenn die Erfahrung in bürgerlichen und sittlichen Dingen kein sicherer Wegweiser ist; so kan man ihr, nach des Verfassers Meinung, desto beherzter folgen, wenn die Frage von Erhaltung oder Wiederherstellung der Gesundheit ist. Er glaubt daher seine Erfahrung

rung in denen Stücken welche die Gesundheit betreffen, könnte auch andern nützen, weil er die seinige weder durch Kunst noch durch Einbildung verderbt oder verändert. Denn er war, wie man aus vielen Stellen seines Werkes sieht, den Aerzten gar nicht zugethan, und versichert, daß er gesund und krank stets einerley Lebensart, die er umständlich beschreibet, beobachtet, und gern seinen Begierden gefolget; ob ihn gleich endlich das Alter genöthiget, in einigen Stücken Veränderungen vorzunehmen. An statt bey seinem Lendensteine und der heftigen Kolik, womit er oft geplaget war, die Aerzte zu Rathe zu ziehen; half er sich mit der Gedult und allerhand philosophischen Betrachtungen. Bey dem Lendensteine schmeichelte er sich damit, daß derselbe vor andern Krankheiten deswegen erträglich sey, weil, wenn der Schmerz vorbey, keine weitere Folgen davon zu spüren wären. Bey der Kolik fand er ebenfals Trostgründe. Denn erstlich, sagt er, wäre er seit der Zeit, da er zuweilen die Kolik gehabt, nicht mehr, wie sonst oft, mit dem Fieber befallen; fürs andere aber nähme sie doch nicht, wie andere Krankheiten, den Kopf ein, und nöthigte einem nicht zu einer besondern Diät; und drittens gäbe sie keine Gelegenheit sich durch Muthmaßungen zu beunruhigen, weil man iederzeit gewiß wissen könne, was die Kolik wäre, und was sie nicht wäre. Dieses klingt sehr stoisch. Indessen war doch Montagne kein Feind der

sinnli-

sinnlichen Ergötzlichkeiten. Er erkennte derselben Werth, und verehrte die weise Einrichtung der Vorsicht, der zu Folge diejenigen Handlungen, die sie uns wegen unserer Bedürfniß aufgeleget, zugleich auch angenehm sind. Ja, er hielt es für das größte Meisterstück eines Menschen, ruhig und vergnügt zu leben, und bewunderte deswegen einen Sokrates, Epaminondas und Scipio, welche dieses vortrefflich verstanden. Die wahre Größe der Seele besteht nach seiner Meinung darinne, daß man die obwohl sinnlichen, dennoch natürlichen Ergötzlichkeiten nicht fliehet, sondern solche mit Mäßigung genießet; den Schmerz ernsthaft und das Vergnügen frölich betrachtet, ja solchen recht zu schmecken bemühet ist.

Dieses mag genug von den Versuchen selbst seyn. Wir müssen nunmehr noch von andern diesem III. Theile der deutschen Uebersetzung beygefügten Anhängen reden. Dahin gehören 9. Briefe des Montagne, welche, den fünften und siebenden ausgenommen, Zuschriften sind, die derselbe einigen kleinen Werkchen seines werthen Freundes, des Stephans von Boetie, welche er nach dessen Ableben zum Drucke befördert, vorgesetzet hat. Der fünfte ist der längste und beträchtlichste. Darinne ertheilt Montagne seinem Vater Nachricht von dem Bezeigen des la Boetie bey seinem herannahenden Ende. Der siebente, welcher, wie die übrigen, sehr kurz, und an seinen Vater gerichtet ist, enthält eine Zuschrift, die er

seiner

seiner französischen Uebersetzung von des Raymond von Sebonde natürlicher Gottesgelahrheit, wovon das Original lateinisch ist, vorgesetzet hat.

Auf diese Briefe folgt des vorgedachten Herrn de la Boetie Werkchen, von der freywilligen Dienstbarkeit, oder das Wider Einen, (*Le Contre-un*). Der Verfasser ist sehr wider die Monarchie. Er zweifelt, ob sie unter die übrigen Arten von Policey zu rechnen sey, und ob man sagen könne, daß ein gemeines Wesen eine Monarchie seyn, oder daß bey einer Monarchie etwas gemeines statt finden könne. Daher kan er sich nicht genug über die Niederträchtigkeit so vieler tausend Menschen verwundern, welche sich entschlüßen können, einem einzigen zu dienen, dessen Herrschaft sie sich doch, ohne nur das geringste ihrer Freyheit wegen zu wagen, so gleich entziehen könnten, wenn sie nur wollten, weil doch der Tyrann für sich niemanden Schaden zufügen könnte, wenn ihm seine Unterthanen nicht darinne beystünden. Bey dieser Gelegenheit macht er eine sehr lebhafte Beschreibung von dem Unglücke derjenigen, die unter dem Joche der Tyranney leben, und glaubt, daß dieses Unglück mit der Monarchie so vest verbunden sey, daß auch diejenigen, welche nicht durch Erbfolge, nicht durch Gewalt, sondern durch freye Wahl eines Volks, wegen ihres vorigen Wohlverhaltens zur Regierung gelangen, so bald sie diß von dem Volke

erhaltene Gewalt auf ihre Kinder zu bringen gedenken, so gleich Tyrannen zu werden anfangen.

Auf diese kleine Schrift folgt eine andere von dem berühmten Pascal, die wenig Blätter beträgt, und die Aufschrift führt, Charakter und Vergleichung des Epiktet mit dem Montagne. Epiktet, der sich, als ein Stoiker einen hohen Begriff von dem Menschen gemacht hatte, glaubte ein Mensch sey für sich, durch seine Vernunft fähig, die Pflichten gegen das höchste Wesen zu erfüllen, und die menschliche Natur brauche weiter keine Verbesserung. Montagne, der sich mehr auf die Seite der Epikurer, oder vielmehr Pyrrhonier wendet, vermeint von der Schwäche der Vernunft so überzeugt zu seyn, daß er völlig verzweifelt, das Wahre und Gute vermittelst derselben zu erkennen. Beyde Systeme sind einander also gerade zuwider und unmöglich zu vereinigen. Das erste führt an und für sich zum Hochmuthe; das andere aber zur Trägheit. Keins von beyden kan wahrhaftig tugendhaft machen: beyde aber können doch den Menschen in dem Fortgange der Laster stören, da er sich durch gegentheilige Meinungen bestritten sieht. Demnach verdienen beyder Männer Schriften zwar gelesen zu werden: aber nur die Offenbahrung kan beyde Systeme vereinigen, und das Wahre und Falsche in beyden von einander zu unterscheiden lehren. Alles Schwache gehört

der Natur, alle Kraft aber dem Bey-
Gottes.

bst diesem finden wir noch die an den
nal Richelieu gerichtete Zuschrift, und
Vorrede zu der Ausgabe der Versuche
1635. von dem Fräulein von Gournay,
e Montagne, der damaligen Gewohn-
ach, *sa fille d'alliance*, zu nennen pflegte;
wie sie ihm auch in dieser Vorrede öft
n Vater nennet. Dieses gelehrte Fräu-
war von dem Werthe der Versuche so ein-
mmen, daß sie nicht Worte genug finden
e, deren Vortrefflichkeit zu beschreiben; wie
nn denenjenigen nicht verzeihen kan, welche
Versuche zwar loben, aber nicht bewun-
n. Sie giebt dem Leser von der Sorgfalt
henschaft, welche sie bey gedachter Ausga-
die durch Beyhülfe einiger Großen endlich
Mühe zu Stande gekommen, angewendet,
vertheidigt ihren Vater und sein Buch
en verschiedene Vorwürfe auf eine sehr
ndliche Art, wenn man einige wenige all-
tarke Hyperboln bey Seite setzt.

Zunächst nach dieser Vorrede folgt ein
rzer Abriß von des Montagne Leben,
n einem Ungenannten, der, wie der Titel
sdrücklich meldet, aus dessen eigenen Schrif-
gezogen ist: bey welchem wir uns daher,
mal da er nur 3 Blätter beträgt, nicht auf-
lten wollen.

Endlich macht den Schluß der in diesen
Theilen enthaltenen Stücke, eine Sammlung

der Urtheile, welche die Gelehrten von des Montagne Versuchen gefället haben: Und diese gehen, wie man leicht denken kan, gar sehr von einander ab. Einige haben dieses Werk ungemein gerühmt; und darunter stehen Scävola Sammarthan, Thuan, Lipsius, Roland Maresius und S. Evermond, oben an. Andere haben vieles daran getadelt, aber auch viel schönes und nützliches darinne gefunden: und darunter gehören Pasqvier, Dom. Baudius, Pascal, und Huetius. Andere haben endlich mit vieler Verachtung davon geredet, als Balzac, die Herren von Port-royal und Malebranche.

Ausserdem ist dem gegenwärtigen 3ten Theile der deutschen Uebersetzung, ein Register über alle drey Theile beygefügt, welches man, weil bey dem der französischen Ausgabe angehängten mehr auf die Namen als Sachen gesehen worden, auch in Ansehung der letztern bestens zu ergänzen bemühet gewest ist.

Wir sehen übrigens aus des Herrn M. Titius Vorrede mit Vergnügen, daß Montagne unter den Deutschen nicht weniger Liebhaber als unter seinen Landesleuten und den Engelländern gefunden, und daß wir uns bald auf eine neue Auflage der deutschen Uebersetzung Rechnung machen können.

IV.

Lexicon vocum platonicarum,

das ist;

Timäi. Lexicon besonderer Wörter und Redensarten die beym Plato vorkommen: zuerst ans Licht gestellt und mit Anmerkungen erläutert, von David Ruhnkenius. Leiden 1754. in groß Octav 14 Bogen.

Herr Ruhnkenius, ein gelehrter Bremer, der sich seit langer Zeit in Holland aufhält, hat vor einigen Jahren durch einige epistolas criticas der gelehrten Welt eine gute Meinung von seiner Stärke in der griechischen Sprache gemacht, und solche in diesem platonischen Lexico bestätiget. Da die Ueberbleibsel des griechischen und lateinischen Alterthums so sorgfältig aufgesucht und ans Licht gebracht worden; so ist man, eben darum, weil es schwer ist etwas neues in dieser Art ausfindig zu machen, denenjenigen Dank schuldig welche eine alte Schrift zuerst allgemein machen; sollte sie auch gleich an und für sich nicht unentbährlich seyn. Es läst sich dieses auch von Timaei Lexico Platonico sagen. Man hat den Plato verstehen können und hat solchen wirklich verstanden, ehe man von Timäo was gewust. Ein guter Theil davon steht schon anderwerts; und das Werkchen selbst ist an sich so trocken

und klein, daß es, wenn der Herausgeber des Anmerkungen oder keine andern als die nöthig wären, hinzuthun wollen, kaum zwey bis drey Bogen würde betragen haben. Es sehnet sich auch nicht jeder Leser nach derjenigen Art von Anmerkungen, die itzo unter den holländischen Gelehrten seit des ältern Burmanns Zeiten eingeführt ist, da man nur einen Vorrath für künftige Sammler von Wörterbüchern zusammenträgt, auch Kleinigkeiten nebst bekannten Dingen allzureichlich und allzuängstlich anbringt. Jedennoch es ist auch diese Bemühung zumal in der griechischen Sprache, die lange so bearbeitet nicht ist als die lateinische, nicht ohne Nutzen: und es giebt dieses Werkchen ein treffliches Zeugniß, daß Herr Ruhnkenius sich mit den griechischen Schriftstellern, und insonderheit mit dem Plato sehr wohl bekannt gemacht habe; läßt uns auch künftig noch mehr Gutes von ihm erwarten. Hält er sich ja bey bekannten Dingen auf, so geschieht das nicht oft, und meistentheils sind es seltene Worte, davon er gehäufte Exempel beybringt.

Ehedem wuste man von Timaei Lexico Platonico weiter nichts als das wenige was Photius cod. 151. davon berichtet, daß er es gelesen habe, und daß es ein kleines Werkchen sey. Jedermann stand in den Gedanken, es wäre verlohren gegangen, bis Montfaucon in seiner Bibliotheca coisliniana dasselbe größtentheils herausgab. Aus diesem Buche hat es

Herr

IV. Tim...

...s kennen lernen, welches ihm ein ...angen nach dem übrigen erweckt. Es währ... auch nicht lange, da er seines Wunsches ...ilhaftig ward. Denn als er vor etwa vier ...hren den berühmten Herrn Alberti nach den ...paabrunnen begleitete, traf er daselbst einen ...glischen Geistlichen, Henrich Gally an, der ...h geraume Zeit in Paris aufgehalten hatte; ...d beyder einstimmige Liebe zu den schönen ...Wissenschaften machte sie bald einander be...nnt. Sobald der Engländer wieder nach ...aris zurück kam, verschaffte er seinem Freun... auf dessen Verlangen eine Abschrift dieses ...pici; und dieser hat seine Ausgabe davon ...nem zur Dankbarkeit zugeschrieben.

Wenn Timäus gelebt, und was sich sonst ...it ihm zugetragen, davon weis man nichts. ...s ließe sich zwar bestimmen, daß er nach dem ...ten Seculo gelebt haben müße, weil er den ...Porphyrium citirt. Aber Herr Ruhnkenius ...will es nicht glauben, daß diese Stelle von ...ihm selbst sey, sondern er behauptet, daß sie ...von einem andern hinzugethan worden. Ob ...ein Schluß gegründet sey, das stellet man an ...seinen Ort. Unterdessen läßt er sich wohl hö...ren. Unter den Titel ἐχ ἥκιστα wird Por...phyrius angeführt. Nun aber ist fürs erste ...ἐχ ἥκιστα ein ganz gemeiner Ausdruck, der bey allen griechischen Schriftstellern, und allein beym Plato nicht weniger als 27 mahl vorkommt. Wir verlassen uns auf Herrn Ruhnkenii Wort. Denn er hat sich die Mühe

und klein, daß es, wenn der Herausgeber keine Anmerkungen oder keine andern als die welche nöthig wären, hinzuthun wollen, kaum zwey bis drey Bogen würde betragen haben. Es sehnet sich auch nicht jeder Leser nach derjenigen Art von Anmerkungen, die itzo unter den holländischen Gelehrten seit des ältern Burmanns Zeiten eingeführt ist, da man nur einen Vorrath für künftige Sammler von Wörterbüchern zusammenträgt, auch Kleinigkeiten nebst bekannten Dingen allzureichlich und allzuängstlich anbringt. Jedennoch es ist auch diese Bemühung zumal in der griechischen Sprache, die lange so bearbeitet nicht ist als die lateinische, nicht ohne Nutzen: und es giebt dieses Werkchen ein treffliches Zeugniß, daß Herr Ruhnkenius sich mit den griechischen Schriftstellern, und insonderheit mit dem Plato sehr wohl bekannt gemacht habe; läßt uns auch künftig noch mehr Gutes von ihm erwarten. Hält er sich ja bey bekannten Dingen auf, so geschieht das nicht oft, und meistentheils sind es seltene Worte, davon er gehäufte Exempel beybringt.

Ehedem wuste man von Timaei Lexico Platonico weiter nichts als das wenige was Photius cod. 151. davon berichtet, daß er es gelesen habe, und daß es ein kleines Werkchen sey. Jedermann stand in den Gedanken, es wäre verlohren gegangen, bis Montfaucon in seiner Bibliotheca coisliniana dasselbe größtentheils herausgab. Aus diesem Buche hat es

Herr

rr Ruhnkenius kennen lernen, welches ihm ein
rlangen nach dem übrigen erweckt. Es währ-
auch nicht lange, da er seines Wunsches
lhaftig ward. Denn als er vor etwa vier
hren den berühmten Herrn Alberti nach den
aabrunnen begleitete, traf er daselbst einen
lischen Geistlichen, Henrich Gally an, der
geraume Zeit in Paris aufgehalten hatte;
d beyder einstimmige Liebe zu den schönen
issenschaften machte sie bald einander be-
nnt. Sobald der Engländer wieder nach
aris zurück kam, verschaffte er seinem Freun-
auf dessen Verlangen eine Abschrift dieses
ici; und dieser hat seine Ausgabe davon
nem zur Dankbarkeit zugeschrieben.

Wenn Timäus gelebt, und was sich sonst
t ihm zugetragen, davon weis man nichts.
s ließe sich zwar bestimmen, daß er nach dem
n Seculo gelebt haben müße, weil er den
orphyrium citirt. Aber Herr Ruhnkenius
ll es nicht glauben, daß diese Stelle von
n selbst sey, sondern er behauptet, daß sie
n einem andern hinzugethan worden. Ob
r Schluß gegründet sey, das stellet man an
nen Ort. Unterdessen läßt er sich wohl hö-
. Unter den Titel ἐχ ἥκιςα wird Por-
hyrius angeführt. Nun aber ist fürs erste
ἥκιςα ein ganz gemeiner Ausdruck, der
allen griechischen Schriftstellern, und allein
m Plato nicht weniger als 27 mahl vor-
nmt. Wir verlassen uns auf Herrn Ruhn-
ii Wort. Denn er hat sich die Mühe

 geges

gegeben, die Stellen zu zehlen. Fürs zweyte ginge es noch hin, wenn man sich zu Bestätigung einer solchen Redensart auf einen wegen seiner Schreibart angesehnen Mann, als einen Thucydides, Xenophon u. s. w. berieffe. Aber sich auf einen Porphyrius beziehen, dessen beste Eigenschaft die zierliche Schreibart wohl nicht ist, das zeigt einen Mangel der Beurtheilung und eine Arbeit späterer Zeiten an, als diejenigen sind, in welchen Herr Ruhnkenius seinen Timäum muthmaßlich setzet. Er macht ihn nehmlich zu einen Zeitgenoßen des Porphyrius, weil das dritte Seculum insonderheit an Sophisten, dergleichen Timäus gewesen, reich, und zugleich die platonische Philosophie im größten Ansehen war. Suidas gedenket eines Timäi Tauromenitä der 68. Bücher ῥητορικῶν ἀφορμῶν oder rhetorischer locorum communium geschrieben. Herr Ruhnkenius aber hält dafür, Suidas habe sich geirret, und dem Timäo aus Tauromenien in Sicilien, einem alten berühmten Historico, welchen Polybius insonderheit recht nachdrücklich gezüchtiget hat, ein Werk beygelegt, das dem Ansehn nach vielmehr von unserm Timäo Sophista möchte gefertiget worden seyn. Ferner bemerkt er, daß nicht alle Glossen die in diesem Lexico platonico erklärt werden, aus dem Plato genommen seyn; sondern daß ein gut Theil derselben dem Herodoto, und einigen andern Alten zugehöre. Dieses will ihn in seiner Muthmassung, als habe eine spätere

Hand

Timäi Werkchen mit fremden Zusätzen
chert, noch mehr bestärken. Warum aber
nicht alles eines Meisters Werk seyn?
warum sollte nicht, da der meiste Theil des
sen platonisch ist, das ganze mit Recht
dem grösten Theile seyn benennet wor
Sollte man nicht aus dem Artikel ἐναγ-
αὶ, welcher erklärt wird ἀγωγαὶ δαίμονος
λυ ἐπί τινα γενόμεναι mit Recht schließen,
Timäus ein Christe gewest sey, weil er des
n Geistes gedenket? Der einzige Codex
S. Germain, in welchem Timäi Lexicon
auf uns gekommen ist, enthält noch mehr
re beträchtliche gleichfalls noch inedirte
chische Grammaticos, als des Apollonii
con Homericum, daraus Herr Alberti in
em Hesychio vieles anführet, und Phrynichi
ριστικὴν παρασκευήν, woraus Herr Ruhnken
hin und wieder in seinen Anmerkungen
n Timäo ganze Stellen beybringet. Ja er
spricht mehr als einmal solches mit der Zeit
nz ans Licht zu stellen. In den Anmerkun
n läßt sich der Herausgeber angelegen seyn,
Quellen woraus Timäus jede Glosse ge
höpft, anzuzeigen; sodann denselben mit dem
Suidas, der ihm viel abgeborgt, zu verglei
en, der Wörter wahre und mancherley Be
utung zu bestimmen, und endlich mit Exem
eln darzuthun, wie sehr sich die jüngern
Griechen, wir meinen die aus den zwey näch
en Seculis nach Christi Geburth, bemühet
aben, dem Plato nachzuahmen, und einige

Hhh 5 Farbe

Farbe von ihm anzunehmen. Dieses hat ihn öfters zu Ausschweifungen verleitet. Wir wollen einige Proben sowohl von des Herausgebers Erläuterungen, als des alten Sophisten seiner Arbeit dem Leser vorlegen, nachdem wir noch dieses erinnert, daß Herr Ruhnken hin und wieder Stellen aus noch ungedruckten Büchern, als des Apollonii Dyscoli Grammatica, des Aelii Herodiani Φιλεταίρω oder Büchlein de vocibus atticis, des Basilii scholiis über den Gregorium Nazianzenum, des Photii Lexico, und des Olympiodori und Hermiä Commentariis über den Plato, ingleichen viel schätzbare Anmerkungen einstreue, die ihm Herr Prof. Hemsterhuys mitgetheilt hatte, ein Mann, von dem man nichts als was auserlesenes und ungemeines erwarten kan.

P. 4 zeigt der Verfasser bey Gelegenheit des Wortes ἄγαλμα, welches nicht allein ein Bild, sondern überhaupt alles bedeutet, was einen an sich locken und reitzen kan, daß die alten Philosophi, als Philo Judäus und andre, gottesfürchtige Leute ἀγαλματοφόρυς genennt haben, weil sie die Tugend und göttliche Wahrheiten als schöne in ihr Gemüth eingedruckte Bilder mit sich herumzutragen schienen. Er erklärte daher den Ausdruck beym Eusebius Histor. Eccles. L. X. ἀγαλματοφορεῖν τὸν Θεὸν Ἰησῦν Χριςὸν, Christum im Herzen tragen, wo Valesius sich geirret, wenn er gemeinet, es habe diese Redensart ihre

Absicht

bsicht auf die feyerlichen Umgänge der Hey-
n, da sie ihre Götzenbilder herumtrugen.
6. hat er eines und anders von den alten
Bettelmünchsorden unter den Heyden, und dem
Worte ἀγείρειν, welches unter andern auch
etteln bedeutet, angemerkt. P. 24. ist die
Glossa ἀνεγγήσει, welche mit ἀναδήσει, ἀνα-
ήσει καὶ οἷον κωλύσει gegeben wird, ihm so-
wohl als andern anstößig. Da er aber selbst
emerket, daß Plato das Wort συνέργειν für
coërcere gebraucht habe, und dergleichen
erba von sich ander e verba contracta zu for-
niren pflegen; so sehen wir nicht ein, warum
nicht auch das Wort ἀνέργειν, und dessen
productum ἀνεργεῖν könne im Gebrauche ge-
west seyn. P. 28. liest man folgende Glossen:
ἀπόστολα· τὰ εἰς τὴν θάλασσαν ἐκπεμπόμενα
ἐκπλέοντα. Bey der Gelegenheit nimmt er
eine Stelle aus dem Philostratus vor, wo es
von einem Egyptier heißet, p. 231. νάῦν δὲ
ἤδη ἄτοπον ἐπέπηγτο καὶ ἐναυκλήρει ἐν τῷ Νεί-
λῳ. Wo Herr Ruhnkenius nur Gelegen-
heit findet, unsern berühmten Gottfried
Olearius herunterzumachen, da thut er es
mit der größten Strenge und Verachtung.
So macht er es auch hier. Er ist nehmlich
ein demüthigster Anbeter von Herrn Hemster-
huysen: und weil dieser Gelehrte vielleicht seine
Ursachen hatte, unserm ehemaligen Lehrer hart
zu begegnen; so meinen alle junge Gelehrten,
welche zu Herrn Hemsterhuysens Füßen ge-
sessen, es sey auch ihnen erlaubt, in die Fuß-
stapffen

stapffen eines Mannes zu treten, mit dessen Schritten sie doch nie die ihrigen werden vergleichen können. D. Luthers Schuhe sind nicht für jeden Dorfpfarren gerecht. Hätte Herr Ruhnkenius etwas bessers zu Werke gebracht, wie solches Olearius gethan; so gienge es noch hin, daß er mit nugis um sich würfe. Hätte er mit etwas weniger Zuversicht seine Muthmaßung vorgetragen; so würde man sie unter der grossen Zahl vieler andern in ihrem Werthe, und das was sie ist, bleiben lassen. Wenn er aber so stolz und vermessen redet: nolim nugis eius refellendis chartam perdere; nihil enim certius ac manifestum magis, quam Philostratum scripsisse, καὶ ναῦν δὲ ἤδη ἱππόστολον ἐκέκτητο, iam nauigium vectorium compararat: so verdient er billig einen Verweis; Wie will er denn darthun, daß seine Muthmaßung so gewiß sey? Kan man nicht eben sowohl παράγωγον, oder ἄκωπον lesen, ein Schiff ohne Ruder, dergleichen ehedem und auch noch heutiges Tages den Nil befahren; Wie aus dem Herodoto II. cap. 96. bekannt ist. Die Gestalt solcher Schiffe oder vielmehr Flößen beschreibt Pocoke in seiner egyptischen Reisebeschreibung p. 40. und hat sie auf der 8ten Kupferplatte vor Augen gestellt. Betrachtet man solche daselbst, so wird man leichte sehen, es sey ein seltsam Fuhrwerk, ἄτοπον πλοῖον, und folglich weder an der gemeinen Lesart, noch an der oleari-schen Erklärung derselben etwas auszusetzen,

obgleich

ich beyde den Leser, dem ersten Ansehn nach
mden.

32. bey der Glossa ἀποτεθερυωμένοι
erkt er, daß Timäus eine andere Lesart in
m Platone müße gehabt haben, als wir:
an dem Orte, worauf diese Glossa sich be-
t, steht in unsern Ausgaben ἀποτεθερυμ-
ι, welche Lesart gegen die andere geprüft
d. Er zeigt auch einen groben Fehler
Suidas begangen, wie denn gemeiniglich
ca von Fehlern nicht frey sind, noch es seyn
nen. Der Fehler besteht darinne. Ob
geführte Glossa ἀποτεθερυωμένοι Timäus
folgender Gestalt ausgelegt: ἀπηγριω-
οι. εἴρηται δὲ κατὰ μεταφορὰν ἀπὸ τῶν
θερύων ἅπερ εἰσὶ ἄγρια καὶ ἄγονα φυτά.
uidas hat diesen ganzen Artikel samt
sen Fehler, der in τεθερύων steckt, in sein
xicon übergetragen; und weil er nicht merkte,
ß an statt τῶν τεθερύων, so wie Herr Ruhn-
nius wohl erinnert, man lesen müße, τῶν
ρύων; so hat er einen eigenen Artikel und ein
anz neues unerhörtes Wort τέθερια erdacht,
elches er erklärt ἄγρια καὶ ἄγονα φυτά.
. 59. liest man folgende Gloße: Διαγείρειν.
ιαχύειν, ἀπαλείφειν, παραπτᾶσθαι. Beym
Suidas heißt es: Διαστήθειν, διαχύειν, ἀπα-
είφειν, παράπτεσθαι. Herr Ruhnkenius
meint, weder dieses noch jenes tauge etwas,
ondern man müße διαγράφειν lesen, weil die-
es Wort so viel als wegstreichen, ausstrei-
chen bedeute. Das ließe sich hören, wenn er
nur

nur auch gewiesen hätte, wie sich παραπτᾶσθαι oder παράπτεσθαι zu διαγράφειν schicke. Aber über das schwehrste geht er leichtes Fußes hin. Vielleicht hat der Grammaticus geschrieben διατείρειν, διαζύειν, ἀπαλείφειν, σπαράττειν. P. 80. macht Herr Ruhnkenius eine schöne Anmerkung bey dem Worte ἐξηγηταί. Er zeigt, daß es Leute gegeben, die einigermassen mit unsern Beichtvätern und Gewissensräthen zu vergleichen sind, welche die unwissenden belehrten, wie sie sich in jedem vorkommenden Falle der den Gottesdienst betraf, verhalten sollten. Nun fragt sichs, ob man auch diese Exegeten in weltlichen und Proceßsachen um Rath gefragt? oder, ob man auch den Rechtsgelehrten den Nahmen der Exegeten beygelegt habe? Der Verfasser hält es mit denen, welche vermeinen, weder der Nahme noch die Beschäftigung der Exegeten habe sich über die gottesdienstlichen Angelegenheiten erstrecket. P. 99. erklärt er die schöne Redensart, in die sich manche vornehme Gelehrte nicht haben finden können, θαλλὸν προσείειν, welche eigentlich bedeutet, einem Kalbe oder Schaafe ein grünes Reiß vorhalten, oder vorzeigen, und es damit nach sich ziehen; hernach aber überhaupt für anlocken gebraucht wird.

P. 136. zeigt er aus dem Timäo und Polluce, die Alten müssen ὄα oder ὦα, welches einerley ist, Sporäpfel gelesen haben, wo heut zu Tage in unsern Büchern ᾠὰ Eyer steht.

Juppi-

uppiter heißt es beym Plato im Convivio εμε τὺς ἀνθρώπυς δίχα, ὥσπερ οἱ τὰ ὠὰ μνοντές, schnitte den Menschen mitten on einander, wie man Ey oder Spor-ofel spellet. Bey der Gelegenheit erläutert r Verfasser unterschiedene Stellen der Alten, o das Wort ὄα vorkommt, und unter an-rn auch eine schöne aus dem Dio Chrysosto-mus p. 113. daraus man ersieht, daß die lten die Sporäpfel zu spellen, an Faden ı reihen, an der Luft zu trocknen und zur Binterkost zu verwahren gepflegt haben. . 178. theilt Herr Ruhnken ein vor dem ngedrucktes Epigramma Meleagri aus Stra-onis Musa puerili mit. P. 182. verbessert ', bey Gelegenheit des sehr seltenen und :m Platoni beynahe eignen Wortes τευτά-ειν, sich wobey aufhalten, sich womit eschäftigen, eine Stelle des Platonis urch eine glückliche, wenigstens wahrschein-che Muthmassung. Man liest Politic. VII. υμναςικὴ περὶ γιγνόμενον καὶ ἀπολλύμε-ν τετεύχε. Das Fechten hat mit so etwas u thun, das bald ist, bald nicht ist; welches ird und vergeht. Die gemeine Lesart ließe ch endlich, noch wohl behaupten, wenn man ατρίβυσα drunter verstehet. Aber ist es icht viel geschickter, deutlicher und dem Pla-oni ähnlicher τετεύτακε zu lesen, wie Herr Ruhnken haben will. P. 184. bemerkt er ey der Redensart τὶ ῥῆτα ἔχων ςρέφῃ, was

vor-

verweilest du? daß, obgleich ἔχων überflüßig zu seyn scheine, und die gemeinen Grammatici solches auch versichern, es dennoch eine geheime und nicht unbemerkliche Bedeutung des Spielens, des Narretheytreibens bey sich führe. In den Addendis steht eine vortreffliche Verbesserung von Herrn Hemsterhuyß, die sich auf die Glosse Βένδις, ἡ Ἄρτεμις. Θρακεία Φωνῆ, καὶ Βεντίδια, Ἀρτέμιδος ἑορτὴ παρὰ Θρᾳξὶν bezieht. Man liest nehmlich bey dem Origenes L. VI. contra Celsum, folgende Stelle ἀλλ' οἱ ταῦτα γράψαντες περὶ τοῦ πρώτου ἀγαθοῦ καταβαίνουσιν εἰς Πειραιᾶ, προσευξόμενοι ὡς θεῷ τῇ Ἀρτέμιδι, καὶ ὀψόμενοι τὴν ὑπὸ Ἰουδαίων τελουμένην πανήγυριν. Diejenigen welche von dem höchsten Gute geschrieben haben, gehen aus der Stadt (Athen) hinab in den Haafen Piräeus, um daselbst die Diana, als ein göttliches Wesen anzubeten, und die von den Juden daselbst begangene Feyerlichkeit mit anzusehn. Niemanden kan verborgen seyn, daß der Nahme der Juden hier nicht am rechten Orte stehe. Herr Hemsterhuyß meynet also, es müße heissen τὴν τῶν Βενδιδίων. Wir könten noch mehr gutes aus diesem in seiner Art wohlgeschriebnen Buche anführen. Doch es mag obiges für eine Probe genug seyn.

V.

V.

Meletemata Philologico-Critica,

d. i.

H. George Altmanns, der griechischen Sprache und Sittenlehre Professoris zu Bern in der Schweitz, philologisch-critische Anmerkungen über einige Schriftstellen des N. Test. in 3 Theilen. IV Alphab. 6 Bog. samt Registern, in 4to. Utrecht 1753.

Der Nahme des Hrn. Altmanns ist den Gelehrten aus verschiedenen Abhand-lungen in dem Museo Helvetico sattsam be-kannt; und die gegenwärtige Sammlung sei-ner philologischen Anmerkungen zeiget satsam von der Stärke welche der Hr. Verfasser in der griechischen Sprache, in den Alterthümern und andern Wissenschaften besitzet. Das ganze Werk bestehet aus 3 Theilen, welche wir nach der Ordnung durchgehen wollen. Der erste Theil enthält nachfolgende Abhandlungen. Die erste untersuchet die Frage: warum der Evangelist Matthäus Jesum einen Nazare-ner geheissen? Matth. 2, 23. S. 1-13. Es werden die gewöhnl. Erklärungen dieser etwas dunkel scheinenden Schriftstelle geprüfet; sie scheinen aber nicht die Probe zu halten. Der Herr Verfasser tritt den Schriftforschern nicht

bey, welche diesen Nahmen von den hebräischen Worten der Nazaräer, der Zweig, u. s. w. herleiten wollen. Die Meinung des Chrysostomus, welche Calov, Rus und andere angenommen haben, daß vermuthlich eine schrift- oder mündliche prophetische Weissagung vorhanden gewest, daß Jesus ein Nazarethaner heißen sollte, welche aber verlohren gegangen, thut ihm gleichfalls keine Gnüge. Es scheint glaublich zu seyn, daß sich Jesus zu Nazareth aufhalten müssen, um an der Schmach und Verachtung dieser Einwohner Theil zu nehmen. Denn dieselben waren verachtete und übelberüchtigte Leute; daher Nathanael sagt: Was kan von Nazareth Gutes kommen? Joh. 1, 47. Seine Meinung wird dadurch unterstützet, daß der Heyland von dem Propheten unter dem Bilde eines verachteten und unwürdigen Menschen vorgestellet wird: Wie denn nachher auch die Christen mit dem Nahmen der boßhaften Nazaräer belegt worden sind; wobey des Hrn. Canzlers von Mosheim Abhandlung zum Behufe dieses Satzes angeführt wird *.

Die

* In so fern man sein Augenmerk auf den Stand der Erniedrigung Christi richtet, da er der allerverachteste und unwertheste genennet wird, Jes. 53, 3. kan diese Erklärung, als eine erbauliche Gedanke und theologische Muthmaßung angenommen werden. Allein die Zweifel sind dadurch nicht gehoben. Uns dünket, daß hier der Evangelist überhaupt

Die zwente Abhandlung beschäftiget sich den Worten Christi, Matth. 5, 13. Marc. 49. Luc. 14, 34. ihr seyd das Salz der den 2c. S. 14-56. Anfangs handelt Hr. Verf. weitläuftig von den verschie- en Arten des Salzes, und glaubt, daß r hier nicht das Salz welches man im ge- nen Leben zur Bereitung der Speißen ge- uchet, sondern das Erdensalz (Nitrum) lpeter verstehen müsse. Denn dieses letz hat alle Eigenschaften, welche ihm hier gelegt werden. Es wird dumm: Es be- dert auch die Fruchtbarkeit der Erde. Dies kan man von dem gewöhnlichen Küchen- e nicht sagen. Die Absicht Jesu bey sol- Redensart, ist diese: Die Apostel sollten so herrlichen Gaben des heil. Geistes aus- üstet werden, daß sie als ein fruchtbares alz, in Ansehung der Ausbreitung der Leh- Jesu anzusehen sind. Ihre Lehre würde so gesegnetes Wachsthum nach sich ziehen, ß sie alle Welttheile mit dem Worte des angelii anfüllen sollten. Hingegen zeiget s dumme Salz die falschen Lehrer an, wel- durch Ausstreuung ihrer Irrthümer den einberg des Herrn verderben würden.

Die dritte Abhandlung beschäftiget sich mit n Geschlechte der Herodem, welche in den

 heil.

haupt auf alles siehet, was die Propheten von den Lebensumständen des Weltheylans des geweissaget haben, dahin auch der Aufenthalt zu Nazareth gehöret.

heil. Büchern angeführt werden. S. 57-78. Der erste von diesem Geschlechte ist Herodes Antipas, oder Antipater, der Großvater des Herodes M. ein Idumäer aus der Stadt Ascalon. Die Meinung des Eusebius und seiner Freunde, daß er ein Priester des Apollo gewest, wird widerlegt, aber dabey zugegeben, daß er von heidnischer Abkunft entsprossen sey. Der andre ist Herodes Antipater, ein Sohn des vorigen, welcher seine Gewalt über die Juden sehr ausgebreitet hat. Der dritte ist Herodes, mit dem Beynahmen der Große, dessen Thaten und Tyranney aus Flav. Josephus und andern bewährten Geschichtschreibern ausführlicher beschrieben worden. Diesem folgen Herodes Archelaus, Herodes Philippus, Herodes Antipas, Herodes Agrippa * der ältere, Herodes Agrippa

* Das merkwürdige Ende desselben wird Act. 12, 23. beschrieben. Josephus setzet noch den besondern Umstand bey, daß dieser Herodes bey der königl. Pracht auf dem Throne eine Eule gesehen, die sich an den Thron gesetzt habe, welches er gleich als eine böse Vorbedeutung seines Untergangs angesehen hätte. Vermuthlich hat er dieses von den römis. Priestern, welche aus dem Flug, Geschrey und Eingeweide der Vögel weißageten, bey seiner Erziehung zu Rom gelernet. Uebrigens zweifeln viele an der Wahrheit dieser Geschichte und Erzählung des Josephus. Der Hr. Prof. Ernesti hat diese Geschichte sorgfältiger untersuchet, in Prolusione ad Act. XII, 23.

der jüngere, Berenice, und Drusilla. Die
[Leb]ensumstände dieser Personen aus dem
[her]odischen Stamme werden aus der heiligen
[S]chrift und der weltlichen Geschichte kürzlich
[er]läutert.

Die vierte Abhandlung betrachtet die
[G]leichnißrede, daß man das Unkraut nicht
[au]sraussen solle. Matth. 13, 24. u. f. m.
[S]. 79-94. Diese Gleichnißrede, welche von
[ge]meinen Sachen entlehnet worden, ist jeder-
[m]an bekannt. Sie stellet die Kirche Chri-
[st]i unter dem Bilde eines Ackers vor, welcher
[m]it dem reinen Saamen der göttlichen Lehre
[be]streuet ist. Aber der Satan hat durch sei-
[n]e Werkzeuge, die Ketzer das Unkraut aus-
[ge]streuet: doch untersaget der Hausherr,
[d]as Unkraut auszuraussen. Der Herr Ver-
[f]asser hält davor, daß der Heiland damit den
[L]ehrern der Kirche eine schöne Vorschrift
[g]ebe, wie es ihnen nicht anstehe, die irrigen
[L]ehrer mit Gewalt zu verfolgen, oder gar zu
[t]ödten; da es ihnen vielmehr geziemt, sie
[z]u unterweisen, und dieselben, bey ihrer Ver-
[s]tockung, dem gerechten Richter alles Fleisches
[z]u überlassen.

Die fünfte Abhandlung redet von den
Pforten der Höllen, Matth. 16, 18. Seite
[9]5-112. Durch diese erhabene Redensart
wird nach der Meinung des Herrn Verfassers
nichts anders, als das Behältniß der bösen
Geister angezeiget, wie er mit vielen Stellen
der besten Griechen erweiset. Der Inhalt

 ist

ist also dieser: Die Kirche Christi ist so feste gegründet, daß wenn auch der Teufel sammt aller seiner Macht sich wider sie auflehnen wollte, er gleichwohl nichts ausrichten würde.

Die 6te Abhandlung erörtert die Stelle von dem hochzeitlichen Kleide, Matth. 22, 11. S. 118 : 156. Diese Gleichnißrede wird aus den Alterthümern erläutert. Man hatte in Gewohnheit, unter die gebetenen Gäste hochzeitliche Kleider auszutheilen. Die Frage, wie es aber gekommen, daß dieser Mensch kein hochzeitliches Kleid angehabt habe? wird also entschieden, daß er sich bey seinem Eingange in das Gemach, kein Kleid von den Bedienten geben lassen, welche Unachtsamkeit der König sehr ungenädig empfunden hat. Besonders wird mit angemerket, daß das hier befindliche Wort ἑταῖρος, nicht sowohl durch **Freund** als vielmehr **Mensch** sollte übersetzet werden. Eben dieses glaubt er auch von der Stelle, Matth. 26, 50. Allwo Jesus den Verräther, durch das Wort Freund, anredet; da es doch besser heissen sollte: Du Mensch, Jünger, oder Schüler. Uebrigens glaubt er, daß unter diesem Bilde die christliche Kirche verstanden werde, zu welcher zwar alle beruffen sind, aber viele darunter sich solcher Gnade, nicht theilhaftig machen.

Die 7te Erörterung unterhält sich mit der Abhandlung von der Stadt Tarsus, in Cilicien.

icien. S. 138 - 166. Nachdem der V. vor
er das Alterthum, die Lage und Merkwür-
keiten dieser Stadt angeführet, kommt er
die Frage: woher der Apostel Paulus
römisches Bürgerrecht erlanget habe?
ist mit dem seligen D. Deyling und
dern Schriftforschern nicht zufrieden,
nn sie sagen, daß es seine Aeltern oder
rältern durch eine Freysprechung erhalten
tten. Vielmehr macht er wahrscheinlich,
ß es Paulus, als ein gebohrner Bürger in
rsen erlanget, indem diese Stadt von dem
ayser Julius Cäsar, oder Augustus das
mische Bürgerrecht bekommen habe; Dahero
nn Paulus allerdings sagen können: ich bin
misch gebohren. Act. 22, 28.

Die 8te und 9te Abhandlung betrach-
n die Geschichte Pauli und Barnabä zu
stra, Act. 14, 11 - 20. S. 157 - 192.
s werden hier viele Stücke des Alterthums,
on der Erscheinung der Götter, und den
ydnischen Opfern erläutert; Ferner auch die
Beweisgründe von dem Daseyn Gottes, aus
en natürlichen Wirkungen der Erde, der
ruchtbarkeit, des Regens, u. s. f. mit vie-
er Scharfsinnigkeit untersucht. Das hier
efindliche Wort: εὐφροσύνη, welches einige
urch Wein übersetzet haben, weil es heißet:
r hat unsre Herzen erfüllet mit Speise, und
Wein, oder besser Freuden. εὐφροσύνη be-
ält in dieser Stelle die Bedeutung der

Freude. Denn es wird aus den bewährtesten Griechen dargethan, daß es insgemein von Freude, oder Wohlgefallen gebraucht wird. Die 10te und 11te Schrifterklärungen unterhalten sich mit der Geschichte des heil. Paulus zu Athen, Act. 17, 16 - 26. S. 199 - 296. Unter andern schönen und gründlichen Gedanken, ist diese vorzüglich merkwürdig, welche den Altar mit der Aufschrift, dem unbekannten Gotte, zum Vorwurffe hat. Es ist ungewiß, ob dieser Altar, wegen eines blutigen Krieges mit den Persern, oder wegen einer großen Sonnen - oder Mondsfinsterniß, oder auch wegen einer entstandenen Pest, zu Athen errichtet worden sey. Hingegen tritt Herr Altmann der Meinung derer, welche glauben, daß man unter diesem Nahmen fremdde und unbekannte Götter verehret habe, nicht bey, sondern hält mit dem Herrn von Mosheim davor, daß man wirklich den wahren Gott, welchen wir anbeten, bey gedachtem Altare verehret habe. Diese Abhandlung kan statt einer vollständigen Auslegung der Geschichte Pauli zu Athen dienen, in welcher Belesenheit und Gründlichkeit herrschen.

Der andre Theil dieser philologischen Abhandlungen liefert nachfolgende Anmerkungen. Die 1ste ist über die Geschichte Paulus zu Corinth, Act. 18, 1 - 17. S. 1 - 38. Alles, was in dieser Geschichte einige Auf-

merksam-

[illegible]keit verdienet, wird mit vieler Gründ- lichkeit erläutert. Von dem Aquila und seinem Weibe Priscilla, sagt er, sie wären unter dem Kayser Claudius, nebst andern Juden aus Rom vertrieben worden. Doch hält er nicht dafür, daß die Juden damals wegen des Nahmens Christi verjaget, und verfolget worden, sondern daß ein Aufwiegler, welcher Christus geheissen, solche Vertrei- bung veranlasset habe. Die bedenkliche Stelle des Suetonius lautet also: Iudaeos, impulsore Chresto, assidue tumultuantes, Roma ex- pulit Claudius. D. i. der Kayser Claudius hat die Juden, welche unter ihrem Anführer Chrestus beständige Unruhe erreget, aus Rom vertrieben. Der Herr Verfasser tritt der Meinung des Ant. van Dale und anderer Männer bey, welche unter diesem Nahmen nicht Christum, sondern einen Anführer, und Aufwiegler der Juden, der Chrestus ge- heissen, verstehen *. Die 2te 3te und 4te Abhandlungen machen die Geschichte Paulus

 zu

* Die angezogene Stelle des Suetonius hat den Auslegern viel zu schaffen gemacht. Einige haben hierunter Chrestum verstehen wollen, da es nicht ungewöhnlich ist, daß die heidnischen Schriftsteller die Nahmen anders geschrieben. Andre hingegen haben viele Gründe der Wahrscheinlichkeit vor sich, daß der Chrestus ein Aufwiegler der Juden gewest sey: Wie denn der Nahme Chrestus auf

zu Ephesus zu ihrem Gegenstande, Act. 19. v. 1 - 40. S. 39 - 147. Aus dieser gelehrten und sehr weitläuftigen Abhandlung merken wir besonders an, daß der Herr Verfasser der Meinung derer beytrete, welche glauben, daß die bekehrten Epheser, nicht an dem Daseyn und göttlichen Wesen der dritten Person in der heiligen Dreyeinigkeit gezweiffelt haben; **Wir haben noch nie gehöret, ob ein heiliger Geist sey:** sondern, daß sie damit auf die Wunder- und Heiligungs-Gaben des Heil. Geistes gesehen. Weiter sezt er auch den Unterschied zwischen der Taufe Johannis und Christi, in völ-

ligeS

auf allen Denkmalen gefunden wird. Die Gründe beyder Ausleger kan man in Hilschers Disput. de Chresto Suetonii, und in Hr. D. Heumanns Disput. de Chresto Suetonii nachlesen. Unserm Bedünken nach scheint es nicht unmöglich zu seyn, daß man allerdings, unter diesem Nahmen Christus verstehen könne. Denn man hat die Juden vor ein unruhiges Volk gehalten; Daher auch Pilatus die Ueberschrift an das Creuz Jesu hefften lassen: Jesus von Nazareth, ein König der Juden. Da nun Jesus von den Juden abstammet, und die Heyden in den ersten Zeiten, Juden und Christen nicht wohl unterschieden haben; so kan es wohl geschehen seyn, daß man den Juden Schuld gegeben, Christus sey ihr Anführer, und Stöhrer der allgemeinen Ruhe: Wie man denn die Christen mit diesem verhaßten Nahmen beleget hat.

es Lichte, und rettet ihn wider die Einwürfe der Papisten, Socinianer, Arminianer, und Anabaptisten. Von den Exorcisten, ephesinischen Zauberbüchern, und dem Bilde der Göttin Diana redet er sehr weitläuftig, und erörtert viele Stücke des Alterthums.

Die 5te Abhandlung untersuchet die sehr schwere Stelle, von der seufzenden Creatur, Röm. 8, 19. 22. S. 148 : 172. Diese sehr merkwürdige Stelle hat den Schriftauslegern überaus viel Mühe gemacht, und ihre Erklärungen gar sehr getheilet. Der Herr Verfasser erzählet Anfangs die verschiedenen Meinungen der Schriftforscher, giebt denen aber keinen Beyfall. Es scheint ihm glaublich, daß das 7te und 8te Cap. an die Römer, besonders auf die Juden abzielen, welche damals, bey ihrer Zerstreuung unter der Römer Joche seufzeten. Hieraus schliesset der Verf. daß die Juden auf die Erscheinung des Welt Heylandes, mit ängstlichem Sehnen und großen Seufzen gewartet, durch welchen sie von dem Dienste des vergänglichen Wesens, das ist, von der schweren Bürde des jüdischen Ceremonial - Gesetzes, befreyet werden sollten. Ein Theil der Juden hatte sich bereits zu Christo bekehret, unter welchen der heilige Apostel Paulus selbst war. Dahero hoffet er sammt den übrigen Gläubigen, daß auf diese Erstlinge aus den Juden

den, noch eine ansehnliche Erndte und Zuwachs erfolgen werde.

Die 6te Abhandlung liefert eine Anmerkung über die Sammlung der feurigen Kolen auf das Haupt der Feinde, Röm. 12. v. 20. S. 173 = 194. Es wird die Meinung widerlegt, nach welcher man hierunter eine Bitte um die göttlichen Strafgerichte über seine Feinde, verstehen will. Der Inhalt dieses bekannten Sprichworts gehet auf die Liebe der Feinde, welche man mit Liebesbezeigungen und Wohlthaten gewinnen müße.

Die 7te Abhandlung erörtert einige schwere Stellen des Briefs Paulus an die Corinthier. S. 195 = 215: Und die 8te handelt von der Erkauffung der Zeit, Ephes. 5, 16. S. 216 = 234. Die 9te Abhandlung aber von den Worten: Geist, Seele, Leib, 1 Theß. 5, 23. S. 235 = 257. Nachdem der Herr Verfasser dargethan, daß man diese Worte des heiligen Lehrers nicht nach dem Sinne der platonischen Weltweisen auslegen könne; so zeiget er, daß dieser inbrünstige Wunsch nichts anders, als eine Heiligkeit der Seele, des Geistes, und des Leibes, sammt allen Gliedern in sich fasset: Wie denn das Wort ὁλόκληρον eine solche Vollkommenheit nach allen Stücken andeutet, welches Wort er überaus schön erläutert. Uebrigens folget noch lange nicht,

daß

daß der heil. Bote Jesu hier drey verschiedene Theile des Menschen mache, sondern er verstehet durch das Wort πνεῦμα, die Seele mit ihren Kräften, und durch das Wort ψυχὴ, die Gemüthsleidenschaften; wie der Verfasser mit verschiedenen Schriftstellen erweislich machet.

Die 10te Abhandlung betrachtet das große Geheimniß der Gottseligkeit, in der Offenbarung Christi im Fleische, 1 Tim. 3, 16. S. 258 = 294. Der Herr Verfasser erwählet die Erklärung, da man die Worte, ein Pfeiler und Grundveste der Wahrheit, auf das nachfolgende ziehet. Denn diese Lehre von der Geburt Christi sey ein Pfeiler und Grundstütze der evangelischen Wahrheit. Der Apostel setzet dieses Geheimniß der Geburt und Menschwerdung Christi, den geheimnißvollen Handlungen der Heyden entgegen, und zeiget, wie nichtig dieselben gegen dieses göttliche Geheimniß sind. Die Worte, Christus ist gerechtfertiget im Geiste, versteht er mit Glaßius, Coccejus und Pictet von der göttlichen Natur in Christo, wodurch er gezeiget hat, daß in ihm alle Fülle der Gottheit wohne.

Der dritte Theil träget nachfolgende philologische Anmerkungen vor. Die erste stellet eine kurze Betrachtung an über verschiedene Stellen der heiligen Schrift,

Matth.

Matthi 24, 20. Luc. 21, 5. Röm. 15, 16. 1 Tim. 2, 7. Hebr. 10, 1. Jacob. 1, 4. S. 1-22. Die 2te enthält einen Brief an den Muratori, über ein altes Denkmal, mit einer besondern Ueberschrift, welches man bey Lausanne entdecket hat. S. 23 - 55. Die dritte erörtert die Stelle, von den Verfolgungen und den Leiden des Apostels, 1 Corinth. 4, 9. S. 56 - 84. Die 4te und 5te redet von dem wahren Verstande der Worte Paulus: Das Weib soll eine Macht auf dem Haupte haben 2c. 1 Cor. 11, 10. S. 85 - 115. Seine Erklärung läuft dahin, das Weib soll eine Macht oder Herrschaft, unter dem Haupte, das ist, unter ihrem Manne haben, damit also ein gemeinschaftliches Regiment in häuslichen Geschäften sey; doch so, daß das Weib von der Oberherrschaft, und dem Willen des Mannes abhange. Dahero er die Worte ἐπι της κεφαλης also erkläret: unter dem Haupte, oder der Gewalt, und Macht des Mannes, weil der Mann des Weibes Haupt ist. Die nachfolgenden Worte, um der Engel willen, erkläret er von den Kirchendienern, welche diese eheliche Verbindung zwischen Mann und Weib verkündigen, und dem weiblichen Geschlechte diese Pflicht einschärfen.

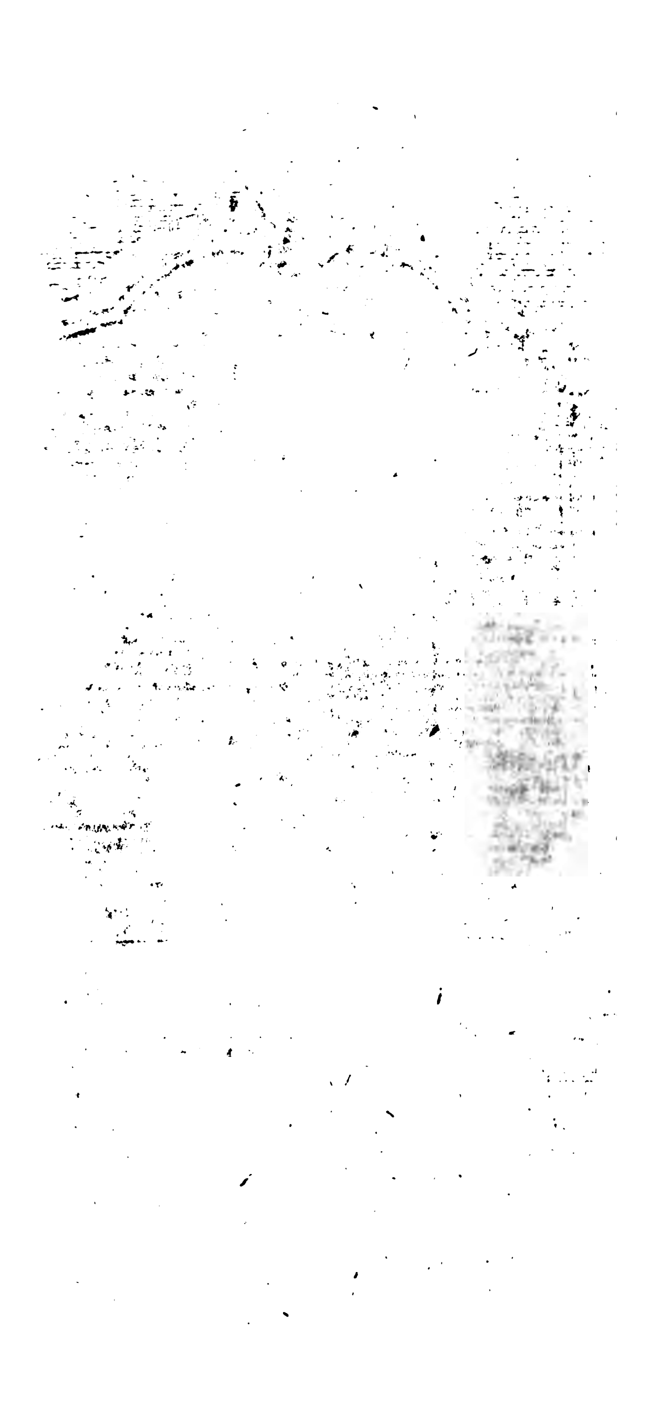
Die 6te Erörterung handelt von der Taufe über die Todten, 1 Cor. 15, 29. S. 116 - 149. Das beträchtlichste ist die Erklärung,

tung, welche er über die Worte ὑπὲρ τῶν ...ῶν, machet. Er geht von den Auslegungen andrer ab, und erkläret diese Worte n den Corinthiern, welche sich durch den lauben, die Standhaftigkeit, und den selin Tod der gläubigen Christen gewinnen ssen, den christlichen Glauben anzunehmen, d sich taufen zu lassen. Er verstehet also r nicht die Märtyrer oder Blutzeugen, weil re Anzahl zu den damaligen Zeiten in Corith nicht groß gewesen seyn kan; sondern erhaupt die Gläubigen, welche durch ihren eudigen Abschied aus der Welt, auf ihrem sterbebette andere gewonnen haben, sich auf n Nahmen Christi tauffen zu lassen. Diese uslegung scheinet ihm ohne allen Zwang zu yn. * Den Beschluß macht eine akademische

* Herr Wolff hat in seinen Cur. Philologic. ad h. l. p. 536. fast alle Erklärungen über diese Schriftstelle gesammlet. Die neueste Meinung ist diese: Was machen sonst die sich tauffen lassen über die Todten; das ist, über die, welche bereits in Christo entschlaffen sind. Es hat auch diese Erläuterung guten Beyfall gefunden: Doch muß man allerdings gestehen, daß die Erklärung des Herrn Verfassers nichts gezwungenes in sich faße. Denn der selige Tod der Gläubigen hat auch andere, welche noch nicht Christen gewesen sind, bey ihrer Gegenwart anreizen und ermuntern können, sich tauffen zu lassen, und sich dadurch dieser grossen Seligkeiten theilhaftig zu machen.

sche Rede von der Ueberschrift des Creuzes Christi. Der Herr Verfasser ist der Meinung, daß Pilatus, welcher die Unschuld Jesu erkannt hat, und ihn gleichwohl nicht aus den blutdürstigen Händen seiner Feinde retten können, durch diese Ueberschrift seine eigne Unschuld aller Welt vor Augen legen, und hingegen alle Schuld den Jüden beymessen wollen. S. 150 = 168. Wir können dieses Buch den Liebhabern der feinern Gottesgelahrheit und Philologie mit gutem Grunde anpreisen; besonders, da sich überall eine große Belesenheit, gute Beurtheilungskraft, und besonder Mäßigung in den Lehrsätzen der reformirten Kirche, findet.

Inhalt.




M. Johann Lutz
ältester Prediger
zu Lindau.

Zuverläßige Nachrichten

von dem gegenwärtigen Zustande, Veränderung und Wachsthum der Wissenschaften.



Nebst einem Register vom 181 ⸗ 192 Theile.

Hundert zwey u. neunzigster Theil.

Leipzig, 1755.
in Joh. Friedr. Gleditschens Buchhandlung.



I.

Clavis diplomatica.

das ist

Einleitung in den Gebrauch der Diplomatum mittler Zeiten von Daniel Eberhard Baringen, in dieser zweyten Auflage von dem Verfasser selbst vermehrt und verbessert. Hannover 1754. in 4. III Alph. 20 Bogen, nebst 3 Bogen Kupferstiche.

Die erste Ausgabe dieses Werkes kam Anno 1735 ans Licht. Nach der Zeit aber hat der Verfasser seine Arbeit so umgeschmolzen, daß sie eine ganz neue Gestalt bekommen, ob er gleich nicht das Glück gehabt, selbige im Drucke zu sehen. Wir wollen von deßen Inhalte und Bestandtheilen Nachricht geben.

Die 52 Seiten starke Vorrede enthält einen Bericht von der Veranlaßung zu diesem Werke, und allerhand zur Diplomatic gehörigen Dingen. Der Verfasser begleitete Anno 1722 den berühmten Herrn von Eckhart auf seiner gelehrten und zu Untersuchung der alten

Papiere aus den mittlern Zeiten angestellten Reise durch Niedersachsen. Nach der Zeit wurde er als Gehülfe bey der königl. Bibliothek zu Hannover bestellet. Wie er nun in beyden Gelegenheiten einen guten Vorrath von alten Handschriften unter die Hände bekam, die einem Ungeübten sehr schwer zu lesen seyn müßen, an solchen Urkunden aber gar viel gelegen ist; so fieng er an, zu seinem eigenen Gebrauche die Züge und Abkürzungen, die den damahligen Schreibern gebräuchlich waren, auszuzeichnen und bekannt zu machen. Das ist der erste Grundstoff zu diesem Werke. Daß er es Clavim diplomaticam genennet, rechtfertiget er mit den Beyspielen anderer Bücher, die auch den Titel clavis führen. P. 5. zeichnet er die Vorsteher der königl. hannoverischen Bibliothek nach ihrer Folge auf, nebst eines ieden kurzen Lebenslaufe. P. 6. giebt er Nachricht von einer auf eben benannter Bibliothek befindlichen Ausgabe von Ciceronis officiis vom Jahre 1465, aus Johann Faustens Druckerey, und von einigen andern, die Erfindung der Druckerey betreffenden Umständen. P. 9. handelt er von dem Ursprunge und Gebrauche der Abkürzungszeichen in den ältern und mittlern Zeiten, und zeigt, daß solche, weil sie entweder nicht recht angebracht, oder dunkel ausgedruckt, oder übel verstanden worden, zu einer Ursache der meisten Irrungen in der Geschichte geworden sind. Zum Beweiße dessen bringt er verschiedene Documente

mente bey, die Kettner in seiner quedlinburgischen Geschichte ziemlich fehlerhaft mitgetheilt hatte, und weiset iedesmahl, worinnen beyde Ausgaben von einander abgehen. Ein gleiches thut er p. 21 sqq. mit einem Diplomate, das Herr Probst Harenberg in der Historia gandersheimensi p. 138 ans Licht gestellt hatte. Auch setzt er an den Herausgebern der Diplomatum aus, daß sie solche verstümmelt ans Licht gestellet. Eine Probe davon siehet man p. 26 in einem Diplomate, das Schaten ehedem aus einem diplomatario corbejensi sehr unvollkommen mitgetheilet hatte; welches hier aber ergänzt worden. P. 29 klagt er über die untergeschobnen Documente, nennt einige Meister in dieser Art von Büberey, zeiget auch die Ursachen an, warum man falsche Originale oder auch Abschriften gemacht, und bey was für Kennzeichen der Betrug zu erkennen sey. P. 32 nennet er seine Vorgänger in der Bemühung die Schrift der mittlern Zeiten und insonderheit die Abkürzungszeichen, bekannter und verständlicher zu machen; es mag deren Arbeit zum Vorschein gekommen seyn oder nicht. Insonderheit ist die Nachricht von der Elisabeth Elstop p. 36 merkwürdig, welche eine bewundernswürdige Geschicklichkeit besaß, alte Schrift dergestalt nachzumahlen, daß man zwischen ihrer und der alten Schrift keinen Unterschied bemerken konnte. Bey Gelegenheit der von ihr edirten alten angelsächsischen Predigt am H. Gregoriustage

kommt er auf das Glossarium Francisci Junii und dessen wunderbare Schicksale, wie auch die gothische Uebersetzung des N. Testaments. Ueberhaupt zeigen des Verfassers häufige, und weitläuftige Anmerkungen von vieler Belesenheit und einer Aufmerksamkeit auf seltene Nachrichten. P. 40 kommt er auf die monogrammata. P. 45 nennt er einige Manuscripte, die er entweder abgeschrieben, oder mit den gedruckten zusammen gehalten, und daraus die hier in Kupfern dargestellten Züge und Abkürzungen entlehnet hat: Dahin gehöret Ottonis Murenae et Acerbi historia gestorum Friderici Aenobarbi; imgleichen Conradi Halberstadiensis Chronographia. P. 48 theilt er das quedlinburgische Diploma vom Kayser Henrich dem Vogler, besser als Kettner gethan hatte, mit. Zuletzt giebt er Nachricht von dem Inhalte und der Absicht seines Werkes, von den Kupferstichen und den fremden Schriften, die er diesem clavi einverleibt hat; wovon wir hernach mit mehrern sprechen werden.

Auf die Vorrede folgt der Lebenslauf des Verfassers, welche dessen Herr Sohn verfertiget. Die merkwürdigsten Umstände davon sind diese: Herr Baring ward A. 1690 den 8 November zu Oberg im Stiffte Hildesheim gebohren. Sein Vater verstarb ihm sehr zeitlich. A. 1706 that man ihn auf die Schule nach Quedlinburg. A. 1713 gieng er nach Helmstädt, wo er anfänglich die Theologie, sodann aber die Medicin trieb, biß er mit dem

Herrn von Eckhart bekannt wurde, der ihn auf die Art von Untersuchungen brachte, in welche gegenwärtiges Werk einschlägt. Er ist endlich als Unterbibliothecarius zu Hannover im Jahr 1753 den 19 August verschieden. Im Drucke hat man von ihm 13 verschiedene Werke oder Werkgen, die alle anzuführen unsers Vorhabens nicht ist. Im Manuscript hat er eine Coracologiam curiosam, oder historische Erzählung von berühmten und gelehrten Corvinis, Raben, Rahenern ꝛc. ferner Onomatologiam curiosam, oder Abhandlung vom Ursprunge der Tauf- und Geschlechtsnahmen hinterlassen.

Hierauf folgt die Bibliotheca diplomatica, welche aus sieben Abschnitten besteht. Das erste Capitel des ersten Abschnittes handelt von den Schriftstellern, welche die Diplomatic überhaupt abgehandelt, und deren Ursprung und Alterthum untersucht haben: Das zweyte geht diejenigen an, welche von der Materie und äußern Gestalt der Diplomatum geschrieben: Das dritte die, so überhaupt diplomatische Streitigkeiten geführet: Das vierte die, so Einleitungen in die Diplomatic, sonderlich in die deutsche ausgefertigt: Das fünfte diejenigen, welche von den Formeln, Titeln und Monogrammatibus: Das sechste die, so von den Siegeln; und endlich das siebente die, so von dem Calender und der Zeitrechnung der mittlern Zeiten geschrieben haben.

Der zweyte Abschnitt der diplomatischen Bibliothek betrifft Deutschland insbesondere. In denen Capiteln derselben treten diejenigen Schriftsteller auf, welche von einzelnen Diplomatibus, Ländern, Städten und Orten geschrieben haben: Als im ersten die Diplomatici der Stadt Magdeburg; im zweyten die von Trier und dem Kloster S. Maximi; im dritten die, so wegen der osnabrüggischen Schulen diplomatische Streitigkeiten geführt haben, und im vierten die Diplomatici des Stifftes Bremen. Das fünfte hat mit der diplomatischen Streitigkeit zu thun, welche wegen der Exemption oder Unabhängichkeit der Cistercienser-Klöster im deutschen Reiche erregt worden. Das sechste betrifft den Streit der in Ostfrießland zwischen dem Fürsten und Ständen, welcher wegen des Diplomatis Caroli M. de Frisia confulari vom Jahre 802 entstanden: Das siebente die diplomatischen Mißhelligkeiten im Würtenbergischen; Das achte die Streitigkeit wegen des lindauischen Diplomatis; Das neunte die weges des Rechts des Bischoffes zu Straßburg vom Jahre 1005; Das zehnte die wegen des Rechts des Klosters Reichenau, vom Jahre 813; Das eilfte geht den Streit wegen der Freyheit des Klosters zu Ottenbur an, wovon der Bischoff zu Augspurg sich die Advocatie oder Vogtey anmaßte; Das 12. nennet die Schriften, welche für und wider die Rechte von Kempten sind; Das 13. die, welche den Streit der Bischöffe von Würzburg

und

nd Bamberg wegen des Herzogthums Fran-
en angehen; Das 14. die Schriften, welche
as erfurdische Kloster S. Peter betreffen;
Das 15. die so wegen eines Diplomatis Caro-
i Crassi vom Jahre 890 erschienen; Das 16.
ie von den Rechten des Herzogthums Bran-
denburg; Das 17. die von einem Diplomate
Königs Dagoberti fürs Kloster Horreum ge-
stritten; Das 18. geht das untergeschobne
Diploma der Grafen von Gleichen an, das
von Carolo M. herrühren soll; Das 19. be-
trifft das falsche Diploma der Aachener von
Carolo M. welches aber Friedrich der I. und II.
bestätigt haben; desgleichen die Diplomata
von König Wilhelmen; Das 20. betrifft die
Freyheiten, welche Julius Cäsar, Augustus
und Nero den Oesterreichern sollen ertheilet ha-
ben; Das 21. das Bündniß, das Carolus
König von Frankreich mit den Herzogen von
Sachsen Friedrich und Wilhelmen Anno 1444
geschlossen; Das 22. das Kloster Bergen bey
Magdeburg; Das 23. die Freyheiten der Ab-
tey Fulda; Das 24. die verdächtigen Diplo-
mata der drey Kayser Otten, für die Klöster
Stabel und Malmunder; Das 25. das Klo-
ster S. Marie zu Gandersheim; Das 26.
das Diploma von Henrico VII. für den Probst
von Hildesheim; Das 27. das Diploma, wel-
ches Ludovicus Pius den Päbsten ertheilt,
kraft dessen er ganz Italien ihrer Bothmä-
ßigkeit unterworfen haben soll; Das 28. den
Streit, ob Henricus VII. an einer vergifteten

Hostie gestorben; Das 29. den Streit zwischen Herrn Schminke und Falke, wegen einiger in den monumentis hassiacis bekannt gemachten Diplomatum. Ueberhaupt erinnern wir, daß der Verfasser sich nirgends in die Streitigkeiten eingelassen, sondern bloß die Schriftsteller angegeben, die davon geschrieben; welches wir der Kürze halber und die Wiederholungen zu vermeiden, nicht bey jedem Artickel anzudeuten für gut befunden.

Der dritte Abschnitt der diplomatischen Bibliothek nennet die Verfasser, welche von den tabulariis, archivis, cancellariis und officiis S. R. Imperii geschrieben haben. Der vierte giebt die Sammlungen von Diplomatibus und alten Urkunden, der fünfte diejenigen Geschichtschreiber an, welche ihre Berichte mit Urkunden bewähret haben. Sie sind alle unter gewisse Klassen gebracht. Erstlich kommen diejenigen vor, welche Kirchen- und Klosterhistorien geschrieben: sodann diejenigen, welche sich um die weltlichen Geschichte, ein jeder in seinem Vaterlande, als Oesterreich, Sachsen, Holland, Frankreich, Italien u. s. w. verdient gemacht. Der sechste Abschnitt führet in alphabetischer Ordnung diejenigen Juristen an, welche ihre Schriften mit Documenten bestätigt haben. Endlich beschliessen diese Bibliothek mit dem siebenten Abschnitte diejenigen, die etwas in der Diplomatic versprochen, das aber nicht an das Licht gekommen.

Zunächst

Zunächst folgen allerhand Zugaben und Er-
gänzungsstücken des Clavis diplomaticae, die-
sind: 1) das eilfte Capitel aus dem 1sten
Buche von Mabillonii Diplomatica, welches
von den verschiedenen Arten alter Schrift han-
delt. 2) Struvens akademische Abhandlung
von den criteriis manuscriptorum. 3) Des
Verfassers Muthmaßung von der Bedeutung
des großen C. welches gemeiniglich zu Anfang
der Urkunden mittler Zeit steht. Er meynt,
es deute das Wort Chrismon oder Chrisimon
χρήσιμον an, und dieses heiße so viel als Ca-
put, oder Capitulum. Hinten hat er ein
paar Diplomata hinzugefügt, die Leukfeld und
Ludewig ehedem unvollkommen edirt hatten,
und auf 27 Kupfertafeln allerhand Alphabete,
Schriftproben und Abkürzungen der mittlern
Zeiten dargestellet. 4) Joh. Wilhelms von
Göbel akademische Abhandlung de notariis,
nebst einer Lage von 18 Kupferstichen, worauf
Zeichen, Marken und Abkürzungen einiger No-
tariorum aus dem XIV. und XV. Saeculo ab-
gezeichnet sind. 5) Daniel Papebrochs Propy-
laeum antiquarium, das er aus dem 2ten tomo
Actorum Sanctorum mensis Aprilis entlehnet,
in welchem der Verfasser anweißt, wie man in
alten Handschriften das Wahre von dem Fal-
schen unterscheiden solle. 6) Hertii Abhand-
lung de fide Diplomatum Germaniae impe-
ratorum et regum. 7) Thomae Rudimanni,
eines Schottländers Schediasma de utilitate
diplomatum ciuili et historica, ex monu-
mentis

mentis historiae potissimum scoticae demonstrata, welche vor Jacob Andersons thesauro diplomatum Scotiae steht. 8) Krausens programma de usu diplomatum Conradi I. Germaniae regis. 9) Waldschmidts akademische Abhandlung de probatione per diplomataria, oder vom Beweise durch Copialbücher. Den Beschluß macht endlich 10) diplomatarium miscellum, die Sachen von Niedersachsen insbesondere betreffend. Es enthält 131 alte Urkunden, welche, die 14 ersten ausgenommen, die der Verfasser der ersten Ausgabe dieses Werkes als einen Anhang beygefügt hatte, insgesammt für itzo zum erstenmahl bekannt gemacht worden. Diejenigen, welche den Wehrt und Nutzen solcher Stücke zu schätzen wissen, werden diese Sammlung nicht für den geringsten Theil des ganzen Werkes ansehen.

* * * * * * * * * * * * * * * * *

II.

D. Johann Dietrich Winklers, der hildesheimischen Kirchen Superintendentis, theologische und philologische Abhandlungen, I Theil. Braunschweig, 1735, I Alph. in 8.

Wir ertheilen hier eine Nachricht nicht von neuen, sondern bereits bekannten und alten Abhandlungen. Es ist aber diese Sammlung desto nützlicher, weil nicht leichte die meisten

ı hier vorkommenden Abhandlungen, ge-
weige alle beysammen sind, und folglich der
rr Doctor der gelehrten Welt einen ange-
ɟmen Dienst dadurch geleistet, daß er die
streueten Stücke zusammen gelesen, und sol-
in eine vollständige Sammlung nach und
ch zu bringen gesucht.

Der gegenwärtige erste Theil fasset zehn
ɔhandlungen in sich. Zuerst steht die Wi-
rlegung eines ungenannten Critici, welcher
rch die redende Person Luc. II, 9. eine Person
r hochgelobten Dreyeinigkeit, und insbeson-
re Gott den Vater verstehen wollen. Die
ʃchrift dieses Gelehrten kam zu Jena in einer
:inen Samlung, Ausübungen exegetischer
.egeln ꝛc. genannt, 1740 zum Vorschein.
ɪer Herr Doctor geht die Gründe des Verfas-
rs der gegenseitigen Schrift genau durch, wi-
rlegt sie, und zeigt, daß daselbst αγγελος κυ-
ȣ eben so wenig, als δοξα κυριȣ, auf eine
ɔttliche Person nothwendig weisen müße, da
ɲdes hier nach dem Zusammenhange, einen
ſchaffenen Engel, und einen Glanz des Herrn
ɔm Himmel, gewiß anzeige. Auch ist es
ɪlsch, daß v. 15. dieser Engel κυριος genennt
erde, da vielmehr Gott zu verstehen ist, wel-
er durch den Engel die Geburt des Erlösers
:n Hirten kund gethan hatte. Mit dem übri-
:n Vorgeben heist es auch nichts; und also
:eibt es unerweißlich, daß eine göttliche Per-
ɪn zu verstehen sey. Noch vielweniger ist
ɪlche Gott der Vater gewest, von dem der ge-
genſei-

genseitige Verfasser dichtet, daß er dieses Amt, bey der Sendung des Sohnes Gottes, über sich genommen habe, und dazu die Stelle Pauli Hebr. 1, 6. mißbraucht. Andere wollen den heiligen Geist durch diesen Engel verstehen; welches aber offenbar falsch ist. Am Ende merkt der Herr Doctor an, daß D. Lysius in Königsberg eben dieselbe Schrift widerlegt, auch zugleich gemeldet habe, daß der holländische Theologus, Joh. Swartte, den Sohn Gottes, T. H. van den Honert aber den heiligen Geist, dafür annehme; welches letztere auch der noch lebende Honert, jenes Sohn, behauptet, nebst einem andern, den der Herr Doctor noch hinzu setzt.

Die zweyte Abhandlung führt den Titel: Nähere Erläuterung, was durch das Thier Sprüchw. Salom. XXX, 31. zu verstehen sey; nebst einem Auszuge aus einigen bisher ungedruckten Briefen zweyer ehemals gelehrten Philologen, Hiob Ludolfs und Matthäi Leydeckers. Die ganze Sache geht dahin, daß das im Königreiche Angola besonders befindliche Thier Zebra, oder Zevara, das hier streitige Thier sey, welches auch in den neuen Reisebeschreibungen also beschrieben wird, daß man an der ganzen Sache keinen weitern Zweifel haben kan. Besonders meldet hier der Herr Verfasser, daß er mit Struven und Junkern gefehlt, wenn er diesen Leydecker, Melchior genennet habe, da er vielmehr Matthäus heißen müße, wovon in der

orrede und hier die gegründete Ursache, und
s gewisseste Zeugniß angegeben wird.
Zum dritten kömmt eine bescheidene Prü-
ng des fosterschen Satzes vor, daß durch den
errn, der uns erkauft, 2 Petr. II, 1. Gott der
ater zu verstehen sey; wobey zugleich die
nden Schriftstellen Epist. Jud. v. 4. 5. und
Mos. XXXII, 6. erläutert werden. Daß
acob Foster nicht mit Unrecht, nach Herrn
lberti Zeugnisse, für einen Socinianer in
ngelland gehalten werde, das beweisen seine
Schriften in der That, in denen viel socinia-
sches Gift steckt; daher sie am allerwenig-
en verdient haben, daß man dieselben in
Deutschland durch eine Uebersetzung bekannt
macht. Man sehe nur, wie socinianisch er
schreibt: „Der Herr, der uns erkauft, ist nicht
der Herr Jesus Christus, sondern Gott der
Vater, der oberste Eigenthumsherr und Re-
gierer der Welt, in Absicht dessen Moses den
Israeliten die Frage vorlegt: Ist er nicht
dein Vater, der dich erkauft hat? Denn das
griechische Wort, welches einen Oberherrn
und Gesetzgeber bedeutet, wird niemahls ge-
braucht, wenn von Christo die Rede ist, son-
dern allemal nur vom Vater. Ueber dieses
wird auch der oberste Herr über alles, aus-
drücklich von Jesu Christo dem Herrn, un-
terschieden. Jud. v. 4.„ Unser Herr Ver-
fasser beurtheilt diese Worte mit aller Strenge
und Gründlichkeit; zeigt auch, wie schwach der
fosterische Grundsatz sey, und wie armselig sein

Beweiß geführt werde. Ja er thut klärlich dar, daß Moses in der angeführten Stelle auf den Meßiam weise, und Judas die Gottheit Christi an seinem Orte trefflich vertheidige. Endlich führt er die Sache selbst geschickt aus, und zeigt, daß der Meßias, nach Offenb. V, 9. das Lösegeld nicht dem Satan *, sondern

* Dieses ist die böse Lehre Edelmanns, welcher hier die deutlichsten und sinnlichsten Schriftstellen entgegen gesetzt werden. Der Satan macht freylich Anspruch an die Menschen; aber weil seine Ansprüche ungerecht sind, und nicht statt finden, so wird er im göttlichen Gerichte abgewiesen, und Gott hat also nicht Ursache, sich mit ihm zu setzen, und ihm ein Lösegeld zu geben: da er außerdem keine solche unumschränkte Macht hat, wie Gott solche über die Menschen besitzt. Hier schreibt unser Herr Doctor, der Teufel sey nichts mehr, als der Kerkermeister und Peiniger. Gott habe nur den Sünder, kraft seiner Gerechtigkeit unter die Hand des Satans verworfen. Hier scheints in der That, als ob der Herr Doctor den Satan zu dem Unterrichter mache, dessen Willkühr die Sünder, zur Ausführung der Strafe] übergeben worden; wie dergleichen in zeitlichen Gerichten, bey dem Kerkermeister und Scharfrichter geschieht. Doch dieses ist zu weit ausgedehnt, und nicht völlig mit der Schrift übereinstimmend. Es wird zwar darinne behauptet, daß sich böse Menschen durch die Verführung des Satans fangen lassen, und in Ansehung dessen, in seinen Stricken liegen. Aber dem ungeacht werde der Satan und die bösen

ondern dem Herrn gegeben habe *.

Den bösen Menschen einerley Verhältniß in der Hölle haben; daher das höllische Feuer dem Teufel und seinen Engeln sowohl, als den verfluchten Menschen zubereitet ist. Matth. XXV, 41. Ueberhaupt hat die Lehre von der Gewalt des Satans und von dessen Peinigung, noch verschiedene Schwierigkeiten bey sich, welche gründlich sollten gehoben und erörtert werden. Doch findet man hier und da, bey etlichen Gottesgelehrten gute Gedanken davon.

* Von der Stelle Judä glaubet der Herr Doctor, daß Jesus Christus in derselben das einzige Subject sey; und daß die übrigen Worte, δεσποτης, Θεος und Κυριος, alle als Prädicate anzusehen sind, die zu jenem Subjecte gehören. Wir wünschten, daß die Gründe hievon weiter geprüfet, und nochmahls angesehen würden. Unserm Bedünken nach zeigt 1) der Artikel (τον) das bestimmte, kräftige und dringende Hauptsubject an, welches die folgenden Worte appositive und vollständig eintheilen: 2) die Rede scheint frostig, wenn man sagt: Jesum Christum, den einigen Herrn, Gott, und unsern Herrn: 3) verlieren wir hiemit nichts wider die Socinianer, da eine gründliche Erklärung zeigt, daß Gott und unser Herr Jesus Christus der einige Beherrscher sey, und wahrhaftig hier namentlich, und gleichsam vorzüglich, der Meßias, als ein Beherrscher beschrieben werde. Es hilft auch 4) nicht, daß viele Ketzereyen wider Jesum gerichtet sind. Das ist wahr. Es gehört aber hieher nicht. Giebts nicht auch Menschen gnug, welche die Gottheit

Den vierten Platz nimmt die Erörterung der Worte Jes. II, 6. 7. 8. ein. Hier wird gründlich gewiesen, daß Jesaias in der angezogenen Stelle, von der Zeit des Neuen Testaments, und unserm Erlöser Jesu Christo rede; wie herrlich nemlich die christliche Kirche in der ganzen Welt seyn, und dazu von allen Enden der Erden, aus allen Völkern, eine große Menge sollte versammlet werden. Er zeigt v. 3. die Mittel zu der Heyden Bekehrung nachdrücklich an, nemlich die Predigt des Worts,

heit überhaupt verläugnen? Man nehme 5) die Parallelstellen Joh. XVII, 3. und Offenb. VI, 10. zu Hülfe, so wird man sehen, daß die wahre Erkenntniß Gottes einmal auf Gott, in sofern er Gott, und zwar Vater, Sohn und Geist, ist; und hernach auf den Meßiam gehe, in sofern er Gottes Sohn, und der große Gesandte, der Erlöser ist. Wer eins ohne das andre glaubt, hat nicht die wahre Lehre von Gott. Beydes muß beysammen seyn. Will nun Judas nicht sagen, daß es Menschen gebe, welche den allein wahren Beherrscher, Schöpfer und Gesetzgeber verläugnen? Will er nicht sagen, daß dieser Beherrscher Gott, daß er die ganze wesentliche Gottheit sey? Will er nicht erhärten, daß Jesus Christus in einem besondern Verhältniß unser Herr, der Beherrscher sey? Wir halten solches allerdings dafür, und glauben, daß Jesus Christus an diesem Orte, aus einem doppelten Grunde, zu den alleinigen Beherrscher, müße gezogen werden; sowohl in Ansehung seines Wesens, als seiner Sendung.

Worts, da auch die Bücher der Schrift Alten Testaments, welche zuvor mit dem größten Eifer von den Jüden bewahrt, und als ein ihnen ganz eigenes Kleinod, denen die draußen waren, vorenthalten worden, alsdenn von allen Völkern und Zungen frey gelesen und verstanden werden sollten.

Die Worte sind so klar, daß die ungläubigen Jüden dagegen nichts einwenden können. V. 4. redet der Prophet, allen Umständen nach, eigentlich von dem geistlichen Frieden, welchen er sehr emphatisch beschreibt und weiset, daß der Meßias hiebey die Abgötterey bekriegen und besiegen werde. V. 5. ermuntert der Prophet die Jüden, daß sie die Gnade des Meßiä gleichfals begierig annehmen, und solche mit Ernst und Eifer zu verehren sich befleißigen möchten. Allein, daß diese Ermunterung den gewünschten Endzweck nicht haben werde, zeigt das folgende, da Jesaias klagt, wie die Jüden das Gegentheil verüben, und sich mit groben Greueln dergestalt beflecken würden, daß der Herr sie verstoßen müße. Er macht ihnen hier hauptsächlich dreyerley Vorwürfe: Einmal, daß sie sich mit verbotenen Künsten und abergläubischen Mitteln versündigen; hernach, daß sie ihr Herz an den Mammon, an zeitliche Macht und Gewalt hängen; und endlich, daß sie sich so gar mit grober und offenbarer Abgötterey zu beflecken, keine Scheu tragen.

Fünftens folgt in der Ordnung eine weitläuftige Abhandlung, in welcher der Herr Doctor seine Gedanken über die Spuren göttlicher Providenz im Loose, bey Besetzung wichtiger Ehrenämter entdeckt. Es wird den meisten schon bekannt seyn, daß solche Schrift, vor fünf Jahren, bey einer glückwünschenden Gelegenheit und gebrauchten Amtsverloosung ausgefertigt worden ist, wovon gleich anfangs ausführlicher gehandelt wird. Der Loose überhaupt bedienten sich die Alten bey allerhand Begebenheiten, wo sie in zweifelhaften Fällen, Gewißheit und Richtigkeit haben wollten. Man versteht also durch das Loosen eine solche Handlung, da die Entscheidung oder Wahrheit einer Sache, welche man durch einen selbst beliebigen Vergleich nicht ausmachen, oder, durch ordentliche Wege nicht erkennen kan, einem ungewissen Ausschlage anheim gestellt wird.

Die erste Gelegenheit hiezu mag die Theilung der Dinge gegeben haben. Daher ist diejenige Art der Loose bekannt, welche man Theilungsloose nennt; die man schon in der H. Schrift findet, z. E. da Gott seinem Volke das Land austheilen ließ. Die andre Art der Loose nennet man Berathschlagungsloose, weil man dieselben in denjenigen Fällen gebraucht, da die Frage ist, was zu thun sey? Auf diese Weise wurden die Loose bey der Zutheilung eines Ehrenamtes, und bey Missethätern gebraucht, welche sich eines Verbrechens schuldig

gemacht

nacht hatten. Weiter bedienten sich die
ern der Loose, wenn sie verborgene Dinge er-
schen, und künftige Begebenheiten vorher
ssen wollten. Dieses sind die also genann-
Vorbedeutungs- und göttlich weißagenden
ose, die der Aberglaube so berühmt gemacht,
d welche das Heydenthum, ja auch zum
eil gar solche, die in einer erleuchteten Reli-
on leben, zu den sündlichsten Thorheiten ver-
tet. Gott hatte sich bey verschiedenen Ge-
genheiten, z. E. nach Josua VII, 16 u. f.
Sam. XIV, 41 u. f. Jon. I, 7. der Loose be-
ent; und daher nahm der Teufel Anlaß, die
genannten wahrsagenden Loose bey dem
ydnischen Aberglauben einzuführen, welche
n vielerley Art und Beschaffenheit gewest.
aher mag der abergläubische Gebrauch der
ibelloose kommen, welche von manchem
cht anders gebraucht worden, als ob die
eilige Schrift ein Glückstopf sey. Uebri-
ens soll man, alle Fehler zu vermeiden, die
oose in göttliche, politische und wahrsagende
ntheilen. Die erste Art ist völlig erlaubt,
eil sich solche auf einen göttlichen Befehl
ründet. Die weltlichen Loose, welche irdi-
che Dinge zum Vorwurfe haben, sind auch er-
aubt, wenn man dabey fürsichtig, redlich und
hne Betrug verfährt; ja wenn bey einer Sa-
he kein ander Mittel ist, zur Entscheidung und
Ruhe zu kommen. Die wahrsagenden Loose
ind unerlaubt, thöricht, und als eine laster-
hafte Neugier bestrafungswürdig. Bey

 den

den Heyden waren sie ein Spiel des bösen Geistes; und daher sind sie in der Christenheit verboten worden, auch deswegen bey dem herrnhutischen Unwesen, ärgerlich und sündlich. Doch der Mißbrauch hebt den rechten Gebrauch nicht auf; und daher kömmt der Herr Verfasser auf seinen Hauptzweck, nach welchem er die Frage entscheiden will: Was von der Rechtmäßigkeit derjenigen Loose zu halten sey, dadurch eine Wahl zu einem, dem gemeinen Wesen nützlichen und wichtigen Ehrenamte, auf eine gewisse Person gelenket wird? Hier wird verschiednes aus der Schrift ausgemacht und angeführt, auch die ganze Sache gebilliget, wenn die Loose gehörig eingerichtet sind, und aller Mißbrauch vermieden wird. Hiebey werden die Einwendungen gehoben, und die Vortheile gezeigt, welche sowohl die erwählten, als die erwählenden Personen zu genießen haben. Eine andre Frage ist dieses: Ob dergleichen durchs Loos ausgefallene Wahl ein göttlicher Beruf zu nennen sey? Die Entscheidung dieser Frage gründet sich auf die Untersuchung des Umstandes: Ob die Fürsehung des Höchsten, wodurch alle Dinge regiert werden, auch sonderlich über die Looszettel walte, daß selbige so, und nicht anders, aus ihrem verborgenen Behältnisse herausgezogen werden? und, ob also der Ausschlag welchen das Loos giebt, als eine göttliche Entscheidung anzusehen sey? Der Herr Verfasser bejahet die Frage, und zwar aus dem wichtigen Grunde, weil

eil Gott alles, nach seiner ewigen Güte in die sondere Fürsehung einschliesse, was er als n Mittel ansieht, seine besondern Absichten ı erreichen; und weil er mit seiner lenkenden Macht alles zu regieren weiß, was mit seinem Willen übereinkömmt. Wider die Einwürfe wird zuletzt eine gründliche Antwort ertheilet.

Sechstens finden sich hier Gedanken von em hohen Werthe des von Gott gegönneten Kirchenfriedens, nach Anleitung der Worte Davids Ps. XLVI, 9-11. bey der im Jahr 748 gefälligen Gedächtnißfeyer des vor hundert Jahren geschlossenen Westphälischen Friedens, dem evangelisch-lutherischen Zion zu Hildesheim, zur Erweckung und dankbarer Hochachtung desselben mitgetheilt. Es ist dieses die gehaltene Gedächtnißpredigt, welcher hier die äußerliche Gestalt abgenommen, und die ganze Abhandlung in Paragraphen eingetheilt worden.

Die siebente Abhandlung faßt eine nähere Beleuchtung des Zustandes der Corinthier in sich, welchen Paulus 1 Cor. III, 1.2. beschreibt. Der Herr Verfasser erzählt anfänglich diejenigen Schriftsteller, welche sich um die Beschreibung derjenigen Gemeinen verdient gemacht, die in den Briefen Pauli besonders genennet werden, und wünschet, daß man dergleichen Beschreibung auch von der corinthischen Gemeine haben möge. Darauf erläutert er die ganze Stelle Pauli auf eine deutliche, kurze und gelehrte Art. Er ist billig der Meinung,

 daß

daß die Fleischlichen daselbst in sofferne zu betrachten sind, als sie noch viele Schwachheiten, Fehler und Unvollkommenheiten, gleichwie die Kinder an sich haben; und daß also keine unwiedergebohrne, fleischliche Menschen allhier anzunehmen sind. Weil sich nun die Corinthier als Kinder aufführten, da sie doch ein männliches Alter hätten haben sollen; so hält ihnen Paulus solches vor und sagt, daß er ihnen ja ehedem Milch zu trinken gegeben hätte; er könnte ihnen aber noch keine andre Speise geben, weil sie noch Kinder wären. Sehr fein nennt hier Paulus diese Milch die ersten Buchstaben der göttlichen Worte, das ist, die vornehmsten Stücken und Lehren, die im göttlichen Worte vorkommen, von welchen auch der Anfang der wahren Erkenntniß des Herrn gemacht werden muß. Solche habe ihnen Paulus nach und nach eingeflößt, so weit sie als Kinder, solche fassen können. Starke Speise habe er ihnen nicht vorgesetzt, weil sie solche noch nicht vertragen könnten. Diese starke Speise geht auf die Lehren und Geheimnisse, welche zu fassen, eine mehrere Fertigkeit und Fähigkeit vorhanden seyn muß.

Den achten Platz nimmt eine exegetische Untersuchung über die wichtige Stelle 2 B. Mos. XXXIV, 5. 6. 7. ein, wo eine feine, kurze historische Vorstellung von der ganzen Begebenheit, auf welche diese Worte gehen, vorgetragen ist. Darauf werden die Worte Mosis v. 5. also paraphrasiret: Da kam der Herr (nemlich

mlich Gott den Vater) hernieder in einer
olke, und trat daselbst bey ihm (dem Mose),
predigte von des Herrn (der andern Per-
der hochgelobten Dreyeinigkeit) Namen,
rdienst und Wohlthaten. Dieses wird
. 7. ferner ausgeführt, daß Gott der Va-
, als Christus vorüber gegangen sey, geru-
habe: Herr, Herr Gott, barmherzig rc.
an sieht hieraus, daß der Herr Doctor den-
igen beytrete, welche in dieser Stelle die re-
de Person nicht von Christo, sondern von
ott dem Vater verstehen; wie er denn
aubt, daß Gott der Vater seine Hand über
osen, als er in der Felsenkluft stand, und
Herrlichkeit Gottes vorüber gieng, gehal-
habe, damit dieselbe ihn nicht anrühren
d verzehren möchte. Wenn aber Gott sei-
Hand von ihm thun würde, werde Moses
n hinten nach sehen; also nemlich, daß er
ohl etwas von seiner Herrlichkeit, aber nur
n hinten zu, und dergestalt sehen solle, daß
e Strahlen seines Angesichts nicht nach Mo-
zu strahlen, sondern von ihm abstrahlen, und
m also erträglich seyn würden. Beyläufig
ird erinnert, daß das Wort Jehova dessent-
egen der Name Gottes sey, und er solchen
rum führe, weil er dem Menschen das gege-
n, warum er das Wesen und Leben hat, nem-
ch das göttliche Ebenbild. Daher sey es be-
nklich, daß sich Gott alsdenn erst Jehova
enne, als der Mensch in dem wirklichen Ge-
auche des göttlichen Ebenbildes gestanden,
da

da er vorher bey der Schöpfung blos hin von seiner Majestät und Hoheit sich Elohim nenne. Nach der Schöpfung des Menschen hieß er sich Jehova, anzuzeigen, er heiße darum also, weil von ihm alles, und zwar das heilige Wesen der Menschen ist; das Wesen, welches Gott bewogen, alles Wesens Ursprung zu seyn, nemlich die Weisheit und Heiligkeit, daß wir Gott für unser höchstes Gut erkennen, ehren und lieben. Die vorübergehende Person ist also der Sohn Gottes gewest, welche der Vater nach seinen Eigenschaften preiset. Das Vorübergehen muß daher Gott anständig und nach dem gebrauchten menschlichen Begriffe also erklärt werden, daß Gott aus seiner Unsichtbarkeit, in ein sinnliches Zeichen hervorgebrochen sey, dadurch er sich auf eine zeitlang offenbaret, oder sich den Seinigen, zu ihrem Besten, in einem gewissen Werke thätig erweiset. Dabey kan man glauben, daß die Art dieser Offenbarung, vermuthlich in einer angenommenen Mannesgestalt und Gesichte erfolgt sey; wie denn Christus im alten Testamente öfters in dergleichen Gestalt erschienen, und damit gleichsam eine Probe von seiner bevorstehenden Offenbarung im Fleische, gemacht, welche künftig bey seiner Menschwerdung völlig solle bekannt gemacht werden. Bey dieser Erscheinung hatte er den Endzweck, Mosi, der die neuen Gesetztafeln in der Kluft des Felsens in der Hand hielte, zu zeigen, warum er sich dermaleinst im Fleische offenbaren

würde,

würde, nemlich, daß er das Gesetz erfüllen, und den Fluch aussöhnen möchte. So gieng der Sohn Gottes vorüber: Moses schwieg stille: und der Vater redete von lauter Barmherzigkeit, wie die folgenden Worte lauten, welche hier weitläuftiger erklärt werden.

Das neunte Stück liefert uns die Gedanken, welche der Herr Verfasser über 2 Petr. I, 4. hegt. Er zeigt, es sey aus allen Umständen zu ersehen, wie in denselben Worten von der geistlichen Vereinigung Gottes und der Gläubigen die Rede sey; oder, genauer zu reden, daß diese Worte von derselben unmittelbaren und nächsten Effecte zu verstehen sind, nach welchem Petrus sagen will, daß zwischen Gott und den Gläubigen eine Gemeinschaft sey, welche aus der geistlichen Vereinigung folge. Es werden daher diejenigen widerlegt, welche die Theilhaftigwerdung, durch eine Gleichförmigkeit und Verähnlichung erklären; da nemlich die Gläubigen bey der Erneuerung, in etlichen göttlichen Eigenschaften, insonderheit der Gerechtigkeit und Heiligkeit, dem höchsten vollkommensten Wesen einigermaßen ähnlich werden. Daß diese Auslegung zwar der Glaubensähnlichkeit nicht widerspreche, gesteht der Herr Doctor gerne zu; allein, daß solches Petri Sinn allhier nicht sey, wird aus der Absicht des Apostels, ingleichen aus den eigentlichen Worten desselben erwiesen, und alles genau durchgegangen, was vorher bey

Petro

Petro steht, und wohin sich diese Worte nothwendig beziehen müssen.

Im zehnten und letzten Stücke kömmt eine deutliche Erklärung des Bildes vor, welches Johanni, Offenb. V, 8. gezeigt worden. Der Herr Verfasser hält dafür, das Buch welches Johannes gesehen, welches auswendig und inwendig geschrieben gewest, habe den Innhalt göttlicher Rathschlüße von den zukünftigen Begebenheiten der Kirche Neues Testamentes in sich gefasset. Auswendig war der gemeine Inhalt gleichsam auf dem Titel angezeigt: inwendig aber war es dergestalt verschlossen, daß niemand den Inhalt desselben wissen, und es eröffnen konnte, ohne allein Christus, der Herr und das Haupt der Gemeine. Wenn hier Johannes Christum, als ein Lamm sieht, so wird damit seine menschliche Natur besonders bezeichnet, nach welcher er, als das Gotteslamm der Welt Sünde trug. Das Sitzen mitten im Stuhle zeigt seine göttliche Majestät und Regierung der Kirche an: die sieben Hörner sind Zeichen seiner Allmacht *: und

* Wenn man die ziemlich gegründete Meinung eines gewissen Gelehrten unsrer Zeit annimmt, daß sich die heilige Siebenzahl auf die sieben Wunden Jesu beziehe; so muß hier noch besonders mit der dreymal vorkommenden Siebenzahl darauf gesehen werden, daß der Meßias seine Majestät, seine göttliche Regierung und Fürsehung, nebst der Macht, des Geistes Gaben in die Welt zu senden, als ein Erlöset

nd die Augen, Zeichen seiner Allwissenheit; die
eben Geister bedeuten, daß Christus ein un=
ndliches Maaß der Fülle des heiligen Geistes
abe, damit er alles in seiner Kirche erfülle
nd regiere. In gewisser Maaße wird mit
em Bilde des Lammes auch auf sein hohes=
riesterliches; mit den Hörnern auf sein kö=
igliches; und mit den Augen auf sein pro=
hetisches Amt gesehen.

Aber nun kömmt die Hauptfrage: Wer
iemlich unter den vier Thieren und den vier
nd zwanzig Aeltesten zu verstehen sey? Der
Herr Doctor sagt, man könne dieses mit Grun=
e auf Menschen in der Kirche deuten. Die
ier Thiere zeigen das Predigtamt, sonderlich
ie unmittelbar von Gott erleuchteten Män=
er, Propheten und Apostel an *. Diese wä=
en mitten im Stuhle zum Zeichen ihrer ho=
hen

löset darum bekommen und sich erworben
habe, weil er sich durch seine sieben Wunden,
als das erwürgte Lamm, solcher hohen gött=
lichen Eigenschaften theilhaftig gemacht.

* Daß Herr Bengel bey dieser Abhandlung
nicht angeführt wird, wundert uns sehr.
Ueberhaupt scheints, als ob die Feder des
Herrn Doctors hier ein wenig eilfertig ge=
schrieben habe. Obgedachter Herr Bengel
hält die 24 Aeltesten für besondre große Hei=
ligen jener Zeit, welche bereits mit Leib und
Seele in dem Himmel gewest, weil sie nie=
mals Seelen genennet worden. Doch sollen
sie das ganze himmlische Zion der Auserwähl=
ten vorstellen.

hen Würde; welche nicht creatürlich, oder menschlich, sondern göttlich war. Durch die vier und zwanzig Aeltesten werden die Häupter der Kirche in ihrer Regierung vorgestellt, da das Bild vermuthlich von den zwölf Häuptern des jüdischen Volkes und den zwölf Aposteln, hergenommen ist; überhaupt aber dadurch die Hauptstände der Christenheit vorgestellt werden.

Das folgende weiset, daß solche das Lamm tief verehrt, auch mit Worten des Lobes und Gebets ihre Verehrung kund gethan haben.

Aus diesen Proben erhellet, daß der Herr Verfasser der Welt eine nützliche Sammlung mittheile. Wie man Fleiß, Belesenheit und Gründlichkeit allenthalben verspürt; so hat man besonders dessen Bescheidenheit zu rühmen, da er nicht, wie viel andre gesinnet ist, die unter den großen Exegeten gern eine Oberstelle behaupten wollen, aber im Widerlegen unbändig, und bey Bemerkung ihrer Fehler störrig sind, und sich also selbst zur Schande, mit Schmähen und Lästern helfen und wehren müssen. Wir wünschten, daß alle Schriftausleger dergleichen heßlichen Sinn ablegen, und bedenken möchten, daß sie nicht allezeit die Wahrheit bereits ergriffen haben; sondern derselben beständig nachjagen sollen.

III.

III.

.. Johann Dauws wohlunterrichteter und kunsterfahrner Schilderer und Mahler, aus der Antiquität und den besten Schriftstellern vermehrte und verbesserte zweyte Auflage, herausgegeben von Carl Bertram. Kopenhagen 1755, 1 Alph. 10 Bog. in 8.

Wir würden uns nicht die Mühe gegeben haben, von der zweyten Auflage eines on längst und nicht eben zum rühmlichsten kannten Buches Bericht zu erstatten, wenn r nicht gefunden hätten, daß der Herr Berim sehr vielen Fleiß dabey angewendet, das te Werk beynahe umgeschmolzen und es viel ,rreicher, vollständiger und brauchbarer geacht habe, als es vorhin war. Aus den cberbleibseln des alten Sauerteiges sieht man ohl, daß Herr M. Dauw einen schlechten eschmack und nicht das feinste Urtheil beses1 habe; dazu der Mahlerkunst unerfahren west sey, seine Lehren aus andern und nicht lezeit den besten Quellen geschöpft, und sein 3erk nur einem seiner Anverwandten zu gellen, welcher sich auf die Mahlerey legte, zummen getragen habe. Wie elend Deutsch uß nicht in der ersten Ausgabe stehn, da ich in dieser zweyten, alles Ausputzens unachtet, sich noch viel undeutsche Stellen ,erall hervorthun. Bey Nebendingen, bey

ganz fremden Dingen hatte sich der erste Verfasser aufgehalten, das wesentliche und nöthige aber, z. E. die Kunstregeln, weggelassen. Das alles hat Herr Bertram verbessert und vieles hinzugethan. Ob er gleich wenig Muse dazu hatte, und zu eilen genöthiget war; so können doch seine Zusätze leicht mehr als die Hälfte des Ganzen einnehmen. Sie unterscheiden sich von den Urstücken nicht sowohl durch die sogenannten Gänzefüße und Klammern, als vielmehr durch das reine Deutsch, wie auch das Anmuthige und Gründliche im Vortrage. Und dennoch ist diese Arbeit ihm nicht recht nach seinem Sinne. Vielmehr verspricht er sie mit der Zeit noch vollständiger zu machen, oder wohl gar eine ganz neue Schrift von gleichem Innhalte auszufertigen. Und zu dem letztern bekennet er mehr Lust zu haben, als zu dem erstern. Freylich kan man mit einer fremden Arbeit nicht so umspringen, wie mit seiner eignen. Es ist auch wider die Billigkeit, einem andern das Seinige nach Belieben zu nehmen, und dafür fremdes aufzudringen. Daß man sich von Herr Bertramen etwas guts versprechen könne, erweist gegenwärtiger Versuch hinlänglich. Wie es zugehe, daß das Deutsche in den Stellen so von ihm herrühren, reiner und flüßiger als das übrige sey, da Herr Bertram, wie man uns versichert hat, ein gebohrner Engländer ist, sehen wir nicht ein. Ist die Stelle p. 124 wo verschiedner Professorum von Jena gedacht

wird,

wird, wirklich von ihm, und nicht vielmehr in Zusatz des Herrn Bluhme, den man gebraucht hat das Deutsche auszubessern; so sollte man auf die Gedanken gerathen, Herr Bertram wäre ein Deutscher, und hätte zu Jena studiert. Uebrigens steht er als englischer Sprachmeister bey dem Seecadetencorps in königlich dänischen Diensten, und hat außer gegenwärtigem Werkgen folgendes ans Licht gestellt: The Royal Englifh-Danifh Grammar, Kopenhagen 1753 in 8. zweytens An Effay ou the Excellency and Style of the Englifh Tongue, eben daselbst Anno 1750 in 8. und endlich Ethics form feveral Authors the words accented, to render the Englifh Pronunciation eafy to foreigners. 1751 in 8.

Um einen Begriff von dem Inhalte der bertramischen Zusätze zu geben, wollen wir eine Stelle aus der Vorrede hersetzen, in welcher gemeldet wird, daß der Herausgeber unter andern erwiesen habe, daß die Schilderkunst eine freye Kunst, und kein Handwerk sey; und daß sie so gar die Bildhauerkunst, ja in manchen Fällen die Natur selbst übertreffe; ferner, daß er ihren wahren Ursprung angegeben, ingleichen die verschiednen berühmten Academien, welche man zu Erweiterung dieser Kunst aufgerichtet hat, erwähnet, insonderheit aber die königlich dänische Schilder- Bildhauer- und Architektur-Academie zu Kopenhagen ausführlich beschrieben habe; daß er die

verschiedenen Eigenschaften und Wissenschaften, die ein Mahler nothwendig besitzen muß, angezeigt; daß er die Regeln der Kunst vorgetragen, und die sechs Tabellen der königlich französischen Mahleracademie, die vom Herrn Testelin herrühren, ganz eingerückt habe: Hiernächst daß er eine bessere und ansehnlichere Nachricht von den grösten Meistern und ihren Kunststücken mitgetheilt, endlich alle Kunstwörter auf italienisch, französisch, englisch und holländisch angeführet und deutlich erkläret, noch zuletzt die von dieser Kunst geschriebenen Hauptbücher angegeben habe.

Man kan zwar gegenwärtiges Werkgen für kein Hauptbuch ausgeben. Jedoch werden sowohl Künstler, als insonderheit Liebhaber derselben, ob sie solche gleich nicht treiben, aber dennoch einen Begriff davon haben wollen, dasselbe nicht ohne Nutzen brauchen können. Hier möchten wir abbrechen; jedoch es wird nicht undienlich seyn, einige Proben von den Zusätzen dem Leser vorzulegen. P. 25. wird gedacht, daß man einsmahls zwey sonderbare Steine einem römischen Kayser verehrt habe, worauf zwo platte Weltkugeln mit allen Zeichenzirkeln, Strichen und Ländern in einer so richtigen Schickung und Verhältniß von der Natur gebildet waren, daß der gröste Mathematicus es nicht würde besser haben zeichnen können. Der Verfasser fügt hinzu: „Es ist zu „beklagen, daß unsre Cosmographi und Lieb„haber von neuen Entdeckungen nicht nachse„hen,

hen, ob nicht die gütige Natur uns hier entdeckt, wo die Länder die uns noch itzt unbekannt sind, liegen. Wer weiß, ob nicht noch neue Welten zum Vorschein kämen.„
Im zweyten Capitel werden die Wissenschaften benennt, in welchen sich ein Mahler muß umgesehen haben, wenn er nicht lächerlich werden will. Es wird so viel von ihm gefodert, daß einem angehenden Mahler grauen möchte. Er muß in allen Wissenschaften, in der Naturkunde, in der Geschichte, den Alterthümern, der Zergliedrungskunst und der Geometrie erfahren seyn, ehe er den Pinsel ansetzen kan. Es werden ihm die Hauptbücher in jeder Art, als in den Antiquitäten, Geiers Tractat de luctu Hebraeorum, Quenstäts antiquitates biblicae, Gronovs und Gräfens thesauri antiquitatum graecarum et romanarum, Pfeiffers antiqu. graecae und Rosini romanae angepriesen; einem jungen Menschen, der kein Latein, geschweige denn Griechisch und Hebräisch kan. Eine kleine Probe von dem Deutschen dieser Schrift zu geben, wollen wir eine kurze Periode aus p. 169. hersetzen. Sie lautet also: „Indem man nun also die Werke aller dieser „Meister gegeneinander hält, so kan man urtheilen, welche die Kupferstecherey, die Sparsamkeit wegen des Lichtes, und wie Licht und „Schatten einander gleichstimmig seyn müssen, am besten verstanden.„ Man merkt gleich, daß diese Stelle von einem Undeutschen, aus dem Französischen übersetzt sey. Menager

ger le jour heist nicht das Licht sparen, oder Sparsamkeit wegen des Lichts; sondern die richtige und geschickte Vertheilung und Anwendung des Lichts am gehörigen Orte, und im behörigen Maaße. Von dem Witze des Verfassers mag diese einzige Stelle aus p. 329. dienen. „Wie vortrefflich auch dieser Apelles sonst in seiner Kunst mag gewesen „seyn, so schrieb er dennoch fast allezeit unter seine Werke, so vollkommen sie auch immer „schienen, faciebat, er machte es. Durch „dieses imperfectum wollte er zu verstehen „geben, daß er kein einziges seiner Werke für „ein perfectum oder vollkommen hielt. Daher setzte er niemahls fecit unter seine Arbeit.„ u. s. w. Man läst es hingehen, daß der Herr Dauw geglaubt, Apelles habe Lateinisch gekonnt; ingleichen daß er p. 325. nicht gewust, daß der Jalipsus ein Sohn Herculis, und der Stiffter einer nach ihm benannten Stadt auf der Insel Rhodus gewest sey. Es könnten viel mehr dergleichen Stellen, wobey sich unterschiedenes anmerken ließ, beygebracht werden. Aber vielleicht möchte manchem das Werkgen nicht erheblich genug scheinen, sich so viel Mühe damit zu machen.

IV.

Andrometrie, ou Examen philosophique de l'homme.

das ist

Andrometrie, oder philosophische Prüfung des Menschen, durch den Herrn Abt von Villemaire, Paris 1753. in 12. 7 Bogen.

Die Absicht dieses Buches ist, den wahren Wehrt der Menschen zu bestimmen: und deswegen hat der Verfasser vermuthlich den griechischen Titel Andrometrie oder die Abmessung des Menschen erwählet.

Die vornehmsten Gegenstände, womit er sich beschäfftiget, sind folgende. Erster Anblick der Menschen: Erste Triebfeder der Menschen: Eine Art von Gegenwirkung der Eigenliebe: Gegenstand unserer Wirkungen: Von den menschlichen Wissenschaften: Vom Wehrte der Künste: Fortgang der Ueppigkeit: Unterschiede, welche unter den Menschen statt gefunden haben: Gegenstand der Leidenschaften: Gehörige Stellungen des Menschen: Die Menschen zeigen sich jemanden, der sich nur etwas über sie erhebet, sehr klein, und voll Thorheit, die sie selbst bisweilen erkennen, wenn sie durch Begehung vieler Thorheiten weise werden, und bey kaltsinniger Erinnerung der Umstände, um die sie sich am meisten bestrebt haben, ausrufen:

War es nur das? Das Gemählde dieser Umstände ändert sich nemlich durch die Ueberlegung: die Farben verlieren etwas von ihrer Lebhaftigkeit; aber die Zeichnung wird richtiger. Beym ersten Anblicke der Menschen sieht man sie in beständiger Arbeit, unablässig so zu reden durch einander wirbeln. So unordentlich ihre Bewegungen scheinen; so fleißig reden sie doch von der Ordnung. Nichts ist so vernünftig als ihr Entwurf einer Gesellschaft, zu der sie ihre gegenseitige Bedürfnisse verbinden; und nichts ist ungereimter als die Art, wie sie diesen Entwurf ausführen.

Der Verfasser fängt hierauf von dem Ursprunge der einfachen Gesellschaften an, und gehet bis auf die Staaten, über deren Regierungsart er verschiedene nicht neue Betrachtungen anstellet, die ihn zum Lobe der französischen Regierungsart führen, die, wie er zu verstehen giebt, dadurch sicher ist, weil die Unterthanen überzeugt sind, daß sie bey einer Veränderung verlieren würden. Engelland und Holland habe verschiedene Veränderungen gelitten; Frankreich aber hat seit 1400 Jahren immer einerley Herren gehabt. Der Verfasser kömmt hierauf auf das Verderben, das in die Gesellschaft einreißt, wenn die Leidenschaften der Menschen machen, daß sie nur auf sich sehen, ohne das gemeine Beste, davon ihr Wohl sich nicht trennen läßt, zu betrachten. Dieses führt ihn auf die Eigenliebe,

die

erste Triebfeder der Menschen, deren
uze er im zweyten Abschnitte seiner
rift bestimmet, und die Wirkungen die
en den Menschen hat, daß sie sich selbst
eicheln, und an andern nur das tadelhaf-
merken, erzählet. Was der Verfasser
Art einer Gegenwirkung bey der Selbst-
nennet, ist folgendes: Die übertriebene
nliebe ist mit sich selbst nicht einig; und
r entstehet das Seltsame, daß Menschen
ich von ihr hinreißen lassen, ob sie zwar
sich selbst lieben, doch nichts thun als nur
andere: Sie vergrößern ihr Wesen in ih-
Einbildung, und leben so zu reden in ei-
andern. Eine solche eingebildete Erwei-
ng unsers Wesens ist der Begriff, den
andere Menschen von uns machen, denen
gefallen wir so vieles thun. Jeder schätzt
höher als seinen Nächsten, und macht
doch aus seines Nächstens Beyfalle mehr
aus seinem eigenen. Die lobenswürdig-
Handlung gefällt ihm nicht, wenn sie nicht
rklich gelobet wird. Diese Begierde nach
derer Beyfalle erstreckt sich bis auf die
ichgültigsten Sachen, und verleitet die
enschen, Thorheiten, die durchgehends ge-
liget werden, nachzuäffen, so gar in ihrer
ffführung widersprechend, bey Weisen wei-
und gleich darauf, um der thörichten Menge
gefallen, thöricht zu handeln.

So vertauschen die Menschen die Herr-
aft der Vernunft, ihrer rechtmäßigen Ge-

bieterin, um sich dem Beyfalle anderer, wie einem eigensinnigen Tyrannen zu unterwerfen. Da nun unsere Bestrebungen beständig auf die Glückseligkeit gehen, und da unsere Glückseligkeit nicht blos in der Einbildung bestehen kan; so wird untersuchet, was sie eigentlich seyn, und gewiesen, daß die Menschen solche meist in Eitelkeiten suchen, welche solche dazu gar nicht bringen könne. Der Verfasser rechnet im folgendem Abschnitte die menschlichen Kenntnisse dahin. Er sieht es als eine Prahlerey an, daß man von allen Dingen Bücher geschrieben, als wären alle Wahrheiten den Menschen bekannt. Alle Wahrheiten, die man weiß, lassen sich, wie er meint, in ein Duodezbändchen bringen. Aus dem leichtester Begriffe hat man unzähliche Bände gemacht; und wenn es an Erkenntniß gefehlet, leere Töne statt der Begriffe gesetzt, welche solche ausdrucken sollten. Man hat aus der Wissenschaft der Kunstwörter eine Kunst gemacht, der es nicht an Verehrung fehlt: und in der That, keine Kunst verdiente mehr Verehrung als diejenige, die der menschlichen Natur allen Vorwurf der Unwissenheit ersparet, und sie vermittelst einer spitzfündigen Distinction in den Stand setzt, von allem Rede und Antwort zu geben. Man hat sich für reich an Kenntniß gehalten, weil man mit Wörtern bezahlen konnte. Der Mensch würde nie gestrebet haben, sich selbst so zu betriegen, wenn ihn nicht eine zu

unbe-

dachtsame Neugier über seine Gränzen
rt hätte. Die Natur hatte ihn von ei-
gewissen Anzahl Wahrheiten, die zu sei-
Bedürfnisse gehören, unterrichtet. Die-
Schranken aber sind ihm zu enge vorge-
men, und er hat lieber selbst entdecken,
ich mit demjenigen begnügen wollen, was
vorgestellet wurde. So gefährlich es
war, sich so weit einzulassen; so hat ihn
selbst die Schwierigkeit des Unterneh-
s angefeuert. Man ist auf eine Unwis-
heit stolz worden, deren Erhaltung viel ge-
et; und hat statt einer kleinen Menge
undsätze, die wir von unsern Vätern be-
men, eine Menge Wörter, Vorurtheile
Irrthümer gesetzt.

In diesem Tone fähret der Verfasser weiter
t, und wer die Wissenschaften mit der bil-
en Gleichgültigkeit betrachtet, die eine gro-
Einsicht in derselben allein und allemahl
bt, der wird ihm in vielen Stücken recht
ssen, aber auch die Erinnerung machen, daß
ser Tadel viel zu unbestimmt vorgetragen
. Man sieht nicht allemahl die Absicht
sselben ein. Ist sie die Menschen abzuhal-
n, daß sie sich in eitle Wissenschaften nicht
sehr vertiefen; so ist gewiß die Zahl derer,
e dieses thun, in Vergleichung mit denen
hr geringe, die auch nützliche Wissenschaften
nrecht verachten, und eine Warnung für die
rste ist unbedachtsam abgefaßt, wenn sie die
letztern

letztern bestärckt. Daß aber die Zahl der Wahrheiten, die zu des Menschen Bedürfnisse gehören, so geringe seyn sollte, wird sich niemand bereden, der nur einige Einsicht in die menschliche Gesellschaft hat. Im Gegentheile zeigt sich, daß wir bey weiten noch nicht alle Wahrheiten, deren Erkenntniß uns bey vielen Bedürfnissen, z. E. in der Arztneykunst, selbst in vielen mechanischen Künsten und Handwerken leiten würde, besitzen. Gesetzt also, wir wüsten auf einer Seite zu viel; so wissen wir auf der andern zu wenig: und da man gar ein Fremdling in den Wissenschaften seyn müste, wenn man leugnen wollte, daß aus ganz unnütz scheinenden Sätzen oft die brauchbarsten Folgen fließen; so kan man keine Untersuchungen blos ihrer Unnüzlichkeit wegen verwerfen, als in sofern man Zeit darauf anwendet, die zu offenbar nüzlichen anzuwenden wäre. Was von dem Wörterkrame einiger Gelehrten gesagt wird, ist allerdings richtig: und wir wollten wünschen, daß es nicht auch in Deutschland, und besonders in einer Philosophie, die, wenn Gott nicht sonderlich strafen will, kein hohes Alter erleben wird, statt fände. Aber wir sollten glauben, der Verfasser müsse die Gelehrtengeschichte ungemein wenig kennen, wenn er unsern Vorfahren Vorzüge vor uns hierinne zuschreibet, da wir nur ihre Fehler wiederholen. Es wäre denn, daß er unter den Vätern, deren Grundsätze wir mit Irrthümern

ver-

ischt haben, etwa die Patriarchen vor
ündfluth verstünde.

er Verfasser sucht das was er vorgetra=
hat, durch Anführung verschiedener
itigkeiten und Irrthümer der Philosophen
stätigen, z. E. von den ersten Ursachen
Naturbegebenheiten, vom leeren Raume
. Epikur und einige Neuere nach ihm,
n in der Welt nur Theile gesehen, die ein
efähr zusammen brachte. Leibniz hat ei=
harmonie gesetzt, die mit der Freyheit
erlich zu vereinigen ist. Spinosa und
iini nach ihm, sahen mit einem sehr ge=
lichen Irrthume, Gott in allen: Male=
iche alles in Gott. Ueberall findet man
sterniß! nur die Offenbahrung unterrich=
ins von dem Wenigen, an dessen Kennt=
uns gelegen ist. Die Schwierigkeit, ob
Ausdehnung nur endlich oder unendlich
lbar ist, welcher Descartes durch das von
erdachte Unbestimmte, nicht auswei=
i kan, hat Leibnizen auf die Monaden ge=
cht, welche die Marquise von Chatelet er=
iert hat, (sagt der Verfasser, als wenn sie
on veraltert wären.) So wird die Aus=
nung aus unausgedehnten Dingen zusam=
ngesetzt, der Körper geistlich gemacht und
h nichts erkläret. Der Pöbel bildet sich
, die Farben wären in den Körpern selbst,
sie doch eine Empfindung der Seele sind.
t es etwa mit der Ausdehnung eben so be=

schaf=

schaffen? * Doch spricht der Verfasser dem Menschen nicht alle gewisse Erkenntniß ab. Die sittlichen Wahrheiten zeigen sich ihm von sich selbst, ihn zu leiten. Auch die mathematischen Verhältnisse führen ihn desto sicherer, je nützlicher sie der Gesellschaft sind. Man wird sich aus diesen Betrachtungen ohngefähr vorstellen können, wie er die Künste schätzet. Die nützlichen haben bey ihm den ersten Rang, und er tadelt es, daß unsere Künste meist nur Nachahmungen der Natur sind, die außer einem fruchtlosen Ergötzen nur den Nutzen haben, daß sie die Menschen nicht müßig gehen lassen. Diesen Gedanken folgen verschiedene andere nicht neuere, von dem Verfalle der Künste, ihrer Wanderung durch verschiedene Länder rc.

Der Verfasser wendet sich alsdenn zum Wachsthume der Ueppigkeit, das mit den Künsten meistens verbunden ist. Einige Schilderungen davon mögen noch eine Probe von des Verfassers Schreibart geben. Die Ueppigkeit, die sich von Tage zu Tage ausbreitet, hat es endlich dahin gebracht, unsere Sinne

* Man kan nicht sehen, ob diese Frage von dem Verfasser mit ja beantwortet werden dürfte? Wenigstens füget er nicht das geringste bey, zu zeigen, daß dergleichen Antwort ungereimt wäre. Ist aber dieses erlaubt: so fallen bekanntermaßen alle Einwendungen wider die Monadologie weg.

ime stumpf zu machen. Man hat das
genehme so eifrig gesucht, daß man sich
er Stand gesetzt, solches zu geniessen.
r ausschweifende Aufwand eines Ver-
wenders bringt ihn bald in die Umstände,
i ihm das Nothdürftige fehlet: Und uns
d die Ausschweifung, auf welche wir die
npfindung getrieben haben, bald in die
ustände bringen, daß wir nichts mehr em-
nden. Wir kennen schon die Stimme der
othdurft nicht mehr. Weil man ihr alle-
t zuvorkömmt, so giebt sie den Ergötzun-
n nicht mehr die Lebhaftigkeit, die sie nur
n ihr haben.

Die Weichlichkeit und der Pracht haben
ußerlichen Glanz mit der Bequemlichkeit
ereiniget, welche dadurch vertrieben, und
ie natürliche Ordnung der Dinge verändert
ird. Die Kleidung ist nur ein Theater-
utz, der Hausrath eine veränderliche Aus-
ierung, und unsere Gastereyen eine Art
on Prachte geworden, wo sich, weil die
ust zum Essen mangelt, Aufsätze, vergoldet
nd ausgeschnitten Papier und Blumen zei-
gen müssen. Außer dem Uebel das die
Ueppigkeit bey einzelnen Personen verursa-
het, folgt auch noch dieses daraus, daß sie
eine erstaunliche Menge Menschen an einen
Ort zusammen bringet, welche weiter aus-
gebreitet, nützlicher wären. Die Menschen
sind dazu gemacht, beysammen zu seyn; aber
nicht

nicht in solchen Klumpen übereinander zu liegen. Eine Million Menschen dränget sich unbequem in eine enge Gegend; da indessen große und fruchtbare Landschaften, weil es ihnen an Arbeitern fehlet, bey weiten nicht so viel geben als sie sollten.

Man wird aus dem Angeführten leicht ersehen, daß dieses Buch nicht die Wissenschaften zu erweitern, sondern Sittenlehren, die an sich selbst gar nicht neu sind, meistens mit einem neuen Schwunge vorzutragen, geschrieben ist. Wie unsere Anzeige davon, dieser Ursache wegen nicht weitläuftiger zu seyn brauchet; so wird sie auch den Nutzen haben, daß man in der **Abmessung des Menschen** nicht etwa tiefsinnigere oder neuere Sachen zu finden vermuthet.

Inhalt.

Erratum.

P. 853. l. 10. wird statt 3 Bogen gelesen 3 Lagen.

I. Regi-

Register derer in diesen zwölf Theilen beurtheilten Bücher.

[Z]weytes Register derer merkwürdigsten Sachen.

Ebio-

Engel-

wie

Glau-

wie

vor


WIDENER LIBRARY
HX IJVQ F





